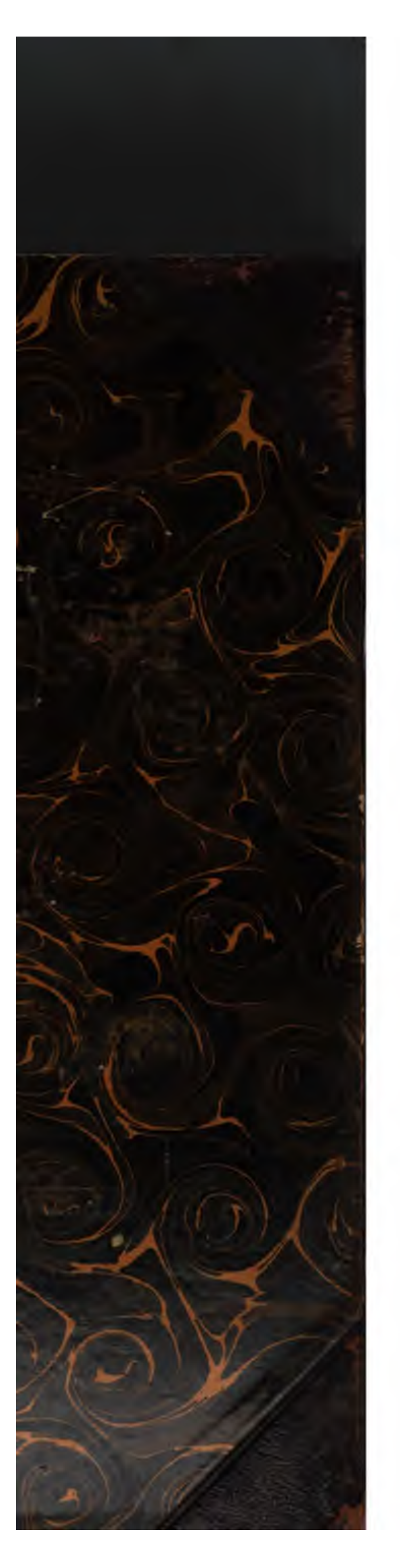






# Deutsche Geschichte

von

**Karl Lamprecht.**

Zweiter Ergänzungsband.

Erste Hälfte.

Erste und zweite Auflage.

Neuer Abdruck.

**Freiburg im Breisgau.**
Verlag von Hermann Heyfelder.
1905.

# Zur jüngsten deutschen Vergangenheit.

Von

**Karl Lamprecht.**

Zweiter Band.

Erste Hälfte.

Wirtschaftsleben. — Soziale Entwicklung.

Erste und zweite Auflage.

Neuer Abdruck.

**Freiburg im Breisgau.**
Verlag von Hermann Heyfelder.
1905.

# Vorwort.

Diesen Band meiner Deutschen Geschichte muß ich, soweit seine ersten hundert Seiten in Betracht kommen, dem besonderen Wohlwollen des Lesers empfehlen. Sollte die deutsche Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklung der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nicht vom speziell national- und sozialökonomischen, sondern vielmehr von allgemeinem entwicklungsgeschichtlichen und sozialpsychologischen Standpunkte zur Darstellung gelangen, so bedurfte die Erzählung eines weit zurückreichenden und breiten Unterbaues: insbesondere mußten die bisher geltenden Lehren von den Wirtschaftsstufen durch eine neue psychologische Theorie dieser Stufen ersetzt, sowie das Verhältnis von Naturwissenschaft, Technik und Volkswirtschaft im Verlaufe der Entwicklung wenigstens des 15. bis 19. Jahrhunderts geschichtlich klargelegt werden. Vornehmlich diesen Aufgaben sind etwa die ersten hundert Seiten des Buches gewidmet. Ich habe nun zwar allen Eifer angewandt, für die in diesem Teile mitgeteilten Tatsachen und ihren Zusammenhang eine leichte Formulierung zu finden; und mehr als einmal sind die Abschnitte in dieser Absicht umgearbeitet worden. Aber ist das Ziel ganz erreicht worden? Meinem eigenen Eindrucke nach habe ich mich schließlich bescheiden müssen; der Inhalt an sich bietet eben, wenigstens bei der hier notwendigen gedrängten Darstellungsweise, formell nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten. Jedenfalls ist das Buch derart eingerichtet worden, daß es beim

Beginn der Lektüre von Seite 115 ab gelesen werden kann, ohne daß eine vorhergehende Kenntnis des Inhaltes der früheren Abschnitte nötig wäre. Das hat freilich einige kleine Wiederholungen notwendig gemacht, doch wird in ihnen der schon anderswo erwähnte Stoff regelmäßig in anderer Beleuchtung vorgetragen.

Im übrigen behandelt dieser Teil des zweiten Ergänzungsbandes die Entwicklung der Wirtschaft und der Gesellschaft, während die Darstellung der Politik, der inneren wie der äußeren, einem weiteren, letzten Teile vorbehalten bleibt, der im Manuskript ziemlich abgeschlossen ist und im Herbst dieses Jahres erscheinen soll.

Im Verlaufe der Erzählung selbst wird man bemerken, wie sich die Anschauung, die in dem ersten Bande über die Entwicklung des Geisteslebens vorgetragen ist, nun mit entsprechenden Anschauungen über die Entwicklung der sogenannten materiellen Kultur zu einer Einheit zusammenschließt: einer Einheit, die in den höchsten Leistungen der geistigen Kultur gipfelt. Diese Anschauung hätte, so wird man meinen können, zur Behandlung des Geisteslebens (also des Inhaltes des ersten Bandes) erst nach dem Wirtschaftsleben und der sozialen und politischen Entwicklung (zweiter Band) führen sollen. Wer so urteilt, verkennt die Schwierigkeiten einer Darstellung, die sich zum ersten Male den tieferen Problemen der jüngsten Kulturentwicklung nähert und sie nach Kräften zu bewältigen sucht. Bei so schweren Aufgaben kann im ersten Wurfe nicht eine deduktive, sondern nur eine genetische und grundsätzlich analysierende Darstellung gewählt werden: die Erzählung muß den Wegen folgen, auf denen der Erzähler zum Inhalt seines Vortrages gelangt ist. Von dieser Seite her betrachtet unterlag es keinem Zweifel, daß eine chronologische Abgrenzung

des Zeitalters unserer jüngsten Vergangenheit, der erste und notwendigste Schritt vor jeder Bewältigung des Ganzen, mit Sicherheit nur durch eingehende Untersuchung und Darstellung der geistigen Seite der Entwicklung zu erreichen war.

Die Behandlung des Wirtschaftslebens und der Gesellschaftsentwicklung in diesem Bande ist eine sozialpsychische und entwicklungsgeschichtliche. National- und Sozialökonomen werden daher eine Anzahl von Begriffen und Kategorieen ihrer engeren Wissenschaft umgedeutet oder verworfen finden, und sie werden auch wohl hier und da intime Kenntnisse vermissen. Gleichwohl darf der Verfasser von sich behaupten, innerhalb des überaus umfassenden Tatsachenbereiches seiner Darstellung auch für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der jüngsten Zeit allen Fleiß angewendet zu haben und durch eine Reihe günstiger Zufälligkeiten seines Lebensganges mit wesentlichen Seiten des modernen Wirtschaftslebens vor allem praktisch ein wenig vertraut zu sein. Möchte der Versuch, Wirtschaft und Gesellschaft hier nicht vom nationalökonomisch und fachmännisch abgegrenzten, sondern vom allgemein geschichtlichen Standpunkte zu behandeln, mit Erfolg eingeschlagen sein. Im übrigen brauche ich wohl kaum zu betonen, wie viel mein Buch den Vertretern der Nationalökonomie verdankt, wie mich denn nichts mehr erfreuen könnte, als wenn ich gerade von dieser Seite her die Anerkennung ernten würde, nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben. Sehr nahe tritt mir dabei an dieser Stelle die Versuchung, eine Anzahl von Namen zu nennen, denen ich besonders viel schulde, Namen von Gelehrten, die unter sich zum Teil in recht lebhaften Gegensätzen stehen. Aber ich unterlasse die ausdrückliche Äußerung von Gefühlen, die jeder Kenner im Verlaufe meiner Erzählung immer und immer wieder wie leise Nebentöne wird anklingen hören.

Zum Schluß erfülle ich eine Herzenspflicht, indem ich den Herren Geheimrat Professor Dr. Ostwald und Privatdozent Dr. Eulenburg hier wiederhole, was ich ihnen schon mündlich sagen durfte: wie verbunden ich ihnen bin, daß sie sich des Textes des vorliegenden Bandes während der Drucklegung mit unermüdlicher und gelegentlich tiefgreifender Kritik angenommen haben. Nicht minder danke ich Herrn Dr. Tille für die Freundlichkeit, mit der er die Korrekturen des Bandes begleitet und meine Anschauungen in einzelnen Fällen bereichert hat.

Leipzig, 25. Februar 1903.

Lamprecht.

# Inhalt.

## Wirtschaftsleben.

Seite

---

## Soziale Entwicklung.

# Wirtschaftsleben.

---

# Wirtschaftsleben.

# I.

Die Wissenschaft ist der jüngste Trieb, der sich an dem alten Baume der mittel- und westeuropäischen Kultur zu breitem, schattendem Gezweig entwickelt hat; nicht eben viel über das 16. Jahrhundert zurück, in einzelnen wichtigen Erscheinungen höchstens bis ins 13. Jahrhundert, läßt sich sein Wachstum als eine selbständige Entwicklungserscheinung der heute blühenden europäischen Kultur verfolgen.

In dieser Jugend der Geschichte der Wissenschaften beruht ihre besondere entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, und gesteigert wird diese noch durch ihren stracken und in sich besonders folgerichtigen Verlauf. Man kann in diesem Falle einmal einen vollwichtigen Teil des Lebens der Gegenwart bis in seine Wurzeln verfolgen, und man sieht leicht, unter der Wirkung welcher allgemeiner psychischer Regelmäßigkeiten er erwachsen ist. Und was mehr ist: diese Entwicklung ist zugleich die Entfaltung einer der wichtigsten Äußerungsformen der geschichtlichen Psyche, der intellektuellen, nur in besonders hoher Potenz: denn was ist wissenschaftliches Denken anders als gewöhnliches Denken, nur beharrlich und systematisch angewandt auf besonders verwickelte Gegenstände? Und damit fallen denn aus der Entfaltung dieses verwickelten Denkens auch Streiflichter auf jene ferne und für uns vielfach nur noch in mittelbarem Schluß erkennbare Zeit, da menschlicher Verstand innerhalb menschlicher Gemeinschaften in ursprünglichstem Ringen die erste Herrschaft des Denkens über den nächsten Horizont der Erscheinungswelt erwarb.

Das früheste freie wissenschaftliche Denken der abendländischen Nationen bezog sich auf das Gebiet der Naturwissen-

Verhältnissen beobachtete. Es ist der Beginn des mechanistischen Zeitalters. Stevin stellte zuerst die Lehre von der schiefen Ebene auf, Galilei folgte mit den Fallgesetzen, Newton legte deren mathematische Grundlagen vollends klar und machte die Anwendung auf den Kosmos des Sonnensystems; eine wunderbare Entwicklung der Wissenschaft der Mechanik begann, die schließlich zu der großartigen Einfachheit der mechanischen Anschauungen eines Lagrange führte: bis das 19. Jahrhundert die Auflösung der Mechanik in eine allgemeine Mannigfaltigkeitslehre erlebt hat.

Unter dem belebenden Einflusse der mechanischen Lehren aber erblühten Physik und Chemie, und auf deren Ergebnissen baute sich eine neue, mechanische Lehre vom Leben auf; eine Bewegung, die im 19. Jahrhundert in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft (Mayer 1842, Helmholtz 1847) einerseits, andererseits in der Darwinschen mechanisch-psychologischen Erklärung der organischen Entwicklungsvorgänge (Deszendenztheorie 1859) ihren Höhepunkt und wohl auch ihren Abschluß fand. Denn es ist klar, daß die Naturwissenschaft bei diesen Errungenschaften nicht stehen geblieben ist und nicht stehen bleiben wird. Aber vor aller Augen liegt auch, was sie bis zu ihnen hin geleistet hat: niemals hat das menschliche Geschlecht einen nur annähernd gleich tiefen Einblick in die Geheimnisse der Natur besessen.

Die Entwicklung der Geisteswissenschaften ist andere Wege gegangen. Schon ihr Ausgangspunkt war ein anderer. Die mechanische Naturwissenschaft hatte in den Wiegenzeiten auf ihrem eigensten Gebiete nur wenige Hindernisse entgegenstehenden Denkens aus älterer Zeit hinwegzuräumen gehabt. Was sie vorgefunden hatte, war nur eine uralte technische Praxis gewesen, der Gebrauch von Hebel und Bohrer und Rolle und Schraube und dergleichen: von Dingen, die zum großen Teil schon aus den Jahrtausenden der Kultur Vorderasiens und der Mittelmeerländer auf die Völker des Mittelalters übergegangen waren und nicht selten aus der erweiterten Anwendung des 13. bis 15. Jahrhunderts heraus, in der sie bereits in Verbindung mit Kompaß, primitiver Uhr und primitivem

schaften; allgemeiner trat es erst ein mit dem 15. Jahrhundert, mitten in der Befreiung des mittelalterlichen Verstandes von kirchlicher Bevormundung. Und da ist es denn alsbald kühn, wie jeder erste und naive Versuch menschlichen Fortschritts, auf großen und neuen Bahnen gewandelt. Es begnügte sich nicht mit der Kenntnis unzähliger Einzelheiten aus der Naturbeschreibung, wie sie teilweise schon das Mittelalter, oft in sonderbarer Verquickung mit dem Wunderglauben der Kirche und dem Aberglauben der Völker, angehäuft hatte: es wollte alsbald tiefer sehen, wollte das Ganze verstehen lernen. So suchte es nicht in hartnäckigem Festhalten am Einzelnen, sondern in enthusiastisch-dichterischer Umfassung des Universalen nach einem Zauberwort, das dieses mit einem Rucke aufklären und erschließen sollte. Es war die Zeit des Goetheschen Faust. Erkennen wollte sie alsbald, was die Welt im Innersten zusammenhält. Und da Sinne und Verstand in dem verzückten Gemüte des Forschers noch ineinander überflossen, so ward ihr der Wunsch, die Erfüllung. Als eine äußere Hülle nur noch steht vor dem Auge der neuen Wissenschaft die Welt der Erscheinungen da, als eine Couliſſe gleichsam, die den Blick in das Allerheiligste hindert. Hinter ihr dagegen webt erst die wahre Welt, ein unendliches Reich von Kräften: und alle diese Kräfte werden von dem dichterisch bewegten Verstande des Forschers in einem großen Schlusse der Vergleichung zusammengefaßt zu einer einzigen großen Kraft, der Kraft eines Allbewegers, Allerhalters. So entsteht ein System des Pandynamismus, und dieses System gipfelt in bald panentheistischen, bald pantheistischen Anschauungen.

Aber bereits seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann diese enthusiastische Behandlung der Naturwissenschaft abgelöst zu werden durch eine andere Art. Man lernte jetzt kritisch das Einzelne betrachten; man ging der Natur, die sich nicht im All-Einen offenbaren wollte, nahe mit Hebel und mit Schrauben. Man zwang ihr ein Verständnis ab, indem man die Wirkung ihrer anscheinend einfachsten Elemente, vielfach in bewußter Anknüpfung an die Griechen, in ihren einfachsten

Verhältnissen beobachtete. Es ist der Beginn des mechanistischen Zeitalters. Stevin stellte zuerst die Lehre von der schiefen Ebene auf, Galilei folgte mit den Fallgesetzen, Newton legte deren mathematische Grundlagen vollends klar und machte die Anwendung auf den Kosmos des Sonnensystems; eine wunderbare Entwicklung der Wissenschaft der Mechanik begann, die schließlich zu der großartigen Einfachheit der mechanischen Anschauungen eines Lagrange führte: bis das 19. Jahrhundert die Auflösung der Mechanik in eine allgemeine Mannigfaltigkeitslehre erlebt hat.

Unter dem belebenden Einflusse der mechanischen Lehren aber erblühten Physik und Chemie, und auf deren Ergebnissen baute sich eine neue, mechanische Lehre vom Leben auf; eine Bewegung, die im 19. Jahrhundert in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft (Mayer 1842, Helmholtz 1847) einerseits, andererseits in der Darwinschen mechanisch-psychologischen Erklärung der organischen Entwicklungsvorgänge (Deszendenztheorie 1859) ihren Höhepunkt und wohl auch ihren Abschluß fand. Denn es ist klar, daß die Naturwissenschaft bei diesen Errungenschaften nicht stehen geblieben ist und nicht stehen bleiben wird. Aber vor aller Augen liegt auch, was sie bis zu ihnen hin geleistet hat: niemals hat das menschliche Geschlecht einen nur annähernd gleich tiefen Einblick in die Geheimnisse der Natur besessen.

Die Entwicklung der Geisteswissenschaften ist andere Wege gegangen. Schon ihr Ausgangspunkt war ein anderer. Die mechanische Naturwissenschaft hatte in den Wiegenzeiten auf ihrem eigensten Gebiete nur wenige Hindernisse entgegenstehenden Denkens aus älterer Zeit hinwegzuräumen gehabt. Was sie vorgefunden hatte, war nur eine uralte technische Praxis gewesen, der Gebrauch von Hebel und Bohrer und Rolle und Schraube und dergleichen: von Dingen, die zum großen Teil schon aus den Jahrtausenden der Kultur Vorderasiens und der Mittelmeerländer auf die Völker des Mittelalters übergegangen waren und nicht selten aus der erweiterten Anwendung des 13. bis 15. Jahrhunderts heraus, in der sie bereits in Verbindung mit Kompaß, primitiver Uhr und primitivem

Vergrößerungsglase gebraucht wurden, schon den ersten großen Denkern der Mechanik, wie Leonardi da Vinci, die wichtigsten und zunächst zu lösenden Probleme gestellt hatten. Anders die Geisteswissenschaften. Allerdings gab es auch in ihrem Bereich von alters her eine Technik, aber diese war von ganz anderer Natur und Wirkung. Schon in Zeiten, die dessen, was wir wissenschaftliche Methode nennen, noch gar nicht fähig gewesen waren, hatte es doch gewisse Gebiete des Denkens gegeben, die so verwickelt erschienen, daß für sie durch berufsmäßige Pflege gesorgt werden mußte. Es waren namentlich zwei gewesen: das Gebiet des Glaubens und das Gebiet des Rechtes. Und so waren die Gottes- und Rechtsgelehrtheit als praktische Wissenschaften entstanden, nicht schon aus der reinen Absicht der Erkenntnis der Vernunft- und Verstandesgesetze an sich, sondern aus dem Bedürfnis, sich in verworrenen Bezirken des jeweilig bestehenden Lebens tatsächlich leichter zurecht zu finden. Und sie hatten dann, auf dem Rechte dieses Daseins fußend, zum Verständnis der ihnen unterstellten Gebiete, wie nicht anders möglich, die Denkgewohnheiten eben ihrer Zeit, und das hieß in niedrigen Kulturen solcher verhältnismäßig geringer intellektueller Durchbildung angewandt. Und damit waren sie denn auch in diesem Denken fixiert worden; es war eine bestimmte Überlieferung geschaffen worden, bei den west- und mitteleuropäischen Völkern die des uns bekannten Mittelalters, über die später nur schwer hinauszukommen war.

Gewiß: als mit den ersten Befreiungsvorgängen der Persönlichkeit im 16. Jahrhundert die Reformation einzog und nach ihr die volle Anerkennung der Vernunft als des natürlichen Lichts zur Erhellung auch der geistigen Welt, da war unter Beihilfe des in der Renaissance erneuten Denkens der Antike der erste schüchterne Versuch gemacht worden, die alte Überlieferung durch die Begriffe eines natürlichen Rechtes und auch einer natürlichen Religion zu ersetzen. Aber haben Bestrebungen in dieser Hinsicht, die die Beschäftigung ganzer Generationen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert bildeten, Erfolg gehabt? Nur langsam gab sich namentlich die Theologie als Gesamterscheinung — von

einzelnen Denkern ist hier nicht die Rede — den Anforderungen ständig freier entwickelten wissenschaftlichen Denkens hin; und auch der Jurisprudenz ist es schwer geworden, alte und lieb gewordene Wege des Denkens zu verlassen.

Alles andere geisteswissenschaftliche Denken aber blieb bis mindestens zur Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß des weitumfassenden, in sich abgeschlossenen und darum imponierenden Denkens dieser alten praktischen Disziplinen. Ja selbst im 19. Jahrhundert übten und üben beide noch den stärksten Einfluß: eine Geschichte der Geschichtswissenschaft vor allem würde davon zu berichten haben.

Indem dies der Gang der Entwicklung war, indem es zugleich anscheinend in der Natur der Dinge lag, daß sich das wissenschaftliche Denken den schwierigen Fragen der Geisteswissenschaften erst später zuwandte als den leichter zu erobernden Feldern der Naturwissenschaft, ist es zu einem wahrhaft freien wissenschaftlichen Erforschen geisteswissenschaftlicher Probleme erst allmählich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gekommen.

Und nun beobachtet man, daß sich auch auf diesem Gebiete ein verwandter Entwicklungsgang einstellt, wie ihn die Naturwissenschaft im 15. bis 17. Jahrhundert genommen hatte. Während eine breite Tätigkeit sich nicht so sehr der Erkenntnis, als der Kenntnis der Einzeltatsachen zuwendet und im Rubrizieren und Beschreiben der Dinge als schlechthin singulär gedachter Erscheinungen aufgeht, setzt zugleich ein erstes denkhaftes Verständnis im Sinne einer enthusiastischen Durchdringung des Ganzen von einem Punkte aus ein. Es sind die Zeiten der großen Systeme von Herder bis Hegel, die Jahre einer philosophischen Geschichtsschreibung und einer dichterischen Philosophie: gleich den Jahrhunderten des Pandynamismus, die in dem naturphilosophischen Jahrzehnt der Periode des geisteswissenschaftlichen Enthusiasmus (1810—1820) ein merkwürdiges Nachspiel fanden, haben sie unendliche Anregungen ausgestreut; reich an unmittelbaren positiven Ergebnissen sind sie nicht gewesen.

Gleichwohl blieb den Geisteswissenschaften, wie einst der Naturwissenschaft, aus dem Zeitalter ihrer enthusiastischen Anfänge ein allerwesentlichstes methodisches Element zurück, das Element der Vergleichung. Und die Vergleichung, die in ihrer ersten naiven Anwendung alsbald auf das Ganze versagt hatte, kam nun den Teilen zu gute: eine vergleichende Kulturgeschichte, Sprachwissenschaft, Literatur- und Kunstgeschichte, eine vergleichende Völkerkunde und Religionswissenschaft entstanden. Aber konnten nun diese jungen Wissenschaften, sie alle der Hauptsache nach Kinder erst des 19. Jahrhunderts, sicher und schnell zum Ziele führen?

Mit nichten. Wie verwickelt waren doch die Gegenstände, die hier verglichen werden sollten! Das Ergebnis welcher Unsumme verschiedener Ursachen, allgemein typischer wie persönlich, zeitlich und räumlich besonderer, ist doch eine Religion, eine Literatur, eine Verfassung! Wie ist es denkbar, daß zwei von ihnen, durch das Mittel eines einfachen Gesamtvergleichs nebeneinander gehalten, ein sicheres Bild des in ihnen dauernd Beständigen, des ihnen im tiefsten Grunde Gemeinsamen ergeben sollten! Nur vereinzelte Analogieen können auf diesem Wege gewonnen werden, nicht Gleichheiten, und der Analogieschluß ist der gebrechlichste aller Schlüsse. In der Tat sind die meisten der hierher gehörenden Wissenschaften im sogenannt Geistreichen stecken geblieben.

Tiefer muß man graben, will man auf geisteswissenschaftlichem Gebiete erfolgreich vergleichen — hinab bis zu den Elementen alles Geisteslebens, bis zu den einfachsten Erlebnissen der menschlichen Seele selbst. Es ist ein Schritt, der der Wandlung der Naturwissenschaften zur Mechanik entspricht. Das Geistesleben als Erscheinung und Ergebnis elementarster Regungen der menschlichen Seele, und diese einfachsten Regungen aus dem Geistesleben auf dem Wege eingehendster und exaktester Vergleichung erfaßt: das ist das Problem der Geisteswissenschaften der Gegenwart.

Und dies Problem hat zwei Seiten, die sich wiederum mit den zwei verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, dem physikalisch-chemischen und dem biologischen, wohl vergleichen

lassen. Die physikalisch-chemischen Gesetze gelten uns für zeitlos; wir gehen von der Annahme aus, daß sie, wie sie heute sind, immer gewesen sind und immer sein werden. Die biologischen Tatsachen dagegen stellen den Verlauf dieser Ewigkeit in den Bereich der organischen Entwicklung; sie bergen außer ihnen noch ein weiteres, ein formbildendes Prinzip, das Leben, die Entwicklung selbst; und auch dies Leben verläuft nach bestimmten, nach seinen Gesetzen. Ob dabei nicht zwischen physikalisch-chemischen und biologischen Vorgängen ein innerer tiefster Zusammenhang obwaltet, und welcher Art dieser wohl sei, braucht hier nicht gefragt, noch weniger beantwortet zu werden. Auf geisteswissenschaftlichem Gebiete stehen in gleicher Weise nebeneinander die elementar-psychologischen Vorgänge und die Vorgänge der seelischen Entwicklung. Die ersteren bilden die in der Psychologie gewöhnlich behandelten Erscheinungen, wie z. B. die der psychischen Reaktion, der Vorgänge, unter denen Lust und Unlust ständig und unabhängig von jeder besonderen Kulturhöhe in der Brust des Menschen wechseln. Zu den letzteren gehören vornehmlich die Erscheinungen der seelisch aufeinander folgenden Kulturzeitalter, die seelische Gebundenheit des Mittelalters z. B. oder das freie Denken höherer Kulturen. Und wer wollte ablehnen, daß gleichwie die Formen der natürlichen Lebewesen durch den Verlauf der geologischen Zeitalter hin bis zur Gegenwart durch die Linie einer bestimmten Entwicklung verknüpft sind, so auch durch den Verlauf der Kulturentwicklung des Menschengeschlechts schon infolge der Übertragung früherer Kulturen auf spätere Völker auf dem Wege ständiger Renaissancen und Rezeptionen eine große Linie zusammenhängender seelischer Entfaltung verlaufe?

Mit den zeitlosen, stetigen Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigen sich die Psychologie und die Soziologie, die Lehren vom Leben der Einzelseele und dem Leben der Kollektivseele menschlicher Gesellschaften, die mechanischen Wissenschaften gleichsam der Geisteswissenschaft; energisch und immer selbständiger und losgelöster von den Einwirkungen philosophischer Metaphysik haben sie ihre Forschungen mit der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts aufgenommen. Die biologische Seite des Seelenlebens dagegen zu erforschen, ist Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

Es ist eine ganz moderne Aufgabe. Das Problem erst ist erkannt; wenig zahlreich sind noch die Schritte und klein, die zu seiner Lösung getan sind. Und sie haben sich bisher wohl fast ausnahmslos auf die sogenannte spezifisch geistige Seite des Seelenlebens erstreckt: auf den Verlauf der künstlerischen, dichterischen, wissenschaftlichen, allenfalls auch religiösen Entwicklung. Die sogenannte materielle Entwicklung dagegen, die Vorgänge auf den Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens, sind von diesen Forschungen noch wenig berührt worden. Um so mehr bedürfen sie der Bearbeitung schon zu dem Zwecke, die Erscheinungen dieser Seite des Seelenlebens dadurch, daß ihr seelischer Kern herausgeschält wird, auf den gleichen Nenner gleichsam mit den Erscheinungen der sogenannten geistigen Kultur und damit zur unmittelbaren Vergleichbarkeit mit diesen zu bringen.

Im folgenden wird zunächst der Versuch gemacht, die Entwicklungen des Wirtschaftslebens menschlicher Gemeinschaften unter Betonung des ihnen zu Grunde liegenden Wandels seelischer Vorgänge ganz allgemein darzustellen und daraufhin ein vertieftes Verständnis vor allem auch der deutschen Wirtschaftsentwicklung jüngster Zeiten zu erreichen.

# II.

1. Sobald man sich eingehender mit der Geschichte der menschlichen Wirtschaft beschäftigte[1], hat man auch erkannt, daß der Entwicklung der verschiedenen Wirtschaften in den verschiedensten menschlichen Gemeinschaften eine große Summe gemeinsamer Motive zu Grunde liegt. Und so ist man früh dazu geschritten, das gemeinsam Erscheinende herauszuheben und einem vorgestellten generellen geschichtlichen Ablauf, einer Theorie der Wirtschaftsstufen zu Grunde zu legen. Die erlauchtesten Namen in der Geschichte der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, diejenigen Lists und Hildebrands und Roschers und Schmollers und Büchers, in gewissem Sinne auch der von Karl Marx und neuerdings derjenige Sombarts, sind mit diesen Bestrebungen verknüpft. Dabei war der Weg der Forschung der, daß man von sehr äußerlichen Merkmalen der Wirtschaft ausging und zu immer innerlicheren Merkmalen fortschritt. Im Beginn, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und

[1] Es sei ein für allemal bemerkt, daß hier keine der festen Terminologieen irgend einer nationalökonomischen Theorie verwendet wird, so wenig wie in des Verfassers Deutscher Geschichte Ergänzungsband I (vgl. dort S. 3) eine der herkömmlichen psychologischen Terminologieen gebraucht worden ist. Solche eingehende und feste Systeme von Begriffen, die zumeist nur von dem Leben der Gegenwart abgezogen sind, werden der geschichtlichen Mannigfaltigkeit der Dinge nicht gerecht und präzisieren nur scheinbar. Soweit einige Leitmotive wirtschaftsgeschichtlichen Geschehens eine Umschreibung durch besondere Ausdrücke unbedingt erfordern, ist eine eigene Terminologie gebildet worden. Im übrigen wird es das Bestreben sein, Ausdrücke der nationalökonomischen Wissenschaft, die ihrem vollen Sinne nach nur dem Fachmann verständlich sind, auch da zu vermeiden, wo sie an sich den Sinn decken würden.

vorbereitet schon durch Anschauungen des 18. Jahrhunderts, fand sich die Vorstellung einer Aufeinanderfolge von Wirtschaften eines Jäger- und Fischer-, eines Hirten-, eines Ackerbauvolkes ein, bis die Krönung der Entwicklung im Industrievolk erreicht ward: wurde also von einer noch dazu sehr äußerlichen Betrachtung der wirtschaftlichen Erzeugung abstrahiert: — im Ausgang dieser Theorieen dagegen in der jüngsten Zeit sind die Entwicklungsprinzipien der Wirtschaftsstufen vom inneren Charakter des wirtschaftlichen Betriebes, ja zerstreut und unsystematisch auch schon aus der seelischen Verfassung der Wirtschaftenden hergenommen.

So steht ein Versuch, die Entwicklung der Wirtschaft unmittelbar und grundsätzlich mit der Entfaltung seelischer Vorgänge zu verbinden, nicht voraussetzungslos da; er schließt sich als ein weiterer Schritt an die bisherigen Vorstellungen des allgemeinen Ganges der Wirtschaftsentwicklung an und macht von deren Errungenschaften Gebrauch; er läuft nur auf eine Beseelung, eine Psychologisierung teilweise schon gefundener Wirtschaftsstufen hinaus. Dabei kann er, wenn er wie hier zu einem gründlichen Verständnis der Entwicklung einer besonders hochstehenden, nämlich der heutigen deutschen Wirtschaft unternommen wird, sobald dies möglich ist, in die Erzählung der Vorstufen eben dieser Wirtschaft einmünden; und es wird ihm erlaubt sein, die früheren, in der deutschen Entwicklung geschichtlich nicht bekannten Stufen in allgemeiner, mehr zusammenfassender und schematischer Behandlung, und zwar auch hier schon im Hinblick auf die besonderen Überlebsel dieser frühesten Zeiten grade im deutschen Wirtschaftsleben zu erledigen. —

Begeben wir uns innerhalb der menschlichen Wirtschaft auf das psychologische Gebiet, so ist klar, daß die Grundbegriffe des heutigen Wirtschaftslebens, Gut, Bedürfnis, Wert, wirtschaftliche Arbeit und dergleichen, psychologische Begriffe sind, und daß sich mithin von ihnen aus jedes nationalökonomische System der Gegenwart ohne weiteres psychologisieren läßt. Hat doch jüngst Tarde in der Tat eine Psychologie économique geschrieben.

Aber eignet sich dies heutige System der Wirtschaftsbegriffe auch nur in seinen Grundelementen zur psychologischen Erkenntnis der Wirtschaftsvorgänge jugendlicher Kulturen? Sollte man erwarten dürfen, daß z. B. der heutige Begriff des Wertes — und damit auch des Gutes — und der Arbeit, ja daß Wirtschaftsbegriffe überhaupt in irgend welcher mehr ausgesprochenen Art ihres Daseins einfachsten Wirtschaftsformen zugänglich seien? Schon die Mittelalter der Nationen kennen diese Begriffe im heutigen Sinne nicht mehr; in den Urzeiten würde man sie überhaupt fast vergebens suchen, und in frühester Vorzeit bleibt von all dem reichen wirtschaftlichen Begriffsleben der Gegenwart nur noch ein Rest übrig, und auch der in anderer Bedeutung: der Begriff des Bedürfnisses. Auf das Bewußtsein des Bedürfnisses und seine Befriedigung sowie allenfalls auf einige aus dem Bedürfnisbewußtsein her entwickelte primitive Wertvorstellungen schrumpft, rückwärts betrachtet, die Entwicklung zusammen. Und zwar auf das einfachste und unmittelbarste Bedürfnis, das Bedürfnis, das zu dem Umfang und der Art und der Häufigkeit der heutigen wirtschaftlichen Bedürfnisse nur entfernte Beziehungen hat: auf das Bedürfnis der Fürsorge für das nackte Leben in Nahrung und in Befriedigung urwüchsigster Lebensfreude[1].

Die Zeiten, in denen wirtschaftliche Zustände so primitiver Art herrschten, sind uns aus den Überlieferungen der deutschen Geschichte nicht bekannt, selbst wenn wir diese Überlieferungen bis in die Gräberfunde der Steinzeit zurück verfolgen: schon

[1] Wird im folgenden das Bedürfnis als der psychologische Ausgangspunkt der Wirtschaftsentwicklung aufgefaßt, so versteht es sich nach dem im Texte Gesagten von selbst, daß der Begriff formal gefaßt wird, d. h. daß er nicht im Sinne eines spezifisch und ausschließlich wirtschaftlichen Bedürfnisses verstanden wird. Wesentlich für ihn ist also, daß menschliche Motivationen, gleichviel welcher Art, z. B. etwa auch religiösen oder künstlerischen Ursprungs, die Form des wirtschaftlich zu befriedigenden Bedürfnisses annehmen, um die Wirklichkeit der Erfüllung zu erleben. In diesem formalen Sinne ist das Bedürfnis ein Begriff, der eben seines Formalcharakters wegen der Entwicklung der verschiedensten wirtschaftlichen Perioden zu Grunde gelegt werden kann.

manches Jahrtausend vor aller geschriebenen Geschichte war den Germanen ein höheres wirtschaftliches Dasein erblüht. Und liegen sie sonst, in den Überlieferungen oder dem gegenwärtigen Leben anderer Völker, noch deutlich erkennbar vor? Die Frage kann nur mit Zagen beantwortet werden. Gewiß finden sich noch heute bei den Zwergvölkern Afrikas, bei den Weddah Ceylons, den Ainos Japans, den Negritos der Philippinen Zustände, deren wirtschaftlich-seelische Voraussetzung nichts ist als das primitivste Lebensbedürfnis. Aber stehen wir damit auch wirklich an den Eingangspforten allgemein menschlicher Entwicklung — oder nicht vielmehr an einem Ausgang derselben? Sind nicht auch über diese elenden Völker schon Jahrtausende und vielleicht Jahrhunderttausende hingegangen? Und gleicht nicht der Verfall im Menschenschicksal des Einzelnen wie der Völker in so realen Dingen wie dem Wirtschaftsleben nur zu häufig wenigstens äußerlich der Kindheit? Erst die noch so wenig betriebene Untersuchung der Typik menschlicher Verfallszeiten wird hier einmal — vielleicht! — eine etwas zuverlässigere Antwort gestatten.

Indes bedarf es dieser Antwort hier im gewissen Sinne nicht. Für die hier gepflogene Betrachtung genügt — wenn auch nur notdürftig und in Ermangelung eines Besseren — die Tatsache, daß diese niedrig stehenden Völker eben wirklich nur ein einziges Wirtschaftsbedürfnis kennen, das der unmittelbarsten Fürsorge des Lebens. Es genügt, weil wir in ihrem Leben die volle Auswirkung dieses nur einen Motives befriedigend studieren können. In bloß äußerlich geeinten Horden, noch ohne organisch-natürliche Einheiten, ohne das früheste Zellengewebe namentlich aller Kulturbildung, soweit wir von der deutschen Geschichte abstrahieren können, ohne Familie und Sippenverband, leben sie dahin, von Ort zu Ort wandernd, unstet und flüchtig, bald durch Abkömmlinge verstärkt, bald Teile der eigenen Zahl an andere Rudel abgebend. Höchstens daß ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind besteht, aber auch hier nur bis zur Beendigung der freilich überlang ausgedehnten Nahrung an Mutterbrust.

So fehlt auch für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse so gut wie jede Organisation. Jeder sucht sich seine Nahrung einzeln, und sein Bedürfnis wird vielfach, wie beim Tier, erst durch den Gegenstand geweckt, der zur Befriedigung geeignet scheint. Soweit aber wirtschaftliche Bedürfnisse regelmäßig wiederkehren, haben sie noch etwas Unbewußtes, Triebmäßiges, sind etwas wie ein Bestandteil der automatischen Verrichtungen des Körpers zur Regelung und Erhaltung des Daseins. Dementsprechend werden alle diese Bedürfnisse rein okkupatorisch, durch Lesen von Beeren, Graben von Wurzeln, Fangen von Tieren, befriedigt; und kaum im allgemeinsten ist schon eine Abgrenzung der Okkupationsgebiete der einzelnen Haufen untereinander vorhanden, wenn auch schon bevorzugte Wurzel- und Beeren- und Fruchtgründe bestehen, ja die Männer am Jagdgebiete in Wettbewerb treten und primitive Kämpfe gelegentlich einen festeren Verband der Horde und zielmäßigere Bestrebungen eines wirtschaftlich gedachten Raubes hervorrufen mögen.

Es versteht sich, daß ein solches Leben die Vorstellung wahrhaft wirtschaftlicher Arbeit kaum schon kennt. Die Funktionen der Nahrungssuche sind gleichsam rein körperliche Funktionen, wie die Funktionen der auch schon bei den Tieren vorhandenen Lebensfreude, des Nachahmungstriebes, des Triebes zum Experimente. Und wo sich die körperliche Tätigkeit im Wirtschaftsleben, einem menschlicher Muskelarbeit eingeschriebenen Gesetze folgend, zum Rhythmus entwickelt und in ständiger Wiederholung gewisser Rhythmen zum Uranfang phantasievollen Tuns, da gehört sie einem Zustande an, in dem Spiel und Arbeit noch nicht in den polaren Gegensatz getreten sind, den sie in hohen Kulturen bedeuten.

Dementsprechend fehlt auch die klare Erkenntnis des wirtschaftlich Nützlichen und die seelische Möglichkeit oder gar der als notwendig empfundene Drang, es durch Mühe zu erreichen; und gänzlich fern liegt diesem Zustand ein Tagesleben, das irgendwie nach einer solchen Erkenntnis geregelt wäre. Alle Tätigkeit ist vielmehr der Zeit nach unregelmäßig und wird

fast nur durch zwei Motive ausgelöst, durch Hunger oder durch das Bedürfnis des Verbrauches überschüssiger Kräfte; und das Leben bleibt darum unsystematisch, launisch und sprunghaft.

Das alles läßt grundsätzlich noch keine Arbeitsgemeinschaften mehrerer zu, wenn sich auch die natürliche Verschiedenheit von Mann und Weib schon bei der Lebensfürsorge zeigt und diesen mehr auf tierische, jene mehr auf pflanzliche Nahrungssuche verweist; und so fehlt denn auch wohl noch jede Gelegenheit zu gegenseitigem Austausch der kleinen Anfänge kärglicher Fahrhabe, und nicht minder der Gegensatz von reich und arm und der Begriff der Güterverteilung.

Psychologisch aber ist das Wesentliche, daß zwischen Bedürfnistrieb und Bedürfnisbefriedigung noch kaum ein Zwischenraum, geschweige denn eine spontan und überlegungsmäßig gewonnene seelische Spannung besteht, die etwa mit Schlußreihen und wirtschaftlichen Wertvorstellungen zum Zweck des Gütergewinnes ausgefüllt wäre, daß also fast noch keine psychologisch-intellektuelle Distanz zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung da ist, welche jene Tätigkeit genauer charakterisierte, die für die Befriedigung angewendet wird: triebartig vielmehr wird die Nahrung gesucht und sozusagen reflexmäßig verzehrt; darum kann zufälliges Nichtfinden zum Untergang im Hunger führen, und darum veranlaßt ein reichlicher Fund die Befriedigung des Hungers in schlimmster Übersättigung.

Es ist ein Zustand, der, wenn wir die Beseelungsvorgänge auf der Erde abwärts in die Tier- und Pflanzenwelt hinein verfolgen, an jene Entwicklung primitivster Formen des Gedächtnisses und der Voraussicht erinnert, die in der Biologie eine Rolle spielen; wie eine höhere Fortsetzung fast erscheint er der Funktionen, die sich nach dieser Richtung in Flora und Fauna im Aufstieg von niedrigster Tätigkeit zu schon achtenswerten Leistungen offenbaren.

Und es ist ein Zustand, der weiter an den des Kindes erinnert; und kindlicher Haltung entspricht auch der Gesamtcharakter des Seelenlebens auf dieser Stufe: noch kaum eine Spur von Selbstbeherrschung; aufs kleinste beschränkter Horizont; höchst

impulsives Handeln: — und auf Grund von alledem starke Schwankungen des Glücksgefühls auf der Grundlage eines natürlichen und unverwüstlich heiteren Optimismus. —

Der Charakter dieses primitivsten aller für uns noch denkbaren Zeitalter erscheint deutlich verschwunden und durch ein anderes Wirtschaftsleben abgelöst da, wo sich statt unorganischer Menschenhaufen ursprünglichste menschliche Gemeinschaften vorzufinden beginnen. Diese Gemeinschaften sind, soweit man auf dem Boden der deutschen Entwicklung zurückzublicken vermag, die der Sippe, mag diese nun nach Mutterrecht dahinleben und dem Gemeinschaftsgefühl ihrer Angehörigen nach auf dem Glauben an die Herkunft von einer gemeinsamen Mutter beruhen, oder mag dieses Gemeinschaftsgefühl bereits von der Erinnerung an den gleichen Stammvater getragen sein. Dabei pflegen diese Sippen größere Verbände von gelegentlich wohl hundert Seelen und darüber zu sein; und sie bergen in ihrem Innern erst im Keimstadium und noch nicht als Grundlage irgendwelcher wirtschaftlichen oder gar sozialen Gliederung die Familien, die engeren Gemeinschaften von Mutter und Kindern oder Vater, Mutter und Kindern, die erst in viel späterer Zeit, in den gewaltigen Änderungen, in denen die alte Sippe zu Grunde zu gehen beginnt, selbständig werden, um als Zellen menschlicher Kulturgemeinschaften schon viel höherer Gattung zu dienen. Dieser revolutionäre Vorgang von weitreichenden Folgen führt uns in der deutschen Geschichte schon etwa in das 5. bis 8. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Das eigentlich Neue des Zustandes des Sippenzeitalters ist wirtschaftlich der enge kommunistische Zusammenhalt nächster Blutsverwandter. Dementsprechend werden jetzt die wirtschaftlichen Bedürfnisse vielfach nicht mehr nur durch isolierte Anstrengungen der einzelnen Individuen befriedigt, sondern in der Arbeitsgemeinschaft der Sippe; und auch da, wo der Einzelne für sich schafft, tut er dies doch unter der Schutzgewalt der Sippe, die ihm auch bereits anfängt das wichtigste aller Wirtschaftsgüter, den Frieden, zu wirken.

Dabei geht die wirtschaftliche Tätigkeit des Einzelnen wie

der Sippe zunächst, wie in dem früheren Zeitalter, in der Okkupation von genußbereiten oder nahezu genußfertigen Gütern der Natur auf. Indem diese jetzt aber gemeinsam oder unter gemeinsamem Schutze durchgeführt wird, wird sie viel behaglicher; und es ergibt sich die Möglichkeit, die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter weit mehr als bisher für eine Differenzierung des wirtschaftlichen Tuns auszunutzen. Jetzt erst gehen daher die Männer recht eigentlich und bald ausschließlich auf Jagd und Fischfang, und jetzt erst nehmen die Frauen die ganze Breite des Aufsuchens der Pflanzennahrung ein: graben Wurzeln, besteigen die Bäume, um Früchte herunterzuholen u. s. w. Und die Abgrenzung der Tätigkeit, die sich auf diese Weise einstellt, verknüpft sich in ihrer Dauer durch lange Reihen von Geschlechtern hin aufs innigste mit tausend Sitten und Bräuchen, so daß sie als eine durchaus gefestigte und undurchbrechbare Lebensform erscheint: man hat von den Wirtschaftsbeschäftigungen eines solchen Zeitalters geradezu als von „sekundären Geschlechtsmerkmalen" gesprochen[1].

Dabei liegt aber in diesen Vorgängen noch keineswegs das vor, was man heute wirtschaftliche Arbeitsteilung in irgend einem Sinne zu nennen pflegt. Denn für die Abgrenzung der Arbeit sind nicht, wie vielfach in späterer Zeit, irgend welche Motive des wirtschaftlichen Bedürfnisses maßgebend, sondern nur die natürlichen Unterschiede, der abweichende Bau des Körpers und das verschiedene Wesen der Seele der beiden Geschlechter. Auch beruht das ganze Wirtschaftsleben grundsätzlich zunächst auf sippenhaftem Kommunismus: und bei größeren wirtschaftlichen Zwecken, beim Aushöhlen von Einbäumen oder bei anderem Bootsbau, beim Herstellen von Holzmörsern, beim Errichten von Häusern, tritt dieser als volle Arbeitsgemeinschaft auch unmittelbar und anschaulich zu Tage.

Dabei bleibt die Arbeit — wiederum ein Zug vornehmlich der sippenhaften Arbeitsgemeinschaft — noch eng mit dem Spiel

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[3] S. 53; s. dazu S. 296.

verknüpft. Im ganzen kennt man noch kaum individuelle Arbeitsenergie, sondern nur in gemeinsamem raschem Impuls durchgeführte kurze Mühen der Arbeit. Bei den Männern nehmen diese Mühen dann gern die aufregenden Formen des Kampfes oder des Wettspiels an, so bei Jagd und Fischfang, aber auch bei Herstellung von Werkzeugen; bei den Frauen werden sie durch Gesang und Mimik — wie übrigens auch vielfach bei den Männern — rhythmisch gestaltet.

Immerhin entsteht doch schon eine organische Gütererzeugung, so wenig außer etwa der Handmühle und dem Stampfmörser bereits zusammengesetztere Werkzeuge, und außer Kahn und Ruder der Regel nach bereits Transportmittel bekannt zu sein pflegen. Und neben geregeltere Okkupationen treten, noch vor der Viehzucht — die überhaupt kein Wirtschaftszustand ist, der als alleinige Grundlage gesondert vorkäme — schon die Anfänge ursprünglichster Landnutzung im Hackbau. Das hat dann auch eine gewisse Seßhaftigkeit oder wenigstens eine dauerndere Einordnung in den Raum zur Folge. Dabei wird der Boden im Hackbau zunächst nur vorübergehend genutzt; man wechselt nach einiger Zeit die Anbaufläche; und selbst die Ansiedlungen verbleiben noch selten über mehrere Menschenalter hin am gleichen Orte. Aber im ganzen haftet man doch schon am Boden; jede Sippe und jeder Stamm, zu dem sich die Sippe im Laufe der Zeit auswächst, hat ein ungefähr bestimmtes Gebiet, einen räumlich begrenzten Einflußkreis, dessen äußerste Grenzen freilich noch wenig sicher umschrieben sind und sehr allmählich in den Einflußkreis der nächsten Sippen- und Stammesgemeinschaften übergehen.

Indem nun so zunehmende Seßhaftigkeit zu eingehenderer Bekanntschaft mit dem Boden einlädt, ergeben sich leicht besondere Hilfsquellen des Landes, und an sie knüpft sich dann bald eine Erzeugung hinaus über das bloße und nächstliegende Bedürfnis: besondere Farbstoffe, ein guter Töpferton, glänzende Muscheln, harte Bogen- und Pfeilhölzer, rasch wirkende Gifte, irgendwie eigenartige Tiere werden gefunden oder erbeutet und in dieser oder jener Weise verarbeitet. Es sind die Anfänge

einer Stoffveredlung, die an besondere Gelegenheiten und besondere Sippen und Stämme gebunden ist; nach der Abgrenzung männlicher und weiblicher Wirtschaftsbetätigung betrieben, so daß z. B. die Töpferei Sache der Frauen, die Waffenverfertigung Sache der Männer wird, erscheint sie noch halb als Spiel und trägt darum ausnahmslos einen künstlerischen Charakter. Wirtschaftlich aber bedeutet sie eine Überproduktion und damit die Möglichkeit, den Überschuß über das eigene Bedürfnis gegen andere wirtschaftliche Werte auszutauschen.

Welcher Art ist da nun der Austausch eines solchen Zeitalters? Es ist eine universalgeschichtlich wichtige Frage. Denn greift der Austausch über die eigene Sippe, den eigenen Stamm hinaus, so entstehen zum ersten Male internationale Beziehungen ursprünglichster Art, und zwar Beziehungen nicht des Krieges, sondern des Friedens. Es ist der Anfang zur Völkergemeinschaft, zu einem nicht mehr auf engste Horizonte begrenzten Verlauf menschlicher Geschicke[1].

Die primitiven Formen des Tausches werden nur aus einer Betrachtung der Güterverteilung innerhalb der Sippe verständlich. Grundsätzlich mußte da der Arbeitsgemeinschaft der Sippe eine natürliche Gütergemeinschaft entsprechen. Und in der Tat galt diese zunächst für den Grund und Boden: das Sippengebiet gehörte der Sippe als Ganzem, und seine Nutzung innerhalb dieses Rechtes stand jedermann offen. Sie galt aber auch für die unmittelbar zur Nahrung dienende Errungenschaft; gemeinsam okkupiert, wurde diese auch kommunistisch verteilt. Freilich: für den dann sofort vorzunehmenden Verbrauch galt persönliches Eigen; ja es bestanden auf diesem Gebiete vielfach Eßsitten individuellster Art, die noch aus dem früheren Zeitalter vereinzelter und persönlicher Okkupation stammen mochten und sich in Resten vielfach in noch viel spätere Zeiten vererbt haben: jeder aß noch für sich, um nicht von anderen des Essens beraubt

[1] Ich sehe dabei von dem Ausnahmefall der Symbiose zweier Stämme ab, der sich auch schon auf anscheinend niedrigster Kulturstufe findet. Übrigens kann man die Symbiose auch kaum als Anfang allgemeiner intergentiler Beziehungen ansehen.

zu werden, und Essen in Gegenwart eines anderen verstieß daher gegen die Sitte. Und erst recht bestand persönliches Eigen für die persönlich erarbeiteten Werkzeuge, für Geräte und Waffen.

Konnte sich nun auf Grund dieser Güterverteilung ein regerer Austausch zunächst innerhalb der Sippe oder innerhalb einer Mehrheit dieser Sippen, innerhalb des Stammes entwickeln? Es wäre an sich möglich gewesen allenfalls für Geräte und Waffen. Aber diese galten wiederum bis zu dem Grade als persönlich, daß sie mit der Person als gleichsam ihr zugehörig verschmolzen gedacht wurden: der Tote erhielt sie mit ins Grab; selten nur wurden sie gegen andere Stücke ausgetauscht. Vielmehr sah der Einzelne, bedurfte er einmal des Gerätes eines anderen, dieses als auch seinem Gebrauche vorübergehend ohne weiteres zugänglich an, wie er denn auch die Nahrungsvorräte der Sippengenossen und insbesondere des Häuptlings als ihm mitgehörig betrachtete: zwischen Sippengenossen galten etwa die Eigentumsbegriffe, wie sie heutzutage unter Geschwistern im Kindesalter im Schwange sind.

Wie wäre unter solchen Verhältnissen ein regelmäßiger Austausch innerhalb der Sippen- und Stammesgemeinschaft denkbar gewesen? Wie gar die Ausbildung einer Skala von sicheren wirtschaftlichen Wertvorstellungen, vielleicht sogar von Preisen? Nur etwa bei Spielverlusten und Bußen, beim Frauenkauf, bei Geschenken an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer gingen Werte von einem Genossen auf den anderen über: es war, wie wenn Knaben sich heute untereinander beschenken und bestrafen.

So blieb als ursprünglichste wirtschaftliche Form des Austausches nur die gegenüber Stammes- und Sippenfremden. Und diese bestand nun allerdings, sogar in doppelter Form: in der des Gastgeschenkes und in der des mehr marktmäßigen Tausches. Ein Fremder kam in das Gebiet der Sippe. An sich rechtlos, mußte er den Schutz eines Sippengenossen und durch diesen den Schutz der Sippe finden, sollte er nicht Gefahren des Leibes und des Lebens entgegengehen. Er lohnte dem Beschützer durch ein

Gastgeschenk. Aber nicht unentgeltlich. Erwartet wurde, daß nun auch der Beschützer dem Fremden ein Geschenk gebe: und die beiden Geschenke traten ihrem Werte nach mehr oder minder in das Verhältnis des Tausches. Es war eine Art anfangs vielleicht unregelmäßigen, später aber doch gewohnheitsmäßiger gestalteten Tauschverkehrs; auf seinem Wege konnten einzelne Güter Hunderte von Meilen von Stamm zu Stamm, von Sippe zu Sippe wandern, konnten sich Erfindungen verbreiten, ja selbst geistige Schätze eines bestimmten Stammes, mythische Vorstellungen, mimische und rhythmische Formen weit von dem Orte ihres Ursprunges weg fortwachsen und neues Leben gewinnen. Und neben dem gastlichen stand ein mehr schon marktmäßiger Tauschverkehr. Benachbarte Stämme kamen an den Grenzen ihrer Gebiete, auf gleichsam neutralem Raume, an einer Stätte, die durch besonderen, gegenseitig gewährleisteten Frieden geheiligt war, zu bestimmten Zeiten zusammen und begannen auszutauschen, was sie von besonderen Erzeugnissen besaßen: Töpferwaren gegen Muscheln, Waffen gegen künstliches Flechtwerk, Bastgewebe gegen bemalte Masken u. s. w.

Sind das nun schon die Anfänge eines ursprünglichen Handels?

Klar ist, daß von der besonderen Ausbildung eines Handelsstandes, eines kaufmännischen Berufes noch nicht oder nur höchst ausnahmsweise die Rede sein kann. Gewiß mochten Kaufleute von höher entwickelten Kulturen der Sitte und Recht eines so primitiven Tausches benutzen, um als Gastfreunde oder Marktgenossen der Stämme in ihrem Sinne zu „handeln“; für die Angehörigen der Sippe oder des Stammes selbst lag keineswegs schon ein wirklicher, ein Aktivhandel, ein Kauf auf Wiederverkauf vor. Diese Sippengenossen tauschten nur, um neue Werte für ihren Gebrauch zu erhalten: sie waren nur als Kunden, nicht als Kaufleute tätig. Und häufig genug gab bei dem Tausche für sie der speziell wirtschaftliche Wert des eingetauschten Gutes noch recht wenig den Ausschlag. Wie Kinder, die glänzenden Dingen im überregen Spiel der Phantasie rasch einen schließlich auch für sie bald vorübergehenden Wert bei-

legen, so verfuhren sie nicht selten beim Tausche: gaben Sklaven für einige Reihen Glasperlen, kostbare Pelze für wenige Flaschen Weins, ließen sich verführen von der Illusion eines Bedürfnisses, die ihnen rasch und verführerisch nahegebracht ward und erst bei dem Anblick des Tauschgegenstandes selber aufstieg.

Zieht man aus alledem, aus Tausch wie Okkupation wie Stoffveredelung dieses wirtschaftlichen Zeitalters, das allgemeine psychologische Ergebnis, so zeigt sich, daß auch jetzt noch, spontan und aus der Seele der Angehörigen der Sippen- und Stammeswirtschaft her empfunden, fast nie oder nur ganz ausnahmsweise längere Erwägungen zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung traten, die von dem einen zum anderen auf neuen Wegen zu vermitteln vermocht hätten. Es fehlten auch jetzt noch bei dem Einzelnen die länger trennenden, die stärker distanzierenden intellektuellen Elemente zwischen Bedürfnisempfindung und Genuß, so lange auch die Herstellung gewisser Geräte oder Genußmittel die Energie des Einzelnen, doch auf Grund sehr einfacher und geringer praktischer Erwägungsmomente in Anspruch nehmen mochte. Aber dem Einzelnen unbewußt, organisch aus der Form und dem Leben der Sippengemeinschaft erwachsend, waren doch schon Anlässe gegeben, zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung eine gewisse Spannung hervorzurufen. Die Arbeitsgemeinschaft erforderte schon eine gewisse Systematisierung der wirtschaftlichen Tätigkeit, sie entfernte Bedürfnis und Genuß voneinander, wenn sie auch zwischen beide zunächst nur die Überlegungen der Gesamtheit und erst an zweiter Stelle den Schluß des Einzelnen schob. Und die Arbeitsgemeinschaft brachte größere wirtschaftliche Ruhe und die gegenseitige Arbeitsbegrenzung der Geschlechter, und eben hierin einen ersten Anlaß zu einer Überproduktion, die zu kleinen Anfängen des Tausches führte. Der Tausch aber weckte wiederum neue Bedürfnisse, und zu ihrer Befriedigung begann still, wenn auch schwerlich aus dem Bewußtsein des allgemeinen Zusammenhanges der Dinge heraus, eine stärkere Neigung zur Gütererzeugung. Es sind wechselseitig wirkende Förderungen des Wirtschaftssinnes, geweckt vornehmlich durch primitiven Austausch gewisser Güter;

es ist ein neuer Hauch, der Hauch des Friedens und des Verkehrs, der das Wirtschaftsleben getroffen hat — eine erste Regung, die in späteren Zeitaltern der Wirtschaftsentwicklung zur beherrschenden, fast allmächtigen Entwicklungstendenz anschwellen wird. Die älteste Zeit hatte kaum eine seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß gekannt; jetzt dagegen entsteht leise, leise diese Spannung und erfüllt sich schon mit Werturteilen, mit einem stetigeren Willenstrieb und mit intellektuell gesättigter Tätigkeit.

Freilich: keineswegs so durchaus grundsätzlich, wie es unsere Erzählung erscheinen lassen kann, und gar etwa durch eine Grenze schroffen Wechsels von dem einen zum anderen sind die beiden Zeitalter voneinander geschieden, von denen bisher gesprochen wurde: gradmäßig abweichende Merkmale allein trennen sie, wie alles menschliche Geschehen, und die Wendung von dem einen zum anderen zeigt alle Schattierungen allmählichsten Übergangs.

2. Wiederum ein neues Zeitalter der Durchbildung menschlichen Wirtschaftslebens erscheint voll herbeigekommen in dem Moment, da über den Sippen und in und über ihrer Stammesgemeinschaft ein weiteres Element des Friedens und der Ruhe erwächst: der Staat. Es ist eine Fortbildung, die sich für die deutsche Geschichte in Rückschlüssen aus frühesten Quellen schon innerhalb der nebelhaften Vergangenheit der letzten Jahrtausende vor Christus in einigen Zügen sichten läßt: soweit reicht die beglaubigte Geschichte unseres Volkes zurück — vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus weiter als die der meisten Nationen, denen es gegeben ward, weltgeschichtliche Aufgaben zu lösen. Und so wird es erlaubt sein, von nun ab die typischen Züge menschlicher Wirtschaftsentwicklung ganz anders als bisher an den Geschicken der Germanen und Deutschen zu verfolgen und des weiteren höchstens noch an der Geschichte jenes europäischen Völkerkreises, dem die germanisch-deutschen Schicksale angehören.

Da läßt sich zunächst noch sehr wohl sagen, aus welchen

Motiven der germanische Staat als die Zwangsgemeinschaft der in einer Völkerschaft vereinigten Sippen entstanden ist. Die Blutrache zwischen den einzelnen Sippen sollte wenigstens in ihren grausigsten Folgen beschränkt, die Sicherheit der Sippen gegenüber Kriegsgefahren von auswärts her sollte erhöht werden. Ein Bedürfnis nach Frieden, innerem wie äußerem, hat den germanischen Staat der cäsarischen und taciteischen Zeit geschaffen, und noch der Staat der Ottonen, Salier und Staufer war bekanntlich grundsätzlich und praktisch fast ausschließlich ein Friedensstaat.

Dies früheste Friedensbedürfnis aber scheint in Wechselwirkung gestanden zu haben mit Vorgängen eindringlicherer Festsetzung im Raume. Wir können noch verfolgen, wie am Schluß dieses Zeitalters die Seßhaftigkeit zunimmt; wie zuerst nur die Stämme oder Völkerschaften, wie dann auch die Sippen innerhalb dieser Stämme und Völkerschaften mit dem Boden verwachsen; wie ein Heimatsgefühl und das Gefühl eines festen Eigentums der Stammesgenossen am Stammesgebiet, der Sippengenossen wiederum an einem bestimmten Abschnitte dieses Gebietes, an der künftigen Hochgerichts- und Dorfmark entstehen. Und wir können beobachten, wie in der Sippe allmählich der alte Charakter und die Wirkung der natürlich-geschlechtlichen Zusammenhänge verblaßt, während die Nebenregungen, welche an die Sippe anknüpfen, insofern diese Eigentümerin eines bestimmten Gebietes geworden ist und dieses ausbaut, immer mehr an Bedeutung und Klarheit gewinnen. Schließlich, in der deutschen Entwicklung während der ersten Zeiten diesseits der Völkerwanderung, erscheint dann die Sippe vornehmlich nur noch als Wirtschaftsverband, und die Gesippten, die Verwandten, sind zu Dorfnachbarn und Markgenossen geworden.

Aber ist die Sippe dabei ganz die alte Arbeitsgemeinschaft geblieben? Ja, war sie ganz Arbeitsgemeinschaft auch nur noch in den Zeiten des Cäsar und Tacitus?

Indem die Sippe zur Eigentümerin eines bestimmten Landgebietes, einiger Quadratmeilen vielleicht von Wald und

Weide und Wiese und anbaufähigen Feldes ward, indem sich die ihr Angehörigen in diesem Lande niederließen, sei es in einer oder mehreren Siedlungen — indem so Dörfer entstanden mit ihren Marken und der Einzelne festen Fuß faßte in einem Hofe des Dorfes, trat aus der Sippe eine jüngere und tiefere geschlechtliche Einheit als die eigentlich zukunftsreiche Trägerin der Entwicklung hervor: die Familie und die an Haus und Hof geknüpfte Gemeinschaft dieser Familie mit ihrem Gesinde. Gewiß ging deshalb die alte wirtschaftliche Gemeinschaft der Sippe und der Dorfmarkgenossenschaft, die noch innerhalb der Sippe nach den herkömmlichen Lebensformen dieser entwickelt worden war, keineswegs schon verloren. Ja noch war diese Gemeinschaft anfangs in hohem Grade auch eine Arbeitsgemeinschaft: die Teilnehmer gleicher Siedlung genossen nicht bloß Wald und Weide und allen Zubehör der später sogenannten Allmende gemeinsam, sie scheinen auch anfangs die gesamte Ackerfläche gemeinsam gerodet und gemeinsam bestellt zu haben. Aber früh jedenfalls haben sich diese Zustände gelockert und, soweit im besonderen und zunächst die Ackerflur in Betracht kam, geradezu aufgelöst. Gemeinsame Ernte und gemeinsame Bestellung fielen hinweg, nach Hauswirtschaften getrennt bestellten und ernteten die einzelnen Familien, und gemeinsam blieb nur der Gebrauch der Allmende und der generelle Wirtschaftsplan der Nutzung der Ackerflur, wie er vornehmlich im Zwange ungefähr gleichzeitigen Säens und Erntens aller Hausgemeinschaften zum Ausdruck kam.

So trat denn die neue Hausgenossenschaft, die Familie, immer mehr als untere Arbeitsgemeinschaft selbständig hervor aus der alten sippenschaftlichen Bildung, die ihrerseits zur bloßen Nutzungsgemeinschaft der Allmende und damit zur obersten Reglerin der hausgenossenschaftlichen Arbeitspläne nur in gewissen weniger wichtigen Beziehungen verblaßte: eine ganz andere Ausbildung des Wirtschaftslebens ward gewonnen.

Betrachtet man den neuen Zustand im ganzen, so erscheint jetzt, auf der Grundlage eines noch recht einfachen Ackerbaues, der für alle Stammesangehörigen in gleicher Weise gilt, ein

grundsätzlich noch immer arbeitsgemeinschaftlich geregeltes Wirtschaftsleben in drei Abstufungen: die unterste Stufe bilden die Hausgemeinschaften der Familien als die modernsten und besonders regen wirtschaftlichen Körper, die mittlere die Markgenossenschaften der alten Sippen, die höchste endlich nimmt der Staat der germanischen Zeit, der Völkerschaftsstaat ein, wirtschaftlich produktiv als Vermittler und Wahrer des noch keineswegs hoheitlich, sondern eher gleichsam privatrechtlich empfundenen Eigentumes am Gebiete des Staates. Es ist also schon eine geteilte Gestaltung der Produktion, aber die Teilung bezieht sich wesentlich nur auf die wirtschaftliche Tätigkeit am Grund und Boden, sie unterliegt noch allgemeiner, das heißt öffentlicher Regelung. Und so gibt es auch schon starke gegenseitige Beziehungen der größten wirtschaftlichen Interessen. Der Staat gewährt Schutz und Eigen an dem gemeinsamen Nutzungsgebiet, die Markgenossenschaften gewährleisten die Aufrechterhaltung der allgemeinsten Voraussetzungen einer bestimmten gemeinschaftlichen Form urwüchsigen Ackerbaus: es entwickelt sich ein gegenseitiges Garantieverhältnis wirtschaftlicher Kräfte, das für den deutschen Staat nie wieder aufgehört hat zu bestehen, ja für ihn bis zu dem Grade wesentlich ist, daß darauf noch heute sein Recht beruht, einzugreifen in den Wirtschaftswillen der Bürger. Und weiter: innerhalb des Bereiches jeder Markgenossenschaft werden der einzelnen Familie und ihrer Hausgemeinschaft seitens der Genossenschaft in der Allmende die einfachsten Grundlagen wirtschaftlichen Bestehens gewährleistet, und die einzelne Hausgemeinschaft untersteht den Gesetzen der Markgenossenschaft derart, daß sie sich zu einer Produktion verpflichtet sieht, deren System allen anderen Hausgemeinschaften gleichmäßig zu gute kommt. Endlich innerhalb der Familie und des Hauses herrscht bei aller Gemeinschaft der Arbeit doch auch schon eine gewisse über den bloßen Unterschied der Geschlechter hinaus greifende Teilung: sie ist gegeben in der Tatsache, daß hier der Vater als Herr waltet und die Arbeit der Hausgenossen, der Frau, der Kinder, des Gesindes, arbeitsteilig regelt nach seinem Gebot.

War nun in einem solchen Wirtschaftsleben noch ein größerer freier Austausch zur Ergänzung der Eigenproduktion notwendig oder auch nur denkbar? Schwerlich.

Gewiß war die Gütergemeinschaft des vorhergehenden Zeitalters da, wo sie schon früher ins Kränkeln geraten war, jetzt im Absterben; für Fahrhabe galt sie eigentlich nur noch auf dem Gebiete der Sitte, wenn auch da noch stark genug: in der Freigebigkeitspflicht der Großen und dem Bittrecht der Kleinen, in den Bräuchen der nachbarlichen Pflicht und den Sitten der Gastfreundschaft.

Und auch für den Grund und Boden waren schon Ansätze zum Sondereigen vorhanden, anfangs nur in dem Areal der Sitze der Hausgemeinschaften, in den Höfen, dann auch in dem Rottland, das diese außerhalb der in Markgemeinschaft gerodeten Flur an passenden Stellen der Allmende für sich allein und mit eigener Mühe aufnehmen mochten. Aber daneben bestand doch weitaus überwiegend noch das von allen Hausgenossenschaften gemeinsam gerodete und bestellte Land der Ackerflur; und dieses Land konnte nicht im freien Austausch übertragen werden, ja es genoß noch eines besonderen, begrenzten und undurchbrechbaren Erbrechts: nur Krieger als die ursprünglichen Erwerber und Eroberer des Stammesgebietes und des Dorflandes und damit nur männliche Erben konnten in ihm folgen: nullum testamentum sagt Tacitus in wenigen festen Worten einerseits, und in nicht minder festen andererseits das salfränkische Recht: de terra nulla in muliere hereditas. So kam denn Eigentumswechsel an markgenössischem Lande außer im Erbgange gewiß nur höchst selten und im allgemeinen wohl nur dann vor, wenn schwerste Gerichtsbußen in Form von Landabtretung zu zahlen waren; denn der des Bodens Beraubte war der Sippen- und Stammesgemeinschaft entzogen, war bar alles rechtlich und sittlich geordneten Daseins.

Begrenzte sich somit aller innere Austausch von Wirtschaftsgütern im allgemeinen auf Fahrhabe, so war er doch auch auf diesem Gebiete gering genug und vor allem durchaus nur unmittelbarer Austausch zwischen Verbraucher und Erzeuger,

und nicht Handel: darum war noch keine feste Preisleiter der Güter entwickelt, wie sie in vollerer Ausbildung immer erst ein Erzeugnis des Kaufes zum Verkaufe ist, und darum war der Wert des Geldes, das man von außen her, aus den höheren Kulturen der Römer und Griechen, überkam und überkommen hatte, noch ein ungefährer, und die Münzen dienten mehr der Schatzbildung als wirtschaftlicher Verwendung im Austausch.

Und so blieb denn der wirtschaftliche Verkehr im ganzen, was er in früherer Zeit schon gewesen war: bloßer Austausch; und nicht eben auf diesem Wege entfaltete sich grundsätzlich eine weitere seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß. Wohl aber war dies der Fall auf Grund der allgemeinen Anstalten, die innerhalb des Bereichs der Gütererzeugung entwickelt worden waren. Diese Anstalten gipfelten, wie wir wissen, jetzt nicht mehr allein in der unbewußt natürlichen Arbeitsgemeinschaft der Sippe, sondern sie erschienen in dreifacher Abstufung geschaffen: im obersten Lebenskreise war es der Staat, im mittleren die Markgenossenschaft, im untersten die Gemeinschaft des Hauses und der Familie, durch welche Wirtschaftsbedürfnisse befriedigt wurden. Dabei regelten die beiden oberen Kreise die Befriedigung gerade der wichtigsten Bedürfnisse ständig, nach einem starren System, durch dem öffentlichen Leben angehörige und darum ausnahmslos geltende Vorschriften: eine weitere Ausdehnung der seelischen Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß, als man sie bisher gekannt hatte, trat damit, aber freilich in sehr festen und bestimmten Grenzen, ins Leben. Anders dagegen in dem untersten Kreise, in der Hausgemeinschaft. Hier waltete jetzt trotz aller Mitwirkung und Einschnürung durch Staat und Markgenossenschaft in der Individualität des Hausvaters doch schon ein elastisches und persönliches Element: je nach der Art dieser Individualität und ihrer Auswirkung konnte in dem freilich engen Bereiche der Hausgemeinschaft eine größere oder geringere seelische Spannung zwischen wirtschaftlichem Bedürfnis und wirtschaftlichem Genusse eintreten.

Zum ersten Male wurde damit innerhalb der steigenden

Kultur die persönliche Schaffenskraft etwas freier; und der wirtschaftliche Fortschritt erschien auf diese Weise wesentlich an die Hausgemeinschaft gebunden.

Die Veränderungen, die auf Grund dieser Zusammenhänge nunmehr, noch immer innerhalb eines reinen Wirtschaftslebens des Ackerbaues, vor sich gingen, traten im Verlauf der deutschen Geschichte etwa vom 5. bis zum 8. Jahrhundert ein und beherrschten die Entwicklung bis ins 12. und 14. Jahrhundert; und in ihrem Verlaufe zog ein neues wirtschaftliches Zeitalter herauf. —

Die Grundlinien der deutschen Entwicklung sind dabei die folgenden. Einzelne besonders kräftige Hausgemeinschaften brechen zunächst aus dem System der markgenössischen Wirtschaft auf doppelte Weise aus: einmal durch so große Rodungen auf der Allmende, daß deren Umfang ihnen ein wirtschaftliches Übergewicht über die regelmäßige Hausgemeinschaft innerhalb des markgenossenschaftlichen Verbandes gibt; dann auch dadurch, daß sie, nach Unterwühlung des alten Erbrechts in markgenössisches Ackerflurland, von diesem Lande zu dem eigenen Besitze hinzu erwerben und diesen damit auch in der Ackerflur über das gewohnheitliche und hergebrachte Maß der regulären Hausgemeinschaft hinaus erweitern. Zum andern aber wird es immer häufiger, daß wirtschaftlich kräftigere Hausväter außer ihrem eigenen Hof mit Hufe auch noch andere Höfe mit Hufen erwerben, sei es im Heimatsdorf, sei es, wie vornehmlich beim Adel, in weithin zerstreuten Marken. In allen diesen Fällen entsteht größerer Landbesitz in der Hand eines einzigen Hausvaters; und die Frage wird brennend, wie seine Nutzung zu organisieren sei. Da ergab nun die zerstreute Lage mindestens des Ackerflurlandes, oft aber auch der Rodungen und der Höfe schon an sich die Unmöglichkeit einer einheitlichen Bewirtschaftung: wie außerdem wäre diese bei der geringen Entfaltung organisatorischer und technischer Wirtschaftsfähigkeiten schon in dieser Frühkultur denkbar gewesen? Nur eine dezentralisierte Nutzung also erwies sich als möglich. Diese aber konnte wiederum in einer Zeit geldloser Wirtschaft nicht auf der

Grundlage etwa freier Pacht durchgeführt werden, an die man heute an erster Stelle denken würde; vielmehr mußte der Boden, den der Hausvater nicht selbst bewirtschaftete, gegen Naturalabgaben, die auf dem verliehenen Grunde und in den abhängigen Wirtschaften selbst erzeugt wurden, gegen Zinse also etwa von Getreide und selbstgewebten Stoffen u. dgl., und gegen Leistungen persönlicher Dienste verliehen werden. Nicht freie Pächter daher, sondern landbauende Unfreie und Hörige entsprachen dem Bedürfnis der Zeit, und nicht frei gepflegte Großgrundbesitze, sondern Großgrundherrschaften waren das Ergebnis der wirtschaftlich fortgebildeten Hauswirtschaft: Grundherrschaften, die mit der Summe der Männerkraft, die ihnen dienstbar zur Verfügung stand, über sich selbst hinauswiesen, die bei schwacher Staatsgewalt eine Gefahr für den öffentlichen Frieden bilden konnten, die bald mehr zu sozialen und politischen, denn zu wirtschaftlichen Gebilden auswuchsen.

In dieser Form tritt uns die Grundherrschaft vom 7. bis zum 14. Jahrhundert entgegen, in Zeiten, da eine einheitliche Staatsgewalt fast durch ganz Zentral- und Westeuropa hin und jedenfalls auf deutschem Boden nur in Reichen geltend gemacht wurde, die räumlich viel zu ausgedehnt waren, um mit den der Zeit zur Verfügung stehenden kümmerlichen Mitteln des Verkehrs von einer Stelle aus wirklich regiert zu werden.

Der Grundherrschaft kam diese Lage zu gut; sehr wenig von anderen Elementen gestört, hat sie sich während langer Jahrhunderte durch alle Stufen der Blüte und des Verfalles entwickelt. Für eine psychologisch-wirtschaftliche Auffassung ist dabei das Wichtigste die Tatsache, daß in ihr allmählich, unter dem Abstreifen aller Elemente, die noch an die Gemeinwirtschaft früherer Zeit erinnern konnten, unter der Durchbrechung der markgenossenschaftlich-hausgemeinschaftlichen Wirtschaftsformen, ein ganz neues, weit mehr individuelles Wirtschaftsleben emporkam. Überschüsse, die sich aus dem Zinse unfreier und höriger Hintersassen wie aus dem Erträgnisse der eigenen Wirtschaft ergaben, wurden nun zu besonderen Macht- wie Wirtschaftszwecken des Grundherrn verwendet: eine kriegerische Organisation der

Hintersassen wurde durchgeführt und nicht selten gegen den Staat ausgenützt, wie diese Machtentfaltung zugleich zur Einschüchterung jener Markgenossenschaften diente, in deren Bereich die Grundherrschaft Fuß gefaßt hatte; und neue Bedürfnisse der Erzeugung und der Stoffveredlung wurden befriedigt, indem die bäuerlichen Wirtschaften der Hintersassen zum Teil in Spezialgüter für Weinbau, Flachsbau, Hanfbau u. dgl. umgeformt und weiterhin aus den Überschüssen der Gesamtwirtschaft grundherrliche Handwerke von mancherlei Art entwickelt und genährt wurden. Indem aber so die Hintersassen einer Grundherrschaft gleichsam wie die Angehörigen eines kleinen, räumlich freilich zumeist nicht geschlossenen Wirtschaftsstaates organisiert, ja den Weg besonderer sozialer Entwicklung innerhalb der gegebenen Organisation gewiesen wurden, wandelte sich der Grundherr aus dem Hausvater in den kleinen Herrscher, der Hof hielt, und der es, wenn das Glück gut war, im Laufe der Zeiten der Salier und Staufer wohl zu Fürstentitel und Landesgewalt bringen konnte.

Welche höhere Form des allgemeinen Wirtschaftslebens aber — denn es handelte sich bei alledem um eine allgemein verbreitete Erscheinung — war nun hiermit gewonnen? Es ist klar: die alte Arbeits-Gemeinschaft trat in der Grundherrschaft ganz zurück hinter einer Arbeits-Teilung, wenn diese auch fast noch ausschließlich auf agrarischer Grundlage gewonnen wurde: hatten die früheren Arbeitsgemeinschaften noch den Versuchen angehört, die Natur vornehmlich durch eine quantitative Anpassung der menschlichen Arbeit an die vorschwebenden Wirtschaftsaufgaben zu meistern, so war jetzt das Bestreben in erster Linie, vermöge der Arbeitsteilung, also durch qualitative Anpassung, zur Befriedigung höherer Bedürfnisse zu gelangen. Ein sehr wesentlicher wirtschaftsgeschichtlicher Fortschritt war damit erreicht.

Und dieser Fortschritt und seine Folgen kamen keineswegs bloß der Grundherrschaft zu gute. Vielmehr trat hier zum ersten Male eine Erscheinung deutlich zu Tage, die allen höheren Wirtschaftsstufen gemeinsam ist: die von den führenden wirt-

schaftlichen Schichten errungenen Formen fortschreitenden Wirtschaftslebens wirkten alsbald auch auf die tieferen, nicht führenden Schichten in dem Sinne ein, daß auch diese sich den Wirtschaftsgedanken der Voraussicht anzueignen suchten, der der fortschreitenden Entwicklung zu Grunde lag. Sehr natürlich: differenziert sich erst die Entwicklung so weit, daß von ihren schärfsten und rascheſten Strömungen nur einzelne Kreise getragen werden, so bleiben doch, bei der praktischen Einheit jeder Zeit, auch die übrigen Teile der Gesellschaft von diesem Fortschritte einzelner Kreise nicht unberührt. Und auch der Umstand ist leicht begreiflich, daß diese übrigen Teile dann den neuen Anregungen vielfach in Formen folgen, die den spezifischen, nur etwas früher entwickelten Formen der führenden Kreise unmittelbar entlehnt sind.

Und so traten denn in der Güterverteilung schon der Merowingerzeit ganz allgemein und immer weiter jene kommunistischen Elemente zurück, die der Hauptsache nach Folgeerscheinungen der alten Arbeitsgemeinschaft waren und gewesen waren: für die Fahrhabe entwickelte sich fast ganz ein Recht reinen Privateigens, und auch für den Grund und Boden der arbeitsgemeinschaftlichen Ackerflur ergaben sich Übergänge zu einem Rechte des Sondereigens: er wurde unter Männern allgemein erblich übertragbar, und selbst die Frauen erhielten schließlich Erbrecht an ihm, ja eine begrenzte Testierungsfreiheit an Immobilien machte sich geltend. Und so halten sich zwar in der Sitte sogar noch weit über das ganze Zeitalter hinaus große Reste des Alten, z. B. in der bäuerlichen Hausgemeinschaft gleichberechtigter Erben und in der Ganerbschaft des Adels: im ganzen aber wird doch schon freie Übertragung des Grundes und Bodens und namentlich der Nutzung an ihm etwas immer Gewöhnlicheres. Freilich ist dabei die Übertragung noch selten ganz unentgeltlich und bewegt sich vielmehr noch in den alten Anschauungen des Geschenkes in Gastfreundsweise, dem ein Gegengeschenk folgen muß: der König schenkt an die Großen gegen die bestimmte Erwartung staatlicher Treue, der Wohlhäbige an die Kirche gegen Beding des Seelenheils, der kleine Mann an

den Mächtigen in der Voraussetzung einen wirksamen Schutz zu erwerben: und so entsteht jene Unsumme von besonders gebundenen Gegenseitigkeitsverhältnissen in Recht und Sitte, die recht eigentlich das Wesen dieser Zeiten bezeichnet. Völlig freier Verkehr wenn nicht in Fahrhabe, so doch wenigstens in Grund und Boden ist dagegen so ziemlich auf den Tausch beschränkt und auf Veräußerung oder Verpfändung im Falle der Not.

Aber auch der freie Güteraustausch in Fahrhabe ist noch sehr begrenzt: und keine grundsätzliche, nur eine gradmäßige Veränderung gegenüber den Verhältnissen früherer Zeit ist wahrnehmbar. Auch jetzt sind es noch wesentlich zwei Elemente, welche den Austausch vermitteln: einmal der seltenere Handel einzelner Kaufleute aus einer fremden Nation oder wenigstens aus einem den binnendeutschen Stämmen fremden Stamme, seien es nun Friesen und Juden oder Syrer und Griechen; und weiterhin Marktzusammenkünfte benachbarter Gemeinden und Grundherrschaften zu lokalem Austausch. Von ihnen nimmt das erste Element wohl zu, aber doch noch nicht in dem Maße, daß sich ein Kreis der Fernhändler von der vollen Bedeutung eines nationalen Berufsstandes entwickelt hätte. Und auch das zweite Element, die lokalen Märkte, entwickelt sich ein wenig stärker; aber noch immer wird auf den Märkten der überwiegende Teil des Tauschverkehrs direkt zwischen Konsumenten und Produzenten erledigt.

Freilich, wo sich Markt und Händlertum dadurch dauernd verbinden, daß die Händler an gewissen Marktplätzen ansässig werden und deren Verkehr in mancher Hinsicht an sich ziehen: da dringt etwas gänzlich Neues ein, da entsteht der wirkliche Handel, der Kauf zum Verkauf, und Erscheinungen schon eines anderen Zeitalters brechen herein. Es geschieht an einzelnen Stellen schon früh, wohl mindestens seit dem 10. Jahrhundert; von allgemeiner und grundstürzender Bedeutung für das Wirtschaftsleben aber werden diese Vorgänge doch erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert. Da erwachsen denn die Märkte zu Städten, neben den Händler tritt das Handwerk als ein freier Stand der Stoffveredlung, und die bürgerlichen Zeiten beginnen.

Sucht man nunmehr zum innersten seelischen Kern des damit ablaufenden Zeitalters vorzudringen, so ergibt sich: da, wo im Dorfe die Markgenossenschaften in alter Weise bestehen bleiben und in ihrem Schutze und Bereiche die regulären Hausgemeinschaften, da bleibt die Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und Wirtschaftsgenuß im ganzen die alte. Der eigentliche Bauernstand entwickelt sich darum auch sonst seelisch nicht stark weiter; er macht den grundherrlichen Aufschwung zur ritterlichen Bildung der letzten Jahrhunderte des Zeitalters nicht mit; und im folgenden Zeitalter gar, im 14. und 15. Jahrhundert, ist er schon seelisch völlig veraltet. Doch eine große Menge der früher selbständigen bäuerlichen Hausgemeinschaften gelangt in das Getriebe der Grundherrschaften und erlebt darum, wenigstens zum Teil und in untergeordneter Weise, deren Entwicklung mit.

Im Kreise der Grundherrschaft aber tritt eine Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und wirtschaftlichem Genuß und eine Entwicklung wirtschaftlicher Voraussicht ein, die weit über das bis dahin Bekannte und Erlebte hinausgeht. Der Blick des Grundherrn umfaßt nicht mehr bloß das eine Bauerngut einer Dorfmark, sondern viele Hunderte und unter Umständen viele Tausende solcher Güter, und er beaufsichtigt innerhalb dieses Bereiches nicht bloß eine schon oft recht differenzierte agrarische Erzeugung, sondern auch bereits zahlreiche hörige, der Stoffveredlung dienende Handwerke. Es ist eine wirtschaftliche Spannung schon von solcher Größe, daß sie der Grundherr allein nicht mehr bewältigen kann. Er bedarf der Hilfskräfte. Eine Verwaltung entwickelt sich, deren Angehörige zum großen Teil der Ministerialität der Grundherrschaft selbst entnommen werden, Organisationsformen von bis dahin unerhörter Feinheit bilden sich aus, die Erscheinung eines primitiven Beamtentums tritt auf, von der tausend Wandlungen unmittelbar bis zur modernen Bureaukratie hinüberleiten.

Entwicklungsgeschichtlich ist der entscheidende Gesichtspunkt, daß in der Grundherrschaft zwar der Grundherr noch Konsument und Produzent zugleich ist, daß aber in seiner Herrschaft, der am

meisten durchgebildeten der Wirtschaftsformen der Zeit, die psychische Spannung schon eine Höhe angenommen hat, welche ihre sichere Bewältigung nur noch unter Zuziehung von Hilfskräften gestattet. Es ist entwicklungsgeschichtlich der letzte Augenblick, in dem für die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß innerhalb der Volkswirtschaft der Regel nach noch ein und derselbe Wirtschaftswille in Betracht kommt. Die Jahre drängen heran, in denen die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß in immer zahlreicheren Fällen in ganz anderer, bisher nicht bekannter Weise erfolgt: und damit nahen völlig verschiedene, nahen die neueren Zeiten.

3. Das nächste Zeitalter setzt damit ein, daß sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert zweierlei Dinge immer entschiedener aus dem hausgemeinschaftlich-markgenossenschaftlich-grundherrlichen Wirtschaftskreise aussondern und eigenes wirtschaftliches Leben gewinnen: der Güteraustausch und die Stoffveredlung. Es sind die Anfänge des freien Handwerks und des Handels als wirklich nationaler Berufsformen.

Wie werden sie möglich? Rein wirtschaftlich betrachtet durch einen Vorgang, der neben Bevölkerungsvermehrung und Verkehrsentwicklung vielleicht ständig und zu allen Zeiten in höhere Formen des ökonomischen Lebens mit hineinleitet: durch zunehmende Sparsamkeit, erweiterte Kapitalbildung. So sind vermutlich die Horden frühester Urzeiten zu Sippen geworden durch stärkeres Anwachsen einer gemeinsam zu schützenden Fahrhabe, so gehen die Zeiten der einfachen Hausgemeinschaft noch unter der Hülle des Sippenlebens aus der früheren Periode hervor durch intensivere, wenn auch nach unseren Begriffen noch immer sehr rohe Aneignung des wichtigsten aller Kapitalien, des Raumes und des Bodens; so hat sich die Grundherrschaft aus der einfachen Hausgemeinschaft durch Anhäufung umfassenderen Sondereigens an Grund und Boden in gewissen Händen entwickelt. Das, was in dem jetzt herbeigekommenen Augenblicke weiter führte, waren starke Erzeugungsüberschüsse zunächst der Grundherrschaften und schließlich auch der ein-

fachen, freier gewordenen Hausgemeinschaften; sie genügten, um immer regelmäßiger Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen, in deren Preis außer den Kosten der Urerzeugung auch noch Kosten der Stoffveredlung und der berufsmäßigen Vermittlung durch einen Handel stecken durften; und sie führten über die Deckung naturwirtschaftlich zu befriedigender Bedürfnisse hinaus zur Entstehung handwerklicher Berufe der Stoffveredlung um so mehr, als auch die Handelsbevölkerung, nur dem Austausche der Güter lebend, wie der agrarischen Berufe so auch der Berufe der Stoffveredlung bedurfte.

Der Standort des freien Handels und des freien Handwerks aber wurde die Stadt. Dabei waren indes die Städte von vornherein nicht etwa gleichsam isolierte Wirtschaftsräume, die durch ihre Mauern von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen gewesen wären, sondern ihre Bevölkerung, auf den Austausch von fernher eingeführter und eigener Erzeugnisse gegen Landesprodukte angewiesen, war gleichsam nur ein zentral angesiedelter Teil der Bevölkerung eines größeren ländlichen Wirtschaftsgebietes, das sich um sie herum erstreckte. Daher erklärt sich die Neigung der mittelalterlichen Städte, sich dieses Gebiet auf dem Wege der Pfahlbürger- und Außenbürgerpolitik, wenn nicht gar durch unmittelbare Einverleibung auch politisch anzugliedern; und daher wird es begreiflich, daß die allgemeinsten und tiefsten Grundlagen des städtischen Wirtschaftslebens des 13. bis 16. Jahrhunderts später in den Territorien des 15. bis 19. Jahrhunderts, wenn auch unter gewissen Umgestaltungen, fortdauerten: das Territorium dieser Zeit war ein der früheren Stadt mehr, als es uns zunächst scheinen will, wirtschaftlich wesensähnliches Gebilde.

Das eigentlich Neue des Zeitalters aber war der stark ansteigende Austausch von Gütern. Dem entsprach es, wenn kommunistische Forderungen und Anschauungen, als den freien Austausch hindernd, jetzt mehr als früher verblaßten: an die Stelle der alten Kollektivvoraussicht trat als schöpferisches Wirtschaftsmotiv die Individualvoraussicht des Handwerkers und des Kaufmanns: des Bürgers. All die Be-

schränkungen für den Verkehr in Grundstücken, die auf dem platten Lande aus dem Wesen der Markgenossenschaften abgeleitet worden waren, Marklosung, Einordnung in eine bestimmte Nutzungsart und daraus entwickelte Servituten, sie fehlen darum in den Städten. Und auch die Übertragungsformen des Grundes und Bodens wurden freier. Ganz frei vollends gestalteten sich Verkehr und Übertragungsformen der Fahrhabe, die durch keinerlei frühere Bindung mehr gefesselt war.

Und entsprechend den Gütern wurden in der Stadt auch die Personen frei; höchstens noch berufsmäßige Bindung vornehmlich der Sitte nach, nicht mehr rechtliche Bindung nach Geburt galt weiter; und wirtschaftliche Verpflichtungen minderten nicht mehr die Freiheit der Person: kein alter Zins ward mehr gegeben, selbst nicht an auswärtige Grundherren: „Kein Rauchhuhn flog über die Mauern".

Gleichzeitig wurde die Bindung alles Eigens durch ein obligatorisches Erbrecht lockerer. Das Familienvermögen erschien schließlich nicht mehr als ein eisernes Inventar, das durch die Geschlechter hin, als gleichsam nur in deren Nutznießung befindlich, in unzerlegbarer Einheit und Festigkeit vererbte, sondern es wurde den Bedürfnissen der jeweils lebenden Generation, ja schon der einzelnen Personen stärker angepaßt. Die Freiheit des Testierens erstreckte sich darum auf immer größere Teile des Nachlasses; und allmählich werden Ausscheidungen einzelner Teile des Familienvermögens zu bestimmten Zwecken, Witwenteilen, Alimenten u. dgl. zuläßig.

Diese größere Freiheit des Eigens in Verbindung mit den ständig wachsenden Bedürfnissen des Austausches und der Zunahme immer verschiedenartigerer Erzeugnisse des Ackerbaus und des Handwerks hatte nun einen bisher nicht bekannten Aufschwung des Verkehrs zur Folge. Eine allgemeine Austauschnorm wurde nötig; aus den eigensten Bedürfnissen der nationalen Wirtschaft heraus entstand im 13. und 14. Jahrhundert im Gulden eine größere Verkehrsmünze und mit ihr eine wirkliche Preisbildung und eine wahre Währung. Zugleich mit dem Gelde aber erwuchsen dem Kredite, der bis

dahin fast nur Verbrauchskredit gewesen war, seine frühesten produktiven Formen: freilich anfangs noch immer auf dem Boden des Realkredits, da die Bedeutung der Wirtschaftspersönlichkeit des Einzelnen noch lange hinter der Bedeutung seines sichersten Eigens, des Grundes und Bodens, zurücktrat: bis auch hier etwa seit Ausgang des 15. Jahrhunderts freiere Formen aufkamen.

Mit alledem wurde dann das wirtschaftliche Leben genauer, überlegter, mehr nach den Begriffen des Sondereigens und den Grundsätzen einer unbegrenzt individuellen Herrschaft über die Güter geregelt. Die Gastfreundschaft und die Freigebigkeit der Großen fielen hinweg, soweit sie als Austauschformen einen Sinn gehabt hatten, und wurden, soweit sie blieben, in veränderter Auffassung nunmehr als edle Pflichten des Reichtums empfunden. Und unter alledem, sowie infolge der Differenzierung der Bedürfnisse änderte sich zugleich auch die Gütererzeugung nach ihrem innersten Wesen.

Vor allem wurde die Gütererzeugung berufsteilig: neben den Ackerbauer stellten sich die Berufsstände der Kaufleute und Handwerker. Und in diesen drei großen Berufen trat ständig fortwachsend eine weitere Berufsspaltung ein, besonders im Handwerk: hier zerfielen z. B. die Metallarbeiter bald und immer mehr in die voneinander geschiedenen Gewerbe der Schlosser, Sporer, Schwertfeger, Harnischmacher, Grobschmiede, Zeugschmiede, Hufschmiede, Spängler u. s. w. Und indem sich so die Arbeit berufsmäßig spezialisierte, verlor sie zugleich viel und oft alles von dem, was sie von alters her noch Spielmäßiges an sich gehabt hatte; statt dessen wurde sie religiös-erzieherisch befruchtet; das Ora et labora wurde ein gern gehörter Spruch, und neben ehrliche traten nunmehr auch unehrliche Gewerbe.

Maßgebend aber für die innere Durchbildung des neuen Wirtschaftslebens dieses Zeitalters wurde vornehmlich schon die Entwicklung und Ordnung des Güteraustausches. Hier bestand nun zunächst die Summe der alten internationalen und interregionalen Handelsbeziehungen fort; ja sie erweiterte

sich sogar beträchtlich. Und zugleich erhielten diese Beziehungen dadurch volkswirtschaftlich einen anderen Charakter, daß die Kaufleute, die sie vermittelten, weit mehr als bisher mit der Nation verschmolzen, unter ihr seßhaft wurden, ja in sie aufgingen. Indem sie sich an bevorzugten Orten des Landes, da, wo seit alter Zeit vorübergehend Märkte abgehalten worden waren, zahlreicher niederließen, nicht selten außerhalb des schon bestehenden Ortes in neuer Ansiedlung unmittelbar auf dem Areal des Marktes selbst, und indem in den Bereich ihres Berufes auch immer mehr Einheimische und Deutsche eintraten, erlangte der alte internationale Handel allmählich den Charakter eines wirklich zugleich nationalen Eigenhandels. Freilich blieb er dabei, der Vermittlung einzelner besonders kostbarer Güter durch weite Fernen hin gewöhnt, noch immer ein zwar besonders interessanter, im ganzen aber nicht allzu wichtiger Faktor des nationalen Wirtschaftslebens.

Anders wurde das erst im Verlaufe des 14. bis 16. Jahrhunderts: und nur zum Teil auf Grund rein einheimischer Entwicklung und darum auch nur zum Teil mit durchaus dauernder Wirkung. Man weiß, wie in diesen Jahrhunderten die Nation von zwei gewaltigen äußeren Anstößen zu erweiterter kommerzieller Tätigkeit getroffen ward. Im Süden öffneten sich erst jetzt die Alpenpässe ganz einem größeren wirtschaftlichen Verkehr: in derselben Zeit etwa, da die oberitalienischen Städte die Vermittlung des uralten internationalen Handels zwischen den gemäßigten Klimaten West- und Mitteleuropas und den Tropenländern Asiens an sich gerissen hatten. Aus diesen Zusammenhängen her befruchtete ein Teil dieses wichtigsten internationalen Handels der Zeit auch Deutschland: wie blühte nicht im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts der süddeutsche Städtekranz im Norden der Alpen, ein Konstanz und Basel, ein Augsburg und Nürnberg empor! Im deutschen Norden aber fielen fast zur selben Zeit die glänzenden Menschenalter eines mittelalterlich-internationalen Handels der baltischen Küsten und der Gestadeländer der Nordsee ein. Durch die agrarische Kolonisation des heutigen deutschen Ostelbiens hatte sich die

deutsche Nation begonnen in die Slawenwelt und bald auch in die nordgermanische Welt des europäischen Nordostens einzuschieben: und es war eine der wichtigsten frühen Etappen dieses Siegeszuges gewesen, als, noch vor Mitte des 12. Jahrhunderts, Lübeck ein erster deutscher Handels- und Auswandererhafen an der Ostsee ward. Aus dieser großen Bewegung, deren kommerzielle Ausstrahlungen bis Bergen und Stockholm, bis Wisby und Riga, bis Kowno und Nowgorod verliefen, ging durch Kombination der östlichen Beziehungen mit denen des alten Handelsgebietes von Nordfrankreich, Flandern und England der hansische Handel hervor; er vermittelte den Austausch westlicher und östlicher Erzeugnisse.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß diese doppelte Entwicklung, des Südens wie des Nordens, dem deutschen Fernhandel seit dem 14. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung gegeben hat. Aus keinerlei statistischem Material — einer Art der Überlieferung, die für diese Zeiten noch selten ist — läßt sich das besser ersehen als aus den Zahlen des Rheinverkehrs während des 13. bis 15. Jahrhunderts. Dieser Verkehr bewegte sich am Mittelrhein um 1267 in Jahresschwankungen von 500, 800 und 1000 Mark Silbers, die etwa 935 bis 1870 Kilogramm reinen Silbers von heutzutage entsprechen; er war im Jahre 1368 auf etwa 110000 Goldgulden, gleich 44000 Kilogramm reinen Silbers, gestiegen; und er erreichte um die Mitte des 15. Jahrhunderts etwa 600 bis 700 Tausend Gulden verzollter Werte, das heißt in reinem Silber 186000 bis 217000 Kilogramm. Also eine Steigerung von 1267 bis 1368, bis zum Anfange der neuen kommerziellen Zeit, um etwa das Vierzigfache, und auch dann noch, von 1368 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, eine Steigerung wiederum um das Vier- bis Fünffache. Indes darf man sich durch solche Zahlen, denen noch manche andere, wenn auch wohl kaum lehrreichere, an die Seite gestellt werden könnten, nicht täuschen lassen. Die absolute Höhe des Verkehrs war gleichwohl, an neueren Vorstellungen gemessen, gering; sieht man von dem nicht ganz sicher zu fixierenden Unterschiede

der Kaufkraft des Geldes in der Gegenwart und im späteren Mittelalter ab, so handelt es sich bei dem gesamten Rheinhandel des 13. bis 15. Jahrhunderts doch nur um Summen von 187 bis 374 Tausend, 8,8 und 63,4 Millionen Mark unseres Geldes. Und auch der hansische Handel ist nach heutigen Begriffen selbst in den Zeiten seiner verhältnismäßig höchsten Blüte gering gewesen: schon die äußeren Veranstaltungen zu seiner Bewältigung, die ungemein geringen Areale der nordischen Handelshäfen, die wunderliche Kleinheit der Handelsschiffstypen, die noch recht primitive Ausbildung der Formen des Geld- und Kreditverkehrs beweisen es.

Dazu kam aber noch, daß dieser Aufschwung des Fernhandels vom 14. bis hinein ins 16. Jahrhundert keineswegs ein dauernder Gewinn der deutschen Entwicklung war. Es gehört mit zu den großen Errungenschaften der neueren Geschichtsforschung, daß die Tatsache des reißenden Verfalles unserer Volkswirtschaft seit etwa 1550 und 1650, soweit sie auf kommerziellen Momenten beruht, Bestandteil eines weitverbreiteten Wissens geworden ist. Freilich: welches die Ursachen dieses Verfalles seien, darüber wird noch gestritten. Gewiß kennt man von ihnen die spezifisch nationalen: die Unterbindung der politischen Selbständigkeit der Städte, jener eigentlichen Träger des kaufmännischen Lebens des späteren Mittelalters, durch den Aufstieg der Territorien; die Verlegung der großen internationalen Handelswege fort von den deutschen Grenzen und hin an die atlantischen Küsten, infolge der großen Entdeckungen seit Ende des 15. Jahrhunderts; die zerstörenden Einwirkungen eines Menschenalters von Kriegen von 1618 bis 1648, und was von partikularen Ursachen noch sonst anzuführen wäre. Aber daneben besteht die Tatsache, daß auch andere Länder als Deutschland in diesen Zeiten einen Rückgang der kommerziellen Entwicklung mehr oder minder verspürt haben: und so scheint es sich noch um eine Gruppe allgemeiner Einwirkungen zu handeln, für deren Abgrenzung und Aufspürung vor allem wohl auch noch das Verhältnis Europas zu den anderen schon bekannten Weltteilen in Frage kommen dürfte.

Wie dem auch sei: für Deutschland steht fest, daß der große wirtschaftliche Aufschwung vom 14. zum 16. Jahrhundert, als dessen nicht am wenigsten charakteristische Erscheinung die verhältnismäßig starke Entwicklung des Fernhandels in Betracht kam, doch nur Episode war: mit nichten hat die auf diese Weise angefachte Bewegung angehalten, und nach den Zeiten des hochgehenden Wirtschaftslebens des 15. und 16. Jahrhunderts traten Zustände ein, die im ganzen nur fortsetzten, was sich im 13. und 14. Jahrhundert in langsamem und organischem Fortgange zu entfalten im Begriffe gewesen war.

Für diese organische Entwicklung aber bleibt das zunächst Bezeichnende doch immer die Entstehung eines wirklichen freien Handwerks. Wie dieses sich im einzelnen gebildet hat, mag dabei immer noch fraglich erscheinen; wie schwer ist es auf jedem Gebiete geschichtlich wichtiger Entwicklungen, unmittelbar bis zu den Kammern des Lebens vorzudringen! Die neueste Theorie von einer nur freien Entstehung des Handwerks, der, wie es zu gehen pflegt, die Menge nachläuft, ist jedenfalls einseitig; gewiß sind neben freien Leuten, die sich in den Städten dem Handwerk widmeten, auch hörige Elemente in Betracht gekommen: hörige Handwerker jener Grundherrschaften, die wir schon kennen, die bald in dieser, bald in jener Form, bald mit Zustimmung oder gar Beihilfe des Herren, bald ohne und gegen diese sich zum freien Betriebe ihrer Kunst zu emanzipieren wußten. Was aber zunächst entstand, das war keine handwerkliche Erzeugung vornehmlich für den Markt: weit waren die ältesten Handwerker und noch lange auch ihre Nachfolger davon entfernt, für den freien Verkauf vornehmlich zu arbeiten. In der engen Genossenschaft der Zünfte der Hauptsache nach kapitalarm geeint, warteten sie vielmehr der Bestellung, arbeiteten sie als Beauftragte eines wohlabgegrenzten Kundenkreises, wie er in der Bevölkerung der Stadt und ihrer wirtschaftlichen Einflußsphäre gegeben war. Darum bezogen sie von den Kunden nicht selten den Rohstoff, den sie bearbeiteten, von dem Flachs- oder dem Wollgespinst, das der Weber webte, bis zu dem Stroh, dem Lehm und den Kacheln, die der Töpfer

zum Ofen zusammenfügte; und weitverbreitet war die Stör, die handwerkliche Arbeit im Hause des Kunden. So handelte es sich denn der Hauptsache nach noch um eine begrenzte Tätigkeit, um eine Erzeugung nach Neigung und Willen des Konsumenten: höchstens daß gewisse Handwerke auf dem Wege des Hausierens Absatz für einzelne auf Vorrat gearbeitete Produkte suchten.

Was konnte unter diesen Umständen der Handel sein, der nicht Fernhandel war, der nicht erwachsen war aus der Berührung des nationalen Wirtschaftslebens durch ursprünglich fremde Händler, sondern hervorgegangen war aus dem Bedürfnis des lokalen Austausches selbst? Es ist klar, daß er einstweilen an jenen Ausgangspunkten gleichsam kleben bleiben mußte, von denen her er zunächst erwachsen war, an den Märkten lokalen und regionalen Charakters, in denen Produzenten und Konsumenten der Gegend zunächst zum gegenseitigen Austausche eigener Produkte zusammengekommen waren. Und wurde dieser direkte Austausch der Konsumenten und Produzenten untereinander nicht auch jetzt noch in zahlreichen Fällen geübt? Lieferte nicht etwa der Eisenhandwerker der Stadt dem Bauern der Umgegend, den er auf dem städtischen Jahrmarkte oder Wochenmarkte traf, noch seine Radreifen gegen ein Gewisses an Korn, seine Ketten gegen ein Deputat an Gemüse oder Früchten? Und es waren im Grunde sogar nur Ergänzungen des eigenen Feldbaues, mit denen der Bauer auf diese Weise in die Wirtschaft des Handwerkers eingriff: denn auch dieser grub noch seinen Garten um und hielt sein Klein- und Großvieh auf städtischem Anger. Allein neben diesen Tauschen alter Art entwickelte sich doch immer mehr ein wirklicher lokaler, von Kaufleuten betriebener Handel: für das Detaillieren von Spezereien, für den Ausschnitt von Geweben und, soweit das Stadtvolk allein in Betracht kam, auch für den Vertrieb von Landeserzeugnissen; und so begann sich ein eigentlicher Stand des Kleinhandels zu bilden. Zumeist aus geringen Leuten hervorgehend — wohl nur die Tuchhändler waren zumeist Kapitalisten —, nahm er gleich dem Handwerk genossenschaftliche Formen sozialen

Lebens an; und gleich dem Wunsche der Zünfte war das Ideal der neuen kaufmännischen Innungen ein auskömmliches Dasein bei wohlverbürgtem Kundenkreis, eine „ehrbare Nahrung". Bald aber wurden die Angehörigen dieses Standes, dessen leichte Art zu verdienen zeitig eingesehen werden mochte, besonders zahlreich; schon früh im 15. Jahrhundert, erst recht dann im 16. ertönen daher Klagen über seine Übersetzung. Dies um so mehr, als der Stand sich schließlich nicht ohne gewisse Beziehungen zu dem aufsteigenden Fernhandel entwickelt hatte: auch dieser nahm gern an dem bequemen Gewinne des Detaillierens teil.

Diese im Gegensatz zum Fernhandel sozusagen spezifisch nationale Entwicklung des Handels und Handwerks mit ihrer räumlichen Projektion auf den Kundenkreis zunächst nur einer Stadt und ihrer Umgebung ist nun durch den Aufschwung der internationalen Handelsbeziehungen in den letzten Zeiten des Mittelalters und auch noch im Verlaufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl etwas verdeckt und verdunkelt und teilweise auch verändert worden, verschwunden aber ist sie darum nicht. Vielmehr gehörte ihr der Hauptsache nach auch noch die wirtschaftliche Lebenshaltung der Nation im 17. und 18. Jahrhundert, ja teilweise sogar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Da bestanden noch immer die alten Handwerkerzünfte, wenn sie auch in sich bereits verknöchert erschienen, und wenn auch schon manche neuere Bildungen, wie wir später sehen werden, aus ihnen hervorgegangen waren; da war die ehrsame Handlung noch immer in der Hauptsache nach heutigem Begriffe lokale Detailhandlung mit einem Kundenkreis, dessen Bedürfnisse der Kaufmann kannte, und dessen Einkäufe er im allgemeinen zu bestimmter Zeit in bestimmter Höhe erwarten durfte; da blieb das kommerzielle Ferngeschäft im wesentlichen auf einen Zwischenhandel von Hafen zu Hafen und von Großstadt zu Großstadt wie von den Seestädten zum Binnenlande hin herabgesunken, und seine Praxis war weit entfernt, die anständige Ruhe der handwerklichen und kleinkommerziellen Bestrebungen tödlich zu stören. Geändert hatte sich gegenüber

dem späteren Mittelalter nur, daß nicht mehr die Stadt, sondern das Territorium der Schauplatz dieses Daseins war, und daß seine Regelung auf dem Wege zahlreicher Vorschriften von den städtischen Räten an die fürstlichen Landesherren gelangt war.

Sucht man nun den psychologischen Kern dieser Wirtschaftsstufe zu finden, so ergibt sich leicht, was sie von der vorhergehenden Stufe scheidet. Die geschlossene Hauswirtschaft erscheint nunmehr auch in ihrer letzten und großartigsten Form, der der Grundherrschaft, veraltet; die Bedürfnisse haben sich in dem Grade vermehrt, daß es dem einzelnen Konsumenten, und sei er der mächtigste, nicht mehr möglich ist, sie auf dem Wege eigener, nur von ihm abhängiger Produktion zu befriedigen. So verliert der Konsument die alte Freiheit des Selbstgenügens; er muß sich an andere wenden. Aber das geschieht noch in bescheidenem Maße; und der Konsument trägt möglichst Sorge, daß er selbständig bleibe, daß er die Herrschaft über die Befriedigung seiner Wirtschaftsbedürfnisse dennoch in eigner Hand behalte. So läßt er sich vom Handwerker keine Vorschriften der Erzeugung machen, sondern gibt diese selbst, liefert die Rohstoffe, nimmt den Handwerker wo möglich zur Kontrolle ins Haus, ist gleichsam nach unseren Begriffen noch halb Mitproduzent, Produzent in dem Sinne etwa, wie heute der Mäcen neben dem Künstler steht. Und so vermeidet er so viel als möglich den Handel und wünscht vom Kaufmann, falls er ihn braucht, die Abhängigkeit, Solidität und Unterordnung des Handwerkers. In Summa stellt sich ihm der erweiterte Wirtschaftskreis erst der Stadt, dann des Territoriums, in dem zu verkehren er jetzt gezwungen ist, immer noch ein wenig nach Analogie seiner alten geschlossenen Hauswirtschaft dar; in keinem Stücke, wo er sie irgend erhalten kann, gibt er die Traditionen dieser Hauswirtschaft auf, und unwillkürlich überträgt er deren Geist auf die Behandlung des Handwerkers und Kaufmanns.

Nun gab es gewiß schon früh eine Zeit, in der diese seelische Haltung gefährdet erschien: es war in den Menschenaltern des Aufblühens eines großen Eigen- und Fernhandels im 15. und 16. Jahrhundert. Allein bald stellten sich doch,

wie wir schon wissen, die älteren Zustände wieder ein, und so haben sie, wenn auch auf etwas höhere Potenz gehoben, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fortgewährt.

4. Ein wesentliches Merkmal der bisher behandelten Stufe des Wirtschaftslebens war es gewesen, daß so viel als irgend möglich an dem Grundsatz festgehalten wurde, es müsse Konsument und Produzent unmittelbar verkehren, es müsse so viel als möglich „aus erster Hand gekauft“ werden; erst gleichsam als Ergänzungsberuf, wenn auch in zunehmendem Umfange, war der Vermittelungsberuf des Kaufmanns zugelassen worden. Und wiederum, soweit er eingriff, war mit allen Mitteln des rechtlichen Zwanges und des Zwanges der Sitte dafür gesorgt worden, daß der Kaufmann nicht in die Produktion, der Bauer und der Handwerker nicht in den Handel übergriff; durchaus und reinlich getrennt sollten alle diese Verrichtungen bleiben. So war eine Volkswirtschaft entstanden, die zwar schon Preis und Arbeitslohn, Mietzins und Pacht, Gewerbe- und Handelskapital und auch schon ein wenig den Kapitalprofit kannte, aber das alles doch noch nicht im heutigen, für uns spezifischen Sinne dieser Begriffe.

Über diesen Zustand ging die Entwicklung wiederum, wie in früheren Stufen, durch die Wirkungen wirtschaftlicher Triebe, die zur Unterdrückung allzu starker reiner Verbrauchsbedürfnisse führten, durch vermehrte Sparsamkeit also und wachsende Kapitalbildung hinaus. Und damit nicht genug. Seit der Verwendung immer stärkerer Kapitalien in der Volkswirtschaft machte sich auch die unmittelbar akkumulierende Kraft der Kapitalsverwendung geltend und nunmehr jedermann bemerkbar. Der alte Satz: „Pecunia ex se generare nihil potest“ galt nicht mehr; Zins und Zinseszins wurden legitim, und ein produktiver Kredit entfaltete zum ersten Male seine Wirkungen. Der alte Handwechsel und die mittelalterliche Wechselbank wurden abgelöst zuerst durch die Depositen- und Giro-, dann durch die moderne Kreditbank; neben das Geschäftskapital trat das Leihkapital, und beide ergänzten sich in ihren befruchtenden Wirkungen.

Es geschah allenthalben, auf dem platten Lande wie in der Stadt. Und die steigende Sättigung mit dem modernsten aller Marktmittel, mit Geld und Kredit, veranlaßte die Berufe der Stoffveredlung wie des Handels, in ihren aktionskräftigsten Mitgliedern die Grenzen der bisherigen wirtschaftlichen Lebenshaltung zu überschreiten, und zwar die Berufe der Stoffveredlung, in den Handel, und die des Handels, in die Stoffveredlung und auch in gewisse Zweige der Urerzeugung, namentlich den Bergbau, bestimmend einzugreifen.

Es ist im Eigentlichsten und Innersten der Übergang zu einem neuen Wirtschaftsleben; es sind die Zusammenhänge und Ereignisse, die in die Volkswirtschaft der Gegenwart überleiten.

Man hat das neue Zeitalter, das seit den soeben geschilderten Veränderungen in leisen Anfängen schon im Verlauf der vorhergehenden Wirtschaftsstufe, voll und beherrschend dann seit dem 19. Jahrhundert hereinbrach, wohl das kapitalistische genannt; und man ist bei dieser Bezeichnung davon ausgegangen, daß erst mit dem steigenden Kapitalreichtum seit dem 14. und namentlich seit dem 19. Jahrhundert und mit der wachsenden Verwendung der Produktivkraft dieses Kapitals zur Gütererzeugung recht eigentlich das entfesselt worden sei, was wir Erwerbstrieb nennen. Wird man aber wirklich von so allallgemeinen Motiven aus eine Zeit abgrenzen und eine lange Reihe geschichtlicher Veränderungen disponieren können? Kapitalbildung hat es zu allen Zeiten menschlichen Wirtschaftslebens gegeben, und nicht minder war stets ein ausgesprochener Erwerbstrieb vorhanden, wenn er auch anfangs nur durch die psychologischen Reflexe etwa des Hungers und verwandter elementarer Reize ausgelöst ward und auch noch später sich in Formen äußerte, die unserer Zeit minder gewöhnlich sind, z. B. in der Einkleidung des Raubes. So könnte also das Zeitalter des modernen Wirtschaftslebens von den früheren, geht man von Kapital und Erwerbstrieb aus, nur durch die Unterscheidung quantitativer Elemente getrennt werden: Kapitalbildung wie Erwerbstrieb, so würde man sagen müssen, haben beträchtlich zugenommen. Indes so richtig diese Beobachtung ist, wenigstens

wenn man den modernen Erwerbstrieb mit den mehr sozialistischen Formen des städtischen Wirtschaftslebens des späteren Mittelalters und nicht mit den wiederum mehr individualistischen etwa der früheren grundherrschaftlichen Zeit in Gegensatz bringt: wer weiß nicht, daß eine Geschichte der Sittlichkeit — und beim Erwerbstrieb gelangen wir auf einen sittlichen Trieb — niemals nach quantitativen Prinzipien disponiert werden kann, sondern nur nach der Summe und dem organischen Kern der qualitativen Veränderungen, die sich von Zeitalter zu Zeitalter bemerkbar machen?

Nun wird freilich gesagt, eben die Art des Kapitals habe sich verändert und ebenso die Art des Erwerbssinnes: die quantitativen Erscheinungen seien in qualitative umgeschlagen. Gewiß nicht mit Unrecht. Aber der Umschlag, den man annimmt, wird viel zu groß bemessen; und fast ist es schon zu der Formel gekommen: vor der jüngsten Periode sei kein Kapital und vor allem kein Erwerbssinn vorhanden gewesen, jetzt dagegen bestehe beides in überschwenglichem Maße. Das wäre aber eine Formulierung, gegen welche Einspruch erhoben werden müßte.

Vor allem aber, um den schlagendsten Grund aus dem späteren Inhalte dieses Buches vorweg zu nehmen: die Vergleichung der modernen Formen der Unternehmung mit Unternehmungsarten anderer Zeiten und anderer Orte zeigt, daß der moderne Kapitalismus in der Ausbildung des modernen Wirtschaftslebens nur ein sekundärer Faktor ist. Es gibt ganze Zeitalter von Volkswirtschaften der Unternehmung, die ohne Kapitalbildung im modernen Sinne bestanden haben. Dahin gehört z. B. die römische Kaiserzeit — wahrscheinlich auch gewisse Zeitalter der assyrischen und egyptischen Volkswirtschaft —, dahin ferner die vor nicht allzulanger Zeit noch weitverbreitete Form der Plantagenwirtschaft mit unfreien Arbeitskräften. Und in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens selbst hat es eine frühe Form der Unternehmerwirtschaft ohne Kapitalismus gegeben: nämlich die Gutsherrschaft des Nordostens, insofern diese lebhaft schon im 14. und 15. Jahrhundert und dann wieder besonders stark seit der zweiten Hälfte des

18. Jahrhunderts zum Getreideexport über die baltischen Häfen fortschritt. Das gemeinsame Charakteristikum aller dieser Formen des Unternehmertums scheint zu sein, daß mit unfreien Hilfskräften gearbeitet wird. Und vermittelt nicht auch der Kapitalismus der Gegenwart wesentlich den Gebrauch tatsächlich halb gebundener Arbeitskräfte? Sollte also in diesem Momente, dem der gebundenen Arbeitskraft, ein tieferes und allgemeineres Kennzeichen der Unternehmerwirtschaft vorliegen, als im Kapitalismus? Nur eine Auffassung der wirtschaftsgeschichtlichen Probleme von einem heute noch nicht erreichten streng universalhistorischen Standpunkte würde hier eine endgültige Antwort gestatten. Für die hier gepflogenen Betrachtungen aber ergibt sich aus dem Angeführten das Eine mit Sicherheit, daß der Begriff des Kapitalismus als unterscheidendes Merkmal der modernen Wirtschaftsentwicklung nicht ausreicht. Und so ist hier, entsprechend der bisher verfolgten Richtung, vielmehr zu fragen, inwiefern Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung in einem neuen Zeitalter zu neuem Ausdruck kamen. Und da wird sich, soweit die für die inneren Umbildungen charakteristischen Veränderungen zunächst im äußeren Wirtschaftsleben zur Erscheinung gelangen, ergeben, daß die Bedürfnisvermittlung, die in der vorhergehenden Zeit noch wesentlich unter der Leitung des Konsumenten, wenn auch nicht mehr bloß in der geschlossenen Hauswirtschaft, sondern unter Heranziehung des Händlers und Handwerkers, erfolgte, nunmehr in einem steigenden Maße an Handwerker überging, die zugleich Händler waren, und an Kaufleute, die zugleich die Gütererzeugung sich aneigneten oder beeinflußten.

Fassen wir zunächst die Fälle ins Auge, in denen Handwerker und Berufe der Stoffveredlung überhaupt, also auch Hausindustrielle, zugleich in den Handel vordrangen.

Schon der alte Hausfleiß frühester Perioden, wie er im Bauernhause aus den Zeiten der Hausgemeinschaft her fortgetrieben wurde, eine primitive Kunst der Weberei vornehmlich und der Metallbearbeitung, kommt da in Betracht. Da, wo die Verhältnisse günstig liegen, wurde dieser Hausfleiß unter günstigen Verhältnissen, in früheren Fällen wohl schon im

13. Jahrhundert, verdoppelt; es wurde weit über den eigenen Bedarf erzeugt, und die Verfertiger selbst oder ihre Familienangehörigen vertrieben die Waren auf den Pfaden eines oft recht weit ausgedehnten Hausierhandels: das war z. B. die Entwicklung der Solinger Kleineisenindustrie, der Töpferindustrie des Kannebäckerländchens bei Koblenz und so mancher Leineweberbezirke im südlichen wie nördlichen Deutschland.

Wichtiger war es, daß eine große Anzahl städtischer Handwerker seit den Zeiten des ausgehenden Mittelalters anfing, neben und statt der Arbeit für bestimmte Kunden immer mehr mit eigenem Kapital auf Vorrat zu arbeiten und mit diesem Vorrat zu handeln; sei es vor allem im Besuche der zahlreichen Märkte des Heimatortes und seiner engeren und weiteren Umgebung, sei es gelegentlich auch durch Auftun eines ständigen Ladengeschäftes. Und es ist bekannt, daß sich das Handwerk in diesen Formen immer stärker fortentwickelt hat bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts; erst dann ging das Beziehen der Märkte und das Ladengeschäft der bis dahin herkömmlichen Art zurück unter dem Druck der modernen Entfaltung von Industrie und Handel.

Die Wirkung aber der bisher geschilderten Entwicklungen war bedeutsam mehr durch die ziemlich große Anzahl von Einzelwirtschaften, in denen sie sich vollzog, als durch starke quantitative Ergebnisse im Einzelfall; vornehmlich doch nur in Süddeutschland und in den Küstengebieten hat sie auch in großen Geschäften und in bemerkenswerter Anhäufung von Reichtum häufiger Ausdruck gefunden. Viel wichtiger waren in dieser Hinsicht die Wirtschaftsvorgänge, in denen der Kaufmann von seinem Berufe her in die Produktion hinübergriff: sie vor allem haben revolutionierend gewirkt.

Wohl der früheste regelmäßigere Fall, der gelegentlich schon im späteren Mittelalter, immer häufiger aber seit dem 16. Jahrhundert vorkam, war hier der, daß Kaufleute oder Konsortien von solchen den alten Hausfleiß des platten Landes mit Kapital befruchteten oder auch, namentlich in den deutschen Mittelgebirgen mit ihrer armen Bevölkerung, neue Hausindustrieen begründeten

und in beiden Fällen die Erzeugnisse vertrieben. Es ist die Entstehung eines überaus wichtigen Zweiges der modernen Hausindustrie und des kaufmännischen Verlegertums: weithin unter den verschiedensten Formen und für die mannigfachsten Erzeugnisse, Webereien, Produkte der Holzindustrie, wie Spielwaren und Uhren, geschliffene Steine, Kleinwaren der Eisenindustrie, ist er noch heute in Deutschland, und namentlich auf dem platten Lande, verbreitet. Und sehr verschieden konnte diese Hausindustrie dann dem Betriebe nach ausgebildet werden: der Kaufmann konnte die bisherige Erzeugungsweise ganz bestehen lassen und nur den Vertrieb in die Hand nehmen, oder er lieferte das Rohmaterial ganz oder teilweise und nahm die fertigen Erzeugnisse ab, ergriff also den Produktionsprozeß an seinem Anfang und Ende; oder aber er mischte sich ein in den ganzen Verlauf der Erzeugung. Und es versteht sich, daß er zu der letzten Möglichkeit sehr rasch kam, sobald er alle Rohstoffe lieferte und einziger Abnehmer der Ware war; denn in diesem Falle stellte der Kaufpreis nichts dar als einen reinen Arbeitslohn, und der Arbeiter war ganz in den Händen des Händlers. War dies aber bei steigendem Kapital des Händlers nur zu leicht das Ende, so sah sich der Händler in die Lage versetzt, den Erzeugungsprozeß ganz nach seinem Willen zu organisieren: die Erzeugung in einzelne Stufen und Teile zu zerlegen und diese besonderen Arbeitern und Arbeitergruppen, anderen Gruppen dagegen die Zusammensetzung der Teile zuzuweisen. Es ist der Ursprung der modernen Arbeitsteilung.

Beherrschte aber der Kaufmann in dieser Weise die Erzeugung und durch sie die Arbeiter: was konnte ihn dann des weiteren daran hindern, die Arbeiter selbst zur leichteren Beaufsichtigung des Erzeugungsprozesses an einem Orte zusammenzubringen zu gemeinsamer Tätigkeit und bei dieser Gelegenheit die Arbeitsteilung noch eingehender durchzuführen, als dies sonst möglich war? Nur eine gewisse Höhe des Kapitals, die schon den Bau eines Arbeitshauses mit seinem Zubehör gestattete, war notwendige Voraussetzung, daneben freilich und in einem weiteren Sinne auch ein größerer Markt

daheim und in der Fremde. Bald genug verwirklichte sie sich, und aus den Hausindustrieen wurden die Manufakturen geschlossener Arbeitsräume; und nur da erhielt sich die ältere Form unter allen Umständen noch weiter, wo der jahraus jahrein stetige Betrieb einer Manufaktur nicht lohnte, vielmehr ein wechselnder Saisonbedarf der Ware auch nur die an vorübergehende Zeiten gebundene Hausindustrie einer häuslich verteilten Beschäftigung, wie sie vor allem dem platten Lande eigen ist, erforderte.

Indem aber so der ganze Erzeugungsvorgang vielfach an einen Ort, ja an ein Haus gebunden wurde, ergab sich gar bald eine weitere Neuerung. Lag es jetzt nicht nahe, für diejenigen Verrichtungen, bei denen dies möglich war, mechanische Kräfte einzuspannen? Wind- und Wasserräder etwa oder ein Göpelwerk? Und drängte damit nicht die ganze Lage, zumal bei steigendem Kapitalreichtum, auf die Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, ja auch noch gleichmäßigerer und stärkerer Kräfte der Bewegung hin? Neben den ersten neueren Arbeitsmaschinen, wie vornehmlich der Spinnmaschine, kam nun auch die Dampfmaschine auf; ihr folgten dann bis auf den heutigen Tag ganze Reihen anderer Arbeitsmaschinen und Krafterzeuger: und die Fabrik war entstanden. Die Fabrikation aber und die aus ihr kombinierten Formen größerer Produktionsbetriebe sind noch heute die modernsten Arten der Gütererzeugung.

Sehen wir von diesem Punkte aus rückwärts, bis hin zu den einfachsten Vorgängen der Entstehung der Hausindustrie in Verbindung mit Hausierhandel und Verlag und bis zur ersten kapitalistischen Ausgestaltung des Handwerks durch Erzeugung auf Vorrat, so ergibt sich als das Entscheidende überall, nur in seinen Wirkungen und der Zahl der Fälle, in denen es vorkommt, ständig steigend, dasselbe Motiv: Austausch und Erzeugung verquicken sich gegenüber dem Konsumenten zu einem einzigen, in seiner kommerziellen und seiner industriellen Seite nicht mehr rein unterscheidbaren Geschäft. Dies Geschäft ist die Unternehmung; die Unternehmung ist damit die eigentlich moderne Form des Wirtschaftserwerbs; in der Unternehmung

gipfelt das Wirtschaftsleben des neuen Zeitalters; durch die Unternehmung scheidet es sich von der Vergangenheit, wenn auch selbstverständlich deren Wirtschaftsformen, reine agrarische und rein industrielle Produktion im Bauerntum vornehmlich und im Handwerk, rein kommerzielle Tätigkeit im eigentlichen Handel, noch kräftig, doch dem Unternehmertum untergeordnet und durch dessen Dasein vielfach umgewandelt fortleben.

Und der seelische Charakter dieses neuen Zeitalters? Man sieht auf den ersten Blick: die Erweiterung der psychischen Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß betrifft in diesen Zeiten zunächst den Unternehmer, mag er nun von der Produktion herkommen und den Austauschberuf hinzugenommen haben oder umgekehrt vom Handel in die Produktion vorgedrungen sein. Für ihn aber ist die Spannung gegenüber allen früheren Perioden enorm erweitert. Nicht bloß dadurch, daß er sei es den Austausch sei es die Erzeugung erst hinzu ergreift, sondern vor allem auch dadurch, daß er für die auf fabrikmäßigem oder hausindustriellem Wege außerordentlich erhöhte Produktion derselben Ware ein bei weitem größeres Absatzgebiet aufsuchen muß; das durch die vermehrte Kapitalanlage hervorgerufene vornehmlich quantitative Wesen der Erzeugung gegenüber der früheren qualitativen Kundenproduktion weist ihn hinaus in bisher noch völlig unbekannte Räume und Raumgrößen, treibt ihn hinein in den Strudel des modernen wirtschaftlichen Wettbewerbs. Daher zunächst die außerordentlichen Anstalten zur Bewältigung des Raumes: Eisenbahn, Telegraph, Bank, Börse: Organisationen des Verkehrswesens, die die Tätigkeit ganzer großer Teile der Bevölkerung aufsaugen. Und daher weiter eine Organisation auch des eigenen Unternehmens derart, daß es seine Fühler hinausstreckt in alle Welt: Annoncen, Reklamen, briefliche Angebote, Handelsreisende, Kommissionäre, Agenten, Inanspruchnahme der Konsuln und technischen Beigeordneten der nationalen Gesandtschaften und tausend andere Mittel mehr. Und das Ergebnis? Wohin der eine Unternehmer mit Aufbietung aller Mittel der Raumbewältigung gelangt, dahin gelangt im allgemeinen auch der andere Unter-

nehmer gleichen Geschäftes, und nicht bloß der inländische, sondern auch der ausländische, da die Mittel der Raumbewältigung jedem gleich großen Kapital im allgemeinen in gleicher Weise zur Verfügung stehen, und daher trotz aller Ausdehnung, ja gerade wegen dieser ein immer stärkerer, ein immer mehr erbitterter Wettbewerb und neue seelische Spannungen: Spannungen bis zu der Höhe, daß sie doch trotz aller modernen Hilfsmittel kaum noch einheitlich überwunden werden können.

Derjenige, der unter dem furchtbaren Durcheinander der damit entstehenden Kämpfe zunächst ganz ausgeschieden erscheint, ist der Konsument. Der Austauschgedanke beherrscht die Erzeugung; und der Handel drängt dem Konsumenten die Erzeugnisse auf, ohne nach seinen Wünschen mehr, als die Billigkeit der Produktion dies zuläßt, zu fragen. Die Billigkeit! Denn vermöge des Unterbietens bevormundet der Handel den Konsumenten. Und Unterbieten ist in diesem Falle dauernd nur möglich bei massenhafter Herstellung der gleichen Ware. Massenhafte Herstellung aber schließt persönliche Wünsche, schließt Kundenwünsche aus. So sind Kundenbestellungen heutzutage in vielen Produktionszweigen etwas Kostspieliges, Aristokratisches, Archaisches. Dagegen wird den breitesten Klassen jetzt infolge der Billigkeit vieler Waren die Befriedigung einer großen Anzahl von Bedürfnissen möglich, die sie früher nicht kannten. Es ist ein demokratisches Zeitalter. Aber auch in diesem Fall, ja in ihm erst recht, erscheint der Konsument als vom Unternehmer bevormundet.

So beherrscht also der Unternehmer durchaus die moderne Wirtschaft? Gewiß: noch immer läßt sich das behaupten, trotzdem, daß schon Zeichen eines neuen Zeitalters im Anzuge scheinen. Aber dieser Zustand wird seelisch erst dadurch verständlich, daß jeder Konsument heutzutage zugleich auch mehr oder minder an der Produktion beteiligt ist. Jedermann ist heute arbeitsteilig eingeordnet in das unendliche Gewebe des nationalen, ja des internationalen Wirtschaftslebens, und jedermann schafft an seiner Stelle in dem Sinne, daß er Güter erzeugt, von denen er annimmt, daß sie andere brauchen, und diese

Güter, wenn er einigermaßen kapitalkräftig ist, der Regel nach auch noch selber vertreibt. Gewiß gibt es von diesem Zustand schon wieder viele Ausnahmen; es wird davon wie überhaupt von dem Begriff und der Bedeutung des modernen Unternehmens später noch eingehender die Rede sein. Aber im ganzen betrachtet ist der Zustand der geschilderte, und wie man im 10. Jahrhundert von jedem Deutschen hätte sagen können, er sei mehr oder minder Ackerbauer, so läßt sich in der Gegenwart von jedem Deutschen behaupten, er sei mehr oder minder arbeitsteiliger Produzent und nach Kräften auch Unternehmer.

Es ist ein Zustand schließlich des 19. Jahrhunderts, dessen leise erste Anfänge noch bis über die Blütezeit der vorhergehenden Periode rückwärts, bis hinein in das 14., ja vereinzelt in das 13. Jahrhundert reichen. Schon damals mögen Hausindustrielle weit mehr, als die Überlieferung zu übersehen erlaubt, mitunter zu Hausierern, Handwerker zu Marktbesuchern geworden sein. Einem stärkeren Aufschwung aber machten diese Anfänge doch erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert Platz; seit jenen Zeiten, in denen die Fernhandelsbeziehungen sich unter dem doppelten Drucke des Anschlusses an die internationalen Handelswege des Mittelmeeres wie der nationalen Expansion in den Küstenländern der Nordmeere gewaltig erweiterten: denn jetzt erst ergaben sich unerwartete Steigerungen des Kapitals, und erst hiermit begannen Kaufleute zahlreicher Unternehmer zu werden, als Verleger und Manufakturinhaber einzudringen in die Gebiete der industriellen Erzeugung. Es waren Vorgänge, die sich sozusagen über Nacht vollzogen, sehr im Gegensatze zu der Ordnung des bestehenden spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens, wie diese vor allem in dem Rechtsleben der Städte und in den sittlichen Vorstellungen des mittleren Bürgertums zum Ausdruck gelangte; keineswegs wurden sie von der öffentlichen Meinung der Nation gebilligt, und nirgends sind sie im 15. und 16. Jahrhundert dem Charakter des allgemeinen Wirtschaftslebens eigentlich eingeordnet worden: es war eine Periode der „wilden" Unternehmung, eine Vorzeit nur des damals kaum erst geahnten, jüngsten Zeitalters der Wirtschaft.

Und ziemlich jäh brach diese Vorzeit ab. Wir wissen, wie der besonderen Ursachen verdankte rasche Aufschwung der deutschen Wirtschaftsentwicklung seit Mitte des 16. Jahrhunderts schon, erst recht seit Mitte des 17. Jahrhunderts in sich zusammensank: hätten da die bestehenden, der Zahl nach immer noch spärlichen Unternehmungen diesen Ruin ungestört überdauern können? Nicht wenige gingen in dem schweren Jahrhundert von 1550 bis 1650 zu Grunde; und die sich neu erhoben — eine an sich nicht unbedeutende Gruppe; denn das Wirtschaftsleben schritt doch in seinen organischen Tiefen fort, so sehr der plutokratische Oberbau des 15. und 16. Jahrhunderts zusammenstürzte —: sie hatten zumeist nicht die alte Ausdehnung, zeigten nicht den überstürzten Mut des Kapitals der Vergangenheit, waren nur schüchterne Versuche hin zu neuen Zielen. So wucherten sie auch nicht wild mehr als geile Schößlinge des Wirtschaftslebens der Zeit; vielmehr wurden sie von den Territorialgewalten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, den Nachfolgerinnen der städtischen Gewalten des vierzehnten und fünfzehnten, diesem Wirtschaftsleben schon beigeordnet, wenn nicht gar eingeordnet, wurden zu den „reglementierten" Unternehmungen der Zeit vornehmlich des aufgeklärten Absolutismus.

Aber im 19. Jahrhundert nahte die Periode ihrer Befreiung. Und doppelten Ursachen wurde diese verdankt. Einmal einem steigenden Kapitalreichtum, der in ersten Anfängen schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts bemerkbar wird, voll freilich erst seit 1840 bis 1860 und in den Zeiten darüber hinaus einsetzte: aus Gründen, deren Erkenntnis uns später noch eingehend beschäftigen wird. Dann aber auch einem überaus merkwürdigen Vorgang, der fast noch früher als die Zunahme des nationalen Kapitals von Bedeutung ward, und der an dieser Stelle auch nur gestreift werden kann. Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann in Deutschland und mit der Mitte etwa des 19. Jahrhunderts wurde abgeschlossen eine eingehende Liquidation der Wirtschaftseinrichtungen der vorhergehenden Zeitalter, und zwar derart, daß zunächst die mittelalterlichen Lebensformen des Ackerbaues, dann auch die des Handwerks

auf gesetzgeberischem Wege zerschlagen wurden und Raum geschaffen ward für neue, freiere Bildungen: Bildungen, die nach Lage der Dinge keine anderen sein konnten als die der Unternehmung. Es ist die Entstehungszeit der Freiheit des Grundeigentums und der Gewerbefreiheit, sowie der Freiheit der Berufswahl: um es wirtschaftsgeschichtlich in ein Wort zu fassen: die Zeit des aufgehenden freien Wettbewerbs. Erst sie hat der Entwicklung einer vollen Wirtschaftsstufe des Unternehmens die Bahn völlig freigemacht: jetzt nahen die Jahrzehnte von 1840, 1850, 1860, die stets höhere und weitere Entfaltungsformen des freien Unternehmens bezeichnen.

Ist nun aber die freie Unternehmung die letzte und wirklich noch jüngste wirtschaftliche Bildung der Gegenwart? — Würden wir sie in ihrer Entwicklung schon ganz übersehen können, wenn sie dies wirklich wäre? Schon drängt eine neue Zeit mit noch werdenden Formen hinter ihr her; und läßt sie sich noch nicht sicher charakterisieren, liegen namentlich ihre letzten Tendenzen noch im Dunkeln, so können doch einzelne Richtungen, die sie bewegen, gekennzeichnet werden: ja, müssen es schon an dieser Stelle zur abschließenden Charakteristik eben der freien Unternehmung, der sie entgegentreten, und die sie auf diese Weise ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach begrenzen.

Das, was die Entwicklung der Unternehmung im 19. Jahrhundert im einzelnen, in den verschiedenen bisher durchlaufenen Stadien der Entfaltung vornehmlich beherrscht hat, läßt sich in zwei Faktoren zusammenfassen: in dem Faktor des steigenden Kapitals und in dem Faktor der wachsenden Ausdehnung des Marktes. Die Folge der Einwirkung dieser beiden Faktoren war eine ins ungeheuerliche zunehmende Spannung zwischen Bedürfnisäußerung und Bedürfnisbefriedigung: so daß zu ihrer Bewältigung Mittel wirtschaftlichen Gedächtnisses, wirtschaftlicher Wertung der Einzelgüter, wirtschaftlicher Voraussicht und wirtschaftlicher Energie von einer Intensität und Ausdehnung angewendet werden mußten, von deren Größe frühere Geschlechter sich nichts hatten träumen lassen. Wie blieb es da nun möglich, gleichwohl die Einheit des Wirtschaftswillens und der Wirt-

schaftsbetätigung im Kopfe eines Unternehmers festzuhalten? Die zunächstliegenden Mittel waren: Entwicklung ganz neuer Formen der Raumbewältigung und Anwendung bis dahin unbekannter Höhen von Kapital. Das erste dieser Mittel unifizierte schließlich in seiner extremsten Ausbildung den Markt: machte gleichsam die ganze Welt zu einem einzigen Marktplatz, auf dem man hoffen durfte, sich leichter zurechtzufinden, als auf tausend zerstreuten Plätzen. Es war also eine Uniformierung der kommerziellen Tätigkeit des Unternehmers. Das zweite Mittel ermöglichte durch sozusagen fast unbegrenzte Kapitalverwendung auf Motoren, Maschinen u. s. w. eine Vereinfachung der Vorgänge der Erzeugung: uniformierte mithin die industrielle Seite des Unternehmens.

Kein Zweifel nun, daß diese Mittel in dem erwarteten Sinne gewirkt haben: durch sie allein ist jene Entwicklung der Unternehmung vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich geworden, die ganz wesentlich, ja der Hauptsache nach in einer zunächst quantitativen Steigerung der Unternehmungsformen bestand. Allein, haben sie völlig genügt, um die alte Einheit des entwicklungsgeschichtlichen Charakters der Unternehmung, die Kombination industrieller und kommerzieller Tätigkeit in einer Hand und die Konzentration des Wirtschaftssinnes in der Richtung der Ausbildung eben jener Kombination gänzlich zu erhalten? Es ist eine Frage, die nicht ohne weiteres bejaht werden kann. Unter dem Druck allzu starker wirtschaftspsychologischer Spannungen ist die Unternehmung gewissen Änderungen anheimgefallen, von denen es zweifelhaft sein kann, ob sie nicht auch ihr innerstes Wesen schon angegriffen haben oder noch angreifen werden.

Zunächst hat sich das Transportwesen, das anfangs ganz mit der kommerziellen und somit später gelegentlich auch mit der Unternehmungstätigkeit verknüpft war, jetzt völlig verselbständigt. Es ist ein Prozeß, der in den Anfängen seiner Entwicklung sehr weit zurückreicht. Die Fernhändler des 12. und 13. Jahrhunderts waren zugleich auch Reeder und Hauderer gewesen; anfangs hatten sie dabei wohl gar selbst ihre Waren begleitet,

in langen Karawanenzügen zu Wasser und zu Lande, als große Hausierer; später waren Supercargos an ihrer Statt mit den Waren hinausgezogen. Dann hatte sich, noch im früheren Mittelalter, das eigentliche Transportgewerbe immer mehr vom Handel abgetrennt, während die feineren Arten der kaufmännischen Vermittlung, vor allem die Vermittlung von Geld und Kredit, in der Regel noch mit dem Warenhandel verbunden geblieben waren. Über diesen Zustand waren dann die folgenden Jahrhunderte wiederum, und namentlich in der Verselbständigung des Geldhandels, hinausgegangen. Allein alle diese Entwicklungen waren doch, bei dem verhältnismäßig niedrigen Stande des Verkehrswesens, von keiner allzu großen Bedeutung gewesen, und nirgends wohl in Deutschland war die Abtrennung des Transportes vom Handel durchaus und grundsätzlich durchgeführt worden. Nun aber, mit dem 19. Jahrhundert und der Entfaltung des freien Unternehmens einerseits, des außerordentlichen Verkehrs der Eisenbahnen und Dampfschiffe anderseits, entwickelte sich dieser Unterschied zu einem ganz prinzipiellen: die Transportgewerbe schieden als ein gewaltiger Umkreis menschlicher Tätigkeit aus dem Handel und somit auch aus den kommerziellen Beziehungen der Unternehmung aus und entfalteten sich, insofern sie vielfach zugleich der Herstellung ihrer Fahrbahnen und Fahrzeuge, überhaupt der Verkehrsmittel oblagen, ihrerseits zu besonderen, höchst eigenartigen Formen moderner Unternehmung.

Nun läßt sich wohl sagen, daß durch diesen Vorgang der entwicklungsgeschichtliche Kern der Unternehmung nicht eigentlich getroffen war. Es war nur gleichsam ein Nebenkern etwas abweichender Bildung entstanden, der an sich wenig Beachtung gefunden haben würde, wären nicht die Erscheinungen in seinem Bereiche von quantitativ so ungewöhnlicher Ausdehnung gewesen. Denn die Zahl der Menschen, die den Transportgewerben angehören, ist heute Legion, und noch immer wächst sie im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Tiefer eingeschnitten hat dagegen in die eigentliche Seele der Unternehmung schließlich eine andere Erscheinung, die sich vornehmlich wohl seit den

achtziger Jahren zu entwickeln begann und heute schon eine große Verbreitung erreicht hat. Sie besteht darin, daß die kommerzielle Seite der wirtschaftspsychologischen Spannung ermäßigt wird entweder durch arbeitsteilige Vorgänge oder aber durch einen Vorgang der Arbeitsvereinigung.

Der arbeitsteilige Vorgang ergibt sich leicht aus einem genaueren Einblick in die Arten des modernen Handels. Dieser Handel zerfällt heutzutage vornehmlich in den Geldhandel, den Spekulationshandel und den Kommissionshandel. Da von ihnen der Geldhandel eigentlich nur eine besondere Ausbildung des Verkehrsgewerbes darstellt und der Spekulationshandel im Grunde den Einrichtungen der modernen Versicherung angehört, so kann man den Kommissionshandel als den eigentlichen modernen Handel bezeichnen. Worin besteht er nun? Erwachsen ist er in seiner entwicklungsgeschichtlich ältesten modernen Form aus dem Bestreben der Unternehmungen, auf entfernten Märkten Vertreter zum Vertriebe ihrer Erzeugnisse zu haben: Kommissionär oder Vertreter war ursprünglich der abhängige Kaufmann, der die Geschäfte einer oder mehrerer Unternehmungen innerhalb eines solchen Marktgebietes besorgte. Aber längst schon ist das Kommissionsgeschäft über diese von der Unternehmung durchaus abhängige Stellung hinausgewachsen und hat sich zu einem freien Handelszweige entwickelt. Ein großer Kommissionär ist heute, wer, nicht selten auf seine Bestellung, von oft zahlreichen und immer bedeutenden industriellen Unternehmungen Waren bezieht, um sie, häufig auf durchaus eigene Rechnung, weiter zu verkaufen. Kommissionshandel heißt heute moderner Zwischenhandel zwischen Unternehmung und Konsument, heißt freies arbeitsteiliges Zusammenarbeiten mit mehreren Unternehmungen zur Beherrschung und Erweiterung des diesen Unternehmungen notwendigen Marktes. Und dabei versteht sich, daß die Unternehmungen in diesem Zusammenhange mehr oder minder auf ihre industrielle Seite zurückgedrängt sind.

Dieser arbeitsteiligen Entwicklung steht nun ein anderer, in gewissem Sinne arbeitsvereinigender Vorgang zu Ungunsten

der freien Unternehmung gegenüber. Es ist ein Prozeß, der, seit Ende der achtziger Jahre vornehmlich, am augenscheinlichsten in den Kartellen, Syndikaten und verwandten Bildungen zu Tage getreten ist. Was ist sein Wesen? Unternehmungen derselben oder eng verwandter Produktionszweige gehen darauf aus, durch eine Assoziierung irgend welcher Art auf einem bestimmten Markte das Prinzip des freien Wettbewerbes für sich in irgend einer Weise auszuschalten und gemeinsam die Preise zu machen. Es geschieht das zunächst in der Absicht, dadurch die Erzeugung regelmäßiger, sicherer und lohnender zu gestalten. Aber das Ergebnis ist, daß damit zugleich auch die kommerzielle Seite der bisherigen Unternehmungen überhaupt stark beschnitten wird: denn was bedarf es noch der hastenden Manipulationen des modernen Handels zur stärkeren Entwicklung eines Marktes, wenn der Grundsatz des freien Wettbewerbes mehr oder minder beseitigt scheint? Auch hier also wird der bisherige Charakter des Unternehmens durch Abstumpfung seiner kommerziellen Neigungen mehr oder minder verändert.

Und so begreift sich, wie die beiden Tendenzen, die arbeitsteilige und die arbeitsvereinigende, in ihrem besonderen Wirkungskreise zunächst entgegengesetzt, doch psychologisch in gleicher Richtung von Einfluß sein können und schon gewesen sind: beide helfen die Überhastung der wirtschaftspsychologischen Spannung der freien Unternehmung beseitigen; beide fesseln die einzelne Unternehmung an die Äußerungen fremder Willenskräfte, sei es hier der Kommissionäre, sei es dort der gleichartig produzierenden Genossen; beide leiten aus einer Zeit freier Unternehmung in eine Periode gebundener Unternehmung über.

Welche von den beiden Tendenzen, die arbeitsteilende oder die arbeitsvereinigende, siegen wird? Es ist schwer zu sagen. Und doch wäre es in vieler Hinsicht von Wichtigkeit, eine Entscheidung schon jetzt aussprechen zu können; denn unzweifelhaft führt die erste Tendenz zu einer mehr individualistischen, die zweite dagegen zu einer mehr sozialistischen Entwicklung. Freilich: ins Ganze gerechnet — und das ist am Ende das wichtigste — darf es doch schon jetzt ausgesprochen werden, daß die überein-

stimmende Richtung beider Tendenzen auf eine gebundene Unternehmung hingeht: eine Unternehmung nicht mehr völlig freien Wettbewerbes und darum auch nicht mehr wirtschaftspsychologischer Spannungen, die sich — wenigstens in der schnellen Aufeinanderfolge — als unerträglich erwiesen haben, eine Unternehmung, deren Durchbildung im einzelnen wiederum mehr Ruhe, Stetigkeit und Gleichmaß in die wirtschaftliche Entwicklung bringen wird an Stelle der überhasteten Tätigkeit der letzten Menschenalter und vornehmlich Jahrzehnte. Überwunden ist indes das Zeitalter der freien Unternehmung durch diese Tendenzen, die auf eine neue Periode hinweisen, einstweilen noch keineswegs, und nur im Sinne des Verständnisses modernster, eben erst in Anfangswirkungen begriffener Erscheinungen des Wirtschaftslebens dürfen wir hier von ihnen Kenntnis nehmen. Soweit dagegen die jüngste Vergangenheit der Nation in Betracht kommt, ist es zweifellos die freie Unternehmung gewesen, die als spezifische Unternehmungsform des 19. Jahrhunderts Färbung und Ton, Wesen und Kern der wirtschaftlichen Entwicklung vornehmlich bestimmt hat.

5. Der Astrophysiker Scheiner hat einmal ausgeführt[1]: Um sich eine richtige räumliche Vorstellung von unserem Sonnensystem zu machen, solle man sich die Sonne als eine Kugel mit dem Durchmesser von vierzig Metern an Stelle der Domkuppel in Berlin denken. Dann würden die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne folgende Punkte berühren: die Merkurbahn läge noch ganz im eigentlichen Berlin, die Bahn der Venus würde schon stellenweise dies Berlin verlassen, die Bahn der Erde würde den Bahnhof Tiergarten berühren und im Süden einen halben Kilometer nördlich vom Kreuzberg durchgehen. Von den ferneren Planeten würde Jupiter durch Spandau gehen, Uranus durch Wittenberg und Frankfurt a. O., Neptun endlich, der äußerste der Wandelsterne, würde auf seiner Bahn die Städte Stettin und Magdeburg streifen und sich bis auf etwa 15 Kilo-

[1] Bau des Weltalls S. 8.

meter Leipzig nähern: würde also etwa 129 Kilometer entfernt von der Berliner Domkuppel mit ihrem Durchmesser von vierzig Metern kreisen.

Welche ungeheuren räumlichen Entfernungen der äußeren Planetenbahnen, welche grauenvolle Öde des Weltraums!

Aber wir sind wenigstens im stande, auf Grund eines Vergleiches, wie des soeben gezogenen, diese räumliche Öde einigermaßen zu erfassen: unsere Raumanschauung läßt, durch die Reduktion an sich unanschaulicher Entfernungen auf anschaulichere angeregt, noch einen wirklichen Vorstellungsinhalt zu. Weit schwieriger ist es, sich gleich große Zeitabstände anschaulich näher zu bringen. Und doch muß dies in irgend einer, wenn auch noch so unvollkommenen Weise geschehen, sollen sich historische Perspektiven von größerer Weite einigermaßen richtig eröffnen.

Und da sei es denn erlaubt zu sagen, daß sich die Abstände der einzelnen frühen Zeitalter wirtschaftlicher Entwicklung von der hohen Wirtschaftskultur der Gegenwart zeitlich etwa ähnlich verhalten, wie die Raumabstände der äußeren Planeten unseres Sonnensystems von der Sonne: ganz außerordentlich weit, durch Öden vieler Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende von der Wirtschaft der Gegenwart getrennt, verlaufen die Perioden primitiver Wirtschaft und primitiver Kultur überhaupt. Mit nichten so jung, wie man unwillkürlich immer wieder zu glauben geneigt scheint, ist das Menschengeschlecht; die Jahrtausende der alttestamentlichen, uns noch immer im Blute steckenden Zeitrechnung reichen keineswegs dazu aus, seine Entfaltung auch nur annähernd zu umschreiben; vor der Geschichte, die wir kennen, liegen ungezählte, für uns auf immer begrabene Geschichten; und nichts hindert, wohl aber manches veranlaßt, vor aller bekannten Geschichte Epochen und Katastrophen anzunehmen, in deren Glut schon Rassen umgeschmolzen und in deren langsamem Wachsen schon hohe Kulturen erzeugt und zerstört worden sind.

Soweit aber unsere heute noch besonders lebendigen Wirtschaftsformen mit ihren Wurzeln in Betracht kommen, mögen

diese sich auch bis ins 14. und 13. Jahrhundert zurück verzweigen und verästeln, so ist deren Dauer sicher im Lichte des allgemeinen kulturgeschichtlichen Verlaufes auch nur der germanischen und arischen Volksbildung eine sehr kurze Zeit, ein Bruchteil nur und ein geringfügiges Fragment des gesamten Werdens. Nicht ihre Zeitdauer darum, sondern nur ihr spezieller Charakter ist es, der ihnen bei einer mehr universalen Betrachtungsweise besondere Bedeutung verleiht. Sie sind, soweit wir aus dem bisherigen Verlaufe der Geschichte der arisch-westeuropäischen Völker heraus urteilen können, der bisher letzte Höhepunkt gleichsam dieser Entwicklung: sie bilden den Ort, auf den alles hin gravitiert, in dem alle Vergangenheit in neuer Bedeutung wiederum aufleuchtet. Und dies gibt ihnen ein besonderes Recht darauf, eingehend betrachtet zu werden, ganz abgesehen von der Tatsache, daß es unsere Entwicklung und die Entwicklung unserer Väter und Großväter und jüngsten Ahnen ist, um die es sich handelt.

Was aber verbindet nun diese jüngste Zeit mit so weit zurückliegenden Perioden der Wirtschaftsentwicklung, Zeitaltern, deren wir nur noch einige im Lichte der Überlieferung zu erblicken vermögen, während andere im Nebel traditionsloser Jahrtausende verschwinden und nur noch auf dem Wege vergleichender Betrachtung des Wesens anderer jugendlicher Völker erschlossen werden können? Auch bei der Beantwortung dieser Frage ist eine Erinnerung an die Ergebnisse der astronomischen Wissenschaft angebracht. Wie sich dort, nach überaus umständlichen Annahmen, die konservative Seelen nur mit großem Widerstreben und unter entschiedenster Verketzerung aller Neuerungen aufgegeben haben, schließlich überaus einfache Gesetze als ständiger Ausdruck anscheinend sehr verwickelter Bewegungen ergeben haben, so ist es auch hier. Das, was die Wirtschaftsentwicklung so zahlreicher, vielleicht vieler Hunderte von Generationen im Innersten verbindet, ist im Grunde doch ein sehr einfacher seelischer Vorgang, dessen Abwandlung man geradezu in der Form eines empirischen Gesetzes beschreiben kann: mit steigender Kultur wächst die psychische Spannung zwischen Be-

dürfnis und Bedürfnisbefriedigung, zwischen Begierde und Genuß, und wachsen mit ihr, zu ihrer Bewältigung, wirtschaftliches Gedächtnis und wirtschaftliche Voraussicht.

Was aber liegt dieser Spannung wiederum zu Grunde? Nichts als der Trieb zur Lebenserhaltung und Lebensverschönerung an sich. Anfangs ein bloßer Instinkt, wird er dadurch, daß zwischen ihn und den Genuß in der Form seelischer Spannung intellektuelle Elemente, Schlüsse vornehmlich auf Grund von Wertvorstellungen treten, allmählich selber intellektualisiert, wird er mehr als triebartige Wirtschaftsneigung, wird er Wirtschaftswille. Und indem er sich in seiner weiteren Durchführung immer mehr mit Verstandeselementen durchsetzt und dadurch weitere Horizonte der Erfahrung erschließt, weckt er zugleich neue Bedürfnisse: und in ewiger Wechselwirkung steigern sich Bedürfnis und Genuß.

Die Wirtschaftsinstitutionen aber sind nur äußere Erscheinungen, Hüllen gleichsam und Körper dieser Triebbetätigung, und sie enthalten darum durchweg doppelte Elemente: solche, die einen erreichten Genuß gewährleisten, und solche, die über ihn hinausweisen.

Innerhalb der Entwicklung, soweit wir sie verfolgen können, vollziehen sich dabei namentlich folgende Gruppen von Verschiebungen. Während die ersten beiden Zeitalter, von denen im Beginn dieser Darlegungen die Rede war, eine Bedürfnisbefriedigung noch ohne organischen Güterumlauf kennen, und während in ihnen der Einzelne die Güterwelt nur in Elementen erfaßt, die unmittelbar für ihn und für die natürliche Gliederung der Einzelpersonen gegeben sind, zeigen die beiden nächsten Zeitalter bereits ein sehr verändertes Aussehen: jetzt werden die Bedürfnisse schon mit einem Güterumlauf auf Grund von Arbeitsteilung befriedigt. Aber dies geschieht nur auf einem einzigen Erzeugungsgebiet, dem des Ackerbaues, und innerhalb derjenigen Gegensätze von reich und arm, die sich auf diesem engbegrenzten Gebiete entwickeln können. Demgemäß ist die stärkere Spannung, die jetzt schon zwischen Bedürfnis und Genuß eintritt, doch grundsätzlich noch auf die Einheit dieses Pro-

duktionsgebietes beschränkt: noch keineswegs frei schweifen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsgedanke. Eine vollere Lösung bringt da erst das letzte Paar der Wirtschaftszeitalter, und zwar in steigendem Maße: jetzt werden die immer zahlreicher und immer intensiver und immer dringlicher auftretenden Bedürfnisse durch arbeitsteilige Erzeugung auf den verschiedensten Produktionsgebieten befriedigt, und darum gewinnt der Beruf der Wertvermittlung zwischen diesen Gebieten, wenigstens nachdem er in die Erzeugung selbst einzudringen begonnen, eine außerordentliche, ja ausschlaggebende Bedeutung. Hatte im ersten Zustande sozusagen der Konsument vornehmlich geherrscht und im zweiten der Produzent, so übernimmt jetzt schließlich der Wertvermittler als Unternehmer die Führung der Wirtschaft. Und dieser Wirtschaft mit ihrem Austauschbedürfnis sind nun keine räumlichen Grenzen mehr gesetzt, es seien denn die der Erde. Und so wächst mit ihr der Horizont ins Unendliche, und die Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß nimmt unerhörte Weiten an und erfordert, soll sie bewältigt werden, bisher ungekannte Schärfen der Energie und des verstandesmäßigen Blickes.

Es ist klar, daß in diesen Vorgängen der wichtigste Zusammenhang zu Tage tritt, der zwischen der wirtschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der sogenannten höheren geistigen Kultur besteht. Immer feiner geartete Befähigung des Wirtschaftstriebes bedeutet immer stärkere Anspannung des Intellektes und damit ständig wachsende Schärfung des entscheidenden wissenschaftlichen Werkzeugs. Und stets wachsender Intellekt bedeutet auch, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, stets wachsende Kunst. Denn wenn bewußte Nachahmung, Idealisierung, Kombination und schöpferische Gestaltung zu jeder Zeit die Phasen der künstlerischen Tätigkeit bei der Entstehung des Einzelkunstwerkes sind, so ergibt sich leicht, daß von ihnen vornehmlich nur eine wandelbar und damit der geschichtlichen Entwicklung eingeschrieben ist, und nur eine zugleich bei jedem Volke in allen Stufen der Entfaltung gleichmäßig und genau betrachtet werden kann, die Nachahmung: eben die Nachahmung

aber ist an das Element des Intellekts, das Element verstandesmäßigen Begreifens der Dinge gebunden. Wir sehen daher in der Tat mit jeder höheren Entwicklung der intellektuellen Spannung im Wirtschaftsleben auch in der Kunst eine weitere Entwicklungsstufe, einen höheren Grad von Naturalismus, von Fähigkeit sicherer Wiedergabe der Erscheinungswelt eintreten, und nicht selten erscheinen die Anzeichen einer neuen Stufe geistiger Errungenschaften früher auf künstlerischem als auf wissenschaftlichem Gebiete. Freilich darf dabei keinen Augenblick verkannt werden, daß die soziale Psyche nicht minder eine Einheit ist als die individuelle, und daß ständig Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Gebieten des allgemeinen Seelenlebens hin und her schießen, und zwar so, daß es nicht selten unentscheidbar bleibt, auf welcher Seite die Wirkung zu suchen ist und auf welcher die Ursache, und daß Einflüsse von der Kunst als Ausgangspunkt sogar bis auf die Wirtschaft zurückgleiten.

Indes nicht das große Schauspiel des sozialen Seelenlebens als eines Ganzen galt es hier zu betrachten: nur bei enthusiastischer Verzückung würde schließlich ein solcher Panpsychismus der Historie, als ein großes Gesamtgefühl gleichsam alles Gewordenen, im Tiefsten möglich sein. Die Wissenschaft zerlegt, und auch die historische Darstellung als Kunst kann den Dingen nur gerecht werden, indem sie sie in der Vereinzelung betrachtet, wenn auch derart, daß dem Leser aus dem rechten Verständnis der einzelnen Teile das hinter ihnen stehende und von dem Erzähler lebendig als Einheit gefühlte Ganze entgegenleuchtet.

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, haben wir uns im jetzigen Augenblick unserer Darstellung mit den allgemeinen Zusammenhängen zwischen wirtschaftlicher und intellektueller und vornehmlich wissenschaftlicher Entwicklung während der jüngst verflossenen Jahrhunderte zu beschäftigen.

---

## III.

1. Als der eigentliche seelische Keim der aufeinander folgenden Wirtschaftsstufen hat sich der Wirtschaftstrieb, das wirtschaftliche Bedürfnis ergeben. Die einzelnen Zeitalter unterscheiden sich je nach der Art der Ausgestaltung und Befriedigung dieses Bedürfnisses, und mit den fortschreitenden Formen der Bedürfnisbefriedigung hängt die Steigerung des Bedarfs nach seiner Quantität wie nach seiner Qualität aufs engste zusammen. Dabei hat sich im einzelnen herausgestellt, daß die seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung mit steigender Wirtschaft immer größer wird: in immer gewaltigerer Menge und immer feinerer Durchbildung werden Urteile und Kombinationen von Urteilen nötig, um den Genuß neuer Wirtschaftsgüter zu ermöglichen. Klar liegt hier der Zusammenhang zwischen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsverstand, zwischen dem Wachsen ökonomischer und intellektueller Tätigkeit zu Tage. Was dieser Zusammenhang bedeutet, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß die weit überwiegende Zahl aller Schlüsse noch heute, der ganze Vorgang des Denkens auf niedrigen Kulturstufen aber erst recht sich am letzten Ende auf wirtschaftliche Fragen bezieht oder auf Fragen, in denen das wirtschaftliche Element eine entscheidende Rolle spielt. Hat man doch in einer freilich nicht völlig genügenden Abstraktion die gesamten Vorgänge der Kulturentwicklung aus dem Bedürfnis der Lebensfürsorge ableiten wollen. Gewiß ist jedenfalls, daß die tatsächlichen Zusammenhänge die stärkste, wenn auch keineswegs alleinige Abhängigkeit der intellektuellen Entwicklung von dem seelischen Grundmotiv der wirtschaftlichen Entwicklung zeigen. Unter diesen Umständen muß vor allem auch der Augenblick,

in welchem die seelische Spannung im Wirtschaftsleben zur Einschiebung erst des wirklich organischen inneren Handels, dann der Unternehmung als besonderer Spannunglöser führt, für die intellektuelle Entwicklung von größter Bedeutung gewesen sein. Denn wann sind in der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung Augenblicke eingetreten, die stärkerer intellektueller Anspannung bedurft hätten als diese? Tatsächlich machte denn auch das Aufkommen und der Sieg des Handels wie der Unternehmung in der intellektuellen Entwicklung Epoche. Wie das Aufkommen des Handels die sogenannte Neuzeit vom Mittelalter, so scheidet das Aufkommen der Unternehmung die sogenannte neueste Zeit von der Neuzeit: und in beiden Fällen setzen mit der Entwicklung neuer Formen des Wirtschaftslebens auch neue Formen des Verstandeslebens ein.

Soll der Unterschied zwischen der mittelalterlichen und der späteren Verstandestätigkeit scharf und mit einem Worte gekennzeichnet werden, so ist es der zwischen Analogieschluß und Induktion. Natürlich nicht als ob der Analogieschluß eines schönen Tages vom Induktionsschluß abgelöst worden sei: allmählich, sehr allmählich sind die Übergänge von dem einen zum andern, denn der Induktionsschluß ist ja nichts als ein in langen Mühen verbesserter Analogieschluß. Nicht auch, als ob der Analogieschluß damit gänzlich ausgestorben wäre. Wer weiß nicht, wie sehr er im gewöhnlichen Denken noch heute fortlebt, und wie seine höheren Formen auch in der Methode der Wissenschaften, vornehmlich derjenigen des Geistes, noch heute von großer Bedeutung sind, teils für den leidlich sicheren Nachweis einzigartiger Zusammenhänge, wie sie insbesondere die ältere Geschichtsforschung allein kennt, teils für die Aufstellung fruchtbarer Vermutungen. Wohl aber in dem Sinne hat der Analogieschluß seine Bedeutung verloren, daß er nicht mehr wie früher das systematische Denken beherrscht, sondern hier, soweit als irgend möglich, durch die Induktion ersetzt worden ist.

Ist das der allgemeine Verlauf, so kommt es jetzt darauf an, seine Einzelheiten an der Hand der geschichtlichen Tatsachen

anschaulich vorzuführen und ihn somit im bunten Kleide seiner hauptsächlichsten Erscheinungen zu verfolgen. Und das kann, wenn auch nur unter Wiederholung einiger schon früher gemachter Bemerkungen, doch in keiner Weise besser geschehen, als an der Hand der Geschichte des wirtschaftlichen Denkens als der weitaus verbreitetsten Denktätigkeit der Zeit.

Im Mittelalter, zu der Zeit, da jeder Konsument noch der Regel nach sein eigener Produzent war, oder seine wirtschaftlichen Wünsche sich höchstens bis zum unmittelbaren Austausch eigener Erzeugnisse mit den Eigenerzeugnissen der benachbarten Produzenten-Konsumenten erstreckten, war der intellektuelle Horizont gering. Gewiß wurde der Umkreis dieses Horizonts ganz eingehend beherrscht, so wie heute der Bauer, der noch nach altem Stil lebt, seine Verhältnisse besonders genau zu kennen pflegt; aber die Erfahrungstatsachen, die in diesem Kreise dem Denken entgegentraten, waren an sich nicht eben zahlreich. Dem entsprach es, wenn in tausend Fällen, in denen wir auf Grund uns bekannter häufiger Wiederholungen derselben Tatsachenzusammenhänge ganz bestimmte allgemeine Schlüsse kausalen Charakters ziehen, im Mittelalter auf Grund von einigen allein bekannten Einzeltatsachen oder von einem besonderen isolierten Zusammenhang auf etwas anderes Besonderes und Einzelnes geschlossen werden mußte. Ein in dieser Weise zu stande kommender Schluß aber, der der sicheren Leitung durch ein Kausalitätsbewußtsein entbehrt, das an der Wiederholung von tausend und abertausend weithingreifenden Zusammenhängen geschult ist, ist eben ein Analogieschluß.

Das Bezeichnende für das Mittelalter ist nun, daß dieser Schluß nicht bloß im gewöhnlichen Leben, sondern auch im strengen Denken als durchaus genügend, ja vielfach als bevorzugt und im Grunde einzig zu Recht bestehend galt: er war eben der reguläre und darum unter allen Umständen zulässige Schluß der Zeit. Und darum spielte er sogar gerade da, wo man scharfsinnig, wo man geistreich sein wollte, eine ausschlaggebende Rolle. So erschien z. B. dem mittelalterlichen Denken der Nachweis der Analogie in gewissen Erscheinungen

des Alten Testaments im Verhältnis zu gewissen Vorgängen des Neuen, z. B. etwa in der Erzählung von der Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moses in der Wüste in ihrem Verhältnis zur Kreuzigung Christi, als sicherster Beweis der Zusammengehörigkeit des alten und neuen Bundes und der im Grunde der göttlichen Weisheit vorhandenen höchsten Identität des Offenbarungsglaubens beider Testamente: und durch ein ganzes System von Typen und Antitypen im Sinne solcher Analogieschlüsse wurde der Beweis des Glaubens geführt und gesichert. So war weiter die Rätselrede in der Absicht, den Hörer durch eine gewählte Analogie die Meinung der eigenen Rede entdecken zu lassen, in der Laienwelt die bei weitem verbreitetste und anerkannteste Form geistreicher Unterhaltung. Gleichzeitig beherrschte aber der Analogieschluß auch durchaus die höchsten Fragen des praktischen Lebens: so, wenn die Kanonisten selbst noch des späteren Mittelalters, ja sogar noch ein so scharfer Denker wie der Kardinal von Kues, aus dem beliebten Vergleiche zwischen Kaiser und Papst und Mond und Sonne alles Ernstes den praktischen Schluß ableiteten, der Papst sei um so und so viel mal mächtiger, als die Sonne größer sei denn der Mond, und von diesem Standpunkte her besondere Mühe anwandten, das genaue Größenverhältnis beider Himmelskörper zueinander zu ermitteln.

Aus solchen wichtigen Beispielen mittelalterlichen Denkens, die ins Unabsehbare vermehrt werden könnten, eröffnet sich dem Forscher der Gegenwart der Blick in eine ganz fremde intellektuelle Welt. Verständlicher aber wird diese Welt, durchwandern wir sie auf einem Gebiete, dessen Dasein mit dem Analogieschluß, und das heißt mit der geringen Entwicklung des Kausalitätsbewußtseins, unmittelbar zusammenhängt, auf dem Gebiete des Wunderglaubens. Nicht die Gesetzmäßigkeit, das Wunder vielmehr beherrscht nach der Meinung noch des hohen Mittelalters, des 12. und 13. Jahrhunderts, und erst recht nach der früherer Zeiten die Welt: voll war sie der Wunder, und was geschah, stand untereinander in tief willkürlichen, geheimnisvollen, von höheren Mächten gelenkten, durchaus

nicht kausal, sondern vielmehr nach Maßgabe der Analogie gedachten Beziehungen. Man muß etwa die Wundergespräche des Cesarius lesen, jene prächtigen geistlichen Novelletten, die wir dem lebensfrohen Novizenmeister des Klosters Heisterbach im Siebengebirge, einem Kölner Patriziersohn der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, verdanken, um sich einen Begriff davon zu machen, bis zu welch unglaublichem Grade noch die Zeitgenossen Kaiser Friedrichs II. im Bedürfnis und im Genusse der Wunder lebten.

Da ist es nun charakteristisch, daß diese intellektuelle Welt des Mittelalters im Verlaufe des 14. bis 17. Jahrhunderts ins Grab zu sinken begann. Nicht als ob sich nicht, um es noch einmal zu betonen, starke Reste der alten Auffassung noch weit über diese Jahrhunderte hinweg in neuere, ja neueste Zeiten gerettet hätten. Wer kennt nicht den massiven Wunderglauben Luthers und die im Grunde nicht minder starken wundergläubigen Regungen Melanchthons? Aber auch das ganze 17. Jahrhundert glaubte noch an Gespenster; und im 18. Jahrhundert verhielt sich selbst ein Lessing gegenüber dem Gedanken an sie noch nicht ohne weiteres ablehnend. Was aber die niedersten Gesellschaftsschichten betrifft, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß in ihnen, soweit sie konservativ sind, mittelalterliches Geistesleben überhaupt noch heute vielfach fortdauert. Nur sehr langsam also, aber in den führenden Schichten doch schließlich ziemlich radikal, gingen die Denkgewohnheiten des Mittelalters verloren. Wenn sie aber am Ende gefallen sind, so gebührt der Entwicklung des wirtschaftlichen Denkens gewiß nicht zuletzt das Verdienst, sie entwurzelt und durch neue Denkgewohnheiten ersetzt zu haben, durch rationale Gewohnheiten, durch die Gewohnheiten des immer schärferen induktiven Schlusses. Denn je weiter sich die wirtschaftlichen Triebe spannten, um so stärker und von um so größerer Erfahrungsnotwendigkeit getragen wurden die Schlußreihen, die sich zwischen der Empfindung eines Bedürfnisses und seiner Befriedigung einschieben mußten; und als gar für die praktische Bewältigung und Fortbildung dieser Schlußreihen be-

sondere Berufe entstanden, da erlebte das wirtschaftliche Denken in der Tat eine so große Wandlung, daß es qualitativ als etwas anderes erschien denn bisher. Der vom wirtschaftlichen Denken der abendländischen Nationen und des deutschen Volkes bestrichene Horizont umfaßte jetzt bald wesentliche Teile Europas, nicht lange darauf auch die Küstenländer der großen Meere und schließlich die Welt: und mit einer solchen zunächst räumlichen Ausdehnung der Erfahrung wuchs infolge häufiger Wiederholung identischer und durch zunehmende Nebeneinanderstellung analoger Fälle auch ihre innere Sicherheit. Das Kausalitätsbewußtsein, bisher ein zarter Keim, schoß jetzt gleich dem Senfkorn des Evangeliums empor und überschattete die Welt der Erfahrung. Die Welt war nicht mehr der Wunder voll, sondern der Gesetzmäßigkeiten, und Gesetzmäßigkeiten zu finden wurde das stärkste und höchste intellektuelle Bedürfnis der Zeit.

Dies Bedürfnis fand seine Befriedigung in der Ausbildung des induktiven Schlusses. Denn was will und leistet der induktive Schluß? Er will vom Besonderen aufs Allgemeine, vom Einzelfall auf die in ihm liegenden Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Wiederholungen schließen und bedarf hierzu, neben anderen Voraussetzungen, der Regel nach vor allem einer erweiterten Erfahrung und der Beobachtung einer Wiederkehr verwandter Zusammenhänge. Und dies war es, was vor allem von dem neuen Wirtschaftsleben und seinen psychischen Voraussetzungen und Folgen geleistet ward.

Ist es dabei nötig, nochmals zu bemerken, daß der Induktionsschluß freilich nur langsam aus dem Vorwiegen des mittelalterlichen Analogieschlusses, daß die Idee der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen nur allmählich aus der einer Welt der Wunder emportauchte? Nicht vor Beginn des 17. Jahrhunderts hat Lord Baco die erste, enthusiastisch übertreibende Theorie der Induktion geschrieben, und mehr als zwei Jahrhunderte dauerte es, ehe durch die Bemühungen namentlich Mills eine stark verbesserte Erkenntnis des induktiven Schlusses erreicht ward; und der Begriff des empirischen Gesetzes ist erst

eine Errungenschaft des Zeitalters wachsenden Unternehmertums, der Zeit des 19. Jahrhunderts.

Doch es ist hier nicht die Aufgabe, die Geschichte des Induktionsschlusses im einzelnen zu verfolgen, so lehrreich das unter dem Gesichtspunkte des Zusammenhanges seiner Entwicklung mit dem wirtschaftlichen Denken sein würde. Es muß genügen, wenn scharf hervorgehoben wird, wie der große intellektuelle Umschwung vom Wunderglauben und vom äußeren Analogieschlusse des Mittelalters zu dem induktiven Schluß und dem Kausalitätsbewußtsein der Neuzeit aufs engste mit den größten Wandlungen zusammenhängt, welche die wirtschaftliche Psyche der abendländischen Völker erlebt hat. Dieser Umschwung aber, bedeutet er nicht die Entstehung der modernen Wissenschaft? Und so wären Wirtschaft und Wissenschaft im engsten Vereine gewachsen?

Das eben ist es, was bejaht werden muß. Es gibt eine große Einheit aller geschichtlichen Entwicklung, und hier, in einem unerwarteten Zusammenhange und an einem scheinbar entlegenen Punkte, tritt ihr Wesen einmal besonders lehrreich zu Tage. Eine soziale Psyche ist es, eine seelische Gemeinschaft, die den großen äußeren Gesellschaften der Menschen entspricht, und der Verlauf ihrer Entwicklung bedeutet den innersten Verlauf der Geschichte.

Wenn aber Wirtschaft und Wissenschaft so eng seelisch verquickt sind, so versteht es sich, daß vor allem die Entwicklung der Naturwissenschaft, in der Geschichte der Technik praktisch gewandt, in den genauesten Wechselwirkungen mit den wirtschaftlichen Fortschritten stehen mußte. Damit treten hier Fragen auf, die im einzelnen nur durch eine Einsicht in den inneren Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaften wenigstens in der Zeit ihrer Kindheit zu beantworten sind.

2. Die Alten waren zu keiner besonders eindringenden Entwicklung der Naturwissenschaften gelangt, weil sie zu anschaulich dachten; ihre spezifische Größe in der Kunst schloß, so scheint es fast, ihre spezifische Größe in den Wissenschaften,

wenigstens in den Naturwissenschaften aus. Am deutlichsten tritt das zu Tage bei Vergleichung dessen, was alte und neue Völker auf dem Gebiete der Fundamentaldisziplinen aller Naturwissenschaft, auf dem Felde der Mechanik und der Mathematik geleistet haben. In der Mechanik haben die Alten der Hauptsache nach nur die Statik, die Lehre vom Gleichgewicht durchgebildet: eine Lehre, die den Modernen bald nur als ein Sonderfall der Dynamik, der Lehre von der Bewegung erschien. Der Grund war, daß sie die Körper in erster Linie als ruhend anschauten: so blieb ihnen das Problem der Bewegung als mechanisches Fundamentalproblem fern. In der Mechanik haben sie in verwandter Weise Geometrie und Arithmetik nicht auf den Unterbau einer gemeinsamen Größenlehre gestellt; Körper und Zahl hatten für sie im Grunde etwas Anschauliches und das heißt Unterschiedliches, und darum entwickelten sie niemals daraus mathematisch den allgemeinen Begriff der Größe. Aus demselben Grunde wurde ihnen der indefinite Charakter vor allem der Zahl nicht klar: sie sahen in den Grenzen der Zahlen nicht unendliche Übergangswerte; Vorstellungen z. B. wie die, daß zwischen zwei Zahlen eine unendliche Summe von Brüchen liege, wurden nicht gebildet. Dem entsprach es, wenn man in der Darstellung mathematischer Ergebnisse, soweit wir sehen, niemals den sei es intuitiven, sei es der praktischen Erfahrung bei der Feldmeßkunst u. s. w. entstammenden und darum stets nur annähernden Weg einschlug, auf dem Axiome und elementare Sätze doch ihrer Entwicklung nach gefunden worden waren. Ganz in sich vielmehr abgeschlossen und wohlumschrieben, wie ein naturgeschaffenes, etwa ein krystallinisches Gebilde wurde in der Lehre Axiom um Axiom, so z. B. der pythagoräische Lehrsatz, hingestellt, und erst nachdem er gleichsam wie ein Kunstwerk den staunenden Sinnen nahegebracht worden war, deduktiv bewiesen. So sind bekanntlich die dem Lehrgange unserer Mittelschulen noch so teuern Beweise des Euklid geartet: sein Buch führt zunächst in eine ganz neue, mit der unmittelbaren Erscheinungswelt anscheinend gar nicht zusammenhängende Welt von Lehrsätzen, die zeit- und raumlos, ewig und

stetig zu bestehen scheinen, und deren dem gemeinen Verstande zunächst unerwartetes Dasein dann durch scharfsinnige Beweise erhärtet wird.

Dies mechanisch-mathematische Denken der Antike, diese Annahme einer anschaulichen Größe und eines ewigen Körpers und einer Beweisbarkeit der Gesetze derselben aus allgemeinen Voraussetzungen ging nun mit der Überlieferung der übrigen Massen alter Kultur auf das Mittelalter über.

Nach dem, was soeben über die formale Entwicklung des mittelalterlichen Denkens, über Wunderglaube und Analogieschluß ausgeführt worden ist, wird es als selbstverständlich erscheinen, daß dieses Zeitalter an ihnen zunächst wenig zu ändern, ja nicht einmal in ein irgendwie innerlicheres Denkverhältnis zu ihnen zu treten vermochte. Auch erscheint, wenn man die inhaltliche Seite der Entwicklung betrachtet, ursprünglicher Anschauung die Ruhe, wie sie das antike mathematisch-mechanische Denken als den eigentlichen Zustand der Körper voraussetzt, zunächst in der Tat als das schlechthin Wertvolle, weshalb sich die erste Neigung verallgemeinernden Denkens der Regel nach auf die Substanz und das Absolute zu richten pflegt. Erst später tritt dagegen der Gedanke des Relativen und damit auch der Bewegung auf.

Im übrigen konnten Menschen des Mittelalters, selbst abgesehen von der intellektuellen Entwicklung der mittelalterlichen Seele, schwerlich den Körper abstrakt behandeln, während sie künstlerisch, in der Malerei, noch nicht einmal dessen Umriß voll bewältigten, und noch viel weniger vermochten sie über den Zusammenhang der Zahlen zu philosophieren, ohne eine Spur höheren statistischen Sinnes und somit besseren Verständnisses für Zahlengrößen zu besitzen. Es war genug, wenn das Mittelalter die Überlieferung der Alten weitergab, und viel, wenn die Scholastik mit ihrem abgezogenen Denken sogar schon den Versuch machte, an Stelle von Zahl und Körper einen allgemeinen Größenbegriff zu setzen.

Aber nun sank das Mittelalter dahin, die großen Zeiten der freien Persönlichkeit und des ungebundenen Denkens be-

gannen. Das 15. und 16. Jahrhundert brachte die ersten Erscheinungen auch einer äußeren Emanzipation des Verstandes von den herkömmlichen Schranken des kirchlichen Denkens: italienische und deutsche Humanisten bezweifelten wesentliche Punkte der kirchlichen Überlieferung, bis Luther und die Centuriatoren deren ganze Kette zerfeilten und zerbrachen, und Koppernikus' Lehren bedeuteten die Überwindung einer der wichtigsten Traditionen des Alten Testamentes. Die leise hervortretende Selbständigkeit des Verstandes gegenüber der Begriffswelt des Mittelalters, die aus einer ganz anderen intellektuellen Kultur hervorgegangen war, das volle Aufblitzen des lumen naturale, wie die Zeit den neuen Verstand einer nunmehr einsetzenden höheren Entwicklungsstufe nannte, was hatte es für die naturwissenschaftlichen Grundlagen, für Mechanik und Mathematik zu bedeuten?

Das erste tiefere Nachdenken über den Zusammenhang der Welt der äußeren Erscheinungen pflegt schon sehr früh animistische Vorstellungen zur Folge zu haben: eine Götterwelt entsteht, deren Beruf und Pflicht es ist, die gewaltigsten Eindrücke der Natur in regelmäßiger und willkürlicher Folge, in den Vorgängen des Sonnenauf- und Unterganges, des Donners und des Blitzes und des befruchtenden Gewitterregens hervorzurufen. Eine Mythologie der großen Naturerscheinungen ist das erste System der Naturwissenschaft.

Aber schließlich vereinfacht weiteres Nachdenken die Zahl der Kräfte, die als hinter den Erscheinungen waltend geahnt werden, und indem die Verrichtungen einer größeren Menge von Göttern unter wenige Begriffe gebracht werden, schwindet die persönlich belebte Einkleidung der Kräfte. Die Mythologie verblaßt oder hält sich nur in großen Zügen noch als bunte und schillernde Hülle einer reiferen Gedankenwelt, einer systematischen naturphilosophischen Anschauung, die indes noch immer mit willkürlichen, im Sinne des Wunders wirkenden Kräften rechnet.

Eine solche Entwicklung trat bei den Völkern West- und Mitteleuropas ein im Übergang vom 14. zum 17. Jahrhundert.

Gewiß war der Offenbarungsglaube des Christentums das einzige Religionssystem gewesen, das in den Höhen der mittelalterlichen Welt dieser Völker gegolten hatte: und jene Durchbildung des Verstandes, die sich auch bei dem schärfsten Denken noch in dem Bereich des Wunderglaubens und der stringenten Auffassung des Analogieschlusses hielt, hatte ihm als in diesen Zeiten unzerstörbare, weil entwicklungsgeschichtlich natürliche Grundlage gedient. Aber darunter hatten doch animistische Motive der überlebenden Mythologieen fortbestanden, getragen von der gleichen intellektuellen Kultur, ja von überlebenden Gewohnheiten eines noch viel ursprünglicheren Denkens: und nicht zum geringsten war das in Deutschland der Fall gewesen. Zu ihnen hatten sich dann noch innerlich verwandte dunkle Lehren orientalischen, jüdisch-kabbalistischen und arabisch-astrologischen Ursprungs gesellt. Und leise begannen sich jetzt mit ihnen auch noch Einflüsse der phantastischsten aller antiken Kosmogonieen, der Lehre des Neuplatonismus zu vereinigen. Es war eine Unsumme unabgeklärter Gärungsstoffe: und sie war es, die sich dem Denken der Deutschen wie der west- und mitteleuropäischen Völker überhaupt in dem Augenblicke darbot, da es zum erstenmal zaghaft das Gewand des mittelalterlichen Verstandeslebens abstreifte.

Was war das Ergebnis? Die Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts brach herein, ein enthusiastischer, dem dichterischen Grübeln angehöriger, von all den genannten Elementen und obendrein noch vom Christentum bestimmter Pandynamismus: die Grundlage der Philosophie eines Telesio und Giordano Bruno, eines Frank und eines Weigel, eine Lehre, die in Deutschland in frühesten Spuren bei dem Kardinal der heiligen römischen Kirche Nicolaus von Kues in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzt und mit dem frommen protestantischen Schuster Jacob Böhme in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts endet.

Was wollte diese Lehre? Sie begriff die Welt der Erscheinungen nur als den uns sichtbaren Ausdruck einer hinter ihr webenden eigentlich erst wirklichen Welt von Kräften: diese,

phantastisch genug nach Art und Wesensäußerung vorgestellt, galt es zu erkennen: ihr nahe zu treten, sie gleichsam zu entzaubern durch *eine* große Formel, *ein* entscheidendes Wort, *ein* System und *einen* Schlüssel, das war die Aufgabe.

Nun versteht es sich, daß dies Streben vergebens war. Die Wissenschaft kennt keinen Stein der Weisen; Probleme der Einzelwissenschaften wie einer auf ihrer Entwicklung beruhenden allgemeinen Erkenntnis werden nicht gelöst, indem man den Stier bei den Hörnern packt. Und vor allem: ein Denken hochentwickelter Kultur, das zu philosophischem Erkennen führen will, muß jeglichen Begriff des Wunders und jeglichen Mißbrauch des Analogieschlusses abstreifen. Aber entwicklungsgeschichtlich wertlos war darum dies Zeitalter des Pandynamismus nicht. Gewiß hat es nicht ohne weiteres eine Naturwissenschaft hervorgerufen, es sei denn die Medizin des Theophrastus Bombastus Paracelsus, die freilich noch bis in die Lehren des großen Helmont und damit bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ausstrahlt, im übrigen aber neueren Zeiten doch nur das Wort Bombast hinterlassen hat. Und gewiß ist der Kern seiner philosophischen Lehren metaphysisch und dialektisch erst wieder in den Zeiten der Identitätsphilosophie, und dann, vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, im ganzen verderblich wirksam geworden. Was aber dem Denken des 16. und 17. Jahrhunderts unmittelbar und vorteilhaft aus ihm zu gute kam, das war doch eine wichtige allgemeine Anregung, nämlich die, daß alles Leben Kraft sei und Bewegung, und daß ein anschaulich isolierter Begriff der Größe nicht zum Ziel irgend einer völlig sicheren und weittragenden Erkenntnis führen könne. Es war die genetische Anschauung, die schon in so jungen Tagen der modernen Wissenschaft eingeimpft ward. Und diese Einsicht wurde nun zuerst und in sehr merkwürdiger Weise wirksam, indem sie mit der Mechanik und vor allem mit der Mathematik der Alten in Berührung trat.

Das vermittelnde Element war ein Deduktionsbedürfnis der Zeit, das immer und immer wieder besonders eifrig nach einer allgemeinen Erklärung der Welt suchte. Man begann zu finden, daß

die materielle Kräftehypothese des Pandynamismus so, wie man sie noch halb mythologisch ausgebildet hatte, das Welträtsel nicht löse, wenngleich diese Einsicht sich nur langsam in den besten Köpfen des 17. Jahrhunderts Bahn brach, und Astrologie und Alchymie, praktische Ableitungserscheinungen des pandynamistischen Denkens, fast noch im ganzen 17. Jahrhundert und darüber hinaus in guter Schätzung blieben. Wenn nun aber eine materielle Hypothese die einheitliche Ableitung der Welt aus einem Prinzip nicht oder noch nicht zu ermöglichen schien: mußte darum eine formelle einheitliche Ableitungskunst schon versagen? Und hatte man eine solche Kunst nicht in der Mathematik der Alten? War die Art, in der sie bewies, nicht tatsächlich allen sonstigen Beweismethoden bei weitem überlegen? Es schien um so mehr so, als man noch nichts von dem rein anschaulichen Charakter der Geometrie und einer entsprechenden Herkunft der Zahlenvorstellungen wußte; dahin lautende Lehren sind erst im 19. Jahrhundert aufs völligste und klarste herausgearbeitet worden: noch das ganze 17. Jahrhundert, ja auch zum großen Teil noch das 18. Jahrhundert hat die mathematische Methode ganz anders als spätere Zeiten als den vollkommensten Weg jedes deduktiven Beweises erachtet und darum auf diese Anschauung formell seine Philosophie aufgebaut.

In unserem Zusammenhang freilich sind andere letzte Folgen dieser Verhältnisse ungleich wichtiger geworden, wenn sie sich auch in ihren gegenseitigen Beeinflussungen keineswegs als von den einzelnen Forschern systematisch als möglich erkannt und darum als ausdrücklich gewollt ergeben. Wenn jetzt die Mathematik als Beweismethode nach Lage der Dinge in den Vordergrund trat, mußten da nicht ohne weiteres und unbewußt die pandynamistischen Denkgewohnheiten auf ihre allgemeinen Vorstellungen Einfluß gewinnen? Es geschah, und Wirkungen von außerordentlicher Bedeutung ergaben sich.

Mathematik und Mechanik hatten bisher mit unveränderlichen und starren Größen gerechnet: jetzt traten ihnen Kraft und Bewegung nahe. Für eine immanente Entwicklung der Wissenschaften ergab sich das Problem, inwiefern es der Mathematik

gelingen könne, das Verhältnis zweier in stetiger Bewegung zueinander befindlicher Körper in einer Formel auszudrücken: und in der Mechanik begannen tatsächlich neben den Gleichgewichtsfragen die Probleme der einfachsten Bewegungen zu interessieren. Es war eine ganz neue Richtung der Forschung, die während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Differentialrechnung Leibnizens und in Newtons Fluxionslehre sowie in seiner Erklärung der Bewegungen innerhalb des Sonnensystems einen ersten gewaltigen Triumph feierte und zugleich einen gewissen Abschluß erhielt.

Was aber war nun im Grunde mit alledem geschehen? Die Mathematik, der herkömmlichen Form nach eine aus Axiomen deduzierende Wissenschaft starrer Größen, und die Mechanik, eine Lehre vom Gleichgewicht, waren zu Wissenschaften der Bewegung geworden. Und das war für die Mathematik nicht ohne entschiedenste Änderung ihrer Methode möglich gewesen. Während diese bis dahin der Form nach rein deduktiv war, hatte man, um das Problem des Verhältnisses gewisser Bewegungen zueinander lösen zu können, Zuflucht zur Bearbeitung von verwickelten Gleichungen nehmen müssen. Nun ist aber die methodische Eigenart der Gleichung eine genetische; denn in jeder Gleichung handelt es sich darum, eine „Unbekannte" zu entschleiern, einen Wert erst zu finden. Und so war denn die mathematische Methode ganz im stillen, infolge der pandynamistischen Beeinflussung ihrer Grundvorstellungen, aus einer starr deduktiven zu einer genetischen geworden: die Mathematik der Alten war abgelöst worden durch die Analysis.

Ein Vorgang von ganz grundstürzender Wirkung, ein Vorgang, der die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft erst entbunden hat. Denn wer weiß nicht, daß moderne Naturwissenschaft voll erst einsetzt mit der durch Funktionslehre und Differentialrechnung gegebenen Möglichkeit, die Lehren der Dynamik geordnet auszudrücken und praktisch zu verwenden? Auf sehr unerwartete Weise vielleicht, aber durchaus gründlich und unter Anleitung durch den wahren Inhalt alles noch so krausen Pandynamismus, durch die Lehre von der Wichtigkeit

der Bewegung, war man aus den [illegible] des [illegible] [illegible] aufs eingehendste auf einige der elementaren Vorgänge hingeleitet worden, von denen dieses durchwaltet ist, und hatte deren Wesen, soweit es Beobachtung möglich zu sein schien, zu entschleiern begonnen. Nicht mehr das Ganze des allgemeinen Zusammenhangs, an sich und als Ganzes sicherlich damals und vielleicht auf immer unerreichbar, hatte damit die Aufmerksamkeit zu fesseln begonnen, sondern vielmehr die einfache Gesetzmäßigkeit, nach der es lebt und webt und verläuft: eingemündet war man aus einer vagen und unfruchtbaren Betrachtung des Pandynamismus in die bescheidene, aber reichen Lohn versprechende Induktion der elementaren mechanischen Beziehungen und ihre mathematisch-analytische Behandlung: ein großes, ja unabsehbares Arbeitsfeld war erschlossen worden und die moderne Naturwissenschaft begründet. Es war ein Sieg des Verstandes über den Enthusiasmus, des rationalen Denkens über das metaphysische, der schärferen Induktion über die Gewohnheit der Analogievorstellung: der Triumph einer höheren Entwicklungsstufe des Intellekts über dessen geringere, mittelalterliche Bildungen.

Es ist der Punkt innerster Entwicklung, in dem Fortschritte des Wirtschaftstriebes und Fortschritte des Denkens in unmittelbarem Zusammenhange erscheinen. War im Aufkommen eigener Stände der Stoffveredlung und der Wertvermittlung neben den alten Berufen der Urproduktion die seelische Spannung zwischen dem wirtschaftlichen Bedürfnis und dessen Befriedigung so stark geworden, daß es zu deren Lösung ganzer Unsummen von Schlußreihen und Wertvorstellungen bedurfte, deren keine falsch sein durfte, sollte anders das erstrebte Ziel der Befriedigung erreicht werden, so hatten diese ständig von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde wiederholten Notwendigkeiten tadellos logischen Denkens zu einer Schärfung des Intellekts geführt, die sich mit einer bloß dichterisch umschriebenen, pandynamistisch nebelhaften Beziehung zur Erscheinungswelt nicht mehr begnügte. Auch hier galt es jetzt, genau zu sein und ohne Phantasmen zu schauen: die moderne Verstandesschärfe in ihren ersten rationalistischen Entwicklungsformen trat auf und bemächtigte sich, wie zunächst

der menschlichen Wirtschaft, so nun der objektiven Grundlagen derselben, der Welt der natürlichen Erscheinungen. Es ist ein Zusammenhang, in dem der Fortschritt der Volkswirtschaft und der Naturwissenschaft als in einer einzigen Erscheinung umschlossen sind. Ja, charakteristisch genug, dieser Zusammenhang, der, wie sich später herausstellen wird, nicht so entfernt ist, als es zunächst erscheinen kann, gewann auch in der Volkswirtschaft einen dem mathematischen Denken verwandten, rationalistischen und rechnerischen Ausdruck. Eine größere wirtschaftliche Unternehmung wird von dieser Zeit ab nicht mehr denkbar ohne eingehenden Entwurf eines Gesamtplanes der Wirtschaftsführung: und dieser wieder erscheint unmöglich ohne ein wohlberechnetes System doppelter Buchführung. Solche Systeme sind daher zeitlich ganz parallel den ersten Entfaltungsstadien der modernen Mathematik entwickelt worden. Ihre Wurzeln reichen zurück bis in die zunehmender Feinheit beflissene kaufmännische Rechenkunst des 14. und 15. Jahrhunderts; und einer gewissen Vollendung zugeführt erscheinen sie, zumal auf deutschem Boden, im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts. Es sind die Jahrhunderte, in denen zugleich auch die ersten tastenden Versuche der Statistik auftreten: nicht bloß rechnerisch, auch im Konkreten und in der Anschaulichkeit statistischer Tatsachen begriff man zum ersten Male den Wert der Zahl; und nicht bloß der individuelle Einzelwert, sondern auch der Durchschnittswert abweichender Einzelfälle diente von jetzt ab als Grundlage weiterer Schlüsse.

3. Mit der Ausbildung der Mechanik und Mathematik im 16. und 17. Jahrhundert beginnt die triumphreiche Entwicklung der modernen Naturwissenschaften.

Gewiß hatte schon das spätere Mittelalter einige Fortschritte der angewandten Mechanik gesehen: in der monumentalen Bautätigkeit, der Schiffszimmerei, dem Befestigungswesen; auch waren rein praktisch gewisse Entdeckungen auf physikalischem Gebiete gemacht worden. Nirgends aber erschienen diese praktischen Fortschritte auf allgemeine und grundsätzliche Anschauungen zurückgeführt.

Über diese Lage der Dinge hinaus gelangten erst die Italiener am Schluß des 15. Jahrhunderts, besonders Lionardo da Vinci (1452 bis 1519). Vor allem suchte man jetzt die Regeln festzustellen, die sich in gewissen ewig wiederholten Fällen der Bewegung der Körper aussprechen: Lionardo kannte schon das Bewegungsgesetz der schiefen Ebene und hatte zutreffende Vorstellungen vom stetigen Wachsen der Geschwindigkeiten beim Fallen der Körper. Was aber noch fehlte, war eine so genaue Kenntnis der Erscheinungen, daß es möglich gewesen wäre, den Vorgang, der den Bewegungen zu Grunde liegt, auf einen einfachsten Ausdruck, eine mathematische Formel, zu bringen.

Einen wirklichen Fortschritt in dieser Richtung brachte erst die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zunächst leitete Simon Stevin, Ingenieur des Prinzen Moriz von Oranien, in seinen Hypomnemata mathematica (1605) das Gesetz der schiefen Ebene viel genauer ab aus der Betrachtung einer Schnur, die in regelmäßigen Abständen mit Kugeln versehen war und über die Ebene hinglitt. Außerdem beschrieb er schon den Satz vom Parallelogramm der Kräfte in seinen einfachsten Anwendungsweisen und ebenso einige Gesetze der Hydrostatik.

Dann aber gelangte unendlich viel weiter Galilei, namentlich in seinem Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo, der 1632 erschien, und in seinen Discorsi vom Jahre 1638. Galilei untersuchte vor allem experimentell genau und beschrieb in schon recht einfachen Formen die gleichförmig beschleunigte Bewegung der Körper, wie sie im Fall (unter der Wirkung des Prinzipes der Schwere) eintritt. Darauf reduzierte er aus dem Fallgesetz heraus eine Anzahl anderer Erscheinungen auf gesetzmäßige Vorgänge, so die der schiefen Ebene unter wesentlichem Fortschritt gegenüber der Darstellungsform Stevins, und weiterhin die einfachsten Erscheinungen der Pendelschwingungen, auch gelang ihm die Bestimmung der Parabel des Wurfes.

Über die Zahl der Entdeckungen und die Schärfe der Beschreibungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging dann wieder die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus. Dieser

Fortschritt wurde dadurch möglich, daß man in der allmählichen Durchbildung der Differentialrechnung und ihrer Vorläufer, von Descartes bis auf Newton und Leibniz, dahin kam, die mathematischen Darstellungsmittel für eine genaue Beschreibung gewisser Bewegungen einzustellen. Ja während diese mathematische Entwicklung noch im Gange war, wurde sie von der Mechanik bereits dazu ausgenutzt, um in zwei Richtungen wesentlich über Galilei hinaus zu gelangen. Einmal nämlich griff Newton (1643 bis 1727) die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom parabolischen Wurfe auf und erweiterte sie zu einer allgemeinen Theorie der krummlinigen Bewegungen und der sie erzeugenden Kräfte. Andererseits aber wurden die schwer zu enträtselnden Vorgänge weiter verfolgt, in denen Massen zu zwangsläufiger Bewegung gekoppelt sind. Das Hauptproblem war hier das des zusammengesetzten Pendels. Seiner Lösung widmete besonders Huyghens (1629 bis 1695) seine Mühen. In seinem Horologium oscillatorium (1673) stellte er den Grundsatz auf, daß der gemeinsame Schwerpunkt einer Gruppe von Körpern, die unter dem Einfluß der Schwere um eine horizontale Axe oszillieren, bis zu seiner ursprünglichen Höhe, niemals aber weiter steige. Es ist der Kern des Prinzipes der Erhaltung der lebendigen Kraft, das Leibniz 1686 allgemeiner formuliert hat, und aus dem schließlich, indem man es ganz allgemein auf alle Kräfteerscheinungen der Natur übertrug, der allumfassende Satz von der Erhaltung der Energie hervorgegangen ist.

Im ganzen aber kam es jetzt, nach der Lösung zahlreicher Einzelprobleme, in der Fortentwicklung der Mechanik nur noch darauf an, die gefundenen Einzelsätze auf ihre gemeinsame Grundanschauung, einen gemeinsamen Nenner gleichsam, zurückzuführen. Nach der Aufstellung der Differentialrechnung war das zunächst und wesentlich eine Aufgabe der höheren Mathematik; gelöst ward sie im 18. Jahrhundert. Tätig war da mit am frühesten der große deutsche Mathematiker Euler; 1736 erschien zu Petersburg seine Mechanica sive motus scientia analytice exposita. Ihm folgte später d'Alembert mit seinem Traité de dynamique (1743); und ihren Abschluß fand die

Bewegung in dem größten, höchst formvollendeten Werke Lagranges, der **Mécanique analytique**, die zuerst 1788 erschienen ist.

Nachdem aber die mechanischen Probleme im Sinne grundsätzlicher Erforschung der Bewegung der Körper ergriffen und hieraus auch die nächsten physikalischen Folgerungen gezogen worden waren, begann man sich auch mit den Eigenschaften dieser Körper selbst, ihrer Zusammensetzung vor allem aus verschiedenen Elementen zu beschäftigen. Es war das Gebiet einer künftigen chemischen Wissenschaft.

Freilich, einstweilen wucherte auf diesem Felde noch ein wirres Gestrüpp von Pseudowissenschaften: die Alchymie mit den ihr verschwägerten Lehren hatte sich hier ausgebreitet, eine letzte noch lange fortlebende Erscheinung der enthusiastischen und pandynamistischen Naturwissenschaft des 16. Jahrhunderts. Und sie konnte sich um so eher halten, als es der modernen Forschung auf diesem Gebiete noch weniger als auf dem der Mechanik gelang, an die Antike anzuknüpfen: die Alten hatten zwar einzelne chemische Kenntnisse gehabt; aber sie wurden dem Zufall verdankt und waren niemals durch planmäßige Experimente ergänzt oder gar zur Grundlage einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntnis gemacht worden. Erst Silvius hat im Grunde die Chemie ohne Mystik und Spiritualismus betrieben und der Alchymie in jedem Sinne das Daseinsrecht bestritten.

Indes war man doch schon weit früher, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, begrifflich zur Erkenntnis der Hauptaufgabe der Chemie gelangt, und Boyle (1627 bis 1691) hatte sie dahin formuliert, daß sie in der allgemeinen, von praktischen Fragen unabhängigen Erforschung der Zusammensetzung der Körper bestehe. Recht wesentliche Fortschritte hat aber doch erst Lavoisier herbeigeführt, indem er, seit etwa 1775, von dem Nachweis der Zusammensetzung chemischer Verbindungen nach den Gewichtsverhältnissen ausging und hierzu den Gebrauch der Wage einführte. Und so ist denn die Chemie im Grunde erst ein Kind der letztverflossenen vier Geschlechter geworden.

Etwa dasselbe gilt von der Elektrizitätslehre, insoweit es sich hier zunächst in den Anfangszeiten nicht so sehr um eine Erklärung, wie um die einfache Kenntnisnahme der elektrischen Erscheinungen handelte. Denn während physikalische Vorgänge wie die des Lichtes oder der Wärme oder auch der chemischen Reaktionen sich teilweise ohne weiteres der Beobachtung aufdrängen und darum auch im 17. und 18. Jahrhundert schon längst ihren Haupterscheinungen nach bekannt waren, vollziehen sich die Erscheinungen der Elektrizität verborgener, und es bedurfte daher allein schon zu ihrer Entdeckung einer Höhe namentlich der Experimentalphysik, wie sie auf Grund der Entwicklung der Mechanik erst im Laufe des 18. Jahrhunderts erreicht ward. Sieht man dabei von der Reibungselektrizität ab, von der einzelne Erscheinungen sehr früh bekannt waren und genauere Vorstellungen durch Gilbert und Franklin gewonnen wurden, so begann der eigentliche Eroberungsfeldzug auf dem Gebiete der Elektrizität erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Beobachtungen Galvanis und Voltas, welche die moderne Elektrizitätsforschung eröffnen, fielen ins letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Sie führten zur Entdeckung des elektrischen Stromes, wie er aus galvanischen Elementen hervorgeht. Dabei ergab sich früh, schon um 1800, daß dieser Strom im stande sei, chemische Arbeit zu leisten, insbesondere in Stoffen verbundene Elemente, wie den Wasserstoff und Sauerstoff des Wassers zu trennen. Und zwei Jahrzehnte später, 1820, erkannte Oerstedt auch die besondere Wirkung des Stromes auf die Magnetnadel; sie wurde abgelenkt, wenn ein elektrischer Strom in ihre Nähe floß. Die entsprechenden Gesetze fand Ampère. Wirklich erschlossen aber wurden die tieferen Zusammenhänge zwischen Elektrizität und Magnetismus doch erst durch die von Faraday 1831 ihrem wesentlichen Umfange nach entdeckte Induktion; und mit ihr war die letzte große Grunderscheinung gewonnen, von deren weiterer Entwicklung aus sich einmal die Einordnung der elektrischen Erscheinungen in das Energieprinzip, und zum anderen die Entfaltung der modernen Elektrik ergeben konnte.

Inzwischen aber hatte Ohm schon 1826 sein Buch, die „Galvanische Kette, mathematisch bearbeitet", veröffentlicht und darin die fundamentalen Lehrsätze über die elektromotorische Kraft, den Leitungswiderstand und die aus beiden resultierende Stromstärke, und das heißt die Anfänge einer messenden Elektrizitätslehre entwickelt. Es war, zusammen mit der Eröffnung eines ersten chemischen Unterrichtslaboratoriums in Gießen durch Liebig, der dort seit 1826 Professor war, eins der ersten Anzeichen dafür, daß nun die Wissenschaften der Chemie und der Elektrizitätslehre als die eigentlich neuen Disziplinen des 19. Jahrhunderts mächtig emporblühen würden. Ohm freilich erging es mit seinen entscheidenden Sätzen noch schlecht genug; er wollte sich auf seine Schrift hin in Erlangen habilitieren, wurde aber abgewiesen, und die erste Auflage seines Buches wurde eingestampft. Es war noch ein Reflex des schlechten Betriebes der Naturwissenschaften auf deutschem Boden während des 18. Jahrhunderts und auch noch in den ersten zwei Jahrzehnten des neunzehnten.

Seit den nächsten Jahrzehnten dagegen nahmen nun die Deutschen an der Entwicklung der Naturwissenschaften immer stärkeren Anteil. Und vor allem entsprach es der mit Vorliebe in die allgemeinen Zusammenhänge und ins Philosophische hinüberweisenden Anlage der Nation, daß aus ihrem Schoße jetzt zu nicht geringem Teile die Forscher hervorgingen, die der mechanischen Entwicklung der Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert den Abschluß gaben durch den Nachweis, daß alle großen Agentien der Natur, mechanische Arbeit, Licht, Wärme, Elektrizität, den Charakter der Arbeit tragen und daß sie sich, insofern sie diesen Charakter haben, alle einem einzigen großen Gesetze fügen, dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Am schwierigsten zu erbringen war dieser Nachweis, nachdem er für die mechanische Arbeit schon im 17. Jahrhundert gelungen war, für die drei großen Agentien des Lichts, der Wärme und der Elektrizität: denn alle drei mußten zu diesem Zwecke zunächst auf mechanische Arbeit reduziert werden. Für das Licht freilich war diese Aufgabe schon früh gelöst und noch

früher ihre Lösung richtig vermutet worden; und für die Elektrizität als die am spätesten bekannt werdende Erscheinung konnte der Nachweis schließlich nach Analogie früherer Nachweise geführt werden. Entscheidend war, zugleich aber auch am schwierigsten, der Beweis für die Wärme. Voraussetzung für alles Weitere erschien hier, daß erst der mit der Wärme offenbar sehr eng verknüpfte Vorgang der Verbrennung erklärt werde. Aber gerade er blieb noch verhältnismäßig lange Zeit ein Rätsel. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts glaubte Stahl es mit der Vermutung gelöst zu haben, daß alle Körper von einem gewissen Feuerstoff, den er Phlogiston nannte, durchdrungen seien; dieser entweiche bei der Verbrennung. Und diese Vermutung genügte der Wissenschaft über ein Jahrhundert lang, bis Lavoisier nach der Entdeckung des Sauerstoffes durch Scheele (1776) die richtige Erklärung in der Darstellung des Verbrennens als eines Vorganges der Oxydation fand. Über das Wesen der Wärme aber blieb man auch jetzt zunächst noch im unklaren. Erst 1842 stellte Robert Mayer nach mannigfachen Annäherungsversuchen des französischen Ingenieurs Carnot und des englischen Brauers Joule die mechanische Wärmetheorie auf, wie sie von Helmholtz (1847) und Clausius verbessert und erweitert wurde. Danach beruht die Empfindung der Wärme auf einem Bewegungsvorgange der kleinsten Teile der Körper und ist eine der Erscheinungsformen der allgemeinen Energie.

Für die Elektrizität hat dann Heinrich Hertz im Jahre 1889 den experimentellen Nachweis erbracht, daß sie auf einen Bewegungsvorgang hinausläuft. Und Hertz ist es zugleich gewesen, der in seiner Mechanik einen großgedachten Versuch hinterlassen hat, alle physikalischen Erscheinungen grundsätzlich auf Bewegungen gleichartigen Stoffes zurückzuführen.

Im ganzen kann man sagen, daß wesentlich durch die Mühen deutscher Forscher im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine einheitliche Anschauung von den physikalischen Erscheinungen,
ysikalisch" im weitesten Sinne genommen, erreicht
hon vor der Mitte des Jahrhunderts war für
ng solcher Anschauungen ein gemeinsames Grund-

gesetz aufgestellt worden, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, dessen Auffindung und Begründung namentlich Mayer und Helmholtz verdankt wird.

Was aber fast noch wichtiger erscheinen konnte: während des Verlaufes jener Geistesarbeit, die schließlich zur Folge hatte, daß alle großen Agentien der Natur als nur der Form nach verschiedenartige Ausdrücke der einen großen Energie nachgewiesen und damit das Entstehen in der anorganischen Natur in eine Unsumme im Grunde ewig gleichbleibender Vorgänge aufgelöst werden konnten, wurde der Versuch gemacht, auch die organische Natur, das Leben, dieser Anschauung zu unterstellen und es als eine Summation rein physiko-chemischer Prozesse zu erweisen.

Den Ausgangspunkt dieser Bewegung bildete die Entdeckung Woehlers (1828), daß der Harnstoff aus unorganischen Stoffen, Kohlensäure und Ammoniak, künstlich aufgebaut werden könne; und eine erste wesentliche Unterstützung erhielt sie durch Schwanns Nachweis der grundsätzlichen Identität der Pflanzen- und Tierzelle und die Reduktion des Lebens der Organismen als kompositer Bildungen auf das Leben der Zellen, die sie zusammensetzen. Ihre entscheidende Krönung aber schien gegeben mit der Darwinschen Entwicklungslehre (1859) und ihren Folgeerscheinungen, die darauf ausgehen, den Gang der organischen Entwicklung auf dem Erdball aus Prinzipien einer mechanischen Psychologie erklären zu wollen.

Damit erschien denn auch die Biologie — und mit ihr am letzten Ende auch die Geschichte — mechanischen Erklärungsprinzipien unterstellt, und mithin der Begriff einer Entwicklung geleugnet, die autonom eigenen Bahnen folgen könne. Es war der höchste Triumph der mechanischen Weltanschauung, wie sie aus der Mechanik und mechanischen Physik schon des 17. Jahrhunderts heraus folgerichtig entwickelt worden war.

Die neueste Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß sie von dieser Grundanschauung immer mehr abweicht, da sich herausgestellt hat, daß sich ihr die Tatsachen bei genauerer Betrachtung zunächst auf dem Gebiete der organischen Natur nicht fügen.

So vor allem in der Biologie. Hier hat man die von Darwin nicht weiter zerlegten Begriffe der Variabilität und der Vererbung, die dieser einer mechanischen Erklärung der biologischen Vorgänge zu Grunde gelegt hatte, genauer zu untersuchen begonnen. Und indem damit statt der Frage der äußeren Mechanik die Probleme der inneren Mechanik des Geschehens auftauchten, ergab sich, daß in der Zelle als dem einheitlichen Substrat des physiologischen Lebens wiederum nur der Kern, und in dem Kern wiederum nur das Chromatin und in dem Chromatin wiederum nur eine noch innerlichere Quelle, das Centrosoma, das eigentlich bildende Moment sei — wobei auch andere Stufenfolgen von Lebensträgern und Lebensquellen auftauchten: nichts aber bewies, daß man bei einer derselben nun wirklich den Keim des Lebens schon entdeckt habe —, und daß dieses Moment jedenfalls nicht geeignet sei, den Gedanken der Vererbung erworbener Merkmale besonders zu stützen. War dem aber so, so traten einer innerlichen Potenz von allergeringster körperlicher Hülle, welche die Ursache der Formbildung darstellt, alle anderen Einflüsse als nur äußere Bedingungen des Werdens gegenüber: Bedingungen, welche den Lebensprozeß keineswegs durch irgend ein mechanisches Zusammenwirken veranlassen, sondern nichts als die Voraussetzung sind zur Entwicklung der in ihm liegenden Möglichkeiten, oder anders ausgedrückt: man fand, daß die äußeren Bedingungen, unter deren Einflusse die Organismen in bestimmter, jeder Art eigentümlicher und zweckmäßiger Weise antworten, keineswegs die Ursachen dieses Verhaltens seien, sondern daß sie nur eine formbildende Kraft lösen, die bereits im Keim ruht und eben nur unter diesen bestimmten Umständen in Tätigkeit tritt und treten kann[1].

Ist dem aber so, so heißt das, daß sich die mechanisch erklärbaren Vorgänge dem formbildenden Prinzipe als einem mechanisch nicht mehr begreiflichen unterordnen. Das formbildende Prinzip aber ist an Vererbung gebunden und, da wir

[1] v. Graff, Die Zoologie seit Darwin, S. 19.

sehen, daß im Verlauf der Vererbungen jeder Organismenreihe eine Entwicklung eintritt, an die Entwicklung. Die Entwicklung ist mithin der übergeordnete Vorgang, und zwar ein Vorgang, der der Erklärung aus mechanischen Grundsätzen bisher wenigstens in der tatsächlichen Forschung widerstanden hat, — so wie er sich ihr auch begrifflich entwindet.

Es ergab sich mithin auf dem Gebiete der Biologie, daß die Entwicklung der Organismen nur aus den eigenen formbildenden Prinzipien dieser, und nicht aus mechanischen Grundursachen erklärbar ist: das Prinzip einer formbildenden Entwicklung steht neben oder vielmehr über dem der Erhaltung der Kraft.

Völlig klar aber zu gleichen und noch viel sichereren Prinzipien hat die rein empirische Untersuchung zunächst des menschlichen Seelenlebens geführt. Hier zeigte sich, daß das Ergebnis eines psychischen Vorgangs niemals nur aus den allgemeinen psychischen Voraussetzungen, aus denen er hervorgeht, erklärt werden kann, daß sich vielmehr in dem Ergebnis immer noch ein Überschuß vorfindet, der nichts anderem als dem formbildenden, dem Entwicklungsprinzip der Psyche verdankt werden kann: es ergab sich das Gesetz der schöpferischen Synthese. Und da alle Geschichte nichts ist als der Gesamtverlauf aller psychischen Vorgänge der Menschheit, so gilt natürlich auch für sie dies Gesetz der schöpferischen Synthese, und es wirkt sich formbildend aus im Verlaufe der universalgeschichtlichen Entwicklung.

Nun ist aber das menschliche Seelenleben ja nur gradmäßig getrennt von dem Seelenleben der übrigen Organismen: es muß also auch für diese etwas wie ein Gesetz der schöpferischen Synthese gelten, es muß sich auch bei ihnen, über die mechanisch-physikalischen Vorgänge hinaus, ein formbildendes Prinzip in einer Entwicklung auswirken.

So bliebe allein die anorganische Natur als entwicklungslos übrig und dem starren Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen?

Dieses Gesetz bedarf zu seiner Formulierung eines fundamentalen Hilfsbegriffes: nämlich der Materie als eines

beharrenden Substrates, das den Weltraum erfüllt, und als dessen Wirkungen alle Naturerscheinungen betrachtet werden. Hebt nun aber die Annahme dieses einen Hilfsbegriffes alle Schwierigkeiten? Oder ist er mit einem zweiten Hilfsbegriff auszustatten, um den tatsächlichen Verlauf der Erscheinungen zu erklären?

Der Verlauf der Erscheinungen ist Bewegung. Woher kommt diese? Nach der bisher gültigen Lehre, die am Ende auf die mechanische Physik Galileis zurückgeht, aus der Kraft. Die Kraft aber wird definiert als Produkt von Masse und momentaner Beschleunigung, reduziert also schließlich auf die Masse, auf einen quantitativen Begriff. Nun haben sich aber, teilweise schon früh im 19. Jahrhundert bekannt, doch erst neuerdings schärfer beobachtet, chemisch-physikalische und physikalische Erscheinungen gefunden, in denen starke und dauernde Bewegung stattfindet, ohne daß quantitative Veränderungen festzustellen sind; so bei den strahlenden Körpern, die darum keinen Gewichtsverlust erleiden, und bei den katalytischen Prozessen der Chemie, in denen gewisse Stoffzersetzungen und Verbindungen durch Hinzuziehung anderer Stoffe verlangsamt oder beschleunigt werden, ohne daß diese Stoffe quantitative Veränderungen aufweisen. Es ist klar, daß hier der Begriff einer Materie, deren Kraft bloß durch die Masse konstituiert wird, nicht ausreicht. Vielmehr muß hier der Hilfsbegriff einer mit qualitativer Energie ausgestatteten Materie eintreten.

Läßt man ihn aber zu, so gerät man aus der mechanischen, quantitativen Anschauungsweise der bisherigen Physik in die qualitative Auffassung der Geschichte als Entwicklungspsychologie und der neueren Biologie und gelangt damit sehr leicht auch zu deren sonstigen Konsequenzen, zu der Annahme einer Entwicklung nach qualitativen Potenzen, nach Prinzipien formbildenden Charakters.

Es ist eine Richtung des Denkens, deren endgültiges Durchdringen zugleich die volle Umwälzung der heutigen Naturwissenschaft bedeuten würde, und die auch praktisch ganz andere Einwirkungen der Naturwissenschaften auf das Leben, ganz

andere Prinzipien also der Technik herbeiführen würde, als heute bestehen.

Eins aber steht fest, mag man nun die Möglichkeit einer ganz anderen, qualitativen Entwicklung ins Auge fassen oder nicht: die quantitativ verfahrende Naturwissenschaft hat mit der Formulierung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft eine Höhe der Durchbildung erreicht, deren weiter und klarer Ausblick ihr ungeheure Einwirkungen auf die menschliche Entwicklung gestattete; und auch schon der Weg zu dieser Höhe führte zu einer praktischen Verwertung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften in einer stetig gesteigerten Technik, die nicht bloß der äußeren kulturgeschichtlichen Erscheinung des 19. und auch schon des 18. Jahrhunderts, sondern auch der inneren geistigen Kultur dieser Jahrhunderte ihren Stempel in unauslöschlichen Zügen aufgedrückt hat.

4. Mechanische Technik ist im allgemeinen Kunst; der seelische Prozeß im Kopfe des Erfinders ist der Hauptsache nach derselbe wie im Kopfe des Künstlers; nur das Ziel der Willensrichtung ist ein verschiedenes: hier das Nützliche, dort das Schöne. Die Griechen haben den Zusammenhang wohl gekannt, ihnen war Dädalos der Erfinder der schönen wie der nützlichen Künste, und das eine Wort „Techne" umfaßte Kunst und Handwerk zugleich.

Nun ist aber schon die eigentliche, die hohe Kunst keineswegs von den Fortschritten der Verstandestätigkeit unabhängig. Am einfachsten tritt das hervor in der Kunstübung niedriger Kulturen und in der künstlerischen Betätigung der diesen Kulturen so vielfach ähnelnden Welt des Kindes. Der Mensch niedriger Kultur wie das Kind geben die Gegenstände der Erscheinungswelt symbolisch wieder: den Menschen z. B. zunächst durch den Kopf mit einem sehr wenig eingehend gezeichneten Zubehör von Armen und Beinen, während der Rumpf oft noch fehlt; nicht die ganze Erscheinung wird gleichmäßig sinnlich erfaßt, sondern nur ihr Wesentliches wird wiedergegeben: genau wie bei der Begriffsbildung findet eine Auswahl des

[illegible] des Verstandes. [illegible] gilt, das besteht [illegible] der Kunstentwicklung zu [illegible], im Bereiche der west- [illegible]: es ist kein Zufall, [illegible] wissenschaftlich — und das [illegible] — sein wollte; Zola und [illegible] Jünger hatten im innersten Grunde [illegible] einer méthode scientifique ihrer Kunst [illegible] eine höhere, über das Herkömmliche hinausführende [illegible] Erfassung der Erscheinungswelt, ein weiter fortschreitender „Naturalismus“ in den Künsten kann nur durch eine bei hoher Kultur ungeheure Summe von Verstandesoperationen eingeleitet werden. Und es ist bekannt, daß sich in der jüngsten Vergangenheit die tiefere Erfassung der Bewegungsmotive der Photographie, die charaktervollere Wiedergabe des Landschaftlichen der Botanik und Geologie, die malerische Bewältigung der feinsten Probleme des Lichtes der Physik bedient hat.

Freilich, höherer Naturalismus ist noch nicht höchste neue Kunst. Diese wird als Vollendetes erst da erblühen, wo zu der höheren naturalistischen Bewältigung der Welt idealische Kräfte hinzutreten, wo der Künstler das Werkzeug der nun errungenen Wiedergabe der Welt in völliger und müheloser Beherrschung handhabt und vermittelst dieser Beherrschung im Kunstwerk sich wiedergibt und seine Zeiten.

Wenn aber schon die eigentlichen, die schönen Künste in ihrem entwicklungsgeschichtlichen Fortschritte, in den aufeinander folgenden Stufen eines immer intensiveren, die Natur immer mehr meisternden Naturalismus von den Fortschritten der Verstandestätigkeit abhängen, um wie viel mehr gilt dies von den nützlichen Künsten, von den Leistungen der Technik! In ihrem innersten Kerne wie in der Gesamtsumme ihrer Erscheinungen sind sie von der Entfaltung des Intellektes beeinflußt.

Das heißt aber für den Zeitraum der letzten drei bis vier Jahrhunderte an erster Stelle von der Entwicklung der Natur-

wissenschaft. Denn in dieser Zeit erfolgte die Durchbildung des Intellektes innerhalb der modernen europäischen Völker zu feineren Formen durchaus schon auf dem Wege schulmäßig betriebenen Denkens, im Bereiche der Wissenschaft.

Hing so im allgemeinen die Entwicklung der modernen Technik von der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft ab, so ist freilich damit noch nicht gesagt, daß nicht im einzelnen zwischen Naturwissenschaft und Technik Wechselwirkungen bestanden haben könnten, in denen sich die Technik als der befruchtende Teil bewährte. Gewiß erwachsen auf dem Boden einer hochstehenden technischen Praxis unmittelbar oder wenigstens und namentlich mittelbar, indem die Technik als Bedingung allgemein intellektuellen Fortschrittes dient, wieder neue wissenschaftliche Errungenschaften. So z. B. überall da, wo höchstes wissenschaftliches Denken der Beihilfe der Präzisionsmechanik bedarf. Aber auch sonst in vielen sehr bedeutenden Einzelfällen. So sind z. B. die meisten für die Entwicklung der wissenschaftlichen Chemie so wichtigen aus dem Steinkohlenteer ausgeschiedenen Stoffe erst in den letzten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts aufgefunden worden, und zwar auf Grund der Einführung der Gasbeleuchtung; also im Verlaufe einer technischen Entwicklung.

Der Hauptsache nach aber sind die wichtigsten naturwissenschaftlichen Fortschritte doch nicht durch technische Anregungen, ja auch nicht einmal durch sinnliche Beobachtung, sondern rein intellektuell, durch neue, freilich phantasiebefruchtete theoretische Ideen veranlaßt worden.

Und mehr noch: die ganze, für die Entwicklung der modernen Technik maßgebende Art des Denkens ist vor allem von der Naturwissenschaft hinübergenommen worden. Denn was unterscheidet schließlich die moderne Technik im Innersten von der alten handwerklichen Technik des Mittelalters? In dieser herrschte die Tradition und eine teleologische Auffassung des Erzeugungsprozesses; man kannte die Mittel, welche zu gewissen Zielen der Produktion führten, und vermehrte sie mit Hinblick auf dieses Ziel auch durch weitere Erfahrungen; aber man war weit davon

entfernt, den eigentlichen Ursachen der erreichten Wirkungen systematisch nachzugehen und ihren Zusammenhang nun daraufhin zu untersuchen, ob er lückenlos sei und prinzipiell Verbesserungen zulasse. Man war also grob und empirisch, nicht grundsätzlich und rationell; man dachte noch keineswegs an eine durchaus nur kausale und in sich geschlossene Erklärung und Ausnutzung des Produktionsprozesses. Eben diese letzte Betrachtungsweise brachte nun aber der Aufschwung der Naturwissenschaften; und dies war recht eigentlich die entscheidende Gabe, welche die Technik von der neuen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts empfing. Auf ihr beruht es denn auch an erster Stelle, wenn die Entwicklung der Naturwissenschaften in allen wesentlichen Punkten für die Ausgestaltung der Technik maßgebend blieb, und wenn diese darum ohne Kenntnis wenigstens der gröbsten Entwicklungszüge der Geschichte der Naturwissenschaften nicht verstanden werden kann.

Das erste Zeitalter aufstrebender Technik fällt, wie nach allem bisher Erzählten selbstverständlich ist, in die Vor- und Urzeit der modernen Naturwissenschaft, in das 12. bis 16. Jahrhundert. Es handelt sich in dieser Zeit um Erfindungen, die vornehmlich einer größeren Genauigkeit und leichteren Durchführbarkeit des Verkehrs dienen sollten, während die Produktionsweisen erst später technischen Verbesserungen unterzogen worden sind. Zu den Haupterrungenschaften dieser Jahrhunderte gehören die Verbesserungen im Antrieb und in der Führung der Schiffe, die Räderuhr und, als Krone, der Buchdruck. In allen diesen Fällen handelt es sich noch mehr um empirisch-teleologische Fortbildung als um rationalistisch-kausale Verbesserung; höchstens vom Buchdruck ließe sich sagen, daß er schon großenteils den Charakter einer modernen Erfindung aufweist. In der Schiffahrt hat sich der Norden Europas, entsprechend der höheren Gewalt und Rauheit des Meeres, namentlich durch Verbesserungen des Antriebes ausgezeichnet: mit einer starken Hebung der Segelfähigkeit verband sich die Durchbildung der Kunst des Kreuzens. Der Süden dagegen hat zur Hebung der Schiffahrt durch die Einstellung des Kompasses, etwa seit Beginn des 14. Jahrhunderts, beigetragen. Uhren mit Räderwerk

und Zifferblatt hat es angeblich schon im 12. Jahrhundert gegeben. Doch ist die früheste Turmuhr in Deutschland wohl erst die Nürnberger des 15. Jahrhunderts gewesen. Taschenuhren kamen um die Wende des 15. Jahrhunderts auf, eine Erfindung angeblich Peter Heles in Nürnberg. Doch blieben die wesentlichen Verbesserungen der Uhr der ersten großen voll rationalen und mechanischen Periode der Naturwissenschaften vorbehalten; hier stellte Huyghens 1656 das Pendel und Robert Hook 1658 die Spiralfeder zur Regelung der Bewegung ein.

Die wunderbarste Erfindung der Frühzeit aber ist der Buchdruck. Denn er überragt nicht nur durch seine bekannten Wirkungen alle anderen technischen Verbesserungen der Zeit derart, daß diese fast mit den ungeheuren Wirkungen der Entwicklung der Schrift zu vergleichen sind, sondern er leitet zugleich durch seine wirtschaftliche wie seine technische Ausgestaltung erstaunlich früh zu einem neuen Zeitalter über. In ihm ist in der Mehrzahl der Fälle die Produktion, der Buchdruck, schon früh mit dem Vertriebe, dem Buchhandel, verbunden; es ist ein überaus fortgeschrittenes Beispiel konsequenter Durchbildung des Unternehmertums. Und indem durch ihn die Schrift derart wiedergegeben wird, daß sie in Buchstabe auf Buchstabe zerlegt und aus diesen Buchstaben wiederum mechanisch zusammengestellt und nun in tausend identischen Exemplaren abgezogen wird, ergeben sich hier schon zwei Hauptgrundsätze sonst viel späterer und modernerer industrieller Erzeugung durchgeführt: die Arbeitszerlegung und die Zwangsbewegung in der Erzeugung. Kann es unter diesen Umständen verwundern, wenn Buchdruck und buchgewerbliches Verlegertum, auch ganz abgesehen von ihren Beziehungen zu den Künsten und Wissenschaften, von jeher als besonders aristokratische Nahrung gegolten haben? Noch heute marschieren Setzer und Drucker an der Spitze der sozialen Bewegung des vierten Standes.

Inzwischen aber nahte das große Jahrhundert der wissenschaftlichen Mechanik und mit ihm, seit Mitte des 17. Jahrhunderts etwa, das Zeitalter auch einer neuen gewerblichen Technik. Selbstverständlich, daß diese sich alsbald und an

erster Stelle der ursprünglichen praktischen Mechanik, der Erfindung neuer und der Verbesserung bestehender Werkzeuge und Arbeitsmaschinen zuwandte. Und ein allgemeiner Erfindungseifer, man möchte fast sagen, ein wahres Erfindungsfieber erhob sich mindestens anfangs. Man ging dem Perpetuum mobile nach; man liebte allerlei krause mechanische Veranstaltungen, ein überraschendes Durcheinander etwa künstlicher Wasserstrahlen in Gärten und Hausanlagen, oder Uhren mit allerlei Musik und der Erscheinung gewisser Figuren zu bestimmten Stunden, wie deren sich eine der größesten, ein Spätling der Entwicklung, noch heute im Straßburger Münster vorfindet: spielend und überquellend phantasiereich zunächst ergoß sich der neue mechanische Trieb in die Gefilde der Erfindung. Dennoch zeigen diese Anfänge, eben weil sie sich doch bereits auf der Grundlage der neuen wissenschaftlichen Mechanik entfalteten, schon ein Hauptprinzip der modernen Technik: das Prinzip der Zwangsläufigkeit der Bewegung. Denn was die wissenschaftliche Mechanik auch der Technik an neuen Elementen und Hilfsmitteln zur Verfügung stellte, es war, ein tatsächlicher und konkreter Ausdruck der neuaufgefundenen Gesetze der Bewegung, dieser Gesetzmäßigkeit und damit der Zwangsläufigkeit unterworfen: das Getriebe mit seiner verschieden gestalteten Zusammensetzung aus Zahnrädern und Riemenscheiben und Reibungsrädern und Kettentrommeln, aus Schrauben und Hebeln, aus Kurbeln und Krummzapfen, und nicht minder die Röhre als Leiterin zwangsweiser Bewegung tropfbarer und gasförmiger Flüssigkeiten und schließlich das Seil, die Kette, der Draht und, nach Aufkommen der Eisenbahnen, die Schiene. Sie alle, diese Elemente, erzwangen in ihrem Bereiche eine bestimmte Bewegung; und so zeichnete sich auch ihr Zusammengesetztes, die Maschine, in erster Linie dadurch aus, daß sie eine bestimmte Bewegung nach einem ganz bestimmten Plane vor sich gehen ließ, und daß sie für die Erzielung gewisser Zwecke gewerblicher Erzeugung ganz bestimmte Wege unter ganz bestimmten Geschwindigkeiten in einer ganz bestimmten Reihenfolge darbot, Wege, die durchlaufen werden mußten, um zum Ziele zu gelangen.

Aber das damit gegebene Entwicklungsprinzip war freilich weit davon entfernt, anfangs sogleich in seiner technisch günstigsten Form aufgestellt und erkannt zu werden. Alle älteren Werkzeuge fast vor dem Aufkommen des mechanischen Zeitalters waren derart in Bewegung gesetzt worden, daß sie bei Benutzung hin und her oder hinauf und herunter geführt wurden: ein Vorgang, der stets eine nicht ausgenutzte Hälfte von Zeit und teilweis auch von Kraft, einen toten Rücklauf bedingte. Es war eine der wichtigsten technischen Aufgaben des neuen Zeitalters, diesen Rücklauf zu vermeiden. Und es geschah dadurch, daß man jetzt die stoßende Bewegung durch die drehende, das Hin und Her der Kraftäußerung durch das Rotationsprinzip zu ersetzen begann: eine sparsamere kontinuierliche Bewegung war damit gewonnen und zugleich die Möglichkeit des Überganges zu solchen Motoren gegeben, deren Kraftabgabe durch ein Schwungrad geregelt wird. Es ist eine Richtung der Entwicklung, die sich wohl am frühesten im Ersatz der Spindel durch das Spinnrad ausgeprägt hat; aber nur langsam machte sie sich im Verlaufe namentlich erst des 18. Jahrhunderts in der Umgestaltung älterer Werkzeuge und Maschinen wie in der Erfindung neuer, namentlich im Bereiche der Spinnerei und Weberei, geltend. Aber auch jetzt blieb noch in vielen Fällen die Regelung der rotierenden Bewegung an der Maschine und ihrer Konsequenzen dem Menschen überlassen: und das hieß im wesentlichen der menschlichen Hand und ihrer willkürlichen, niemals im Sinne der Maschine völlig zwangsläufigen Benutzung. Und so mußte es als weitere Aufgabe erscheinen, diese Hand, zumal sie wirtschaftlich teuer war, möglichst auszuscheiden: Maschinen zu bauen, die so viel als irgend denkbar nur auf sich allein angewiesen waren. Dieses Prinzip, das eine seiner schönsten Auswirkungen schon in der Entwicklung der Dampfmaschine von Newcomen bis auf Watt erfahren hat, begegnete sich dann, indem es auf Maschinen hindrängte, die eine Arbeit vollständig erledigten, mit einem anderen, schließlich nicht minder wichtigen. Anfangs war die Technik keineswegs fähig gewesen, auch nur die schon bekannten allgemeinen Ergebnisse wissenschaft-

licher Mechanik völlig in die Praxis lebendiger Maschinen umzusetzen, ganz abgesehen davon, daß die wissenschaftliche Mechanik selbst erst im Laufe des 18. Jahrhunderts und teilweis sogar noch des 19. Jahrhunderts ihre volle Ausbildung erfuhr. Die Technik arbeitete vielmehr im Beginn mit wenigen Gesetzen und mit noch begrenzteren Erfahrungen ihrer schöpferischen Anwendung. Und darum wagte sie sich nur an kleinere, eng umschriebene Aufgaben. Zu diesem Ende zerlegte sie den Arbeitsprozeß der menschlichen Hand bei dieser oder jener wichtigen Erzeugung möglichst in seine einzelnen, ganz elementaren Teile und suchte diese nun einzeln durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Was also zunächst erfunden ward, das war eine Summe arbeitsteiliger Maschinen, nicht ein einziges Maschinenganzes, das alsbald den gesamten Umfang irgend einer bisher üblichen Arbeit erledigt hätte. Darum sind die ältesten Maschinen meist wenig umfangreich und verwickelt und bedürfen zu ihrem Betriebe nicht übermäßig starker Kraft. Später dagegen, mit steigender technischer Erfahrung und Indienststellung größerer Kräfte, ging man immer mehr zu Maschinen über, die gleichsam Kompositen früherer Maschinen waren und in einem einzigen zusammenhängenden Prozesse eine ganze Arbeit erledigten: bis schließlich wahre maschinelle Ungeheuer entstanden, wie sie heute z. B. in Walzwerken oder in Papierfabriken zu sehen sind. Es war eine Entwicklung, die namentlich das 19. Jahrhundert gekennzeichnet hat; denn ihren ausgesprochensten Formen mußte die Anhäufung großer Kapitalien und die Ausbildung eines ausgesprochenen Unternehmertums vorweggehen: Jacquards und durch moderne Motoren betriebene Webstühle, Bessemerbirnen und Gesteinsbohrmaschinen, Rotationspressen und Holländer neuerer Konstruktion können nicht in jedermanns Besitze sein.

Indem aber diese Vorwärtsbewegung bis hin zu den Riesenerzeugnissen moderner Technik erfolgte, ergab sich zugleich innerlich ein merkwürdiger Vereinfachungsprozeß. Man wird sagen dürfen, daß die moderne Technik im Grunde mit viel wenigeren, einfacheren, freilich aber auch viel klareren Prinzipien arbeitet, als dies bei der Technik des 17. und 18. Jahrhunderts

der Fall war; ja der Gedanke der Vereinfachung ist einer der leitenden innerhalb der modernen Technik geworden: denn Einfachheit bedeutet Ersparnis und bedeutet zugleich Eleganz; und ein besonderer, echt moderner Begriff der gleichsam mageren, knappen, technisch-ökonomischen Schönheit hat sich zunächst auf diesem Gebiete, dann von ihm übergreifend auch auf zahlreichen anderen Gebieten des Lebens der Gegenwart entwickelt. Wie stechen doch ältere Maschinen, soweit sie noch erhalten sind, in ihrem Massenverbrauch von Material, in ihrem Überfluß der Einzelteile ab von der Gedrungenheit ihrer Nachfolgerinnen: es ist wie der Überfluß der Frauentracht des Barocks oder auch des Rokokos gegenüber den eng umfassenden und begrenzenden Moden unserer Tage.

Diese Einfachheit der technischen Prinzipien und Elemente ist es, die gerade die höchste Entwicklung des Maschinenbaues in der Gegenwart wiederum der Werkzeuggestaltung ursprünglichster Zeitalter annähert. Eine jener scheinbaren Ähnlichkeiten höchster und niedrigster Kultur liegt hier vor, die beim Vergleiche unserer Zeit mit Urzeiten so oft überraschen. Aber klarer als in manchen anderen Fällen tritt hier auch der Unterschied hervor, der der anscheinenden Ähnlichkeit zu Grunde liegt: was in niedriger Kultur Ausdruck wirklicher Armut und eines mechanischer Gesetze unkundigen, instinktiven Nichtkönnens war, das ist heute Ergebnis eingehendsten Verständnisses technisch-mechanischer Bedingungen und seiner raffiniert-bewußten Verwendung.

Im übrigen ist es hier nicht die Aufgabe, der Erfindungs- und Verbesserungsgeschichte der einzelnen oder auch nur der wichtigsten Maschinen während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts nachzugehen; insoweit dergleichen notwendig ist, wird sich dazu im späteren Verlaufe der Erzählung Gelegenheit finden. Wohl aber muß betont werden, daß alle mechanischen Erfindungen des 17. Jahrhunderts schließlich eine frühe Grenze praktischer Verwertung fanden an der Unfähigkeit, für ihre Bewegung die entsprechenden Kräfte zu gleichmäßiger und billiger Arbeit zur Verfügung zu stellen. Denn weder die menschliche Kraft noch Göpelwerke, noch Wind- oder Wasserräder genügten da: sie waren

meist zu schwach oder, wenn stark genug, zu kostspielig und von zu unregelmäßigem Gange. Das Problem eines neuen Motors tauchte also auf, und es ward befriedigt, indem man von rein mechanischen zu physikalischen Fragen, insbesondere Fragen der Thermophysik, fortschritt.

War dies die wissenschaftliche Seite des Verlaufes, so ist bekannt, daß die technische zur Erfindung und allmählichen Vervollkommnung der Dampfmaschine vornehmlich während der ersten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts geführt hat. Es war eine Entwicklung von außerordentlichen Folgen: jetzt erst wurde die praktische Mechanik ganz den Spielereien ihrer Frühperiode und einer mit ihnen verknüpften überhaupt noch spielenden Spekulation enthoben; jetzt erst setzte eine niemals wieder unterbrochene Reihenfolge wirklich praktischer Erfindungen ein, und jetzt erst kam es zu jener Umwälzung der motorischen Kräfte, die den Menschen in vielen Fällen aus rein mechanischer Arbeit auszuscheiden begann.

Und Hand in Hand damit ging, als ein Ergebnis der Einspannung physikalischer Kräfte und mechanischer Bewegungen in den Dienst der Arbeit zumal, eine erste große Umwälzung in der wirtschaftlichen Schätzung der Urprodukte. Bis dahin war diese Schätzung der Hauptsache nach noch immer durch die Bedürfnisse einer halb naturalwirtschaftlichen Kultur und der geschlossenen Wirtschaftsformen des Hauses und der Familie, der Grundherrschaft und des Territorialstaates bedingt worden; nur nebenher hatte auf diesem Gebiete der Handel eingegriffen und daneben, zum ersten Male in Auswirkung von Unternehmerinteressen, der Bergbau. Jetzt kam es unter dem Erblühen gewaltiger Industrieen der Dampfmotoren einmal zur Umwertung der Rohstoffe, welche diese veredelten, vor allem aber traten die Urerzeugnisse in den Vordergrund, deren man zum Bau und zum Betriebe der Maschinen bedurfte: Eisen und Kohle.

Je stärker die Dampfmaschinen und mit ihnen alle von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden, und je genauer sie gebaut sein mußten, um so mehr erwies sich das Eisen und noch mehr bald der Stahl als das einzige mögliche Baumaterial.

Stephensons Lokomotive The Racket vom Jahre 1829, die jetzt im South-Kensington-Museum steht, ist noch teilweis aus Holz; heute werden sogar die besseren Eisenbahnwagen für den Schnell- und Fernverkehr in den wichtigeren Stücken aus Eisen hergestellt. Und wer würde sich ein gutes modernes Schiff, sei es Personendampfer, sei es Kriegsschiff, noch anders als aus Stahl und Eisen gebaut denken wollen?

Aber noch ganz anders als das stets schon hoch gewertete Eisen stieg die Kohle, und insbesondere die Steinkohle in der wirtschaftlichen Schätzung. Kann doch heutzutage durch eine Eisenbahnwagenladung Steinkohlen, ihren Verbrauch in einem Dampfmotor vorausgesetzt, dem mechanischen Quantum nach so viel Arbeit verrichtet werden, wie ein fleißiger Arbeiter während seines ganzen Lebens nicht zu leisten vermag. Industriell verwertet wurde nun die Kohle erst seit dem 17. Jahrhundert, indem man sie in England zunächst in Hochöfen mit dem Eisen zusammenbrachte; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lernte man dann das Verkoksen und machte dadurch die Roheisenerzeugung noch ergiebiger. Im Anfang des 19. Jahrhunderts förderte der englische Kohlenbau schon etwa 10 Millionen Tonnen jährlich. In Deutschland war der Abbau noch während des ganzen 18. Jahrhunderts gering. Und auch im 19. Jahrhundert kam es zu einem größeren Aufschwung erst seit etwa 1830; 1840 wurde eine Jahresförderung von fast einer Million Tonnen erreicht und 1850 eine solche von anderthalb Millionen überschritten. Dann aber setzte ein rapider Fortschritt ein: 1860 betrug die Förderung über 17, 1892 über 71 Millionen Tonnen. Gegen Schluß des Jahrhunderts endlich wurden auf deutschem Boden mehr als 120 Millionen Tonnen jährlich gewonnen: eine Menge, die nach Abzug des für Heizung und Verhüttung nötigen Materiales beim Verbrauch durch Dampfmaschinen der mechanischen Seite der Arbeit von etwa 60 Millionen erwachsener Menschen gleichkam[1]. Wie

[1] Gesamterzeugung auf der Erde etwa 650 Millionen Tonnen, gleich dem mechanischen Arbeitsquantum von mehr als 300 Millionen Menschen.

sehr dabei die Kohle überhaupt im Vordergrund der Erzeugung, des Verbrauches und namentlich des Transportes stand, ergibt die Tatsache, daß gegen Schluß des 19. Jahrhunderts fast die Hälfte des Gewichts aller auf deutschen Eisenbahnen beförderten Güter auf Steinkohlen, Braunkohlen, Briketts und Koks entfiel.

Der außerordentlichen Wirkung, die von der Entwicklung der mechanischen und thermophysischen Technik ausging und noch ausgeht, sind die Einflüsse, die später entwickelte Zweige der Naturwissenschaft, namentlich Chemie und Elektrizitätslehre, erreicht haben, an Wucht im allgemeinen nicht gleichgekommen. Freilich sind sie aber auch viel weniger zu isolieren und damit klarzustellen: denn sie traten, abgesehen von den ihnen besonders eignenden Gebieten, auch fast auf allen Gebieten der mechanischen Arbeit auf, je mehr es nach Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft gelang, jede Energie in mechanische Arbeit umzusetzen und damit zu einem im tiefsten Grunde einzigen Ausdruck der Einspannung von Naturkräften für Verwirklichung menschlicher Ziele vorzudringen.

Und etwas Ähnliches gilt, in ihrem Verhältnis zu den Wirkungen der Chemie und Elektrizitätslehre, auch von den Einflüssen der Biologie und verwandter Wissenschaften, wie sie in verbesserter Gesundheitspflege, in der Entwicklung der Bakteriologie und in der technischen Umwälzung der Gärungsgewebe wie auf anderen Gebieten zu Tage traten: sie sind nur scheinbar nicht schwer zu isolieren, verlieren sich in Wahrheit technisch in allerlei, namentlich chemische Neuerungen und können darum hier nur dahin gekennzeichnet werden, daß sie im allgemeinen zeitlich erst nach wichtigen Auswirkungen der Chemie und der Elektrizitätswissenschaft hervorgetreten sind.

Im Bereiche der Chemie aber handelte es sich von vornherein darum, frisch errungene Kenntnisse über Stoffzerlegung und Stoffverbindung praktisch zu verwerten: eine in ihrer Systematik gänzlich neue Art der Stoffveredlung trat damit neben deren bisher bekannte Arten. Dabei knüpfte die chemische Technik anfangs noch an die Alchymie und die Experimente der Goldmacherei an: und darum war sie anfangs vorwiegend Pyro-

chemie. Und so kamen ihre Versuche, seit etwa der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem der reineren Erzeugung gewisser Metalle, an erster Stelle der des Eisens und des Stahles, zu gute. Neben diesem Zweig erwuchsen andere erst seit der volleren Entwicklung der chemischen Wissenschaft mit etwa dem Jahrzehnt von 1770 auf 1780. Zunächst wurde jetzt die Darstellung der starken Mineralsäuren und Alkalisalze aufgenommen; auf sie wiesen die ersten Fortschritte der Chemie ebenso hin, wie es klar war, daß diese Säuren und Alkalien in großen Mengen zur Verfügung stehen mußten, ehe weitere chemisch-technische Arbeit verrichtet werden konnte. Von da ab aber gingen dann wissenschaftliche und technische Entwicklung gerade auf chemischem Gebiete mit großer Regelmäßigkeit nebeneinander her: bis zur fabrikmäßigen Durchbildung der neuesten elektrochemischen und synthetischen Lösungen, die etwa vor einem Menschenalter begonnen hat.

Nach der Entwicklung der besonderen Wirkungen der Chemie erweiterte die Elektrotechnik das bisherige Feld der Mechanik und physikalischen Technik vornehmlich dadurch, daß sie eine Energieverteilung in besonders kleine Dosen und auf besonders weite Entfernungen zuließ und durchführte. Und in dieser ihrer eigenartigsten Anwendungsart griff sie schon sehr früh, bereits in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, energischer in die Geschichte ein. Denn von diesem allgemeinen, den Hoffnungen und Erwartungen der Gegenwart gegenüber allerdings etwas ungewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet ist die Erfindung des Telegraphen mit ihren Folgeerscheinungen, der Entwicklung des Kabels und des Telephons, wohl die bisher bezeichnendste Leistung der Elektrotechnik. Aber tatsächlich haben alle späteren elektrotechnischen Errungenschaften eigentlich nichts spezifisch Neues mehr gebracht. Gewiß ist durch die moderne Entwicklung der Elektrotechnik die Ausnutzung der Naturkräfte wirtschaftlich noch günstiger geworden; die Energie wird vielfach billiger erzeugt als bei Anwendung des Dampfes, und die Einstellung einer neuen Kraft erhöhte ganz allgemein die Produktionsfähigkeit. Aber neue spezifische Wirkungen wurden nicht mehr

erreicht. Der elektrische Motor ist ein Motor wie andere; sogar in der Energieverteilung leidet er unter dem Wettbewerb der Druckluftwerke, der Gaszentralen und selbst gewisser Anlagen von Seiltransmissionen. Aussichtsvoller war wohl noch die technische Durchbildung der besonderen Eigenschaft der Elektrizität, sich auf mäßig weite Entfernungen in gleichmäßiger Kraftwirkung zu verteilen, für die Entwicklung der Verkehrsmittel. Schon sind Straßen- und Lokalbahnen vielfach der elektrischen Kraft zugefallen; und für Vollbahnen scheinen jetzt auch befriedigende Erfolge, wenn auch zunächst nur unter besonderen Umständen und im Experimente, erreicht zu sein.

Folge aber des technischen Eingreifens der Chemie wie der Entwicklung der Elektrotechnik war, zumal unter gleichzeitiger Weiterbildung der mechanischen Technik, eine noch immer weiter und tiefer dringende wirtschaftliche Umwertung der Erzeugnisse jeglicher Urproduktion, wie sie schließlich zu einer ganz anderen Abschätzung einer Fülle von Grundwerten von höchster Bedeutung, ja ganzer Länder und Provinzen geführt hat. Und nicht einfach und einer Richtung angehörig waren die Neigungen und Wünsche, die auf diesem Gebiete nebeneinander aufstiegen; neben der besonderen Würdigung, welche spezifische Bodenschätze überall fanden, stand als interterritoriales Element alles Maschinenwesens die Allgegenwart sozusagen der Kräfte, die es hervorruft und einstellt; und die spezifische lokale Schätzung litt somit unter den nivellierenden Einflüssen derselben Bewegung, der ihre Möglichkeit verdankt ward. Im ganzen aber siegten doch die besonderen räumlichen Bewertungen, und Gegenden, die früher kaum von größerer Wichtigkeit gewesen waren, stiegen rasch in der Schätzung des Volkswirts: so auf deutschem Boden gewisse Teile des Niederrheins und Westfalens, das Saarbecken und fast noch mehr Oberschlesien wegen der gerade hier fast unerschöpflich reichen Kohlenlager, so die Gebiete der Minette in Lothringen und anderswo die Bezirke der Aluminiumtonerde, des Strontianits, der seltenen Erden des Gasglühlichtes — nicht zu gedenken der Umwertung, welche die Fundgebiete schon früher hochgeschätzter Produkte ergriff, wie z. B. des Kupfers, dessen Gebrauch sich

infolge des Aufschwunges der elektrischen Industrie im Deutschen Reiche von 1880 bis 1900 mehr als verfünffachte.

Übersieht man die ungeheuren Umwälzungen, welche allein schon für die Entwicklung der Grundrente, soweit sie von der Urerzeugung abhängt, durch die Entfaltung der modernen Technik hervorgerufen worden sind, so kann man vielleicht schon von diesem einen Punkte her der Überzeugung näher gebracht werden, daß es doch die Technik allein oder zusammen mit den Naturwissenschaften wenigstens vornehmlich gewesen sei, die die neue Zeit heraufgeführt habe. Und zumal, wenn man, auf technischem Boden verharrend, den Blick rückwärts wendet in die Unendlichkeit, welche die Technik der Gegenwart von dem Kampfstock und dem Einbaum, dem Stampfmörser und dem Bogen und Pfeil, kurz von den primitiven Werkzeugen der Urzeit zu trennen scheint, kann man sich in dieser Überzeugung bestärkt fühlen. In der Tat ist sie denn auch weit verbreitet und z. B. in Tausenden jener enthusiastischen Nachrufe, die das 19. Jahrhundert bei seiner Wende gefunden hat, zu entschiedenem Ausdrucke gelangt.

Dennoch ist sie falsch. Wer wird verkennen wollen, wie viel die Entwicklung der Technik und die Entfaltung der ihr zunächst zu Grunde liegenden Naturwissenschaften zur Kräftigung des praktischen Verstandes und der Vernunft, zur Stärkung des menschlichen Selbstgefühles, zur Hebung des materiellen Wohles und im engeren Sinne namentlich auch zum Aufschwung des Wirtschaftslebens beigetragen hat? Indes in der Vermittlung aller dieser Wirkungen stehen Naturwissenschaften und Technik doch keineswegs allein; und ein Blick auf die Beziehungen vor allem der Technik zum Wirtschaftsleben wird zeigen, daß die Technik im Verhältnis zur Wirtschaft bei weitem mehr, als es oberflächliche Beobachtung zugeben will, der geschobene statt des schiebenden Teils war und ist.

Charakteristisch in dieser Hinsicht ist schon, daß die Periode der rein handwerklichen Stoffveredlung durchaus mit der teleologischen Werkzeugnutzung und Werkzeugerfindung zusammengefallen ist, und zwar in der Weise, daß diese eine Folgeerscheinung

der Wirtschaftsverfassung war. Nicht minder auffallend spricht dann die Tatsache zu Gunsten der Bedeutung der Wirtschaft, daß aus dem Zeitalter eines noch nicht bis zum Unternehmertum fortentwickelten Handels fast nur technische Verbesserungen der Verkehrswerkzeuge, nicht aber wesentliche Verbesserungen anderer Zweige der wirtschaftlichen Tätigkeit, insbesondere auch nicht der Produktion, bekannt sind. Denn auch die Uhr und der Buchdruck, wichtige Errungenschaften dieses Zeitalters, sind an erster Stelle Erscheinungen nicht einer verbesserten Wirtschaftserzeugung, sondern eines erhöhten geistigen und geschäftlichen Verkehrs. Schreitet man aber aus der Vorzeit in die Frühzeit der mechanischen Technik fort, so ergibt sich alsbald, daß ihre ersten wirksamen Erfindungen, auf textilem wie motorischem Gebiete, aufs engste mit dem Aufkommen des Wirtschaftszeitalters des Unternehmens verquickt sind; wie denn dem Unternehmertum alle späteren Erfindungen der modernen Technik an erster Stelle zu gute gekommen sind. Die Verbindung von Handel und Produktion, wie sie sich in der Unternehmung vollzog, hatte für die Produktion vornehmlich drei wichtige Folgen ergeben. Einmal nämlich führte die Unternehmung zu dem Bedürfnis einer gleichmäßigen, also von der Qualität absehenden, möglichst großen Quantitäten zugewandten Erzeugung. Zum andern gelangte sie, da die besondere Qualität des einzelnen Stückes keine Rolle spielte, zur Zerlegung des Arbeitsprozesses in lauter einzelne Teile, die dann zusammengesetzt wurden, und stellte für jeden Teil besondere Arbeiter ein, die, weil immer in derselben Weise beschäftigt, besonders rasch und gleichmäßig schufen. Endlich ergab sich für die Produktion der Unternehmung, die auf weit größere Massen ausging als bisher, die Notwendigkeit auch eines Massenabsatzes, wie er ohne Erweiterung der Verkehrsgelegenheiten schwerlich denkbar war. Allen diesen Bedürfnissen einer neuen Form des Wirtschaftslebens kamen nun gewisse Eigenheiten der mechanischen Technik seit dem 17. Jahrhundert immer mehr entgegen. Zunächst war der ganze Charakter ihrer Erfindungen, wie er schließlich auf das innerste Wesen der neuen quantitativ-

mechanischen Naturwissenschaft zurückging, mit diesem aufs Quantitative gestellt; denselben Prozeß immer wieder in gleicher Weise zu wiederholen, lag in der eigensten Anlage der neuen Maschinen. Weiterhin führte, wie wir gesehen haben, die Zwangsläufigkeit der Bewegung in der praktischen Betätigung durch die Mechanik namentlich in den frühen Zeiten der neuen Technik ohne weiteres zur Zerlegung des Arbeitsprozesses. Und schließlich entsprach auch dem Bedürfnis des Unternehmertums, immer größere wirtschaftliche Räume zu beherrschen, ein weiteres mechanisches Grundprinzip. Denn von der Beherrschung der Bewegung im Bereiche der Maschine ausgehend führte die neue Technik ohne weiteres zur Beherrschung des Raumes durch erweiterte Bewegung: Eisenbahnen und Dampfschiffe waren ihre legitimsten Erzeugnisse.

So zeigt sich also, wie mechanische Technik und Jugend- wie Mannesentwicklung des freien Unternehmens aufs innigste miteinander zusammenhingen, und wie ihre Bestrebungen sofort in Wechselwirkung treten mußten. Geschah das aber auf einseitige Veranlassung hin der Technik? Umgekehrt vielmehr ergibt sich weit eher ein Zusammenhang; das Unternehmen ist in seinen Anfängen älter als die mechanische Technik. Wirtschaftliche Motive haben also die Entfaltung der Technik zum großen Teile mit hervorgerufen; und nicht die Technik hat überwiegend die Wirtschaft, sondern die Wirtschaft die Technik beeinflußt.

Und hat sich dies Verhältnis etwa in jüngeren Zeiten, im 18. und 19. Jahrhundert, geändert? Keineswegs. Die Newcomensche einseitig wirkende Dampfmaschine wurde schon 1704 konstruiert. Aber erst das Bedürfnis der mechanischen Spindeln in der Hand des englischen Unternehmertums ließ die Wattsche Dampfmaschine der siebziger und achtziger Jahre entstehen. Das Dampfschiff Papins befuhr schon 1707 die Fulda. Doch die Verkehrsverhältnisse erst des beginnenden 19. Jahrhunderts haben seine Verbreitung herbeigeführt. Und Cugnots Dampfwagen stammte schon aus dem Jahre 1770. Aber erst um das Jahr 1825 sah man das, was wir Eisenbahn und Lokomotive nennen. Und durch das ganze 19. Jahrhundert sind diese Zu-

sammenhänge dieselben geblieben. Sie kommen heute in dem allgemeinen Erfahrungssatze zum Ausdruck, daß in der Großindustrie, und das heißt in der Ausnutzung und Herbeiführung von Erfindungen, das schwierigste nicht die Bewältigung der technischen Aufgabe, sondern die Finanzierung ist.

Freilich schließen eben diese Zusammenhänge nicht aus, ja bedingen vielmehr, daß die wichtigsten und vollkommensten Fortschritte doch gerade dem innigsten Ineinanderarbeiten wirtschaftlicher und technisch-naturwissenschaftlicher Kräfte verdankt werden. Es ist ein Geheimnis vor allem der deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Denn mehr als in anderen Ländern entwickelte sich in Deutschland der Kapitalreichtum der Nation und der Mut, das Kapital produktiv zu verwenden, gleichmäßig mit einem technischen Können, das sich auf eifrigste Pflege und glänzendste Entfaltung der Naturwissenschaften stützen konnte. Ja es kamen Verbindungen vor, bei denen zu Kapital und Technik ganz offenkundig und entschieden hohe Potenzen der Naturwissenschaft als besondere Faktoren hinzutraten; und eben ihnen wurden vielleicht mit die denkwürdigsten Erscheinungen des jüngstvergangenen deutschen Wirtschaftslebens verdankt: so die Erfolge des Physikers Siemens und des Feinmechanikers Halske auf elektrischem Gebiete, und auf optischem die Entwicklung der Jenaer wissenschaftlichen Glasindustrie durch den Optiker und Feinmechaniker Zeiß und den Physiker Abbe.

Es sind Erscheinungen, die am besten den wahren Zusammenhang der Wirtschaftsentwicklung — und das heißt in diesen Zeiten: des Unternehmertums und auch der Kapitalbildung — mit den Naturwissenschaften und der Technik lehren: wie in ihnen all diese drei Entwicklungstendenzen in lebendig vorwärtstreibenden, entschieden modernen Vorgängen zusammentreffen, so ist es im nationalen Leben überhaupt. Denn schließlich sind fortschreitende Wirtschaft und fortschreitende Wissenschaft und Technik doch nur Sondererscheinungen eines einzigen großen seelischen Entwicklungsmotivs, das der Hauptsache nach als das des fortschreitenden Intellektes bezeichnet werden kann.

Und nicht bloß, daß zwischen diesen einzelnen Zweigen der

Entwicklung eine tiefe und innerlichste Harmonie besteht, ein gemeinsames Niveau sozusagen auf Grund von verdeckt wirkenden kommunizierenden Röhren: der Intellekt führt, wie wir vor kurzem gesehen haben, auch hinüber auf die Gefilde der hohen Kunst; und all die verschiedenen Naturalismen aufeinander folgender Kulturzeitalter sind nur Ausdruck wesentlich einer Entwicklung. Damit erscheinen denn alle großen Gebiete menschlicher Geschichte in gewissen Hinsichten und Richtungen, wenn auch keineswegs in allen, seelisch an die Entfaltung des Intellektes gebunden; und da sie gleichzeitig mit diesem wachsen und emporblühen, so besteht bei gegenseitiger Verwandtschaft zugleich auch ein Verhältnis ständiger Wechselwirkung.

Dabei darf nicht verkannt werden, und das ist das Wahre an der heute allzu radikal bekämpften geschichtsphilosophischen Lehre von Karl Marx, daß dieser Entwicklung des Intellektes doch an erster Stelle wiederum, wenn auch keineswegs allein, wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge zu Grunde liegen. Und wir haben oben, in der Darstellung einer neuen psychologischen Theorie der Wirtschaftsstufen, gesehen, wie dieser Zusammenhang, der bisher wohl behauptet, aber nicht erklärt worden ist, auf den einfachsten seelischen Elementen des Wirtschaftslebens, auf Bedürfnis und Genuß, und auf ihrer allmählichen Wandelung und Verfeinerung hin durch die Kulturentwicklung großer menschlicher Gemeinschaften beruht.

Fragt man aber eingehender, wie es denn möglich sei, daß Bedürfnis und Genuß in ihrem gegenseitigen Verhältnis die nachgewiesene Bahn der Wirtschaftsstufen und damit der Schärfung des Intellektes durchlaufen, so bleibt auch hier eine vorurteilsfreie geschichtliche Betrachtung die Antwort nicht schuldig. Das Anwachsen zunächst der rein physischen und biologischen Elemente des Menschenlebens ist es, das an erster Stelle die Entwicklung vorwärts drängt: die Zunahme der Bevölkerung, das Siedeln auf engerem Raume. Denn diese Vorgänge drängen ohne weiteres aus Zeitaltern der geschlossenen Wirtschaft in Perioden höherer wirtschaftlicher Kultur und regeren wirtschaftlichen Austausches. Allein zur Erklärung des Gesamtprozesses

genügen freilich auch sie noch keineswegs. Ein wichtigstes Element vor allem tritt noch hinzu: das rein menschliche Bedürfnis nicht bloß des Sparens, sondern auch der Erzielung von Überschüssen zu produktiven Zwecken, zur Erweiterung des wirtschaftlichen Spielraums und damit zur Entwicklung höherer Formen der Wirtschaft. Denn dieses Bedürfnis ist keineswegs erst ein Produkt höchster Wirtschaftsstufen, sondern beruht auf einem allem Menschlichen eingeborenen Zweckmäßigkeitsbedürfnis, einem sittlichen Grundtriebe, der, früh schon deutlich, später in immer steigender Intensität hervorbricht.

Kann es damit überhaupt eine beruhigende Einsicht in das Ganze der menschlichen Entwicklung geben, so ist sie hier gewonnen: denn wir sehen, wie die goldnen Eimer eines wahrhaft menschlichen Lebens, aus den Tiefen ihre Wasser schöpfend, immer höher steigen, bis sich ihr Inhalt klar und kristallen im Glanze höchsten Lichtes bricht. Und nicht die Anschauung, daß höchster geistiger und seelischer Reichtum sich isoliert und unbegreiflich entfaltet, sondern die Tatsache, daß auch die herrlichsten Werte menschlichen Daseins und menschlicher Leistung mit der Gesamtnatur des Menschen verknüpft sind, und daß unmerkliche Fäden aus dem Grunde dieser Natur emporführen bis zu den Zenithen genialer Perioden und menschlich göttlicher Tätigkeit, bezeichnet die Gesinnung eines richtigen geschichtlichen Idealismus.

## IV.

1. Doch genug der allgemeinen Darstellung und Betrachtung. Die Grundlagen sind gewonnen, um zu einem Verständnis der neueren und jüngsten deutschen Wirtschaftsentwicklung zu gelangen, das seine Wurzeln bis in die letzten heute noch eben erreichbaren Tiefen treiben möchte.

Allerdings müssen auch die nächsten Kapitel der nun erst recht einsetzenden Erzählung des Modernen noch mit einer allgemeinen Beobachtung eingeleitet werden. Sie gilt der Frage, was sich denn im Laufe einer Volkswirtschaft, hier der deutschen, früher entwickelt habe, der Handel oder die Industrie. Diejenigen, die sich die Volkswirtschaft an erster Stelle aus sich heraus, in einem gleichsam geschlossenen Kreise, entwickelt denken, werden der Annahme zuneigen, daß die Industrie, der Gewerbfleiß zuerst zur Entfaltung gelangt sei: denn welchem Zwecke soll ein innerer Handel dienen, wenn nicht dem Austausche agrarischer und gewerblicher Erzeugnisse? Also muß die gewerbliche Produktion dem Handel vorangehen. Ganz anders, ja völlig entgegengesetzt werden dagegen diejenigen urteilen, die zunächst die allgemeinen Zusammenhänge der menschlichen Gemeinschaften ins Auge fassen. Sie werden gegen die Vorstellung einer in sich völlig abgeschlossenen Wirtschaftsentwicklung menschlicher Gemeinschaften überhaupt protestieren, werden behaupten, nichts sei früher als der Verkehr von einer menschlichen Gemeinschaft zur anderen und nichts natürlicher, als daß dieser Verkehr von vornherein — und somit vor allem einheimischen Handel und auch vor einer diesem zu Grunde liegenden Industrie — vornehmlich in wirtschaftlichem Austausche seinen Ausdruck gefunden habe.

An der geschichtlichen Erfahrung gemessen haben beide Parteien bis zu einem gewissen Grade recht. Zweifelsohne gibt es, soweit die historische Überlieferung reicht, keine menschliche Gemeinschaft, die völlig isoliert, völlig ohne Verkehr mit anderen Gemeinschaften gelebt hätte. Und demgemäß ist wirtschaftlicher Austausch mit Nachbargemeinschaften ein uraltes, ja, für die Möglichkeiten unserer Erkenntnis ein so gut wie fast ursprüngliches Motiv des Wirtschaftslebens. Aber dieser Austausch hat doch durch zahlreiche Phasen primitiver Entwicklung hindurch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften eine geringe Rolle gespielt; innerhalb der deutschen Geschichte speziell blieb er bis ins frühere Mittelalter hinein auf einen spärlichen Fernhandel beschränkt, der der Hauptsache nach nur von Fremden angeregt wurde, für die Deutschen also ein Passivhandel war. Andererseits aber ist es zwar richtig, daß dieser Austausch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften vor der Entwicklung höherer Stufen der Stoffveredlung vorhanden war, — aber doch setzte ein wirklicher innerer, gleichsam mehr organisch erwachsener Handel der Regel nach erst dann ein, wenn die gewerbliche Stoffveredlung breiteren Boden gewonnen hatte. Es war zunächst vorwiegend ein innerer Handel; doch schloß er dann mit dem älteren Handel nach außen, dem Fernhandel, langsam wirtschaftliche und soziale Verbindungen einzugehen, in deren Verlauf eine gewisse Verschmelzung beider Strömungen eintreten kann. Innerhalb der deutschen Geschichte ist dieser innere Handel erst im Verlaufe des früheren Mittelalters recht erwachsen, und eine volkswirtschaftlich wirklich bedeutende Rolle begann er erst in der Zeit der Staufer zu spielen. Der weitere Verlauf aber ist dann der gewesen, daß, einmal schon vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in den Zeiten der Hanse und der Welthandelsbeziehungen der süddeutschen Städte, und dann wieder seit dem wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, der Fernhandel insofern an Bedeutung gewann, als er den inneren Handel in mancher Hinsicht mit in den Kreis seiner Lebensgesetze einbezog und der Volkswirtschaft im Verein mit der außerordentlichen Entwicklung

dieses inneren Handels das Moment des Kommerziellen aufprägen half. Und dieser allgemeine Vorgang, wie er zugleich durch zahlreiche andere Tendenzen der inneren Entwicklung hervorgerufen und begünstigt wurde, drückte sich dann vornehmlich auch darin aus, daß der Industrie in hohem Grade ein kommerzielles Element einverleibt ward, daß sie, in Verschmelzung mit Momenten des Handels, sich zur modernen Unternehmung ausgestaltete.

Was gilt danach für die Gegenwart und jüngste Vergangenheit für eine Antwort, wenn die Frage nach der Priorität, sei es des Handels, sei es der Industrie, jetzt wiederholt wird? Für diese Zeiten ist es zweifelsohne richtig, von einer Priorität des Handels zu sprechen. Das kommerzielle Element ist es heute, das dem gewerblichen den Weg bereitet. Und diese Anschauung ist in den praktisch handelnden Kreisen heutzutage auch durchaus verbreitet und zumeist in dem Satze ausgeprägt, daß neue Verkehrslinien, diese Avantgarden jedes Handels, neue Industrieen, neue Werte überhaupt schaffen.

In einer Darstellung der modernen Wirtschaftsentwicklung wird es richtig sein, sich diesem Erfahrungssatze der Praxis, der zugleich die Lehre tieferer geschichtlicher Einsicht ist, anzuschließen und mit einer Geschichte des Handels und des Verkehrs, der diesem vorarbeitet, zu beginnen. Entfaltung des Verkehrs aber heißt die Entwicklung von zweierlei: besserer Verkehrsbahnen und Verkehrsmittel und besserer Organisationen des Verkehrs. Denn erst beides zusammen bringt jene Überwindung der herkömmlichen Schranken des Raumes und der Zeit hervor, deren ein höherer Handel vor allem bedarf: und schafft damit die Voraussetzungen eines veredelten Verkehrslebens und einer höheren Form der Wirtschaft.

Im folgenden wird zunächst von der Verbesserung der Verkehrsbahnen und der Verkehrsmittel gesprochen werden. Und da haben wir, zum klaren Verständnis der jüngsten Entwicklung, weit noch über jene dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückzugreifen, in deren Beginne das Problem der Lokomotive von Stephenson vollkommener gelöst, in deren Verlauf der erste

Telegraph von Gauß und Weber in Göttingen konstruiert und gegen deren Schluß die erste transatlantische Dampfschiffahrt eingerichtet ward: und mit alledem das Zeitalter des modernen Verkehrs eröffnet wurde.

Die ältesten, aus eigener Kraft befahrenen und bald auch geschaffenen Handelswege des mittelalterlichen Europas sind nicht die Land-, sondern die Wasserwege gewesen. Eine monumentale Tatsache, an die man heute wiederum erinnert wird, wenn man die Erörterungen über die steigende Bedeutung der Wasserwege — freilich jetzt zum großen Teile der ozeanischen — in der Gegenwart verfolgt: hier wie in so unendlich vielen anderen und innerlicheren Punkten scheint es, als träfe primitive und höchste Entwicklung in den Formen, wenn auch nicht in dem inneren Gehalte der Kulturerscheinungen zusammen. Da waren es denn in Deutschland die Flüsse, und zwar kleine wie größere, die zuerst befahren wurden; unter den größeren Donau, Elbe, Main und vor allem Rhein: mühsam genug, unter dem Gebrauche von Leinpfaden, die willkürlich zwischen linkem und rechtem Ufer wechselten. Aber schon mit dem 12. und 13. Jahrhundert, mit dem Beginn des Zeitalters eines gewissen Aktivhandels, ging man über die natürlichen Handelsstraßen hinaus; Brügge baute seinen Seekanal nach Damme und Kadzand, den Dante fast wie ein Weltwunder besingt, eine bescheidene, heute da und dort mit friedlichem Entengries bedeckte, von uralten Deichbäumen begleitete Fahrrinne; Lübeck wußte eine erste Kanalverbindung mit der Elbe zu gewinnen. Weiter kam man freilich erst, als die alte Stauschleuse, die nur kleine Unebenheiten des Geländes überwand, der brauchbareren Kammerschleuse zu weichen anfing: Mitte des 15. Jahrhunderts. Nun begannen die Kanäle allmählich zu Kanalnetzen zusammenzuschießen: so in klassischer Form in Holland seit dem 16. Jahrhundert, dann, im 17. Jahrhundert, in Frankreich, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in England. Auch Deutschland nahm, bei seiner politischen Zersplitterung in sehr bescheidener Weise, an dieser Entwicklung teil; am meisten noch im Nordosten, da, wo sich das größere Brandenburg entwickelte; doch

hat Altpreußen im Jahre 1861 immer erst 94,8 Meilen Kanäle gehabt, während sich England schon im Jahre 1824 mehr als eines halben Tausends rühmen konnte. Diese Kanäle nun, nicht allzu tief, nicht allzu breit, mit Schleusen bei jedem kleinen Höhenunterschied des Bodens, haben noch dem Verkehre der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts genügt.

Einen ebenbürtigen Konkurrenten für die Güterbeförderung und teilweise sogar für den Personenverkehr erhielten die Wasserwege erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den Kunststraßen und deren verbesserten Verkehrsmitteln. Lange Zeit hatte sich Europa im Straßenwesen mit der Hinterlassenschaft der Römer begnügt; das Imperium hatte in den langen Zeiten seines säkularen Friedens rund 150 000 Kilometer Chausseen geschaffen, soviel etwa wie das Deutsche Reich heute besitzen mag. Und sie erwiesen sich als fast unzerstörbar; wohl ein Jahrtausend haben sie vorgehalten. Dann aber, als sie, noch im Mittelalter, verfielen, kam nicht etwa irgend ein Ersatz für sie auf, sondern es folgte eine lange Zeit gründlichen Wirrwarrs: bis erst mit dem Bedürfnis der absoluten Monarchie, geschwinde Nachrichtenverbindungen zu haben und größere Massen der neugebildeten Söldnerinfanterie rasch überallhin zu werfen, ein neuer Kunststraßenbau einzog. So namentlich in Frankreich. In Deutschland, wo auch die Römerstraßen wenig bedeutet hatten, blieb es dagegen noch lange bei dem Chaos der Landwege, zumal im ganzen Norden, da hier, jenseits der Mittelgebirge, Beschotterungsmaterial schwer zu beschaffen war. Dazu war ganz allgemein die europäische Technik des neuen Straßenbaues ungenügend und keineswegs mit der römischen vergleichbar.

Aus dieser Lage wurde die westliche Kultur erst durch — China befreit. Im Jahre 1812 lernte Mac Adam dort die heute übliche Art des Chausseebaues kennen und ahmte sie in Europa nach, und seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die neue Kunst, begleitet von wesentlichen, jetzt erst möglichen Verbesserungen der Transportmittel, durch fast ganz Europa. In Deutschland im besonderen hatten schon im 18. Jahrhundert die Habsburger und nach ihnen

auch Friedrich der Große (dieser seit Ende der fünfziger Jahre) der allgemeinen Wegmisere etwas abzuhelfen begonnen; dann hatte Napoleon I. namentlich im Westen damals berühmte Straßen gebaut. Ein wirklicher Aufschwung modernen Chausseebaues aber trat erst im Verlaufe der vierziger Jahre ein. Das Straßennetz hatte dann 1857: 30000, 1886: 50000 und um 1900 etwa 150000 Kilometer. Dabei war der Verkehr auf ihm schon seit den dreißiger und vierziger Jahren recht bedeutend; lange hat man geglaubt, daß die Eisenbahnen für den Güterverkehr neben den Chausseen niemals Bedeutung erlangen würden; und der Aufschwung der Landwirtschaft bis hinein in die sechziger und siebziger Jahre ist zum guten Teile der den Chausseen verdankten Erweiterung des Verkehrsradius der großen Städte und der damit vermehrten und erleichterten Absatzfähigkeit der ländlichen Erzeugnisse verdankt worden. Selbst in der Gegenwart noch bewegt sich auf den deutschen Kunststraßen ein Jahresverkehr von etwa 5 Milliarden Tonnenkilometern: etwa ein Viertel bis Fünftel des Frachtverkehrs der Bahnen, unter Kosten, die größer sind als die des Eisenbahngüterverkehrs. Natürlich wuchs aber mit besseren Wegen und Wagen nicht bloß die Masse, sondern auch die Schnelligkeit des Verkehrs. Zwar rechnete man in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer noch auf die Tagreise nicht mehr als etwa 40 Kilometer, also eine mäßige Stundenleistung eines heutigen Automobils; und als der preußische Generalpostmeister von Nagler im Jahre 1824 die englischen Schnellposten mit einer Leistung von etwa 75 Kilometer auf den Tag einführte und der Eilwagen von Berlin nach Magdeburg nun nur noch 15 Stunden brauchte, statt wie bisher zwei Tage und eine Nacht — der Schnellzug braucht jetzt zwei Stunden —: da [illegible] unter allgemeinem Schütteln des Kopfes.

In der Tat [illegible] die neuen Errungenschaften lange [illegible] und wenn sie bald durch die Leistungen [illegible] der Dampfmaschine, [illegible] deren Einführung doch [illegible] wie wir nach unseren

Erfahrungen erwarten würden. Und setzen wir hinzu: nach unsern Mitteln. Denn gewiß wäre man auch schon um 1820 oder 1830 recht gern schnell und bequem zugleich gefahren, aber nicht für die Kosten, welche neue Arten von Verkehrswegen erforderten: diese Arten waren eben noch nicht „rentabel“.

Diese und verwandte Betrachtungen, wie wir sie früher über den Zusammenhang von Wirtschaft und Technik gemacht haben[1], drängen sich im Verfolg der Entstehungsgeschichte der Eisenbahn unabweislich auf. Hier gab es bekanntlich zweierlei zu erfinden und zu verbinden: die eiserne Fahrbahn (Spurbahn, niederländisch sehr richtig Spoorweg) und die Lokomotive. Die Spurbahn zunächst ist nun eine uralte, anscheinend deutsche, und zwar bergmännische Erfindung — die deutschen Bergleute des Mittelalters waren die ersten Bergleute der Welt —: sie findet sich als sogenannter Hundslauf unter Tag schon ums Jahr 1500 in den Bergwerken am Harz, im Erzgebirge und in Tirol zugleich. Dann ist der Hundslauf durch Bergleute, die die Königin Elisabeth berief, in England eingebürgert worden. Aber „rentierte“ er schon über der Erde? Erst im 17. Jahrhundert trat das ein, als es sich darum handelte, von gewissen Bergwerken, z. B. bei Newcastle on Tyne, zahlreiche Transporte von Steinkohlen bis zu den nicht allzu weit entfernten Schiffsladeplätzen zu leiten: Transporte, deren Schwere einfache Straßen bald grundlos gemacht hätte. Und so versah man die Straßen zunächst mit Holzbohlen, entsprechend dem gewiß auch uralten italienischen Brauche der steinernen Radspurwege, und ersetzte dann, erst um 1767, diese Bohlen durch Schienen, die in der Art unserer Straßenbahnschienen, mit flacher Höhlung der Oberfläche, gebaut waren. Aber bald erwies sich diese Form nicht als praktisch, und so wurde sie 1789 durch den pilzförmigen Querschnitt der heutigen Eisenbahnschienen ersetzt, eine Erfindung Jessops. Freilich war damit die moderne Schiene noch immer nicht erreicht; die Schienen waren noch, sehr unvorteilhafterweise, gußeisern; gewalzte

[1] S. oben S. 109 ff.

Schienen, von Stahl statt Eisen nicht zu reden, kamen erst um 1830 auf.

Inzwischen aber hatten sich die neuen Spurwege schon tapfer zu verbreiten begonnen; man bewegte auf ihnen die Fahrzeuge mit Pferden und fand, daß dabei ein Pferd etwa das Zehn- bis Siebzehnfache der Last bewältigen könne, die es auf einer Chaussee ziehe. Auch in Deutschland fand die Erfindung Anklang. Im Jahre 1807 machte von Gerstner den Vorschlag, für den böhmischen Verkehr Moldau und Donau mit einer Pferdeeisenbahn zu verbinden, und erhielt dafür — schon im Jahre 1824! — von der österreichischen Hof-Kommerz-Stelle ein Privilegium; 1828 bis 1832 wurde die Bahn gebaut. Und innerhalb des heutigen Reiches wurden um 1830 durch Harkorts Bemühungen einige kleine Eisenbahnen mit Pferdebetrieb im Wupper- und Ruhrtale hergestellt.

Mit alledem war nun der Spurweg reif für einen neuen Motor. Und schon war dieser gefunden. Allerdings der Gedanke, die schon im 17. und 18. Jahrhundert gewonnene Dampfkraft für die Fortbewegung von Gütern zu benutzen, war viel älter als der verbesserte Spurweg. Aber alle Versuche, die auf bloßen Landstraßen gemacht worden waren, hatten mit Mißerfolgen geendet. Da kam, erst 1804, Trevithik auf den Gedanken, den mechanischen Motor, den Dampfwagen, auf einen Spurweg zu setzen: und siehe da, die Sache ging. Freilich praktisch verwendbar war darum die Erfindung noch nicht; die Lokomotive vermochte noch nicht die Kraft zu entwickeln, sich und weitere Lasten mit genügender Schnelligkeit zu ziehen. Aber weitere Versuche, an denen namentlich Stephenson be- [illegible] und seine Lokomotive [illegible] das Dreifache [illegible] von 40 Kilometer die Stunde [illegible] aller modernen Loko- [illegible] mit einem hölzernen Trieb- [illegible] von Handwerkern [illegible] als Denkmal vergangener [illegible] macht sie auf

uns Spätgeborene in erster Linie den Eindruck des Grotesken. Aber haben wir so viel Grund, uns zu verwundern? Noch immer fahren wir mit unseren Zügen auf der Spurweite der alten englischen Lastwagen, statt auf einer, die dem neuen Motor und unserer Bequemlichkeit angemessener wäre; und noch immer ist unsere Lokomotive die verbesserte Pumpdampfmaschine der englischen Bergwerke, statt ein der Fortbewegung speziell angemessenes Prinzip der Dampfverwendung aufzuweisen. Spätere Zeiten werden urteilen, daß wir die Eierschalen der Eisenbahnentstehung allzu lange an uns getragen haben, trotz aller Zugeständnisse an ein etwa anzunehmendes Gesetz historischer Trägheit.

Im übrigen fand die neue Beförderungsart keineswegs alsbald begeisterte Aufnahme. Europa wie Amerika zeigten tausend Vorurteile, von den übrigen Weltteilen zu schweigen; in ihnen sind überhaupt erst nach 1860 Eisenbahnen entstanden. Im kontinentalen Europa dagegen begann der Bau wenigstens schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; die älteste volle Lokomotivbahn war hier die Strecke Brüssel-Mecheln (1835). In Deutschland wurde die erste Lokalbahn (Nürnberg-Fürth) 1835, die zweite (Berlin-Potsdam) 1838 eröffnet. Aber inzwischen hatte Friedrich List bereits für den großen Plan zu werben begonnen, Deutschland „durch den Ausbau eines großen Eisenbahnnetzes auf die Stufe der gewerbfleißigen Länder zu heben und durch die Eisenbahnen die getrennten Glieder des deutschen Volkes zu einem streitbaren und kraftvollen Körper zu verbinden“. Und schon vor Vollendung der Strecke Nürnberg-Fürth waren durch Zeichnungen namentlich von Leipziger Kaufleuten die Anlagekosten der ersten großen deutschen Fernbahn Leipzig-Dresden gedeckt worden; im April 1839 wurde sie eröffnet. Doch ging der deutsche Eisenbahnbau bis gegen Ende der fünfziger Jahre, vorwiegend nur aus Privatmitteln gespeist, noch recht langsam von statten. Im Beginn der fünfziger Jahre mußte man sich zum Teil noch der Extrapost bedienen, wollte man von Frankfurt nach Köln oder Stuttgart gelangen. Und direkte Eisenbahnverbindungen bestanden wohl

mit den Hauptstädten Frankreichs und der Niederlande, doch fehlten sie nach Italien und Rußland, von der Türkei und dem Orient nicht weiter zu reden. Auch der Weg von Berlin nach Petersburg beanspruchte noch einen Zeitaufwand von 137 bis 166 Stunden. Einen stärkeren Aufschwung des Eisenbahnbaues brachten erst die sechziger und siebziger Jahre; die Kilometerzahl stieg von 1855: 8352 auf 1875: 28078, und das Gesamtanlagekapital, das im Jahre 1870 erst etwas über 4 Milliarden Mark betrug, war um 1880 auf mehr als das Doppelte angewachsen. Die späteren Jahrzehnte haben dann, unter Anschwellen des Netzes, das nun immer einheitlicher und systematischer bis auf über 50000 Kilometer ausgebaut ward, dreierlei gebracht: eine bessere Ausstattung des Transportweges und des Transportmaterials, den doppelgleisigen Bau wichtigerer Linien und die Ausdehnung des Netzes auf die abgelegeneren Gebiete des platten Landes durch Begründung von Kleinbahnen. Was den ersten und auch zweiten Punkt betrifft, so hatte allein die Verwaltung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft gegen Ende des Jahrhunderts etwa 30000 Kilometer in Betrieb und hierfür als Betriebsmittel zur Verfügung etwa 12000 Lokomotiven im Werte von einer halben Milliarde, 22000 Personenwagen im Werte von über 300 Millionen, sowie etwa 275000 Gepäck- und Güterwagen im Werte von 800 Millionen Mark.

Hinsichtlich des dritten Punktes aber war es von Bedeutung, daß inzwischen neben der Dampfkraft in der Elektrizität eine neue [illegible] bewegende Kraft gefunden worden war, die in den Städten zunächst zur Verdrängung der [illegible] bald auch auf das [illegible] das großstädtische Kleinbahnwesen [illegible] eingeführt wurden, sei [illegible] entstanden. Es ist eine [illegible] der Erfindung der dynamoelektrischen [illegible] im Jahre 1867 und der [illegible] begann, und als deren [illegible] elektrische Bahn der Welt [illegible] eröffnet wurde. Seit-

dem haben sich die elektrischen Bahnen sehr vermehrt; schon Ende 1898 wurden innerhalb des Reiches über 1500 Kilometer gezählt. Doch ist die Anwendung des elektrischen Prinzipes auf Großbahnen noch immer ein Problem der Zukunft.

Im ganzen kann heute das Verhältnis der Eisenbahnlänge eines Landes zu seiner Fläche als ein ziemlich sicherer Maßstab der wirtschaftlichen Entwicklung überhaupt betrachtet werden. Wendet man diesen Maßstab an, so würde in Europa Belgien an erster Stelle stehen, nach ihm Großbritannien und das Deutsche Reich folgen, Frankreich endlich hinter diesen beiden zurückbleiben. Innerhalb des Reiches würde Sachsen führen; dann würden folgen Baden, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Baiern, Preußen. Und nicht minder ist die absolute Eisenbahnlänge an sich geeignet, einen gewissen, freilich nur rohen Eindruck von dem Verhältnis der Wirtschaftsmacht der einzelnen Staaten zueinander zu geben. Gleichwohl mag dieser Eindruck hier vermittelt werden: denn schon er allein ist geeignet, gewisse Seiten eines auf deutschem Boden heute nicht seltenen wirtschaftlichen Chauvinismus zu beleuchten. Das Eisenbahnnetz der Erde hatte im Jahre 1900 eine Länge von 783610 Kilometern. Dabei standen die Vereinigten Staaten mit mehr als der Hälfte der Gesamtlänge obenan: 307112 Kilometer. Es folgten Europa mit ca. 280000 Kilometern, mit weit geringeren Zahlen Asien, Australien, Afrika. Nach Staaten gerechnet blieb, wie schon gesagt, die Union mit 307 Tausend Kilometern weit im Vordergrund; es folgten das Deutsche Reich mit 52, Rußland mit 45, Frankreich mit 43, Österreich mit 36, England mit 35, Italien mit 16 Tausend Kilometern.

Ehe indes die Eisenbahnen sich zum ersten Transportwege des festen Landes aufgeschwungen hatten, hatten sie längst einen modernen Konkurrenten zur See erhalten im Dampfschiff.

Die Dampfschiffahrt hat sich sogar im Grunde früher entwickelt als die Bahnfahrt; sie konnte im Jahre 1902 auf einen hundertjährigen Bestand zurückblicken. Es ist wie eine Wiederholung der Entwicklungsformen der älteren Verkehrswege und Verkehrsmittel; auch im Mittelalter waren, namentlich wenn

man von den Römerstraßen absieht, die der eigenständigen Entwicklung dieser Zeiten fremd sind, die Wasserwege früher brauchbar gewesen wie die Landwege. Und drängen nicht auch heute wiederum gewisse Tendenzen der Entwicklung dahin, die Wasserstraßen zu wichtigeren Verkehrswegen zu machen als die Landwege selbst in der Form der Eisenbahn? Man bedenke in diesem Zusammenhang, daß die Wasserfläche auf unserem Planeten die Landfläche bei weitem überwiegt; die Kontinente sind ja eigentlich nur Inseln im Meere, und jeder weltwirtschaftliche Horizont ist ein Horizont des Wassers. Zudem: wie außerordentlich ist die Tragfähigkeit der freien Straße des Wassers! Ein Eisenbahnwagen führt auf den deutschen Bahnen im allgemeinen 10 bis 12½, höchstens 15 Tonnen — in der Union baut man jetzt Doppelwagen bis zu 40 Tonnen —: was ist das aber gegenüber den Leistungen auch nur kleinerer Schiffe! Die Dampfer der Erde haben jetzt weit über 20 Millionen Tonnen Bruttogehalt: das entspricht der Tragfähigkeit von 1 bis 2 Millionen Eisenbahnwagen! Und selbst in der Geschwindigkeit ist der Landgütertransport dem zu Wasser nicht so durchaus voraus, als man von vornherein annehmen möchte. Schon auf dem Rhein gehen Güter auf längere Strecken, z. B. zwischen Mannheim und Holland, oft schneller als auf den Eisenbahnen, die den Strom begleiten. Und noch mehr schwindet der Unterschied auf dem Meere, wenn man alle Momente, z. B. auch den Zeitverlust des Wechsels zwischen Land- und Seefahrt bei großen Reisen, mit in Rechnung stellt. Es kann z. B. noch zweifelhaft sein, ob die Bahn Wien-Konstantinopel-Mesopotamien den Passagierdienst nach Indien und dem äußersten Osten zu Ungunsten des Suezkanals an sich reißen wird, wenn sie auch im Kurierdienst selbstverständlich einen Vorsprung erreichen wird.

Voraussetzung aber für diesen neuen Wettbewerb des Wassertransportes war der Übergang zur Dampfschiffahrt. Nun hat man in der Richtung auf das Dampfschiff schon seit dem 17. Jahrhundert experimentiert, von dem Augenblick an, da man der Kraft des Dampfes technisch ernstlicher nachging. Aber erst im Jahre 1802 stattete der Uhrmacher Fulton ein Schiff

mit Wattschen Maschinen aus. Und erst im Jahre 1807 richtete er die früheste, ziemlich regelmäßige Schiffahrt mit Raddampfern auf dem Hudson, zwischen New York und Albany, ein. Es war wohl zum ersten Male, daß die Neue Welt der Alten in der Entwicklung großer Erfindungen zuvorkam. Und auch die früheste Dampferfahrt über den Atlantischen Ozean wurde wiederum von den Vereinigten Staaten aus unternommen; im Jahre 1819 kreuzte die „Savannah" zum ersten Male das Meer. Ehe aber diese Fahrten noch häufiger wurden, erfand, in den zwanziger Jahren, der österreichische Forstbeamte Joseph Ressel die Schiffsschraube. Auch sie fand praktische Verwertung zuerst in den Vereinigten Staaten, während der dreißiger Jahre; aber nicht vor dem Jahre 1845 dampfte das erste Schraubenschiff, die „Great Britain", über den Ozean. Die erste regelmäßige Postdampferlinie zwischen England und Amerika hat dann, nach Übereinkunft mit der englischen Regierung, der Reeder Samuel Cunard im Jahre 1840 eröffnet. Im selben Jahre ging aber auch schon eine Segelschiffgesellschaft dazu über, die ostindische Post von Southampton nach Alexandrien mit Dampfern zu befördern; es sind die Anfänge der großen Peninsular and Oriental Steam Navigation Company.

In Deutschland sind die frühesten Versuche, eine Bodensee-Dampfschiffahrt einzurichten, im Jahre 1817 kläglich gescheitert; das einzige Schiff, das zunächst bereitgestellt werden sollte, und dessen Dampfmaschine aus England vergeblich erwartet wurde, mußte im Jahre 1821 auf Abbruch verkauft werden. Inzwischen begann, in den Jahren 1823—25, ein Konsul der Vereinigten Staaten in Bordeaux, Church, die großen Schweizer Seen, den Genfer, Neuenburger, Zürcher, mit Dampfbooten zu versehen. Unter dessen technischer Hilfe gelang es dann einer württembergischen Gesellschaft, seit dem Jahre 1824 auch auf dem Bodensee eine Dampfschiffahrt einzurichten: mit vielen Opfern, denn die Anfangsergebnisse waren in jeder Hinsicht gering. Und mit ähnlichen Schwierigkeiten hatte auch die Entwicklung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein zu kämpfen.

Die älteste Seedampfergesellschaft nicht bloß auf deutschem

Gebiete, sondern auf dem ganzen Kontinent ist der Österreichische Lloyd gewesen (seit 1836); der Lloyd betrieb von Anbeginn regelmäßige Fahrten zwischen Triest und dem Orient. Ihm folgten in der Nordsee die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft (1847) und der Norddeutsche Lloyd, im Jahre 1857 von H. H. Meier in Bremen begründet. Doch wurde die Hamburg-Amerika-Linie anfangs noch mit Segelschiffen betrieben; erst 1856 wurden zwei Dampfschiffe eingestellt; dem folgte dann im Jahre 1858 der Norddeutsche Lloyd mit vier Dampfern. Und erst zu Anfang der siebziger Jahre kam zu den beiden großen deutschen Linien eine dritte, die Hamburg-Südamerikanische, hinzu. Heutzutage ist die Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt die größte Reederei der Welt (1901: 668 000 Dampfertonnen); und ihr nahezu gleich steht der Norddeutsche Lloyd.

Inzwischen aber ist die Dampfschiffahrt technisch weit über die Anfänge, die Jünglingszeit, die man bis etwa 1860 oder 1870 rechnen kann, hinausgewachsen. Vor allem die Schnelligkeit und die Tragfähigkeit der Schiffe hat außerordentlich gewonnen. Die Reise der „Savannah" zwischen Savannah und Liverpool im Jahre 1819 dauerte 840 Stunden: was als wunderbar rasch galt. Um 1830 kam man für die europäisch-amerikanische Überfahrt schon mit 730 Stunden aus; 1840 wurden es etwa 600 Stunden. 1858 war es ein großer Triumph der Hamburg-Amerika-Linie, als ihr Dampfer „Hammonia" nur etwa 300 Stunden brauchte. Heute, nach Einstellung der deutschen Schnelldampfer, mit denen zuerst der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1895 vorgegangen ist, ist man bei 130 Stunden angelangt — weniger als ein Sechstel der Zeit vor 80 Jahren. Und wo sind gar Bestimmungen der Überfahrtsverträge geblieben, wie die, daß für den Fall des Todes des Fahrgastes in der ersten Hälfte der Fahrt der Fahrpreis zurückvergütet werden würde, während, wenn er in der zweiten Hälfte stürbe, dieser Preis verfallen sei? Was aber die Entwicklung der Tragfähigkeit angeht, die auch bei den Segelschiffen sehr zugenommen hat, so bieten vielleicht die folgenden Angaben einen richtigen

Eindruck oder wenigstens Anlaß zu lehrreichen Vergleichen. Im Jahre 1798 wurden 38000 Mann französischer Landungstruppen nach Ägypten auf 330 Fahrzeugen übergeführt. Zum Transport von 30000 Franzosen nach der Krim im Jahre 1855 waren 172 Schiffe erforderlich. Die deutschen Truppen, die im Jahre 1900 in der Stärke von etwa 22000 Mann nach China gingen, wurden auf 20 Schiffen befördert.

Im übrigen ist klar, daß eine so bedeutende Entwicklung der Dampfschiffahrt nur mit Hilfe des technischen Ausbaues der Dampfschiffe und zahlreicher Verbesserungen namentlich der Schiffsdampfmaschine ermöglicht werden konnte. Gleichzeitig hiermit aber gingen die schiffahrttreibenden Völker naturgemäß auch immer entschiedener zur Dampfschiffahrt über. Doch ist deshalb die Segelschiffahrt keineswegs auf dem alten Standpunkte stehen geblieben; vielmehr hat auch sie sich, und gerade besonders im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, technisch so stark weitergebildet, daß sie für gewisse Frachten den Dampfern erfolgreich Stand hält. Zunächst wurde das Holz im Bau vielfach durch Eisen ersetzt, darauf wurde die Bauform unter genauer Berechnung ihrer mechanischen Bedingtheit wesentlich verbessert und die Segeltüchtigkeit erhöht. Dazu kamen dann noch bemerkenswerte Verbesserungen in den Kursen; sie wurden viel genauer als früher unter Berücksichtigung günstiger Meeresströmungen und herrschender Winde bestimmt. Unter dem Zusammenwirken aller dieser Maßregeln und gleichzeitiger starker Zunahme der Tragfähigkeit und Größe der Schiffe wurden schließlich Wirkungen erzielt, unter denen die Fahrtdauer auf etwa die Hälfte und die Seefracht auf etwa ein Drittel der früheren Sätze herabsanken.

Es sind Errungenschaften, die natürlich, ähnlich wie die Fortschritte im Baue der Dampfer, ebensosehr auch der Binnenschiffahrt zu gute kamen. Und auf diesem Gebiete trafen sie, seit Ausgang der siebziger Jahre etwa, mit einer Bewegung zusammen, die gegenüber den Eisenbahnen von neuem die Bedeutung der Wasserstraßen, vor allem auch der künstlichen, für den Transport besonders wichtiger, schwerer und voluminöser

Erzeugnisse, wie für Getreide, Eisen oder Kohle, zu betonen begann und ein neues Zeitalter des Kanalbaues einleitete.

Diese Bewegung ging, seit etwa Mitte der siebziger Jahre, zunächst von den Vereinigten Staaten aus. Hier fand man, daß das Monopol der großen Eisenbahngesellschaften wirksam nur durch große Wasserwege zu bekämpfen sei, auf denen freierer Wettbewerb der Schiffer herrschen könne. Zudem ergab sich in den Vereinigten Staaten schon zu dieser verhältnismäßig frühen Zeit, daß einzelne Eisenbahnen tatsächlich der Entlastung durch neue Wasserwege bedurften. Begünstigt wurden die Absichten des Kanalbaues auch durch die Möglichkeit der Verbindung der Kanäle mit den außerordentlich vorteilhaften natürlichen Wasserwegen des Landes (Seengebiet und Mississippi). Bald darauf, im Jahre 1878, hat dann in Frankreich Freycinet als Arbeitsminister ein großes Kanalprogramm entwickelt. In Deutschland begannen zuerst diejenigen Kreise auf Kanäle hinzuweisen, die von den Ergebnissen der Eisenbahnverstaatlichung der siebziger und achtziger Jahre weniger befriedigt waren; bald darauf alle, die an billigem Massenverkehr wie an den industriellen Aufgaben des Kanalbaues interessiert schienen; schließlich, zur Entlastung ihres Dienstes, auch die Eisenbahnverwaltungen selbst.

In der Tat haben die Kanäle und die natürlichen Wasserwege, die man durch Regulierungen, Baggerungen, Schleusen- und Hafenanlagen künstlichen immer ähnlicher gemacht hat, im Verlaufe der Entwicklung des letzten Menschenalters und schon zuvor durch die Eisenbahn nicht verloren, sondern, auch auf deutschem Boden, gewonnen, und zwar im Sinne einer gegenüber früher veränderten Bedeutung. Der Bahntransport hat in dem Verkehr mit den Erzeugnissen des Bergbaues, mit Baustoffen, mit Urprodukten und anderen Massengütern solche Ausdehnung gewonnen, daß er in einigen Gegenden durch die Eisenbahnen allein kaum noch bewältigt werden kann. Er fordert also einen Ergänzungsverkehr: und dieser kann, nach Lage der Dinge, kein anderer sein als ein Wasserverkehr auf neuen, zum rascheren Transport schwerer und umfangreicher Güter wohl

geeigneten Kanälen. So ist z. B. das rheinisch-westfälische Industriegebiet, obwohl es nur 0,7 vom Hundert der Fläche des Deutschen Reiches ausmacht, doch um die Wende des 19. Jahrhunderts mit etwa 40 % am gesamten deutschen Eisenbahnverkehr beteiligt gewesen: so daß sein Güterverkehr, auf den Flächeninhalt berechnet, den deutschen Durchschnittsverkehr ungefähr gerade um das Hundertfache übertraf. Mußten da nicht die Wasserwege zur Entlastung herangezogen werden?

In der Tat hat sich unter dem Drang dieser und verwandter Verhältnisse allenthalben im Reiche, wo er in modernen Dimensionen möglich war, der Wasserverkehr unverkennbar gehoben. So allein in den sieben Jahren von 1880 bis 1887 auf der Spree um 43½ %, auf der Elbe bei Schandau um 122 %, auf der Weser bei Bremen um 100 %, auf dem Rheine bei Emmerich um 58½ %, bei Mannheim in Ankunft von Gütern um 132, in Abgang um 289 %. Im ganzen ist der Verkehr auf den etwa 10000 Kilometer langen Wasserstraßen des Reiches in den letzten 25 Jahren des 19. Jahrhunderts von 2⁹⁄₁₀ Milliarden Tonnenkilometern auf etwa 11½ Milliarden gestiegen: hat sich also fast vervierfacht. Damit hat sich selbstverständlich auch die Schiffahrt als solche geändert: die Fahrrinnen wurden vertieft, neue Schleusen und Häfen angelegt, neue Bewegungskräfte, vor allem Dampf und Elektrizität, eingestellt und namentlich auch die Schiffsgefäße selbst ganz anders gestaltet. So betrug z. B. die normale Tragfähigkeit eines jeweils modernen Rheinkahns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa 100 Tonnen, später 200 bis 400 Tonnen, jetzt etwa 1500 Tonnen. Ein Schiff mit 1500 Tonnen aber ersetzt schon mehrere Güterzüge. Und es gibt jetzt Kähne sogar zu mehr als 2000 Tonnen. Es sind Ausmessungen, die heute schon wieder einen Rhein-Seeverkehr erlauben. So fährt z. B. seit Beginn etwa unseres Jahrhunderts schon eine beträchtliche Anzahl kleiner Dampfer, die verschiedenen Gesellschaften gehören, zwischen Köln, Bremen, Hamburg und den Ostseehäfen, und andere Dampfer gingen schon früher von Köln nach London. Segelschiffe aber sind gelegentlich von London gar bis Ehrenbreitstein-Oberlahnstein gekommen.

Alle diese Erfahrungen, Anfänge erst eines modernen Binnenverkehrs zu Wasser, forderten nun zu erneutem systematischen Kanalbau auf: als nötig erschienen seit mindestens den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts Kanäle, die weite Strecken verbinden, und die es Schiffen bis mindestens zu 600 Tonnen Tragfähigkeit gestatten, mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 5 Kilometer auf die Stunde zu verkehren. Und man weiß, wie die neuere Kanalpolitik Preußens und auch Baierns auf den Bau solcher Wasserstraßen hingedrängt hat und noch hindrängt[1].

Soll nun aber die Darstellung, nachdem sie die Entwicklung der modernen Verkehrswege und Verkehrsmittel bis zur Gegenwart geführt hat, auch noch einen Blick werfen auf modernste so verschiedenartige Verkehrsmittel wie Rolltreppe und Rollweg, Fahrrad und Automobil, Luftballon und Drachen — Verkehrsmittel teilweis erst und teilweis vielleicht niemals der Zukunft? Und soll sie versuchen, auf so heterogene Folgen einer immer weitergreifenden Entwicklung hinzuweisen, wie etwa auf die steigende Pietät gegen die Tiere, die einmal das Ergebnis des „Automobilismus" sein könnte, oder auf die „mehr-etagige" Anordnung der Verkehrswege und Verkehrszentren (Bahnhöfe u. s. w.), die man von der Zähmung des Luftballons erwartet? Lassen wir uns daran genügen, in der Muse der Geschichte eine rückwärts gewandte Prophetin zu sehen, so sehr ihre Jünger gelegentlich wohl die Worte Goethes, des Kanalschwärmers von ehedem, nachempfinden mögen:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Denn was nützt dem Historiker für ein volles Verständnis des Vergangenen seine angebliche Beherrschung der Zeit, gebietet er nicht zugleich über die Herrschaft des Raumes?

---

[1] Genaueres s. Ergänzungsbd. II, 2. Wenn jüngere Erfahrungen in Frankreich dem modernen Kanalverkehr abgünstiger zu sein scheinen, so hängt das damit zusammen, daß dieser sich in Frankreich zum großen Teile auf unmodernen oder nicht genügend modernisierten Kanälen vollzieht.

Dem Praktiker freilich, dem Diplomaten, dem Unternehmer, dem es sich an erster Stelle nicht um Anschauung fremder Räume, sondern um Willensäußerungen in die Ferne handelt, steht wohl ein Zaubermittel schon bereit: im Telephon und im Telegraphen. Denn erscheint hier nicht, unter terrestrischen Verhältnissen, die Trägheit der Materie aufgehoben, der Raum gleichsam verschluckt vom Augenblicke?

Dennoch hat es längere Zeit gedauert, ehe diese bisher kostbarsten aller elektrischen Erfindungen Gemeingut wurden. Erst 1839 wurde der Telegraph überhaupt praktisch eingeführt, auf einigen englischen Bahnen. Dann folgte in Deutschland zuerst die Rheinische Bahn, 1843. Und von nun an ging es, zunächst aber nur in Mitteleuropa, leiblich vorwärts. Im Jahre 1865 hatte der deutsch-österreichische Telegraphenverein etwa 5000 Meilen telegraphischer Leitungen in Betrieb; und die Zahl der Depeschen hatte sich in Preußen von 35000 im Jahre 1850 auf anderthalb Millionen im Jahre 1865 gesteigert. Im ganzen war damit der europäische Verkehr so stark geworden, daß zu seiner Regelung besondere internationale Vertragsabschlüsse, der erste zu Paris wiederum im Jahre 1865, notwendig wurden. Und inzwischen hatten Kabel auch die Kontinente und große wie kleine Inseln der Erde zu verbinden begonnen. Zwar ein erstes Kabel, zwischen Dover und Calais im Jahre 1850 gelegt, hatte versagt. Indes: quid volentibus arduum? Bald wurde eine zweite, brauchbare Verbindung hergestellt. Auch das erste transatlantische Kabel vom Jahre 1858 versagte. Aber das vom Jahre 1865 blieb im Dienste. Und nun kam eine Zeit reißenden Ausbaus der großen Kabel; 1866 und 1869 schon wurden weitere atlantische Kabel gelegt, und ihnen folgten seit 1871 Kabel durch den Indischen und Großen Ozean nach China und Australien. Zugleich trat bescheiden neben sie ein System der Landkabel, das zuerst im Deutschen Reiche, seit 1876, erprobt ward. Von Seekabeln ist seitdem eine erdrückende Fülle, zumeist mit englischem Kapital und unter englischem Einflusse, gelegt worden; weit über ein Tausend verbanden schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts das alternde Europa mit den anderen

Weltteilen, und die Länge aller wurde etwa auf 35000 Kilometer berechnet.

Inzwischen aber, während diese 35000 Kilometer Kabel und etwa anderthalb Millionen Kilometer Draht, alle Hindernisse der Tropen wie der arktischen Zonen, der Wüsten wie der Meere, der Gebirge wie der Ströme mißachtend, das gemeinte Wort mit der Schnelligkeit fast des Meinens selbst durch die Welt trugen, trat neben den Telegraphen ein in der Praxis noch weit rapideres Verkehrsmittel, das Telephon. Das Telephon, im Jahre 1860 von Philipp Reis in Frankfurt am Main erfunden, hat die überraschend einfache Einrichtung von heute erst 1876 durch Graham Bell in Boston erhalten. Alsbald nach dieser Verbesserung begann es seinen Triumphzug durch die Welt: zuerst für den Gebrauch auf kleine Entfernungen, so etwa wie die elektrischen Kabelbahnen neben die Dampffernbahnen traten, dann auf immer weitere Distanzen, bis zum fast völligen Wettbewerb mit dem älteren Bruder, dem Telegraphen. Und seine Wirkung war außerordentlich. Was bedeutet nicht im Börsenverkehr die Differenz einiger Stunden? Sie aber wurde im Fernsprechverkehr gegenüber dem Telegraphenverkehr gewonnen, und diese Veränderung hat eine jüngste Revolution, namentlich im Sinne einer Vergrößerung der Solidität der Börsengeschäfte, herbeigeführt. Wird so neben der Eisenbahn auch einmal die elektrische Fernbahn besondere und neue Wirkungen entfalten? Und wird wie neuerdings Marconis Erfindung der drahtlosen Telegraphie (1897) die an den Draht gebundene Daseinsmöglichkeit des elektrisch vermittelten Gedankens und [illegible] [illegible] so auch einmal das freie Automobil auf freier Straße die Daseinsmöglichkeit der Straßenbahn beseitigen zu Gunsten individueller Überwindung des Raumes?

Denn ein gewisser Kreislauf scheint [illegible] in der Entwicklung [illegible] der Entfernungen — und mit ihnen der [illegible] verkürzen, verzehren, „fressen": ein Kreislauf [illegible] durch eine innerste Triebfeder [illegible] der Macht und Herrschaft über den Raum [illegible]

2. Wenn wir aber bisher von tausend modernen Dingen gehört haben, von Kunststraßen und Eisenbahnen und Dampfschiffen und Kanälen der Neuzeit, von Telegraph und Telephon: haben wir dann schon das ganze Geheimnis der Entwicklung der modernen Verkehrsorganisation durchdrungen?

Es gibt noch andere Mittel und Teile dieser Organisation, die weit tiefer hineinführen in die moderne Seele und die moderne Wirtschaft. All die aufgezählten Verkehrswege und Transportvorrichtungen sind nur dazu da, abgesehen von den Personen materielle und immaterielle Waren, Güter und Nachrichten — dies Wort im weitesten Sinne genommen — zu vermitteln. Güter und Nachrichten selbst aber sind wiederum nur gleichsam Symbole von Werten und insofern Gefäße des Verkehrs: und in dieser Hinsicht sind auch sie anders geworden als zuvor.

Schon frühere Zeiten hatten zunächst für die Güter (und auch für die Nachrichten, insofern sie Ware waren) einen gemeinsamen Ausdruck, eine Tauschnorm, einen Nenner, auf den sie alle gebracht werden konnten, gefunden: das Geld. Ist nun das Geld in modernen Zeiten dasselbe geblieben wie ehedem? Und bereits manche Jahrhunderte vor uns hatten auch der Nachricht an sich, abgesehen davon, ob sie Ware ist oder nicht, besonders flüssige, weithin reichende Formen gegeben: die Schrift in grauer Vorzeit, den Druck seit dem 15. Jahrhundert. Sind diese Formen nicht weiter entwickelt worden?

Wenn aber die Tauschform und die Formen der Nachricht sich gewandelt haben, gewandelt in ungleich flüssigere Gestalten als je zuvor: muß dann nicht auch ihre Vermittlung durch Raum und Zeit eine andere geworden sein, auch noch ganz abgesehen davon, daß ihnen Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kanäle, Telegraph und Telephon Bahnen und Transportarten von einer Bequemlichkeit und Geschwindigkeit zur Verfügung stellten, die keine Vorzeit kannte? Es sind Fragen, bei deren vollem geschichtlichen Ausdenken Einem alsbald entgegentritt, was die letzten Menschenalter von allen früheren wenigstens auf einem wichtigen Punkte innerlich scheidet.

Beginnen wir mit der Nachricht, der Mitteilung. Hier hat man sich zunächst keineswegs mit der gegen Schluß des Mittelalters gefundenen Form des Druckes beruhigt, so wunderbar diese, entwicklungsgeschichtlich betrachtet eine überaus frühzeitige Errungenschaft, den Bedürfnissen auch noch der nächsten Jahrhunderte gerecht wurde. Vielmehr sind im 19. Jahrhundert Verbesserungen des Druckes erreicht worden, die eine nochmalige Verflüssigung der durch den Druck des 15. Jahrhunderts erzielten Nachrichtenform bedeuten: dem Schnellpressendruck, den König im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts erfand — noch jetzt blüht die Fabrik König und Bauer bei Würzburg —, folgte in den sechziger Jahren die Einführung der Rotationspresse namentlich für den Druck der Zeitungen.

Neben den Druck aber ist, vornehmlich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, noch eine weitere Grundform zur Verbreitung von Nachrichten in ganz anders eindringender Weise als je zuvor getreten: das Bild. Ist es ein Zufall, wenn jedesmal der Erfindung neuer Schriftverflüssigung im Druck auch Erfindungen neuer Bildverbreitung parallel gelaufen sind? Denn neben dem Drucke des 15. Jahrhunderts sind Holzschnitt und Kupferstich und Radierung, die ersten großen Formen der polygraphischen Gewerbe, entwickelt worden. Gewiß lag damals wie im Verlaufe der Bewegung des 19. Jahrhunderts das gemeinsame Bedürfnis erhöhter Verflüssigung von Mitteilungen zu Grunde. Und wie wird dies Bedürfnis gerade vom Bilde erfüllt! Während die Sprache, als vornehmlich in der Zeit befindlich, und ihr folgend alle Schrift und aller Druck nur successiv, sozusagen in nur einer Ausdehnung, gleichsam linear unterrichten, macht das Bild seine Mitteilungen in zwei Dimensionen, quadratisch, im Sinne eines gleichzeitigen Nebeneinanders der Dinge. Es erlaubt daher in vieler Hinsicht eine viel raschere und auch bequemere Kenntnisnahme, die zugleich auch eingehender sein kann, weil die Erscheinungen in einer viel größeren Anzahl gegenseitiger Beziehungen unmittelbar entgegentreten als in der Schrift. Darum wird heute das Bild überall angewandt, wo es sich um rasche und allseitige

Information handeln soll. Und wie angenehm ist diese Information zugleich gemacht worden! Die modernen polygraphischen Gewerbe haben es dahin gebracht, selbst für Mitteilungen rein wirtschaftlicher Natur — z. B. solche der Reklame — die Kunst heranzuziehen und dadurch die Benachrichtigung zugleich zur sinnlich wohlgefälligen zu gestalten.

Die moderne Entwicklung der polygraphischen Gewerbe geht auf die Erfindung der Lithographie durch Aloys Senefelder zurück: Senefelders Versuche und Erfolge (etwa 1785—1799) sind in vieler Hinsicht grundlegend und vorbildlich gewesen für zahlreiche moderne Verfahren. Ein weiteres entscheidendes Ereignis war dann die Entwicklung der Photographie: die Mechanisierung der Erzeugung von Bildern: im August 1839 teilte Arago die bis dahin geheim gehaltene Erfindung Daguerres mit. Dem folgte dann, nach einer Jugendzeit, seit etwa 1870 eine rapide Entwicklung zunächst der Photographie: jetzt kamen Mikrophotographie und Augenblicksaufnahme auf, und mit stets schnelleren Schritten nahte man sich dem Geheimnis der Photographie der Farben. Zugleich aber oder wenigstens bald darauf begannen auch die unzähligen neueren Reproduktionsarten auf photographischer Grundlage entwickelt zu werden: die Photolithographie, die Heliogravüre, der Lichtdruck, die Phototypie, der Dreifarbendruck u. s. w.

War es aber bei dieser Entwicklung der polygraphischen Gewerbe mit der Verflüssigung der bildlichen Mitteilung allein getan? Ein anderer Vorteil kam hinzu: gegenüber Sprache und Schrift und Druck ist das Bild international: so gut als allgemein verständlich. Welch ein Vorsprung selbst vor der verflüssigten Druckwiedergabe der Sprache in einer Entwicklungszeit der Weltwirtschaft! Nur die Begründung einer gemeinsamen Weltsprache könnte ihn ausgleichen. Nun weiß man, daß das Phantom der Weltsprache schon in früheren Jahrhunderten die erlauchtesten Geister gefesselt hat; es sei nur an Leibniz erinnert. Und es gibt auch jetzt schon gewisse gleichsam weltsprachliche Anfänge, sei es, daß sie sich ganz allgemein auf gewisse ausgewählte Begriffe der Sprache beziehen, sei es, daß

sie, an sich einen ganzen Begriffsschatz bergend, wenigstens gewisse große Völkerkreise umfassen. In erster Hinsicht wären die Ziffernsprache und der Flaggenkodex zu nennen, auch die Notenschrift gehört in gewissem Sinne in den gleichen Bereich. Nach der anderen Seite lassen sich die Schrift der Chinesen und Japaner wie einst die Hieroglyphen Ägyptens anführen: doch ist charakteristisch für sie, daß sie das eigentliche Problem einer Weltsprache nicht lösen, da sie ursprünglich nichts sind als ungeheuer ausgedehnte und komplizierte Sammlungen von Bildern. Soll aber eine wirkliche Weltsprache durchgeführt werden, so muß sie anknüpfen an Laut und Buchstabe als die arbeitsteilig entwickelten Verflüssigungselemente der Sprache, muß sein eine Sprache selbst. Und bekanntlich sind von dieser Grundlage aus schon zahlreiche Versuche zur Entwicklung einer Weltsprache gemacht worden; in Deutschland gehört das Volapük in diesen Zusammenhang, anderwärts das Esperanto. Der Beweis der Möglichkeit einer Weltsprache im Sinne eines allgemeinen Verständigungsmittels ist damit jedenfalls geliefert worden. Aber die Durchführung? Der Historiker vermag nur festzustellen, daß das Bedürfnis besteht und zunimmt. Als im Jahre 1900 gelegentlich der Weltausstellung Angehörige der verschiedensten Nationen zu Paris in den verschiedensten Kongressen zusammentraten und bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeit der Verständigung fühlten, gab das Anlaß zur Einsetzung einer Kommission, die der Frage nach Einführung einer dem internationalen Gedankenaustausch dienenden Sprache nahe treten sollte. Sie fand später in der jüngst begründeten Association internationale des Académies ihren Stützpunkt. Und sie hat seitdem rührig geworben und eine große Anzahl von bedeutenden Anhängern gewonnen.

Wenn aber so der Verlauf des 19. Jahrhunderts und nicht minder die Anfänge des 20. Jahrhunderts eine starke und unzweifelhaft fortschreitende Bewegung hin auf die Verflüssigung und Vereinheitlichung zugleich der Form immaterieller Werte gesehen haben, so ist die Entwicklung, die auf die Vereinheitlichung und Verflüssigung der materiellen Güter hinausläuft,

schon viel älter. Sie ist identisch mit der Geschichte des Geldes. Denn was ist Geld, in Zeiten seiner ausgeprägten Entwicklung, anderes, als ein gemeinsamer Maßstab für alle Güter, die überhaupt wirtschaftlich bewertet werden können, als eine Form gleichsam, in die man jedes Gut verwandeln kann, und zwar eine besonders handliche, leicht übertragbare Form?

Geld in diesem Sinne ist freilich in den zentraleuropäischen Kulturen noch keineswegs so alt, wie man wohl meinen möchte. Erst im 12. bis 14. Jahrhundert wird es aus jenem Gelde, das nur regelmäßigeres Tauschmittel eines geringen Handels und Material der Schatzaufhäufung war, entwickelt: mit steigendem wirklichen Handel; erst von da ab wird auch ein System von Münzen, nicht bloß mehr eine einzige Münze, ausgeprägt, der Goldgulden als Münzeinheit für den größeren Verkehr und darunter Groschen und Pfennig. Aber alsbald regt sich auch schon der Ersatz der Münze überhaupt durch Kreditpapiere verschiedener Form; der Kredit als noch flüssigere und bequemere Austauschform beginnt aufzutreten; wesentlich zunächst mit aus Gründen der Unsicherheit; große Münztransporte ließen sich auf weitere Entfernungen nicht ohne Gefahr durchführen.

Im höchsten Grade Tauschform, und nicht bloß als Ersatz für die Münze, sondern als Austauschform für Vermögensrechte und Forderungen jeder Art, ist der Kredit aber doch erst im Geldwesen des 19. Jahrhunderts geworden; und jetzt war es zunächst die Ungeheuerlichkeit der Umsätze, die seine ständige Anwendung veranlaßte. Man hat den Weltvorrat an Goldmünzen und münzbaren Goldbarren gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf annähernd 14 Milliarden geschätzt. Aber allein bei der Deutschen Reichsbank wies der Giroverkehr im Jahre 1900 rund 140 Milliarden auf, daneben im Clearing rund 29 Milliarden. Ähnlich, nur noch in weit gewaltigeren Äußerungen, vollzieht sich der Verkehr in den führenden Ländern englischer Zunge. Kann da noch gesagt werden, daß Münze als Geld die Welt regiert? Von den 14 Milliarden Vorrat zirkuliert vielleicht die Hälfte; die Hälfte mag in Bankgewölben ruhen. Und diese 7 Milliarden Gold erscheinen genügend als Unterlage für einen um das Hundert-

und Mehrfache größeren Verkehr. Die Münze ist im Großverkehr eigentlich nur noch Symbol des Geldes, nicht mehr Geld selber: der aktuellere, flüssigere, bequemere Kredit ist sozusagen an ihre Stelle getreten.

Und im Kleinverkehr ist es nicht anders gegangen. Unsere Silbermünze ist heute durch das Fallen des Silberpreises in einem Grade entwertet, daß die aus ihr geprägten Stücke etwas von dem Wesen einer bloßen Geldmarke, eines metallenen Papiergeldes gleichsam angenommen haben. Man kennt die volkswirtschaftlichen Folgen solcher Entwertungen in früheren Zeiten, der Münzverrufe des Mittelalters, der Münzverschlechterungen des Absolutismus: vollste Bestürzung, ein unsägliches Gewirr von Kleinkursen, langandauernde Krisen, chronische Erkältungszustände gleichsam der Volkswirtschaft. Die durch den Staatskredit geschützte Münze der neuesten Zeiten wird dagegen ohne Schwierigkeit genommen, ist Symbol geworden des Kredites als Geldes.

So kann man in Summa sagen: wie beim Schmelzen des Eisens im Thomas-Gilchrist-Verfahren die Erze in der Birne suspendiert gehalten werden durch die heiße Luft des vom Boden her in sie hineinwirkenden Gebläses, so wird unser Geldsystem suspendiert gehalten durch die ständig treibende und schmelzende Gewalt der Summe von Krediten, die hinter ihm stehen: des Staatskredites, des Nationalkredites, des Kredites, wie er aus der bestehenden Besitz- und Arbeitsteilung und ihrer Wirkung nach innen wie in die Welt hinein hervorgeht. Die Grundgewalt ist heutzutage diese Summe alles Kredites, ihr Ausdruck der jeweilige Stand des Geldes. Und hier sehen wir nun auch hinein in den innersten Komplex der Ursachen, denen die Entwicklung des Kredites zu seiner heutigen Stellung verdankt wird. Gewiß ist dieser Kredit an sich schon notwendig wegen der ungeheuren Ausdehnung und Schnelligkeit der modernen Geschäftsabschlüsse. Aber entstehen konnte er in seinem heutigen Umfang doch nur durch die Anwendung eines immer höher gesteigerten wirtschaftlichen Abstraktionsvermögens, das es schließlich fertig brachte, alle wirtschaftlichen Werte überhaupt, einschließlich so

verwickelter und schwankender wie derjenigen einer Staatsmacht und eines nationalen Wirtschaftslebens auf einen einzigen Ausdruck, und zwar einen so labilen und frei konstruierten, wie den anfangs nur auf kaufmännische Geschäfte bezogenen Kredit, zu bringen.

Ist dies der innerliche Vorgang, so ergibt sich schon aus seinem Charakter als einer nicht auf einmal abgeschlossenen, sondern allmählich anschwellenden und niemals ganz zu Ende gehenden psychischen Erscheinung, daß der Eigenwert des Goldes und Silbers als des inneren Wertes der Münzen sich in diesem Prozeß zwar stark verflüchtigt hat, immerhin aber noch keineswegs ganz verschwunden ist. Stockt der psychische Prozeß, zeigt sich Gefahr für die ewig notwendige, nie zu unterbrechende Neu- und Fortbildung des Kredites, entstehen schwere Krisen, so wird der Metallwert der Münzen von neuem deutlich hervortreten. Aber einen Verfall des modernen Wirtschaftslebens würde es bedeuten und zugleich auch einen Verfall wichtigster praktischer Übung der intellektuellen Feinfühligkeit, wenn dies dauernd geschähe.

Im übrigen sind die neuen Tauschmittel des Kredits, sieht man etwa vom Staatspapiergeld, von der Banknote und einigen anderen selteneren Formen ab, naturgemäß zuerst allein in der Kaufmannschaft, in den modernsten Kreisen des Wirtschaftsdaseins seit dem 14. und 15. Jahrhundert, entwickelt worden, ehe sie Allgemeingut geworden sind. So vor allem der Wechsel und der Scheck. In welcher Form sie neuerdings in den gemeinen Verkehr übergeführt worden sind läßt sich am besten vielleicht an der Geschichte des Schecks verfolgen. Der Scheck war ursprünglich insofern eine kaufmännische Einrichtung, als im allgemeinen nur Kaufleute mit einer Schrift Zahlungen bei einem bestimmten Bankhause anwiesen auf Grund eines Kredits, den sie bei diesem Bankhause hatten. Aber diese Anweisungen wurden dann immer gewöhnlicher, wurden von jedem Kapitalisten benutzt und übertrafen schließlich die durch Münze bewirkten Zahlungsanweisungen um das Hundertfache. Da bemächtigte sich das verbreitetste Verkehrsinstitut, die Post, der Vermittlung

solcher Anweisungen und machte dadurch den Scheck zum Gemeingut aller: er trat als allgemeines Tauschmittel, als eine neue Art des Kreditgeldes neben die älteren Tauschformen. Das Wesentliche des Vorganges ist also die Erfindung eines neuen Tauschmittels allgemeiner Geltung zunächst durch die vornehmlich tauschenden Kreise, die Kaufleute, und die Ausdehnung dieser Erfindung schließlich auf alle: derselbe Vorgang, der sich einstmals bei der Erfindung der Münze abgespielt hat und sich heute in der Entwicklung auch anderer Kreditformen zu allgemeinen Tauschformen wiederholt.

Das allgemeine Ergebnis aber ist, daß sich die Möglichkeiten des Tausches und die Möglichkeiten, jeden wirtschaftlichen Wert in Tauschformen auszudrücken, vornehmlich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts unendlich erhöht haben, sowohl was die Präzision als auch was die Zahl der Transaktionen angeht: eine früher ungekannte Flüssigkeit des Güterumsatzes ist erreicht: die feinsten und die gröbsten, die nächsten und die fernsten Bahnen des Austausches stehen frei; und fast könnte man sagen, daß, wie einst vor der geldwirtschaftlichen Zeit ein Zeitalter massigen und gegenständlichen Tausches von Objekt gegen Objekt herrschte: so heute ein Zustand eingetreten sei, in welchem eine durch die verschiedensten Kreditformen vermittelte neue, von der Massivität der Objekte gleichsam abstrahierende Tauschwirtschaft herrsche.

3. Wenn aber so der Gegenwart im groben wie im feinen eine fast unübersehbare Masse von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln zur Verfügung steht, so bedurfte es um so mehr einer sicheren und klaren Organisation der Benutzung dieser Wege und Mittel, sollte die volle Höhe modernen Wirtschaftslebens erreicht werden. Sehr schwierige Aufgaben lagen hier vor; neben der Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Billigkeit des Verkehrs war dessen Kontinuität, Ineinandergreifen und Vielseitigkeit zu sichern; nur unter Anwendung gewisser Zwangsmittel ließen sich einige dieser Aufgaben durchführen: und so arbeiteten staatliche und autonome Kräfte gemeinsam an ihrer

Lösung. In welchem Sinne dies im Verlaufe der nächsten Vergangenheit geschehen ist, mag in der Darstellung der Geschichte zweier der wichtigsten hierhergehörigen Organisationen, der Post und der Börse, zum Ausdruck gelangen.

Die Posten sind in Deutschland und in der heutigen europäischen Staatengemeinschaft überhaupt entstanden wie in den antiken Staaten des Mittelmeeres und den orientalischen Despotieen: aus dem Bedürfnis der Regierungen, Nachrichten und Werte rasch und regelmäßig in die verschiedenen Teile des Reiches abgeben und aus ihnen empfangen zu können. Neu war in der modernen Entwicklung im allgemeinen nur, daß bei dem schon reger entwickelten Handel zur Zeit des beginnenden Absolutismus, der die Staatspost brachte, zugleich das Bedürfnis auftrat, Privatnachrichten mitbefördert zu sehen. Diesem Bedürfnis gab man in Deutschland seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in geordneter Form nach; gegen geregeltes Entgelt wurden zunächst Privatbriefe mitbefördert; dazu trat im Laufe des 17. Jahrhunderts auch der Personentransport in Kutschen und der Transport verpackter Stückgüter. Und hiermit begann zugleich, etwa seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die eigentliche technische Ausbildung der Post in den Fahrmitteln und in der Verwaltung. Seitdem haben dann bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein nur wenige grundsätzliche Fortschritte Platz gegriffen: nichts charakteristischer, als daß in Sachsen, dem Lande der Leipziger Messe, von 1713 bis 1859 ein und dieselbe Postordnung gegolten hat.

Die Einrichtungen dieser Periode waren nach unseren Begriffen noch sehr ursprünglich. Die Post war nur an einigen Tagen der Woche offen; es war die Zeit, da sich die noch heute gelegentlich von alten Leuten gehörte Redensart „um einen Posttag zu spät" bildete, als Vorläuferin des moderneren „um einen Augenblick zu spät". Briefträger gab es nicht; Briefkasten kamen erst nach 1850 allgemeiner auf; unter allen Umständen mußte man selbst nachsehen, ob auf der Post etwas angekommen war oder nicht. Und meist war nichts angekommen! Denn Briefe waren noch eine Seltenheit, von Telegrammen

nicht zu reden, die als Privattelegramme in Deutschland überhaupt erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zulässig wurden. Im Jahre 1842 wurden in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung etwa anderthalb, im Jahre 1851 etwa drei Briefe befördert: es ist ein Briefetat, der heute von Bulgarien, Griechenland, Rußland einschließlich Sibirien und ähnlich zivilisierten Ländern nahezu erreicht oder übertroffen wird. Dazu waren es Zustände seit langem her; denn sie waren nicht bloß in die Redensarten, wie wir sahen, sondern auch in die Sitten eingegangen. Wenn die Familie und gute Freunde abends um den Tisch saßen und sich am brennenden Talglichte eine rote Schnuppe bildete, so prophezeite man wohl dem, dem sie sich zuwandte, einen Brief. Dem entsprach es, wenn sich auch die Briefpapierindustrie noch wenig zu dem, was wir heute unter ihr verstehen, entwickelt hatte; Umschläge kamen erst nach 1850 auf, zuerst in England; in deutschen Schulen lernte man noch über ein Jahrzehnt länger die Kunst, Briefe zu falten. Und wenn der endlich fertige Brief nur immer angekommen wäre! Aber die Beförderung war keineswegs immer sicher; um Nachlässigkeiten zu verhüten und in dieser Hinsicht größere Gewähr für die Ankunft zu haben, frankierte man nicht. Schützte das aber vor Cabinets noirs? Noch im Jahre 1797 war, doch für deutsche Verhältnisse berechnet, ein anonymes Werk erschienen: „Wie sichert man sich vor Brieferbrechung und deren Verfälschung?"

Eine Hauptursache der geringen Benutzung der Post lag in den hohen Kosten der Briefbeförderung. Innerhalb der preußischen Grenzen konnte ein Brief noch im Jahre 1844 bis zu 19 Silbergroschen kosten; im selben Jahre zahlte man für den einfachen Brief von Frankfurt am Main nach Berlin 8 Silbergroschen. Es war eine Zeit, in der freilich, von England ausgehend, schon eine entschiedene Umwälzung begonnen hatte. Im Jahre 1837 war Rowland Hills Post Office Reform erschienen; im Jahre 1840 hatte man in Großbritannien das Einheitsporto von einem Penny für den Brief bis zum Gewicht von einer halben Unze eingeführt. Im Jahre 1849 folgte

Frankreich mit dem Einheitsporto, und die Dresdner Postkonferenzen vom Jahre 1847 nebst ihren Folgetagungen brachten für Deutschland wenigstens eine sehr ermäßigte dreistufige Brieftaxe: bis in Österreich 1861, im Norddeutschen Bunde 1868 das Einheitsporto erreicht ward.

Und dem lief, wenn auch bei den deutschen politischen Verhältnissen der Zeit recht langsam, die sehr notwendige Vereinheitlichung der verschiedenen deutschen Verwaltungen parallel. Das entscheidende Ereignis war da die Begründung des heute noch bestehenden preußisch-(jetzt deutsch-)österreichischen Postvereins im Jahre 1850. An diesen gliederten sich in den folgenden Jahren die meisten anderen deutschen Staaten an, so daß die Zahl der selbständigen Landespostanstalten gegen Ende der fünfziger Jahre nur noch 17 betrug. Was das freilich noch immer besagen wollte, ist heute schwer anschaulich vorzustellen. Die Taxen litten auch jetzt noch unter vielen Ausnahmen; sie schwankten noch zwischen Sommer- und Winterpreisen, von den Schwierigkeiten bei überseeischen Angelegenheiten nicht zu reden. Der offizielle Portotarif für Berlin umfaßte allein für die regelmäßigen Taxen der 2000 austarifierten Orte innerhalb des Staatsgebietes 12 enggedruckte Seiten, und die Liste der fremden Staaten ergab nicht wenige Dinge, die wir unter die Kuriosa rechnen würden, so z. B. die merkwürdige Tatsache, daß ein Brief von Berlin nach China nur 16³/₄ Silbergroschen, einer nach dem näheren Hinterindien dagegen 20³/₄ Silbergroschen kostete. Und selbst die Briefportotarife der norddeutschen Bundespost, die schon wesentliche Vereinfachungen brachten, umfaßten im ganzen noch etwa 300 Seiten.

Dennoch hatte seit den fünfziger und namentlich sechziger Jahren eine folgenreiche Umgestaltung von Brief und Briefwechsel begonnen. Man begann keine Ergüsse mehr, sondern kurze Nachrichten zu schreiben: der Telegramm- und Postkartenstil kam auf; und bald sollten die Jahrzehnte nahen, wo man dem Postboten nicht selten mit Seufzen entgegensah, — bis das Telephon die Abhängigkeit vieler Personen von dem Bedürfnisse

der Außenwelt, Nachrichten zu geben und zu empfangen, zu einer schon recht vollkommenen machte. Würde wohl heute die schreibselige Madame de Sevigné noch so gänzlich vorbehaltslos wie zu ihren Zeiten rühmen: Ah c'est une belle invention que la poste?

Einen weiteren Fortschritt brachte in Deutschland die Begründung des Reiches. Zunächst wurde jetzt das innere Postwesen im wesentlichen einheitlich geordnet, trotz des bayrischen und württembergischen Reservatrechtes. Dann aber gelang es Stephan, dem Leiter des deutschen Postwesens, im Jahre 1874 den Weltpostverein zu begründen. Der Gedanke internationaler Postregelung war freilich nicht neu; zuerst war er in einer Denkschrift des nordamerikanischen Generalpostmeisters Blair vom Jahre 1862 aufgetaucht. Aber eine auf Grund dieser Anregung im Jahre 1863 einberufene internationale Postkonferenz zu Paris scheiterte an dem Widerstande Frankreichs. So wurde zunächst nur eine Reihe von Einzelverträgen abgeschlossen, bis sich anfangs der siebziger Jahre die deutsche Verwaltung des Gedankens von neuem annahm. Und diesmal war das Ergebnis der allgemeine Postvereinsvertrag vom Oktober 1874, der nach dem Hinzutritt der meisten zivilisierten Staaten im Jahre 1878 zum Weltpostvertrag erweitert wurde. Man kennt die wichtigsten Errungenschaften, die damit eingeführt wurden. Im Jahre 1897, zur Zeit des Weltpostkongresses von Washington, umspannte der Weltpostverein gegen 1400 Millionen Menschen auf etwa 114 Millionen Quadratkilometern. Er ist, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, trotz mancher noch vorhandenen Mängel, die vollendetste Verkehrsorganisation der Gegenwart.

Inzwischen aber war die Post, jetzt vornehmlich auch in Deutschland, innerlich längst weiterentwickelt worden. Dem einheitlichen Briefporto hatte sich das einheitliche Paketporto, in Deutschland früher als anderswo, hinzugesellt; seine Einführung hatte eine förmliche Revolution gewisser Geschäftsarten nach sich gezogen. Dann hatte die Post einen schon länger bestehenden Zeitungsbetrieb in hohem Grade ausgebildet, sowie aus ihm den Kreuzbandversand entwickelt und damit

gewisse buchhändlerische Funktionen übernommen. Vor allem aber war sie in mancher Hinsicht der Bankier des täglichen Lebens geworden durch Entwicklung der Postanweisung (in Preußen seit 1865), des Postauftrages, der Postnachnahme u. s. w.

Ist dieses Eindringen der Post aus dem Nachrichtenverkehr in den Geldverkehr zufällig? Es zeigt den engen Zusammenhang zwischen Geld und Nachricht als Trägern moderner Werte; und dieser Zusammenhang führt dazu, nunmehr der Entwicklung der besonderen Organisationen zur Geldvermittlung noch einige Worte zu widmen.

Die ersten und berufsmäßigen Vermittler des Geldverkehrs sind die Banken und Börsen gewesen. Denn der ständige Gebrauch von Ersatzmitteln der Münze und allgemeinen Ausdrucksformen wirtschaftlicher Werte, von Banknoten und Staatspapiergeld, von Wechseln und Schecks in beliebiger Höhe, von Wertpapieren und Coupons und Lagerscheinen ist nur möglich, wenn für diese verschiedenen Geldformen Ausgleichs- und Vermittlungsanstalten bestehen. Als solche sind im Verlaufe der deutschen Geschichte zuerst die Banken aufgekommen, schon im späteren Mittelalter, dann die Börsen: naturgemäß später, da sie Organisationen darstellen, durch die wiederum vornehmlich die Banken ausgleichsweise miteinander verkehren.

Die Entwicklung der Banken und Börsen aber zur modernen Ausbildung hin erfolgte, seitdem erst einmal die entsprechenden Einrichtungen vom 15. Jahrhundert ab in immer steigender Vollkommenheit getroffen worden waren, vornehmlich dadurch, daß die Geldvermittlung von ihnen nicht mehr bloß auf äußeren Anstoß hin betrieben wurde, sondern auch auf eigene Rechnung. So also, wie der Kaufmann aus der bloßen Warenvermittlung zur Produktion vordrang und, kommerzielle mit industrieller Tätigkeit vereinend, zum Unternehmer ward: so wurden auch die Banken zu Unternehmern, indem sie die Geldvermittlung für andere mit selbsttätiger Vermittlung zu Zwecken der Produktion in eigenem Interesse verbanden; und auch die Börsen erhielten, indem sie diese Wandlung mitmachten und begünstigten, einen unternehmungsmäßigen Charakter.

Es ist eine Bewegung, die sich zunächst dadurch anbahnte, daß die Banken ihr Vermittlungsgeschäft mit einem möglichst geringen Bestand an Münze und totliegenden Barvorräten zu betreiben suchten, und daß sie darum bestrebt waren, mit den Mitteln, die ihnen über diesen Bestand hinaus verblieben, in verschiedenen Formen Aktivgeschäfte zu betreiben, und namentlich auch solche wirtschaftliche Unternehmungen zu unterstützen, die ihnen besonders hohen Ertrag zu versprechen schienen. Daraus ergab sich dann leicht der Gedanke, für solche Geschäfte zur Erweiterung der Unterstützung große Darlehen abzuschließen und deren Schuldscheine in den Börsenverkehr zu bringen: es erwuchs das Emissions- oder Gründungsgeschäft. Sehen wir hier von den höchst lehrreichen Vorläufern der modernen Bankentwicklung vornehmlich im 16. Jahrhundert, von den Fuggern, von den Antwerpener und Genueser Bankhäusern und anderen verwandten Erscheinungen ab, deren Praxis, sowie auch die späteren Gepflogenheiten der Bank von England zu schildern zu weit führen würde, so waren derartige Geschäfte noch im 18. oder gar 17. Jahrhundert im ganzen etwas Seltenes und kamen jedenfalls nur vereinzelt vor: die in der Geschichte Frankreichs so berüchtigte Lawsche Zettelbank gehört hierher, dann die Berliner Seehandlung aus dem Jahre 1772, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Société générale des Pays-Bas und das Haus Rothschild. Voll entwickelt aber wurde die Gründerbank als eine eigenartige und moderne Art der Aktienbank erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr erstes großes Beispiel war der von den Gebrüdern Pereire begründete Crédit mobilier de France (1852). In Deutschland kam der Typus mit der Darmstädter Bank (1853) und der Wiener Kreditanstalt (1855/56) auf.

Was war nun mit diesem Typ, von dem inzwischen die verschiedensten Abarten ausgebildet worden sind, und der unter Entartung in die schmerzliche Kinderkrankheit des Krachs in die deutsche Volkswirtschaft zum ersten Male in den Frühzeiten des Reiches, kurz nach 1870, stärker eingegriffen hat, volkswirtschaftlich und ganz allgemein entwicklungsgeschichtlich Segens-

riches gewonnen? Die Geldvermittlung, bisher zwar schon berufsmäßig, aber der Regel nach nur auf äußeren Antrieb eines Vermittlungsbedürftigen betrieben, war nunmehr zu einem selbständigen und selbsttätigen Berufe geworden: zu einer Lebensaufgabe, die, den Geldverkehr belebend und weitsichtig regelnd, namentlich auch durch Kapitalkonzentration aus kleineren Händen her neue Werte hervorzubringen bestimmt war. Es ist der vorläufige Abschluß einer Bewegung, die parallel zu derjenigen der Post betrachtet werden will: in beiden Fällen handelt es sich darum, daß Organisationen des Verkehrs an sich, eben durch ihre innere Weiterentwicklung, den Verkehr umgebildet, erweitert und vertieft haben und dadurch volkswirtschaftlich fruchtbar geworden sind. Freilich: auf Heller und Pfennig berechnen lassen sich die auf diese Weise erreichten Vorteile nicht. Man kann sie bloß ahnen, indem man die an gröberen Verkehrsorganisationen erlangten und tatsächlich nachweisbaren Vorteile zum Vergleiche stellt. In dieser Hinsicht mag die Notiz von Interesse sein, daß sich der Transportaufwand auf den Eisenbahnen in den letzten Jahrzehnten nicht bloß infolge technischer, sondern ebenso infolge administrativer, also organisatorischer Verbesserungen vielfach um ein Drittel, ja gelegentlich um die Hälfte erniedrigt hat.

Der Hauptvorteil aber, den die moderne Organisation des Verkehrs gebracht hat, ist in wirtschaftlichen Werten überhaupt nicht auszudrücken. Schon die Tatsache, daß heute der Kredit die eigentliche und normale Tausch- und Wertausdrucksform ist, hat eine außerordentliche Labilität aller Volkswirtschaften, die dem modernen Wirtschaftsleben angehören, zur Folge gehabt: sie erscheinen jetzt gleichsam auf des Messers Schneide gestellt, sie können sich nur halten, wenn das überaus feine Zünglein an der Wage des nationalen Kredits zu ihren Ungunsten nicht allzusehr ausschlägt. Das System ist sozusagen bis auf die geringste Kraft, die es eben noch trägt, raffiniert auskalkuliert — nur Fremdwörter drücken hier ganz aus, was gemeint wird —: und darum überaus empfindlich. Guter Wille allein auf allen Seiten, durchaus sichere Treue und fester Glaube

im großen wie im kleinen können es aufrechterhalten: und sie müssen um so ständiger zu steter Gegenwirkung vorhanden sein, als der Zustand zugleich noch durch allerlei elementare, unabwendbare Fährlichkeiten, durch alles, was man unter dem Worte „höhere Gewalt" versteht, bedroht wird. Die Folge dieses Zustandes nun und der Tatsache, daß alle wirtschaftlich einflußreichen Kreise ihn als solchen kennen, ist, soweit sich nicht übermächtige Tendenzen wirtschaftlicher Expansion geltend machen, der einstimmige Wunsch, alle notwendigen sittlichen Eigenschaften zu entfalten, um ihn zu erhalten: ist der intensive Wunsch nach Frieden. Der Beruf des Kaufmanns, die Folgeerscheinung der Handelsentwicklung, ist Friede für das bestehende Geschäft gewesen von Anbeginn: nie aber ist dieser wesensnotwendige Zusammenhang in gleich gewaltigen Konsequenzen zur Erscheinung gelangt wie in der Gegenwart. Was heißt aber Friede? Ist er wirklich nur ein wirtschaftliches Gut? Umschließt er nicht alles Hohe, Große, Edle? Kann er nicht der Wunsch einer dem Idealen zugewandten Menschheit überhaupt genannt werden? Wie man diese Fragen auch beantworte: weit mehr als bloß ein ruhiger Tummelplatz wirtschaftlicher Willensbetätigung, erscheint er heutzutage vornehmlich auch durch die Entwicklung der modernen Verkehrsorganisationen geschaffen, erhalten und gewährleistet.

4. Die Frage nach der Entfaltung des modernen Güteraustausches, jener Unsumme von Beziehungen, die, zunächst und rein äußerlich genommen aus dem ständigen Durcheinander der Benutzung von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln durch die bestehenden Verkehrsorganisationen hervorgehen, läßt sich schwerlich ohne Anhäufung von Zahlen beantworten. Hier einige der wichtigsten.

Soweit der Geldverkehr in Betracht kommt, sind mit die lehrreichsten Zahlen die der Emissionen; das braucht nach dem, was soeben über die Bedeutung des Gründungsmarktes erzählt worden ist, kaum noch hervorgehoben zu werden. Wollen wir aber die Fortschritte auf diesem Gebiete allgemein beobachten,

so muß die Entwicklung des größten Geldmarktes der Welt, die der Londoner Börse, zu Grunde gelegt werden. An ihr wurden nach den freilich nicht besonders zuverlässigen Angaben Mulhalls emittiert 1860: 3, 1872: 12, 1882: 17¹/₂, 1899: 40 Milliarden Mark[1]. Also eine Erhöhung um das Vierzehnfache seit 1860. Zugleich sieht man, wie etwa das Jahr 1860 in diesen Dingen Epoche macht; von da ab beginnt, wenn man einmal eine Zahl haben will, die langsam reifende Vollendung des neuen Zeitalters.

Innerhalb des Deutschen Reiches betrug die Zahl der Neugründungen

| Jahrfünft | Gesellschaften | Mill. Mk. Kapital | Jahrfünft | Gesellschaften | Mill. Mk. Kapital |
|---|---|---|---|---|---|
| 1871—75 | 1073 | 2932 | 1885—90 | 1061 | 1100 |
| 1876—80 | 270 | 224 | 1891—95 | 635 | 586 |
| 1881—85 | 620 | 596 | 1896—1900 | 1390 | 1997. |

Vgl. Eulenburg in JBB. f. Stat. u. Nationalök. III, 24, 349 Anm. 1, und dazu den Text.

Gilt es die Anfänge dieses Zeitalters zu sehen, so muß man die Entwicklung des wirklichen Güterverkehrs verfolgen: denn auf ihm erst baut sich, zu seiner Vereinfachung, zu seiner Symbolisierung gleichsam der Geldverkehr auf. Zudem ist das Zahlenmaterial, das hier zur Verfügung steht, breiter und zuverlässiger: denn Güter, Ballen, Packen lassen sich sichtbarlich kontrollieren; wer dagegen will für die Vollständigkeit der Bewegungskontrolle eines so immateriellen Dinges wie des Geldes Gewähr leisten?

Auch hier gehen wir, schon um den einmal begonnenen Kanevas weiter zu besticken, von England aus. Englands außereuropäischer Handel betrug 1790 etwa 110, 1820 schon 400 Millionen Mark; der gesamte Außenhandel belief sich 1787 auf 370, 1815 auf 1465 Millionen. Es ist eine Vervierfachung binnen eines Menschenalters; England machte ein erstes Zeitalter der großen Erscheinungen modernen Wirtschaftslebens schon um 1800 durch, zumal seine Entwicklung durch die kontinentalen Kriege der Zeit begünstigt wurde. Andere Nationen

[1] Die letzte, besonders verdächtige Zahl hat Huber, Deutschland als Industriestaat S. 127 Anm. 1, einer zutreffenden Kritik unterzogen. Der Nominalwert der Papiere des Londoner Kurszettels beträgt über 100 Milliarden Mark.

haben diesen frühen Aufschwung in so stark betontem Maße nicht erlebt; was Deutschland betrifft, so läßt sich nur von einer leisen ersten Schwellung, und noch dazu erst für die zwanziger, dreißiger bis etwa fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, reden.

Mit 1850 aber setzt erst recht ein allgemeines Zeitalter des Erblühens modernen Güteraustausches ein. Um einige Zahlen zu geben: für das Jahr 1800 berechnet man den Welthandel auf 5½ Milliarden; Mitte des Jahrhunderts waren erst 17 Milliarden erreicht. Um zwanzig Jahre später dagegen handelte es sich um etwa 45 Milliarden und gegen 1900 wohl etwa um das Doppelte. Man sieht: der Hauptansatz zur Höhezeit, zur Akme, wie die Griechen gesagt haben würden, liegt zwischen 1850 und 1870. Denn zwischen diesen Jahren zeigt sich verhältnismäßig die stärkste Zunahme. Das gilt insbesondere auch von Deutschland. Ja, die Zahlen besagen es hier besonders deutlich: 1850 bis 1870 eine Steigerung von 1400 auf 4270 Millionen, Verdreifachung; 1870 bis 1890 eine Steigerung von 4270 auf 6500 Millionen, Wachsen um einundbreiviertel. Man hat auch in den sechziger Jahren das Nahen des neuen Zeitalters wohl gefühlt. Weitblickende Männer der Praxis, wie Kapp oder Mevissen, sahen damals neben der „universitären" eine „industrielle" Periode heranwachsen; und die Londoner Weltausstellung von 1862 zeigte denen, die zu urteilen vermochten, zum ersten Male, daß sehr bedeutende Mengen der von England im Auslande vertriebenen Waren deutscher Herkunft waren.

Wie sich dann seit 1870 nicht nur in Deutschland, sondern der Hauptsache nach auch anderswo der Welthandel unter ständigem Vorwärtsschreiten durch Schwankungen von mageren und fetten Jahren weiterentwickelt hat, ist bekannt genug und ja auch unter dem Bestehen der heutigen Wirtschafts- und Sozialverfassung, wie wir später sehen werden, natürlich: auf die Blütezeit zu Ausgang der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre folgte der große Krach von 1873; die achtziger Jahre brachten zu Anfang wie Schluß gute Perioden, doch

unterbrochen durch eine Krisis in der Mitte; der Beginn der neunziger Jahre flaute wieder ab; dann folgte der außerordentliche Aufschwung des letzten Jahrfünfts des alten Jahrhunderts, und das neue hub an mit einer Depression von bedenklichem Umfang.

Ergänzen wir die bisher gezogenen Linien, die nur eine Vorstellung von der Entwicklung des Weltverkehrs und spezieller des deutschen Verkehrs nach außen hin gewähren sollten, durch einige Zahlen des Binnenverkehrs, zu deren Bild die bisher angeführten Daten gleichsam den Rahmen abgeben werden. Auch hier ergibt sich chronologisch dieselbe Erfahrung wie im Außenhandel: bis in die fünfziger Jahre hinein war der Verkehr verhältnismäßig gering. Für 1840 hat man den gesamten deutschen Güterverkehr, mit Ausnahme des See-, Stadt- und Feldmarkenverkehrs, auf etwa 2 Milliarden Tonnenkilometer berechnet; um 1900 wurde er auf über 40 Milliarden, mehr als das Zwanzigfache, geschätzt. Und auch für das Jahr 1850 gibt es noch Anzeichen geringen Binnenverkehrs; sein Verhältnis zum Außenverkehr war das von 7 zu 1, während in England schon das Verhältnis von 5 zu 1 erreicht war. Dann aber begann deutlich, namentlich seit Mitte der sechziger Jahre, die Steigerung; der Einfluß neuer Verkehrsmittel machte sich stärker bemerkbar, und die Anpassung der Austauschorganisation an sie vermehrte die Wirkung. Seit 1870 gar war der Anbruch einer neuen Zeit ganz augenscheinlich; in den nächsten 25 Jahren verdreifachte sich der Personenverkehr und wuchs der Güterverkehr auf das Vierundeinhalbfache: beides um vieles mehr, als die Länge des Bahnnetzes zunahm. Gleichzeitig stieg auch der Frachtverkehr auf dem Wasser außerordentlich, wie wir schon wissen; im Jahre 1895 betrug er in den drei Rhein-Ruhrhäfen 6½, in Berlin mehr als 4½ und in dem Elbhafen Hamburgs etwa 3½ Millionen Tonnen.

Die Zahlen, die soeben mitgeteilt worden sind, ließen sich noch leicht vermehren. Denn in großer Ausdehnung sind sie aufgestellt worden, und gern spiegelt sich unsere Zeit in ihnen. Und gewiß: der allgemeine Aufschwung ist evident, und im

besonderen wieder sehr augenscheinlich ist und die Durchschnittserscheinungen übertrifft der deutsche. Ist er aber so ganz ohne Vorgang, wirklich, wie man zu sagen pflegt, beispiellos? Die Frage würde unter Wahrung derselben klimatischen und politisch-geographischen Grundlagen innerhalb der deutschen Geschichte nur zu beantworten sein, wenn wir statistisch Genaueres über die Wirtschaftsfortschritte des späteren Mittelalters wüßten; denn nur diese Periode trägt wirtschaftsgeschichtlich einen mit der Gegenwart einigermaßen verwandten, wenn auch der Entwicklungsstufe nach niedrigeren Charakter. Und da sind wir denn in der Tat nicht ganz ohne lehrreiches Material, dessen wichtigste Daten schon an früherer Stelle mitgeteilt sind[1]. Darnach ergibt sich für die Hauptverkehrsader des Reiches, für den Rhein in seinem Mittellaufe, von 1267 bis 1368 eine Steigerung dieses Verkehrs um etwa das Vierzigfache, von da bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts eine solche um das Vier- bis Fünffache. Sind das Zahlen, die das Recht verleihen, von unserem Zeitalter als einer Zeit unerhörten wirtschaftlichen Aufschwunges zu sprechen? Schwerlich. Aber warum reden wir gleichwohl in diesem Sinne? Kein Zweifel, daß sich hier in den Kalkül der Gegenwart ein psychologisches Element einschiebt, das diese Überschätzung nahelegt. Die Entwicklung war im Mittelalter, an den Verhältniszahlen gemessen, wohl noch reißender; aber die Massenhaftigkeit der Erscheinungen an sich war geringer. Darum machte ihr verhältnismäßig sehr rasches Wachstum zwar auch Aufsehen, aber keineswegs das Aufsehen von heute. Heute lastet neben der Steigerung vor allem diese Massenhaftigkeit auf unserer Empfindung und zwingt dieser Eindrücke ab, in denen sich unverhohlenes Staunen und unbegrenzte Bewunderung abmalt. Es sind Momente, auf die wir später in anderem Zusammenhang noch eingehender zurückkommen müssen.

Sollten nun aber Zahlen, die oben zusammengestellt sind, auf den nichtkaufmännischen Leser wirklich nicht bloß in ihrem

[1] S. oben S. 41.

gegenseitigen Verhältnis, sondern auch in ihrer absoluten Größe gewirkt haben? Sind so und so viel Millionen Tonnenkilometer etwas ohne weiteres Vorstellbares oder gar Anschauliches? Wird der Laie bei der Angabe, daß der Umsatz der Deutschen Reichsbank im Jahre 1900 189 Milliarden Mark betragen habe, etwas anderes empfinden als die, sei es zur Bewunderung, sei es zum Grauen geneigte, Spannung gegenüber dem Unbekannten? Und werden ihm selbst dann die 189 Milliarden um vieles heimlicher werden, wenn hinzugefügt wird, von dieser Summe seien 111,5 Milliarden im Giroverkehr aufgebracht, 15 im Wechsel- und 2,8 im Lombardgeschäfte? Es ist nicht besonders wahrscheinlich.

Die absoluten Zahlen sprechen nur zu dem Kenner, das heißt zu dem, der sie auf Grund eines seinem Gedächtnisse innewohnenden Zahlenmaterials und anderer Erfahrungen wieder in relative umsetzen oder auch, falls es sich um besonders hohe Mengen handelt, in solche zerlegen kann. Wer nicht unmittelbar im Wirtschaftsleben steht, der bedarf anderer Mittel, um sich von der quantitativen Seite des heute Erreichten zu überzeugen. In dieser Richtung leisten schon gewisse Schilderungen, wie man sie in älteren wirtschaftsgeschichtlichen und nationalökonomischen Schriften findet, einen guten Dienst: Schilderungen, in denen sich Nationalökonomen selbst über ihnen damals noch neue Quantitätsvorstellungen anschaulich Rechenschaft geben wollten. So liest man z. B. in Schmollers Buch über die Kleingewerbe vom Jahre 1869 zur Veranschaulichung der räumlichen Ausdehnung der Herkunft nationaler Einfuhren: „Das Leder an unseren Schuhen ist aus der Haut eines südamerikanischen Büffels geschnitten, die Wolle unseres Tuchrockes kommt aus Australien, der Rohstoff unserer seidenen Weste stammt aus China oder Indien, aus Italien oder Südfrankreich, die Baumwollfaser unseres Hemdes kommt aus Amerika oder Ägypten." Und in gleicher Weise ist wohl zur Illustration der enormen Zunahme des Transportes von Massengütern noch neuerdings ausgeführt worden, daß Schweden die Fassadenquadern für seine öffentlichen Bauten aus Steinbrüchen am

Maine beziehe und dafür seinen Granit nach Norddeutschland verfrachte. Oder man kann, um der jetzt so weitgehenden Einfuhr von vegetabilischen Luxusbedürfnissen, von den Blumen der Riviera oder den Feigen Algiers an bis zu den kalifornischen Äpfeln und den Apfelsinen aus Messina, Relief zu geben, von jenem besonderen Teil der großen Porzellanservice im 18. Jahrhundert reden, der dazu bestimmt war, bei Prunkessen den Pomme de Chine aufzunehmen, — die einzige Apfelsine, welche die Gesellschaft am Schlusse des Mahles sorgsam unter sich teilte.

Indes solche Angaben sind nur Surrogate. Der Zeitgenosse muß hier selber der Mann sein und sich umschauen. Und besteht in dieser Hinsicht nicht für ihn eine Pflicht? Wie viele Hochgebildete gibt es, die niemals — intensiv, eingehend, von Raum zu Raum, unter Einfordern von Erklärungen wirtschaftlicher und sozialer Art — eine Fabrik gesehen haben, niemals verweilend eine große Verkehrsorganisation, einen Rangierbahnhof etwa oder eine Speditionsanstalt, erblickten: — und die dennoch glauben, über die Gegenwart allseitig urteilen zu können! Denen niemals anschaulich klar geworden ist, was es heißt, in Reih und Glied zu stehen im Wirtschaftsleben, sei es als Offizier, sei es als Gemeiner, die nie eigentlich soziale Luft geatmet haben, Individualisten einer in Sport und Liebhaberei ausartenden Einsamtätigkeit — und wie viele Gelehrten gehören in diese Kategorie! —: und die dennoch glauben, wenigstens über die geistigen Bewegungen der Gegenwart und der Vergangenheit ein Urteil nicht bloß zu besitzen, nein, auch zum Gebrauche anderer mustergültig bilden zu können! Als wenn das Leben in getrennten Strömen, schön abkanalisiert in sozial und geistig geschiedene Strähnen, dahinflösse, als wenn nicht eins und alles in einer Kultur aufs innigste zusammenhinge! Nein — hinaus gehe man in die atmende Wirklichkeit der Nation, erfülle sich, was die Wimper hält, mit Bildern ihrer Tätigkeit von jederlei Art und empfinde unter dem Druck ihrer Größe. Und wer dabei auch noch Bilder von gemeinverständlich-ästhetischem Werte liebt, und wem

es nicht genügt, durch die rußigen Industrielandschaften Oberschlesiens oder Westfalens zu fahren mit ihren Schlackenbergen, mit dem blinkenden Durcheinander ihres Schienengewirrs und der majestätisch-grausigen Nachtbeleuchtung ganzer Gegenden im wolkigen Widerschein der Feuer von tausend Hochöfen und Schloten, der verschaffe sich wenigstens den Genuß einer Beobachtung großen Verkehrslebens, wie er sich in jeder Großstadt so leicht bietet. Denn dieses Verkehrsleben ist öffentlich: es erfüllt unsere Bahnhöfe und unsere Börsen, es flutet und ebbt in unseren Straßen und auf unseren Plätzen; und wie selten wird es doch angeschaut, unterliegt es auch nur einer ästhetischen, geschweige denn einer das sittliche und soziale Fluidum aufrüttelnden Betrachtung! Und wer es vermag, der gehe noch weiter: in einen der vielen Seehäfen, wie sie im Laufe der letzten Jahrzehnte an Nord- wie Ostsee fast überall so von Grund aus erneuert und verändert worden sind. Schon die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts haben die anschauliche Poesie des Treibens am Wasser zu schätzen gewußt; sie sind die Entdecker des Hafenbildes gewesen. Und in der Tat: lebt nicht schon der einfache Schiffer in seinem Kahne, der zugleich sein Heim birgt, auf dem seine Frau waltet und seine Kinder aufwachsen, mit ihm fahrend von Ort zu Ort, lebt er nicht im besonderen Sinne ein Leben der Öffentlichkeit? Um wie viel mehr noch sind die großen Tätigkeiten und Organisationen unserer modernen Riesenhäfen öffentlicher Art und fast durchweg unmittelbar sichtbar! Da können für den, der um sich zu blicken weiß, soziale und sittliche Eindrücke wohl geradezu in politische und patriotische übergehen: wenn etwa im Fahrwasser der Schelde bei Antwerpen an dem alten Kastell der flandrischen Grafen Schiff an Schiff vorübergleitet unter schwarz-weiß-roter Flagge: eine Menge, weit überlegen den Schiffen anderer Flaggen; oder wenn im Hafen von Genua die Amerika- und Orientdampfer des Norddeutschen Lloyds ausfahren, hinter sich das herrliche Panorama des fremden Hafens, vor sich das freie Meer und an Bord ein stolzes Lied, „Heil dir im Siegerkranz“ oder „Deutschland, Deutschland über alles“.

5. Faßt man zusammen, was eigentlich die unmittelbarste und tiefste Wirkung des modernen Verkehrs, seiner Wege und Mittel, seiner Organisation und seines Verlaufes während der letzten anderthalb bis zwei Menschenalter gewesen ist, so kann man, sieht man von den im ganzen doch sekundären Erscheinungen der Verbilligung des Transportes und seiner weiteren Erstreckung auf die sogenannten Massengüter ab, das Ergebnis mit wenigen Worten ausdrücken: Regelmäßigkeit und Zwangsläufigkeit, kontinuierliches Ineinandergreifen sowie Schnelligkeit der Bewegung sind es, die die neue Zeit ausmachen, die in diesem Sinne niemals früher bestanden haben.

Hierdurch hat aber der Verkehr einen ganz anderen Charakter des Zeitbegriffes und der Raumanschauung, als er früher bestand, begründet.

Die Zeit wurde früher als ein in längeren Phasen seines Verlaufes indifferenter Vorgang erfaßt, der nur gelegentlich von einschneidenden Ereignissen durchbrochen wurde. Diese Vorstellung war die Voraussetzung für eine Zeiteinteilung, der der Einzelverlauf in seinen kleinen und kleinsten Teilen und in der Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge dieser Teile ziemlich gleichgültig war. Es waren Zeitalter, welche sich mit einer Turmuhr begnügten, die die Viertelstunden leiblich richtig angab, — Zeitalter, die dennoch schon weit über das Mittelalter hinaus waren, dem der Regel nach jede Einteilung unter der Stunde als überflüssig erschien. Heute dagegen will jedermann, schon der Schüler und die Schülerin, seine genau gehende Taschenuhr haben, wo möglich mit Sekundenzeiger, und er bedarf wenigstens der Übersicht über die Minuten zu genügender Einteilung des Tages. Könnte da noch das Wort „minutiös" geprägt werden in dem Sinne, in dem es frühere Geschlechter als etwa gleichbedeutend mit „kleinlich" und „allzu eingehend" gebraucht haben? Während des letzten Jahrzehnts sind in Deutschland, abgesehen von der eigenen Erzeugung, etwa 12 Millionen Taschenuhren eingeführt worden: auf eine Bevölkerung von etwa 52 Millionen Seelen, einschließlich der Frauen und Kinder.

Was also den modernen Zeitbegriff zunächst kennzeichnet, das ist die genaue praktische Beachtung des kleinen Zeitabschnittes: Fünfminutenaudienzen, Minutengespräche am Telephon, Sekundenproduktion der Rotationsdruckmaschine, Fünftelsekundenmessung beim Fahrrad: moralisch ausgedrückt Pünktlichkeit. Kein Zweifel, daß diese Betrachtung der Sekunde zunächst und zum großen Teile den modernen Verkehrseinrichtungen verdankt wird. Darum ist sie, der Allgegenwart dieser Einrichtungen entsprechend, vom Zeitbegriff auf andere, verwandte Vorstellungen übertragen worden, ist Präzision, Genauigkeit überhaupt geworden.

Zugleich aber ist damit der Sinn für das, was Zeit ist und sich an Zeit messen läßt, überhaupt gewachsen; leichter als früheren Zeitaltern wird uns auch die Vorstellung großer Zeiträume, sei es des geschichtlichen, sei es des kosmischen Geschehens. Wir dringen in graue Vorzeiten ein, an der Hand archäologischer, paläontologischer, geologischer Entdeckungen, und wir scheuen uns nicht, ja sehen uns genötigt, noch über die Anzeichen aus diesen Entdeckungen hinaus zeitlich rückwärts zu denken; wir schauen vermöge der Lehren von der physikalischen Energie und an der Hand von Analogieen eines erst jüngst im höchsten Reichtum erschlossenen kosmischen Geschehens vorwärts in eine unnennbare Zukunft: und wir empfinden von diesen neuen Perspektiven nach vorwärts und rückwärts aus die Gegenwart so intensiv, daß wir sie schon in jeder Minute, die wird und verrinnt, geschichtlich betrachten möchten.

Stärker aber noch als der Sinn für die Zeit ist die Raumanschauung im Verlaufe der jüngsten Entwicklung umgebildet worden; und man kann die, sei es unbewußte, sei es bewußt durchgeführte Erziehung zu einer neuen Raumanschauung geradezu als einen der wesentlichsten Vorgänge des geistigen Bildungsprozesses der jüngsten Vergangenheit bezeichnen. Das, was hier durch den neuen Verkehr zunächst geweckt wurde, war das Gefühl gleichsam der Allgegenwart auf der Erde. Dampfschiff, Eisenbahn, Telegraph sind gleichsam heimatlos; sie sind allen Klimaten und sonstigen geographischen Bedingungen zu-

gänglich. Darum machen sie auch heimatlos, lösen vom Boden, geben innerhalb der Erdverhältnisse unendlichen Horizont. Wie nahe ist uns jetzt der Stille Ozean getreten, dreihundert Jahre erst nach Balboa und Magalhães! Wie vertraut sind wir mit seinen Kulturen! Und wie viel reisen wir selbst! Goethes Reise nach Italien erschien der Zeit noch als Ausnahme, seine Schweizerfahrten galten als Wagnis. Schiller war es nicht vergönnt, den Schauplatz seines „Tell" zu sehen. Und gefahrlos war in der Tat das Reisen noch nicht; die Romantik der Räuberbanden erstreckt sich noch bis ins 19. Jahrhundert. Auch im Transport begegnete viel mehr Unglück als heute, von tausend jetzt unbekannten Unannehmlichkeiten nicht zu reden. Zudem: wie teuer reiste man! Büsch, der große Hamburger Handelsschriftsteller, der im Jahre 1800 starb, meinte, ein in Deutschland reisender Kaufmann brauche bei bescheidenen Ansprüchen, wenn er auf Nachtfahrten verzichte, etwa 1 Reichstaler 12 Groschen auf die Meile, macht 56 Pfennige auf den Kilometer. Heute gehört Reisen zur Lebensluft weiter Volksklassen; und es hat namentlich im Laufe des letzten Menschenalters gewaltig zugenommen; im Jahre 1868 legte der Deutsche auf der Eisenbahn im Mittel erst 80 Kilometer zurück, 1897 aber 300. Da sind denn selbst Weltreisen auch von Deutschen nichts Ungewöhnliches mehr. Und was deren Dauer betrifft, so ist Jules Vernes Phantasie vom Jahre 1880 „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" schon übertroffen; mit Benutzung der schnellsten Beförderungsmittel kann man heute die Reise von Deutschland über New York, Yokohama, Kalkutta, Suez bereits in 64 Tagen zurücklegen.

All diese Möglichkeiten der Raumbewältigung wurden noch besonders stark entwickelt durch die Tendenz der Verkehrsverwaltungen, eine Fahrt verhältnismäßig um so billiger zu machen, je länger sie dauert. So ist die Fernverfrachtung im Tarifwesen der deutschen Bahnen schon seit Mitte der fünfziger Jahre dadurch begünstigt worden, daß man in wachsendem Maße eine fallende Skala der Gesamtfrachtkosten auf den Zentner und die Bahnstunde bei steigender Entfernung ein-

führte. Derselbe Gedanke gelangte bei der Personenbeförderung zum Ausdruck in den sogenannten Zonentarifen, zuerst in Ungarn 1889, dann teilweise in Österreich 1890, in besonders großartiger Durchführung in Rußland seit 1894. Im Deutschen Reiche haben wir wesentlich nur den Rundreiseschein und seit 1901 die Ausdehnung der Geltung der Rückfahrkarten auf 45 Tage.

Indem aber auf diese Weise eine außerordentliche Weite der Raumanschauung entwickelt ward, ist doch zugleich wieder ein früher unbekanntes Gefühl der Raumbegrenzung eingetreten. Man kann hier, nur in umgekehrter Folge, einen ähnlichen Vorgang wie in der Umwandlung des Zeitbegriffes sehen wollen. Im Bereiche des Zeitbegriffes wurde zunächst eine Begrenzung der Zeit durch zunehmende Pünktlichkeit gewonnen, dadurch aber eine schärfere Präzision des Zeitbegriffes überhaupt und in ihr die Möglichkeit, auch große Zeiträume genauer zu überblicken. Bei der Umbildung der Raumanschauung drängte sich zuerst die Weiträumigkeit auf, — aus ihr aber ergab sich auch bald der Eindruck der Raumbegrenzung. Man hat wohl ausgeführt, der Eisenbahnverkehr wirke bei einer bestimmten Höhe so, als wäre das Land in jeder Richtung auf den achten Teil und in der Grundfläche auf weniger als den sechzigsten Teil seiner früheren Ausdehnung zusammengezogen. Und das habe für das gesamte geistige und wirtschaftliche Leben die gleiche Wirkung, als ob bei unverändert gebliebener Größe der Grundfläche die Bevölkerung sechzigmal dichter geworden wäre. Stimmt nun auch diese Berechnung nur in der mathematischen Formel, während ihrem genauen Ausdruck in der Wirklichkeit unter allen Umständen schwere und mannigfaltige Widerstände entgegenstehen, so hat der ihr zu Grunde liegende Gedanke doch etwas Richtiges. Starke Möglichkeiten, den Raum zu überwinden, begrenzen diesen Raum nicht bloß für die menschliche Anschauung, sondern auch für die wirtschaftliche Tätigkeit und schieben seine Ausdehnung gleichsam zusammen: so sind z. B. Länder wie Deutschland durch den Ausbau ihres Eisenbahnnetzes für den Seeverkehr in die Ferne so gut wie

zu Küstenländern geworden; wenigstens für eine qualifizierte Ware, die von Hamburg nach Tokio verfrachtet wird, trägt es so gut wie nichts aus, ob sie in Nürnberg oder Magdeburg oder Hamburg selbst erzeugt ist: von Tokio aus betrachtet, fallen diese Städte gleichsam zusammen, so wie unser unbewaffnetes Auge die in so zahlreichen Systemen verbreiteten Doppelsterne des Himmels wegen ihrer großen Entfernungen nur als Einzelsterne erblickt.

Diese Raumbegrenzung zunächst psychologischen Charakters wird aber ganz verständlich doch erst durch die Tatsache, daß die Erdoberfläche räumlich nicht unbegrenzt, sondern in einer uns immer fühlbar werdenden Weise begrenzt ist, — eine Tatsache zunächst rein quantitativer Art, die sich aber alsbald in subjektive, qualitative Wahrnehmungen umsetzt. Es ist, wie die Dinge heute schon liegen, die Grundwurzel aller modernen Probleme der Grundrente. Auch die Zeit ist ja begrenzt und hat darum Rentencharakter: Zeit ist Geld. Aber jeder hat doch zunächst nur seine Zeit zur Verfügung, seine höchsteigne, vom Schicksal ihm gesetzte Zeit; immerhin nur notdürftig und nicht für die höchsten Werte seiner Tätigkeit kann er die Zeit anderer erkaufen. Der Raum dagegen im weitesten Sinne gehört zunächst allen: wer wollte sich nicht noch heute auf den 506 Millionen Quadratkilometern der Erde grundsätzlich frei bewegen können? Aber dieser prinzipiellen Auffassung tritt eine praktische je mehr und mehr gegenüber. Tatsächlich sind denn diese 506 Millionen Quadratkilometer doch nach Maßgabe der an ihnen erworbenen Rechte in besonderem Maße begrenzt, und noch mehr sind es die 135 Millionen, die allein dem Lande zugehören. An sie ist die Menschheit unter tausend und abertausend Einflüssen alter und neuer Rechtszustände gebunden, und um so mehr, je mehr sie wächst und den Raum verkürzt: es gilt nicht mehr das Taciteische et superest ager. Die Folge davon ist, daß Monopolpreise für jeden einzelnen Teil Landes, der in seiner Weise eben nur einmal vorhanden ist, entstanden sind und entstehen. Ein uralter, weit über geschichtliche Zeiten zurückgehender Prozeß der Aneignung spielt sich hier ab, der in der neuesten Zeit nur das Besondere auf-

weist, daß er an allen Stellen der Erde mit ganz besonderer Schnelligkeit und ihr entsprechender Brutalität verläuft, und daß er sich, nicht bloß vom Einzelnen, sondern besonders auch von den größten menschlichen Gemeinschaften betrieben, auf ganze Länder erstreckt: die moderne Kolonialpolitik, von den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts an, ist sein klassischer Ausdruck.

Da erhalten denn alle Teile der Erde Monopolpreise; sie beginnen sich alle nach dem Prinzip der Grundrente abzustufen. Sogar die Meere werden auf ihren wirtschaftlichen Wert auskalkuliert wie die Karpfenteiche der Binnenlande. Die Ostsee deutschen Teiles z. B. repräsentierte im Jahre 1886, ausgedrückt in den Gewinnen der Hochseefischerei, eine Rente von etwa 200000 Mark; 1900 war diese Rente, infolge von Verbesserungen im Fischereigewerbe, auf über 3 Millionen Mark gestiegen; die Nordsee deutschen Anteils ergab 1887 etwa eine halbe, gegen Ende des 19. Jahrhunderts etwa 6 Millionen Mark. Es waren das noch sehr roh und empirisch festgestellte Zahlen. Aber schon ist man daran gegangen, mit Zuhilfenahme der neueren Planktonforschungen die Grenze der ohne Raubbau noch möglichen wirtschaftlichen Ausnutzungsfähigkeit beider Meere festzustellen, ein Verfahren, das zu einer „rationellen" Abschätzung führen wird: und damit ist die Meeresrente wenigstens in einer Richtung „wissenschaftlich" bestimmt.

Leichter zu übersehen ist natürlich die Rente auf dem Lande. Und da ergibt sich nun, daß das Umschlagen der Raumbegrenzung, sobald diese vollkommener wahrgenommen wurde, in Raumschätzung ungeheure Steigerungen und Umwälzungen zugleich der Grundrente zur Folge gehabt hat. Aus dem internationalen Gebiete sei hier nur an die Grundrentenentwicklung etwa der Sohle und gewisser Umgebungen des Kanals von Suez oder an die des Witwaterrandes in den früheren Boerenrepubliken erinnert. Aber auch in der deutschen Heimat haben die neuen Raumvorstellungen und Raumzusammenhänge außerordentliche Veränderungen in der Bodenwertung zur Folge gehabt. Bekannt ist zunächst, wie sehr alle Orte der Verkehrskonzentration ge-

wonnen haben. Vor allem die großen Städte, als gleichsam vorherbestimmte Orte solcher Konzentration, und in ihnen wieder gewisse zentrale Lagen. So hat man z. B. den Grundrentenzuwachs Berlins unter der Annahme, daß der geringwertigste Boden innerhalb des Stadtbezirks jetzt für den Geviertmeter 40 Mark Wert habe, wohl etwas zu hoch auf zwischen $2^1/_2$ und 3 Milliarden Mark liegend berechnet. Veranschaulicht man die Entwicklung durch Einzelheiten, so sind die folgenden Beispiele lehrreich genug. Das Haus, in dem Alexander von Humboldt geboren wurde, kostete 1746: 4350, 1796: 21000, 1824: 40000, 1862: 92000 und 1885: 140000 Taler. Das Rotherstift am Halleschen Tore, das bei seiner Einweihung im Jahre 1842 nicht ganz 34000 Mark gekostet hatte, wurde im Jahre 1895 für 1975000 Mark auf Abbruch verkauft. Man sieht: welche enormen Steigerungen namentlich in der jüngsten Vergangenheit! Besonders charakteristisch aber für diese Tatsache gerade jüngsten Wachstums sind die Vorgänge in der Gemeinde Grunewald bei Berlin. Im Jahre 1889 verkaufte hier die Kurfürstendammgesellschaft die Rute ihres Geländes mit 120 Mark für den Geviertmeter. Im Jahre 1890/91 stieg der Preis auf 165, 1892 auf 180 Mark. Und während die Gesellschaft in den Jahren 1896 bis 1898 den ihr verbliebenen Rest noch für 190 bis 225 Mark verkaufte, waren die Preise besserer, schon in Privathände übergegangener Lagen bereits auf 400 bis 500 Mark gestiegen. Unter diesen Umständen versteht es sich, wenn das Anwachsen des Bodenwertes in den deutschen Großstädten von sachverständiger Seite (Paul Voigt) für die Jahre 1870 bis 1898 auf $7^1/_2$ Milliarden (von $1^1/_2$ auf $9^1/_2$ Milliarden) geschätzt wurde.

Ist nun mit dem Wachsen der Grundrente an gewissen Orten das Fallen an anderen Orten innerhalb des deutschen Bereiches notwendig und quantitativ parallel gegangen? Man wird es nicht sagen können. Zunächst hat die Grundrente vieler landwirtschaftlich genutzter Gelände durch die Verbesserung der Transportgelegenheiten für die Erzeugnisse außerordentlich gewonnen. Nehmen wir ein besonders augenscheinliches Beispiel: den Weinbau. Gewiß, infolge der leichteren Versendbar-

keit der Weine des Westens nach dem Norden und Osten sind manche Weinberge namentlich des Nordostens eingegangen; da wird die Grundrente gefallen sein. Aber wie hat sich demgegenüber die Grundrente aller wirklich guten Lagen des Westens gehoben, insbesondere jener Lagen, deren Erzeugnisse man fast in aller Welt trinkt! Im Jahre 1900 wurden Wilhelmjsche Parzellen der rheingauischen Lage Markobrunnen mit 400 Mark die Quadratrute bezahlt, etwa so hoch wie das Kurfürstendammgelände in Berlin; macht auf den Hektar 160 000 Mark. Und die Rheingauweine sind seit etwa dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts keineswegs mehr die gesuchtesten. Vermutlich noch mehr gestiegen würde sich die Grundrente gewisser Weinlagen an der Mosel und an der Saar erweisen, — wenn sie verkauft würden. Nun läßt sich gewiß nicht überall auf deutschem Boden Rüdesheimer oder Zeltinger oder Oberemmeler ziehen. Aber auch für die gewöhnlichen Bodenerzeugnisse und ihre Standorte ist der Regel nach eine Steigerung der Grundrente eingetreten; und jedenfalls hat die Erweiterung der Absatzmöglichkeiten durch die Entwicklung des modernen Verkehrs zwischen schlechtesten und besten Grundrenten ausgleichend gewirkt. Derartige Ausgleichungsvorgänge und ihre großen Wirkungen lassen sich schon aus der Tatsache erschließen, daß z. B. im Jahre 1898 von der deutschen Getreideernte in der Höhe von 19,9 Milliarden Tonnen nicht weniger als 10,8 Milliarden über Eisenbahnen gegangen sind.

Daß alle diese Verhältnisse, daß die Grundrentenvorgänge von Meer zu Meer, von Land zu Land, von Ort zu Ort in Zeiten so gewaltiger Raumverschiebungen, wie sie seit den letzten etwa anderthalb Menschenaltern erfolgt sind, für die Einzelwirtschaften leicht mit ganz unerwarteten Gewinnen und Verlusten, zumeist freilich Gewinnen, verknüpft gewesen sind und noch verknüpft sind, — wer wollte es leugnen? Hier, in der so verschiedenartigen Rentabilität der Räume innerhalb des allgemeinen Erdraumes, liegt vor allem das Moment, von dem aus dem modernen Wirtschaftsleben so leicht ein Element des

gewagten Spiels und des Glücksrittertums eingeimpft zu sein scheint.

6. Für uns tritt an dieser Stelle nur noch die Frage auf, wie denn nun alle diese Vorgänge, die Verschiebungen von Zeitbegriff und Raumanschauung und die Verkehrsentwicklung, die in diesen Verschiebungen ihren letzten seelischen Ausdruck gefunden hat, auf den Handel, als den nächsten Wirtschaftsberuf des Verkehrs, gewirkt haben mögen?

Da ist zunächst nach der negativen Seite hin bezeichnend, daß sich die uralte Verbindung von Handel und Transportwesen fast ganz gelöst hat. Die ältesten Kaufleute waren große Hausierer gewesen, hatten ihre Waren selbst transportiert oder von ihren Beauftragten transportieren lassen. Jetzt blieb gewiß noch immer ein Hausierhandel übrig, ja er erweiterte sich sogar, aber als Überlebsel alter Zeiten und von den jüngeren Bildungen wenig geachtet und fast bekriegt und verstoßen, als unterste Stufe alles Handels. Im Großhandel dagegen, dessen Betrieb auch der Zahl der Hände und Berufe nach sehr stieg, setzte sich die schon im späteren Mittelalter begonnene Trennung von Transport und Handel nunmehr ganz durch, und die unmittelbare Ausnutzung der außerordentlich viel sicherer und schneller laufenden, aber auch viel verwickelter gebauten Maschine des Verkehrs fiel besonderen Berufen zu. So der Spedition, dem Versicherungsgeschäft, dem Lagerhausgeschäft und für den Geldverkehr dem modernen Makler- und Agententum, sowie dem Kredithandel der Banken. Und während sie emporkamen, begannen selbst die letzten größeren Einrichtungen zu verfallen, in denen der Kaufmann noch zugleich Transportführer der Ware und Händler gewesen war: die Märkte und Messen. Von den Märkten ist bekannt, daß sie heute eine Einrichtung mehr der Volkssitte als der Volkswirtschaft sind; in ihrer neuen Wandlung freilich erhalten sie sich ziemlich zähe, trotz der seit etwa 1860 an mehreren Stellen wahrnehmbaren Richtung, sie staatlich zu beschränken; und wirtschaftlich haben sie wohl hier und da, vor allem im Nordosten, noch immer

ihre Bedeutung. Was aber die Messen betrifft, so sind sie in ihrer Bedeutung ebenfalls veraltet; doch hat sich eine neue Art der Messe für solche Waren entwickelt, die nicht oder nur schwer nach Proben zu kaufen sind, sei es, daß diese nicht versandt werden können oder an sich nicht genügen: für Pelze und Saaten, für Porzellan und Glas; und auch da, wo persönliche Bekanntschaft unter den Kaufleuten wünschenswert erscheint, wie im Buchhandel, behält die Form der Messe noch immer ihre Bedeutung: freilich in allen Fällen mehr in der Form der Börse als je zuvor.

Mit der Trennung von Transportgeschäft und Handel hängt es denn auch zusammen, daß der Handel, der unmittelbar mit dem verbrauchenden Publikum verkehrt, keine großen Vorräte mehr hält. Wo sind die alten kaufmännischen Patrizierhäuser geblieben mit ihren tiefen Kellern und hohen Dachböden und dem stolzen Wahrzeichen des Kranes am Giebel? Man ist jetzt in den meisten Orten sicher, durch Vermittlung der ausgebildeten Transportgewerbe und unter Ausnutzung der raschen und regelmäßigen Transportgelegenheiten jederzeit von den Erzeugern an Waren so viel heranziehen zu können, als man bedarf. Freilich ist dazu ausgebreitete Geschäftskenntnis, überhaupt gute kaufmännische Durchbildung, flotter Absatz und ein verhältnismäßig großes Kapital nötig. Es sind die Voraussetzungen, aus denen das moderne Großgeschäft im Detail, das Warenhaus, erwachsen ist.

Viel mehr aber noch als durch den zunächst negativen Vorgang, daß er das Transportgewerbe so gut wie ganz ausgeschieden und überhaupt jedes Element unmittelbaren Verkehrsberufes abgestreift hat, unterscheidet sich der moderne Handel in positiver Hinsicht stark von dem Handel des 18. Jahrhunderts und fast noch der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das wesentliche ist hier, daß die moderne Raumbewältigung eine neue Klassifikation der Waren herbeigeführt hat, und daß der veränderte Nachrichtenverkehr die Konzentration der Willensakte eines Kaufmanns für die ganze Welt an einem einzigen Orte ermöglicht.

Die Entwicklung des zweiten Momentes ist der Hauptsache nach an den telegraphischen und telephonischen Verkehr gebunden, wie er bei jedem größeren Geschäfte zur Regel geworden ist; von der Unsumme von Telegrammen und Ferngesprächen, die heute die elektrischen Leitungen über die Erde tragen, betrifft weitaus der größte Teil Handelsnachrichten und kaufmännische Abkommen. Damit hängt es zusammen, daß sich der moderne Handel in seinen Betriebsformen generell zunächst entsprechend vor allem dem Steigen des telegraphischen und telephonischen Verkehrs entfaltet hat.

Für die Entwicklung seiner Betriebsformen im einzelnen aber ist vornehmlich wiederum das erste, das räumliche Element von Bedeutung gewesen. Es gibt heutzutage Gegenstände, für die der differenzierte Raum überhaupt so gut wie nicht mehr existiert. Hierher gehört vor allem das Geld: vermöge der voll entwickelten und ständig funktionierenden Ausgleichstechnik zwischen den einzelnen Tauschformen der Erde ist es überall in gleicher Weise vorhanden und für den Geldkräftigen verfügbar. Daneben gibt es aber eine große Anzahl von Waren, die zwar nicht überall in gleicher Weise oder überhaupt vorhanden, aber doch bei den heutigen Verkehrsmitteln überall leicht und in gleicher Qualität zu beschaffen sind. Es sind die sogenannten fungibeln, in sich vertretbaren Stapelartikel: Getreide z. B., das in den verschiedensten Ländern erzeugt wird, und dessen Qualitäten unter sich nach einer einheitlichen Skala verglichen werden können, aber auch Baumwolle, Seide, Erze, Metalle, Kaffee, Kakao, Tee, Palmkerne u. s. w. Endlich gibt es eine dritte Kategorie von Waren, deren einzelne Stücke weder unter sich fungibel sind, wie z. B. originale Kunstgegenstände jeder Art, noch an verschiedenen Stellen in gleicher Weise vorkommen, wie z. B. etwa persische Teppiche oder chinesische Bronzen, — kurz Waren, die in irgend einer Weise einen individuellen oder wenigstens speziellen Charakter tragen. Für sie gilt, daß sie unter Umständen sehr weite Räume und noch wenig entwickelte Verkehrswege passieren müssen, ehe sie vom Erzeuger zum letzten Käufer gelangen.

Für diese drei Arten von Waren hat sich nun, neben dem alten, teilweis noch fortdauernden Warenhandel, aus modernen Zeit- und Raumvorstellungen heraus, ein dreifacher Handel entwickelt: der moderne Geldhandel, der eigentliche Spekulations-, insbesondere der Terminhandel und der Kommissionshandel. Dabei können unter Umständen die Formen oder Teile von Formen der einen Handelsart sehr wohl mit Formen oder Formteilen der anderen verschwistert auftreten.

Für den Geld-(und Kredit-)verkehr zunächst hat sich sozusagen nur ein einziger großer Markt ausgebildet, der die ganze Erde umspannt; das Moment der räumlichen Trennung ist ganz, das der zeitlichen fast ganz verschwunden. Daraus haben sich dann im einzelnen eine Fülle von Änderungen ergeben, der Hauptsache nach im Sinne der Erleichterung und sicheren Ausgestaltung von solchen Geschäften, die früher für besonders gefahrvoll und schwierig gehalten wurden: z. B. des Handels mit auswärtigen Wechseln, der, heute eins der solidesten Geschäfte, früher als eins der gewagtesten galt. Im allgemeinen aber ist auf dem Gebiete des Geldverkehrs das Ideal des modernen einheitlichen, des Welthandels so gut wie erreicht.

Das hat dann das Übergewicht des Bank- und Börsenwesens im modernen Verkehr zur Folge gehabt und damit zugleich die Tendenz, den Warenhandel, in dem ja neben dem Nachrichtenverkehr der weit schwerfälligere, Raum und damit auch Zeit minder leicht überwindende Güterverkehr die Hauptrolle spielt, gleichwohl möglichst nach den Formen des Geld- und Kreditverkehrs zu regeln.

Diese Neigung hat vor allem den Warenspekulationshandel hervorgerufen. Bei diesem Handel ist es der Hauptsache nach die Absicht, gewisse Waren für Lieferung in fernen Zeiten oder an fernen Orten oder aber auch in und an beiden zugleich zu kaufen und zu verkaufen. Es ist also der Versuch, gegenüber einer bestimmten Ware Raum und Zeit dadurch auszuscheiden, daß beide willkürlich, wenn auch innerhalb der durch die Verkehrsorganisation gegebenen Möglichkeiten, auf einen in der Zukunft liegenden Zeitpunkt bezogen werden: was natürlich

voraussetzt, daß man für diesen Zeitpunkt vermutungsweise einen Preis festsetzt und mit diesem rechnet, „spekuliert". Natürlich kann sich ein solcher Handel, der bekanntlich heute eine außerordentliche Rolle spielt, nur in Zeiten eines allumfassenden und strenggeregelten Nachrichtenwesens, ferner einer starken Ausbildung der Kreditformen und kaufmännischer Verfügungsfreiheit über große Kapitalien entwickeln; er ist daher in seiner vollen Ausbildung recht eigentlich ein Ergebnis der jüngsten Entwicklung.

Am klarsten und folgenreichsten tritt der Charakter dieses Handels im eigentlichen Terminhandel hervor. Dieser Handel beruht darauf, daß man im Spekulationshandel alle Lieferungen auf ähnliche Termine und auf gewisse, überall gleich abgestufte Qualitäten fungibler Stapelgüter einrichtet und die Verträge für diese Lieferungen auf uniforme Beträge, z. B. 50 oder 100 Tonnen Weizen, zuschneidet. Auf diese Weise entstehen in diesen Verträgen Papiere, die nun in der Zeit zwischen dem Abschlusse des Lieferungsvertrages und dem Vollzuge der Lieferung wieder von Hand zu Hand gehen und von Leuten gekauft werden können, die durch eine ihrer Ansicht nach richtigere Vorausberechnung der wirklichen Preise, als sie der Vertrag aufweist, am Termine der Lieferung glauben einen Gewinn erzielen zu können. Man versteht, daß durch einen solchen Handel dem ursprünglichen Spekulanten ein großer Teil seines Risikos in der Berechnung des zur Verfallzeit wahrscheinlichen Preises abgenommen und auf die Schultern derjenigen verteilt wird, die den Vertrag weiter von Hand zu Hand verhandeln: alle diese Zwischenhände übernehmen in der Feststellung des ihrer Meinung nach vorhandenen wirklichen Wertes des Lieferungsvertrages einen Teil der Gefahr. Das Termingeschäft bildet damit für den Spekulationshandel zugleich eine Art von Versicherung gegen die Gefahr, die dadurch entsteht, daß in diesem Handel mit entfernten Zeiten und Orten gerechnet werden muß, deren wirkliche Gelegenheit nicht sicher übersehen werden kann. Notwendig aber ist er zur Ausgleichung der Preise einer Gütermasse, die, unter der einmal bestehenden Verkehrshöhe, die ganze Welt umfaßt und doch nicht an sich von überallher nach allen

Seiten hin in gleicher Frist oder gar gleichzeitig zu gleichen Preisen lieferbar ist: zur Ausgestaltung mithin eines eigentlichen und wo möglich einzigen Weltmarktes für Waren, die dieser Art der Behandlung zugänglich sind[1]. Dies sind aber gerade die wichtigsten aller Waren: Getreide, Rohstoffe der Industrie, vor allem Eisen und Stahl, Bergwerksprodukte, vor allem Kohlen: im allgemeinen die fungiblen Stapelgüter, von denen eine bestimmte Menge nach Güte und Masse durch eine andere Menge gleicher Quantität und Qualität ersetzt werden kann. Gegenüber solchen Waren also hebt der moderne Nachrichtenverkehr nicht bloß die Zeit, sondern gleichsam auch den Raum auf; dieser hinkt zwar sozusagen nach und schafft darum gegenüber dem Nachrichtenverkehr Zeitdifferenzen, aber die Spekulation geht mit Erfolg darauf aus, vermöge von Vermutungen, die in Werte umgesetzt werden, diese Wirkungen des Raumes zu vernichten. Und es versteht sich, daß den Handelsplätzen, an denen diese Manipulationen heimisch sind, dadurch größere Zufuhr und zahlreichere Nachfrage, in Summa eine wesentliche Belebung des Verkehrs erwächst.

Aber auch für Waren, die sich nur schwer dem Spekulationshandel unterwerfen, ist der moderne Handel ein ganz anderer geworden als früher: vornehmlich wegen der weiten Entfernungen von Käufer und Verkäufer, um die es sich immer mehr handelt. Hier bediente man sich früher des alten Zwischenhandels: verkaufte an einen Kaufmann in mäßiger Entfernung, der dann wieder die Bedürfnisse einer weiteren Entfernung kannte und weiter verkaufte, u. s. w. Diese Art des Zwischenhandels ist in ihren Anfängen uralt und reicht mit ihren Wurzeln auf deutschem Boden zurück bis in die germanische Zeit; im 18. Jahrhundert aber und noch später waren die

---

[1] Daß sich an diesen Handel noch viele Mißbräuche knüpfen, ist bekannt. Sie lähmen den nivellierenden Einfluß des Terminhandels. Dauernden und sicheren Schutz gegen diese schädigende Wirkung kann nur kaufmännische Selbsthilfe bringen: wird sie aber auch gewiß bringen und hat sie schon weithin gebracht.

Großkaufleute des deutschen Binnenlandes, ja auch der Seestädte an erster Stelle Zwischenhändler.

Jetzt, mit dem modernen Wirtschaftsleben, beginnt diese Art des Zwischenhandels zu verschwinden. Der neue Nachrichten- und Güterverkehr und die neue Raumanschauung erlauben es zunächst, sich mit den schließlichen Käufern oder Verkäufern gewünschter Waren in unmittelbare Verbindung zu setzen. Es ist eine Bewegung, die in Deutschland seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst im Bereiche des großen Binnenhandels beginnt; die Getreidehändler von Breslau und Posen fangen an, mit rheinischen Häusern direkt zu handeln, unter Wegfall der bisher vermittelnden Häuser in Mitteldeutschland; westfälische Hütten lassen den deutschen Nordosten nun von sich aus bereisen und führen landwirtschaftliche und andere Aufträge direkt aus; und der große Holzhandel von Süddeutschland nach Holland wird ein unmittelbarer, die Zwischenhändler in Heilbronn, Mannheim, Köln verschwinden. Später, seit den siebziger Jahren vornehmlich, wird dann auch der alte Zwischenhandel auf internationalem Gebiete immer mehr beseitigt, vornehmlich für den Bedarf an ausländischen Rohstoffen. Für den deutschen Handel bedeutete dieser Schritt speziell eine Emanzipation vornehmlich von England. So wurde z. B. noch in den sechziger, ja achtziger Jahren der deutsche Bedarf an Baumwolle im allgemeinen bei englischen Zwischenhändlern gedeckt. Im Jahre 1899 dagegen betrug die deutsche Einfuhr 330000 Tonnen, und von diesen kamen aus England nur noch 2800; alles übrige war direkt aus den Ursprungsländern bezogen. Bremen hat sich im Verlaufe dieses Umschwunges während der letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu einem der größten Baumwollmärkte Europas neben Liverpool entwickelt und Havre überflügelt; die Einfuhr betrug 1899 324000 Tonnen. Ähnlich steht es mit dem Import von Jute; hier ist Hamburg der Haupthafen für Deutschland geworden und hat zugleich den internationalen Zwischenhandel für das östliche Europa zum guten Teile an sich gerissen.

Drängte aber nun der moderne Verkehr und die durch ihn

umgeformte kaufmännische Voraussicht überall auf unmittelbare Verbindung mit den Käufern oder — namentlich bei Roh-erzeugnissen — Verkäufern der Nähe wie der weitesten Ferne, so war dies, namentlich bei großen Raumunterschieden, nicht möglich ohne einen von dem heimischen Händler abhängigen Kaufmann, der besser als dieser die Gelegenheit des fremden Landes und Ortes und der Ware, sowie der Nachfrage und des Angebotes kannte. Als solche Kaufleute entwickelten sich nun der moderne Geschäftsreisende und der moderne Kommissionär (Vertreter). Blieb dabei der Geschäftsreisende einfacher Beamter des heimischen Hauses, so stand der Kommissionär meist selbständiger da: war zumeist Kaufmann auf eigene Faust und machte eigene Geschäfte, vertrat aber daneben eine Anzahl auswärtiger Häuser. In jedem Falle waren Geschäftsreisende und Kommissionäre die besonders feinfühligen Enden gleichsam der Tastorgane, die das heimische Haus nach allen Seiten hin in Form von telegraphischen und brieflichen Verbindungen ausstreckte. Und es versteht sich, daß unter diesen Umständen der Kommissionshandel in den letzten Jahrzehnten außerordentlich emporgeblüht ist, in der Fremde wie daheim: in der Heimat als Tastorgan des auswärtigen Handels. Indem aber diese Entwicklung eintrat, veränderte sich zugleich der Kommissionshandel vielfach in seiner ganzen inneren Struktur. Das Kommissionshaus, das ursprünglich anderen Firmen zu Diensten gestanden hatte, wurde mit steigendem Kapitalreichtum des Inhabers immer selbständiger; es nahm jetzt von sich aus den Handel — die Beherrschung des Marktes und das Aufsuchen neuer Absatzwege — in die Hand und ward zum wichtigsten Kunden, zum eigentlichen Besteller der großen industriellen Unternehmungen. Es ist eine Entwicklung, die sich für den inneren Markt wie die Fremde in immer größerem Umfange vollzieht; ihre ausgeprägtesten Formen sind in der ersten Richtung das Engrossortiment, das Kaufhaus, in dem z. B. der Kramwarenhändler seinen ganzen Ladenbedarf für den Einkauf zusammenfindet oder der Konfektionsindustrie die vollständige Auswahl der jeweils modernen Posamentfabrikation zur Verfügung steht, und in der zweiten Richtung das

Exporthaus, das sich etwa mit dem Vertriebe von Pianinos nach Australien und Südamerika, von Büchern in die Vereinigten Staaten, von tausenderlei Tand, Spirituosen, alten Gewehren an Völker niedriger Kultur überhaupt beschäftigt. Es ist klar, daß auf diese Weise ein ganz neuer Zwischenhandel erwachsen ist und vor allem noch immer weiter erwächst, ein Zwischenhandel durchaus aktiven Charakters, ein eigentlicher Pfadfinder für den Absatz der Industrie in ihrer modernsten Entwicklung. Im ganzen aber ist mit diesen Organisationen auch für den Handel vornehmlich mit qualifizierten Waren eine Form entwickelt worden, der die Tendenz innewohnt, den geschäftlichen Verkehr auf der Erde zu einem einheitlichen zu gestalten. Daher auch auf diesem Gebiete, wenn auch nicht gleich vollendet wie im Warenspekulations- oder gar im Geldhandel, überall der rascheste Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot: ein großer idealer Weltmarktplatz beginnt auch hier immer entschiedener die Preise zu machen, wie er sie, unter schon recht fortgeschrittener Nivellierung, schon macht für Getreide in Chicago und Mannheim, für Baumwolle in New Orleans, Bremen und Liverpool.

Denn das ist schließlich die klare und unverkennbare Tendenz des modernen Handels: die Umgestaltung der Erde zu einem einzigen großen Markte. Und schon zeigen sich die Vorteile und Nachteile dieses neuen, immer mehr breite Wirklichkeit werdenden Zustandes. Ein ins Unglaubliche gestiegener Wettbewerb reibt die geistigen und sittlichen Kräfte des Kaufmanns fast auf, um ihre äußerste Verfeinerung und Stählung hervorzubringen; und mit den Vorteilen regionaler Preise, die früher nicht selten unter dem Weltmarktpreise blieben, ist für abgelegenere Gegenden zugleich die Furcht beseitigt, daß sie noch von Hungersnöten betroffen oder von starker Kapitalbefruchtung ausgeschlossen sein könnten. Für Europa, das noch immer den Brennpunkt gleichsam und das Zentrum des in Bildung begriffenen Einheitsmarktes abgibt, ist es ein Zustand, der vornehmlich in der Preisbildung der Stapelartikel günstig gewirkt hat: in den beiden Jahrzehnten von 1876 bis 1896 ist in

abgerundeten Zahlen Eisen für den Doppelzentner von 92 auf 62 Mark, Baumwolle von 132 auf 62, Wolle von 480 auf 274, Seide von 5600 auf 3900, Zinn von 244 auf 124, Blei von 32 auf 19, Zucker von 56 auf 19, Kaffee von 175 auf 67, Reis von 34 auf 20½, Weizenmehl von 31 auf 19 Mark gefallen[1]. Und charakteristisch war dabei, daß der Preisrückgang im Binnenland empfindlicher war als in den Seestädten und an den dem Weltmarkt näher gelegenen Handelsplätzen; hier hatte er sich schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts langsam vorbereitet, während er sich auf das Binnenland seit Anfang der siebziger Jahre ziemlich unvermittelt übertrug.

[1] Vgl. dazu auch die Zusammenstellungen in den Vierteljahrsheften der Statistik des D. Reiches 1902, I.

# V.

1. Der vorige Abschnitt hat über die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens berichtet, soweit es sich um den Güteraustausch handelt; von Transportmitteln und Verkehrswegen, von der Organisation des Verkehrs, von der Höhe des Austausches und den modernen Betriebsformen ist die Rede gewesen, und die Wandlungen der seelischen Elemente sind aufgedeckt worden, die dieser Entwicklung ebenso zu Grunde lagen wie sie aus ihr hervorgingen. Es sind die Kulissen gleichsam des großen Theaters der modernen Wirtschaft, die damit zunächst aufgestellt wurden, und schon haben wir einige Szenen auf dieser Bühne sich abspielen sehen.

Jetzt gilt es, die verwandte Entwicklung der Gütererzeugung zu betrachten und von ihr aus tiefer als bisher in Wesen und Entfaltung des modernen Wirtschaftslebens einzubringen.

Wir beginnen dabei mit der Geschichte der modernen Stoffveredlung, der Industrie. Denn auf dem Gebiete der Urerzeugung, der Landwirtschaft, hat das neue Wirtschaftsleben im allgemeinen erst später eingegriffen. Gewiß hat die Landwirtschaft in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten große Wandlungen durchgemacht: so große, daß sie im allgemeinen viel mehr Menschen ernähren konnte als früher; die außerordentliche Vermehrung der deutschen Bevölkerung in dieser Zeit und noch darüber hinaus ist vornehmlich ihr zu verdanken. Allein die landwirtschaftlichen Fortschritte von Schubart von Kleefeld bis auf Thaer und noch ein wenig darüber hinaus vollzogen sich doch noch nicht auf der Grundlage der modernen wissenschaftlich-technischen Entwicklung, sondern waren in weit

höherem Grade noch Errungenschaften einer Praxis, die in ihren Wurzeln schließlich aus der Dreifelderwirtschaft und aus dem Gegensatze zu ihr hervorgegangen war. Es ist die höchste Blüte früherer Entwicklungen, nicht aber eine moderne Erscheinung, die uns in ihnen entgegentritt.

In der Stoffveredlung drangen die Prinzipien der modernen Technik zuerst da ein, wo eine uralte und weitverbreitete Industrie früher in das Manufaktursystem eingetreten war. Dies war in der Textilindustrie der Fall; und das klassische Land dieser frühesten Umwälzung war England.

In der Textilindustrie zuerst erhielten Arbeitsmaschinen Bedeutung, Errungenschaften der großen mechanisch-technischen Bewegung seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Naturgemäß knüpften sie an die alten Spinn- und Webwerkzeuge an. Statt der Drehspindel und des im Webstuhl durch das Fach gesteckten Schützen wird die Mule-Jenny (Spinnmaschine) in der Zeit von 1765 bis 1774 erfunden und ausgebaut und der mechanische Webstuhl 1785 erfunden und 1801 verbessert; dazu wird später der Selfactor eingestellt. Diesen Maschinen folgen dann tausend weitere Verbesserungen und neue Einrichtungen; ständig ist die Textilindustrie Heimat einer starken technischen Entwicklung geblieben. Insbesondere hat die Gewebstechnik in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder starke Fortschritte gemacht. Beim Jacquardstuhl brachte man es dahin, daß an einem Gewebe fünfzehn verschiedene Farben nach Belieben angewendet werden können; in der Sammetweberei fertigt man heute am selben Stuhl drei Breiten nebeneinander und über ihnen noch drei Breiten (zu 40 bis 45 Zentimetern), so daß jedes Stück mit den andern zugleich gemacht werden und ein Weber mit einer Maschine wöchentlich 120 Meter Ware liefern kann. Dabei haben sich die Erfindungen, von England ausgehend, allmählich über alle Industrieländer verbreitet, und längst schon haben diese auch an der Verbesserung der textilen Arbeitsmaschinen teilgenommen.

Außerhalb der Textilindustrie sind die frühesten und wichtigsten Arbeitsmaschinen für die Bearbeitung des Eisens her-

gestellt worden und wiederum anfangs namentlich in England. Brachte doch das neue Zeitalter vor allem das Eisen als Nutzmetall zu Ehren, als das eigentliche Metall der zwangsläufigen, der Maschinenbewegung. Und so mußte auch seine Bearbeitung der höchsten, eben noch denkbaren technischen Vervollkommnung unterworfen werden. Der erste Dampfzylinder, den Watt gießen ließ, war an dem einen Ende 5 Millimeter weiter als am anderen. Wie würde heute dergleichen noch möglich sein? Die Differenz darf nicht mehr als einen halben Millimeter betragen.

In England traten schon um die Wende des 18. und in den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts die grundlegenden Erfindungen für die genauere Eisenbearbeitung zu Tage: die Metalldrehbank mit dem Support von Henry Maudsley, mit dessen Hilfe es erst gelang, die geometrische Form genau, sicher und leicht herzustellen, dann die Zylinderbohrmaschine, die Feil- und Eisenhobelmaschine, die Kreisschere und die Blechbiegemaschine. Wie anders lagen da um diese Zeit die Dinge noch in Deutschland! Da hatte der Metallarbeiter noch keine Hobel- und Bohrmaschinen; er mußte z. B. Gewindspindeln noch aus freier Hand schneiden und lange eiserne Wellen wie ein Holzdrechsler drehen; im allgemeinen stand ihm nicht viel mehr als Drechselbank und Drillbohrer zur Verfügung. Und noch in den vierziger Jahren war es der Stolz des deutschen Maschinenbauers, eine gerade Gußfläche mit dem Meißel herzustellen oder geschmiedete Wellen mit Meißel und Feile gangbar zu machen. Indes allmählich verbreiteten sich auch in Deutschland die genannten englischen Maschinen, und neben ihnen brachen sich, langsamer, andere Maschinen Bahn, so die Fräsmaschine, die in unseren Tagen für die Kleineisenindustrie grundlegend geworden ist, und die für die Bearbeitung runder Flächen heute auch kaum noch entbehrliche Schleifmaschine. Für die Erfindung neuer Maschinen aber kam neben England und den Vereinigten Staaten neuerdings auch Deutschland stark in Betracht.

Wie aber die Textilindustrie und die Eisenindustrie ihre

Arbeitsmaschinen erhielten, so neben ihnen allmählich alle wichtigeren Gewerbe. Da stellten sich die Näh- und Stickmaschinen ein, als interessantere von beiden vielleicht die von Heilmann in der Schweiz 1840 erfundene Stickmaschine, die, seit Mitte des Jahrhunderts in den schweizerischen Stickkantonen, Appenzell, St. Gallen, angewandt, seit 1857 auch im sächsischen Erzgebirge Eingang gefunden hat. Da entwickelten sich ferner die Strickmaschine und der Strumpfwirkerstuhl mit dem Rundstuhl für Trikotagen. Da zog nicht minder das Heer der Rohstoffbearbeitungsmaschinen ein für Holz und Leder, für Wolle und Baumwolle, für Eisen und Blech. Da ergab sich die Unsumme der maschinellen Einrichtungen für Müllerei, Brauerei, Brennerei, Zuckerindustrie; für Gerberei, Sattlerei, Schuhmacherei, Buchbinderei; für Bautischlerei, Möbelfabrikation und Holzindustrie überhaupt u. s. w.

Alle diese Maschinen aber bedurften, von Anbeginn, starker Kräfte, um sie in Bewegung zu setzen und das in ihnen steckende Kapital in regelmäßigem Betriebe auszunutzen. Vermochten das die uralten Wasserräder oder die angeblich in Deutschland gegen Ende des 11. Jahrhunderts erfundenen Windräder oder selbst auch Pferdekräfte im Göpelwerk? Erst die Dampfmaschine machte die frühesten Arbeitsmaschinen wahrhaft flott, wie sie recht eigentlich auch erst die Erfindung der späteren ermöglichte.

Nun hat man die Dampfkraft zu allen Zeiten höherer und mittlerer Kulturen gekannt; unser Mittelalter hat sie z. B. bei Ingangsetzung der sogenannten Püsteriche ausgenutzt. Allein schon das war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts neu, daß man ernsthaft mit ihr zu experimentieren begann; es sind die Anfänge einer technischen Richtung, die aus der Mechanik in die Thermophysik überleitet. Und schließlich kam man bereits in diesem Jahrhundert der Idee der Dampfmaschine mit dem Papinschen Apparate von 1690 leiblich nahe.

Allein nicht in herumtastendem bloßem Experimentieren werden die großen Erfindungen gemacht. Das Bedürfnis, das deutlich empfundene oder das geahnte, muß hinter dem Versuche stehen und den Geist des Erfinders leiten und befruchten.

Von diesem Gesichtspunkte her hat die Erfindung der Dampfmaschine mit dem Papinschen Topfe wenig zu tun. Die Anfänge führen hier vielmehr auf das Bedürfnis nach Pumpen, nach Wasserhebemaschinen zurück, das seit dem 17. Jahrhundert namentlich im englischen Bergbau lebendig geworden war. Wie wünschenswert hier ein billiger Motor war, ergibt sich daraus, daß z. B. um 1700 in einem einzigen Bergwerke 500 Pferde an Göpeln gingen, um Wasser zu heben. Da baute Savery im Jahre 1698 eine Maschine, in der Dampf zur Förderung von stündlich 1200 Liter Wasser benutzt wurde. Und an ihre Stelle trat dann 1704 die verbesserte Maschine von Newcomen; sie hatte neben dem Dampfkessel schon einen Zylinder mit Kolben und einen Balancier, an dem das Pumpgestänge saß, war also eine bereits recht vollkommene Pumpmaschine.

Diese Maschine hat dann Watt studiert, als es sich ihm darum handelte, für die ersten großen Arbeitsmaschinen der Textilindustrie einen geeigneten Motor zu finden, und an ihr in den Jahren etwa 1770 bis 1780 diejenigen Verbesserungen angebracht, deren sie zu diesem Zwecke bedurfte. So entstanden die ersten wirklichen doppelt wirkenden Niederdruckdampfmaschinen: aus der Pumpmaschine war der Prototyp aller späteren Dampfmaschinen entwickelt; und noch heute tragen selbst unsere vollendetsten Dampfmaschinen, wenn man von den erst neuerdings wichtiger gewordenen Dampfturbinen und Verwandtem absieht, deutlich die atavistischen Spuren der Pumpmaschine.

Watts Niederdruckmaschine war, nach unseren Begriffen und bereits nach denen der Generation von etwa 1810, erst ein sehr mäßiger Motor. Schon um 1800 wurden weit über ihre Konstruktion hinaus in England Hochdruckmaschinen bis zu vier Atmosphären Druck gebaut. Dabei ließ sich denn in der sogenannten Compound- oder Verbundmaschine das Prinzip der Hochdruckmaschine mit dem der Niederdruckmaschine vereinigen und dadurch ein besonders leistungsfähiger Motor herstellen: er erscheint in England seit 1804. Von da ab bis zur Gegen-

wart mit ihren Vierfachexpansionsmaschinen bis zu 12 und 15 Atmosphären Druck und 20 und mehr Tausend Pferdekräften sind dann freilich noch außerordentliche Verbesserungen gemacht worden; und gerade in den letzten Jahrzehnten haben sich infolge neuer Erfindungen in der Konstruktion die Kosten der Dampfkraft selbst und der Pferdekraftstunde um 40 % vermindert, während sich die Leistungen gleichzeitig noch um vieles erhöhten.

So ist denn die Dampfmaschine noch immer ein jugendfrischer Motor; und die später hinzugekommenen Kraftmaschinen haben ihn einstweilen noch nicht verdrängt. Denn diese sind bisher der Regel nach nur unter besonderen Verhältnissen brauchbar, wie die Gasmaschine oder die Heißluftmaschine, oder sie bedürfen wieder, um in ihrer besonderen Art voll zu wirken, eines Antriebes, wie die Dynamos; und dieser Antrieb wird dann zumeist wieder von der Dampfmaschine genommen, wenn auch bei den Dynamos neuerdings die Energie des fallenden Wassers immer stärker in Wettbewerb tritt.

In Summa ist es also fast immer jene besondere Art der chemischen Energie, welche durch die in den Kohlen aufgespeicherte Kraft der Sonnenstrahlen repräsentiert wird, die unseren Motoren zu gute kommt. Chemische Energie überhaupt aber ist die technisch brauchbarste, weil konzentrierteste und am leichtesten überall verwendbare Energieform. Ist sie es nicht schließlich, die, in der Form mannigfacher Nahrung, die natürlichen Maschinen der Tiere und des Menschen in Bewegung setzt? Und eben darin, daß sie jetzt auch für die Bewegung künstlicher Maschinen eingespannt wird, besteht der Kern der naturwissenschaftlich bedingten Fortschritte der modernen Technik. Von diesem Standpunkte aus versteht man die allgemeine Bedeutung der Chemie für die jüngste Entwicklung. Speziell aber kommt die Chemie auch noch als die Kunst der Stofftrennung und Stoffvereinigung da, wo diese letzte Arbeitsprozesse bedeuten, in Betracht.

Und hier ist es die Behandlung des großen Nutzmetalles des Zeitalters, des Eisens, durch die sie am frühesten eingreift. Nicht als ob das Eisen nicht schon früher als wichtigstes

industrielles Nutzmetall erkannt und verarbeitet worden wäre. Der Aufschwung der Montanindustrie, der gegen Schluß des Mittelalters namentlich auch in Deutschland eintrat und sich im 16. Jahrhundert fortsetzte, wurde zu einem nicht geringen Teile sogar schon dem Bedürfnis nach größeren Mengen besser raffinierten Eisens gerecht. Und dieses Zeitalter war auch schon in der Lage, der Zukunft wertvolle Einrichtungen speziell zum Betrieb der Eisenindustrie zu vermitteln: so die Aufbereitung der Erze durch das Schlemmverfahren und vor allem den Schmelzprozeß im Hochofen. Allein die moderne Entwicklung beginnt doch erst im 18. Jahrhundert; und wiederum ist es England, wo sie sich am frühesten vollzieht. Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus war hier, wie anderswo, die Erzeugung von Eisen an den alten Hochofen gebunden gewesen: an die Hitzegrade, die aus Holzkohle unter Einwirkung eines ziemlich ursprünglichen Gebläses gewonnen werden konnten. Das Ergebnis war demgemäß gering und zudem, bei steigenden Holzpreisen, nur unter Aufwendung immer größerer Kosten zu erreichen. Demgegenüber bedeutete es einen ersten Fortschritt, als in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts statt der Holzkohle Steinkohle und zum Ersatz dieser bald auch Koks verwendet wurden. Es waren die Anfänge einer ersten Entwicklung der modernen Eisenindustrie, die ihren Abschluß mit der Raffinierung des Roheisens im Puddelprozeß und mit der Entkohlung des Eisens in geschlossenen Flammenöfen unter mechanischer Verrührung fanden.

In Deutschland wurde diese ganze Summe von Fortschritten, sowie die Verarbeitung des Eisens mit Dampfhammer und Walzwerk der Hauptsache nach erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgenommen; bis dahin herrschten noch der alte kleine Hochofen und das alte Hammerwerk, dessen scharfen Ton man namentlich in den Mittelgebirgen noch aus so manchem Walde erklingen hörte. Von nun ab aber vollzog sich die Entwicklung ziemlich gleichmäßig, wenn auch der Hauptaufschwung erst mit den sechziger bis achtziger Jahren eintrat. Nachdem schon Ende der dreißiger Jahre die Laurahütte in

Schlesien treffliches Walzeisen erzeugt hatte und dann seit den vierziger Jahren die rheinischen und westfälischen Walzwerke mit dem Profileisen und großen Puddlingsblechen den Engländern erfolgreich entgegengetreten waren, handelte es sich jetzt besonders um die Erzeugung und Verwendung von Stahl. Da hatte noch in der Mitte des Jahrhunderts Alfred Krupp große Schwierigkeiten, den Gußstahl, seine Erfindung, gegenüber den Engländern zur Geltung zu bringen. Daneben verbreiteten sich, langsam anfangs, darauf immer schneller, in Deutschland jene drei englischen Erfindungen, welche die modernste und vielleicht radikalste Umgestaltung der Eisen- und Stahlindustrie gebracht und vor allem auch die deutsche Fabrikation begünstigt haben: der Bessemerprozeß, das Thomas-Gilchrist-Verfahren und der Martinsprozeß. Bessemer lehrte 1856, Roheisen in geschlossenen birnförmigen Räumen (Konvertern) durch Zuführung erhitzter Luftmengen aus einem starken Gebläse ohne Anwendung von Menschenkraft in Stahl verwandeln. Dies Verfahren konnte aber nur bei besten, fast phosphorfreien Erzen angewendet werden. Darum bedeutete es eine wesentliche Verbesserung, als Martin im Jahre 1865 den Schmelzprozeß auch für weniger brauchbare Erze durch Zusatz von Alteisen ermöglichte. Phosphorreiche Erze indes, wie sie gerade in Deutschland in den Minetteablagerungen Lothringens und Luxemburgs wie von Ilsede sehr verbreitet sind, ließen sich auch jetzt noch nicht auf einfache Weise nutzbar machen. Da führten Thomas und Gilchrist im Jahre 1879 den basischen Bessemerprozeß ein; und die Aufnahme dieses Verfahrens, das brauchbare Produkte auch aus phosphorreichen Erzen liefert, gab gerade der deutschen Industrie den mächtigsten Aufschwung: jetzt erhoben sich überall jene umfangreichen Anlagen, deren Betrieb dem Laien mit die großartigsten industriellen Bilder und malerische Eindrücke von unvergleichlicher Gewalt hinterläßt, — des majestätischen Eindruckes nicht zu gedenken, den ein Gebläse dieses Verfahrens auch dem Ohre gleich dem Donnern eines an steiler Küste langhin brandenden Meeres vermittelt.

Später, als die thermochemische Technik, die der Haupt-

sache nach mit der Raffinierung der Metalle verknüpft blieb, und namentlich in Deutschland recht spät, dann aber um so gewaltiger hat sich das entwickelt, was man im speziellen Sinne chemische Industrie nennt.

Die Anfänge liegen hier in England und auch in Frankreich, wenn auch Deutschland schon früh gelegentlich einmal mit Erfindungen eingegriffen hat, ohne indes zu ihrer gewinnreichen praktischen Verwertung zu gelangen; so ist z. B. die Entdeckung der wirksamen Stoffe in den altbekannten pflanzlichen Heilmitteln, dem Opium u. s. w., der Alkaloide, von einem Deutschen, dem Apotheker Sertürner in Einbeck, im Jahre 1816 ausgegangen, wie denn überhaupt Apotheker in diesen Frühzeiten die Chemie mächtig gefördert haben. In den ersten Perioden aber der chemischen Technik, die man bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts rechnen kann, handelte es sich, nach Anfängen bereits im 18. Jahrhundert, zuerst um die Darstellung starker Mineralsäuren und Alkalisalze, dann, seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, um die Verwertung pflanzlicher Alkaloide zu Heilmitteln (Morphium, Strychnin, Chinin, Nikotin, Atropin), sowie um die künstliche Darstellung des Ultramarinstoffes. Deutschland war in diesen Zeiten allenfalls ein wenig mit an der Ultramarinfabrikation beteiligt; in den dreißiger Jahren wurde sie in Nürnberg und Wermelskirchen betrieben; auch die fabrikmäßige Darstellung von Soda nach dem Leblancschen Verfahren, die Stärke- und Dextrin- sowie die Zündhölzchenfabrikation und die Herstellung des Wasserglases breiteten sich aus. Im ganzen aber hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch Frankreich die Führung. Dort zählte man im Jahre 1850 schon 547 chemische Fabriken mit 5947 Arbeitern, während in deutschen Statistiken dieser Zeit der chemischen Industrie häufig noch gar nicht gedacht ist und in Preußen im Jahre 1846 nur 179 chemische Fabriken mit 2207 Arbeitern vorhanden waren. Und auch die englische Konkurrenz war der deutschen durchaus überlegen.

Da änderte sich die Lage von Grund aus seit etwa den sechziger Jahren. Was der deutschen Industrie in dieser Zeit

machtvoll zu Hilfe kam, das war der Aufschwung der deutschen chemischen Wissenschaft. Gewiß hatte diese schon seit den zwanziger und dreißiger Jahren in hohem Grade selbständig zu arbeiten begonnen, und dies war nicht geschehen, ohne daß der Industrie daraus Vorteile hätten erwachsen können; so ist das Phenol (Karbolsäure) und das Benzol in den dreißiger Jahren von Runge und von Mitscherlich in Berlin entdeckt worden. Aber entscheidend griff die Wissenschaft doch erst später ein. Jetzt begannen die deutschen Chemiker unter der Anleitung ihrer großen Meister, eines Liebig, Wöhler, Bunsen, A. W. Hofmann, Kekulé, damit, die Stoffe und vornehmlich auch gewisse Rückstände anderer Fabrikationen auf ihre industrielle Ausnutzbarkeit systematisch durchzuprüfen, und der Erfolg war außerordentlich. Ungeahnte Fortschritte wurden in der Ersetzung natürlicher Stoffe durch künstliche gemacht, so namentlich auf dem Gebiete der Farben: an die Stelle des Krapps, der Cochenille, des Indigos, des Blauholzes traten die Anilinfarben (1856 bezw. 1858), die Alizarinfarben (1868), das Indigotin (1880) u. s. w. Und in der Ausnutzung dieser Entdeckungen erhob sich die deutsche chemische Industrie zum ersten Male selbständig über die Leistungen Frankreichs und Englands: der Übergang zur Massenfabrikation auch feinerer Erzeugnisse wurde erfolgreich gemacht; und neben den Fabriken entstanden große industrielle Laboratorien mit einer Besetzung von Hunderten wissenschaftlich arbeitender Chemiker.

Diesem Aufschwung ist seitdem eine noch höhere, jüngste Periode gefolgt: in der elektrolytischen Gewinnung von Gold, Kupfer und Zink, in der synthetischen Darstellung von Parfümerieen, zuerst des Vanillins, in der Fabrikation neuer Heilmittel aus Steinkohlenteer (Phenacitin, Antifebrin, Antipyrin u. s. w.), in der Herstellung des Saccharins und der konzentrierten Nährstoffe, in der fabrikmäßigen Gewinnung von Bakteriengiften hat sie Triumphe aufzuweisen. Und schon erscheinen innerhalb der chemischen Industrie ganz andersartige weitere Fortschritte in naher Aussicht, so namentlich die industrielle Ausnutzung einzelner katalytischer Prozesse.

In den Jahren 1882 bis 1895 hat sich die Zahl der in der deutschen chemischen Industrie beschäftigten Personen um 61 vom Hundert vergrößert; sie betrug im Jahre 1895 115000, und die Gehälter und Löhne dieser gewaltigen Schar stellten einen Wert von 129 Millionen Mark dar. Dabei entfiel auf einen Arbeiter der chemischen Industrie eine Produktion im durchschnittlichen Jahreswerte von etwa 8000 Mark: dem Zehnfachen etwa des entsprechenden Wertes bei einem Arbeiter der Stein-, Ton- oder Glasindustrie.

Im übrigen würde man den unmittelbaren Einfluß der Chemie auf die Entwicklung der modernen Erzeugung viel zu gering anschlagen, wollte man ihn bloß in der eigentlichen chemischen Industrie suchen. Vielmehr gibt es wohl kaum irgend einen wichtigeren Vorgang der Stoffveredlung, der nicht von der Chemie befruchtet worden wäre; wir haben das vor kurzem an der Metallurgie kennen gelernt, wir hätten es auch an der Textilindustrie verfolgen können, die seit der Erfindung der Kunstbleiche mit Chlor (1785) vor allem in der Bleicherei und Färberei durch die Fortschritte der Chemie aufs tiefste beeinflußt worden ist.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Industrie, — fast noch tiefer sind diese Beeinflussungen in der Urproduktion, insbesondere auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewesen; und soll man einen Vergleich wagen, so übertreffen sie an Bedeutung wohl all die landwirtschaftlichen Umwälzungen, die aus der Einführung von Arbeitsmaschinen hervorgegangen sind. Das erste entscheidende Moment war hier die Schaffung der Agrikulturchemie durch Liebig (1840). Sie entwickelte die Lehre des Stoffersatzes für den Boden. Ihr folgte die Einführung der konzentrierten Düngemittel; 1843 waren die Staßfurter Kalisalzlager entdeckt worden, im Laufe der fünfziger Jahre wurde ihre Ausbeutung wichtig; dazu kam seit der Einführung des Thomas-Gilchrist-Verfahrens in den achtziger Jahren eine starke Quelle für Phosphorsäure in der Thomasschlacke, in den Abfällen der Eisenverhüttung; und der einzige noch aus fernem Lande, in der Form von Chilisalpeter zu beschaffende, für die Landwirt-

schaft wichtige Stoff, der gebundene Stickstoff, wird wohl auch bald daheim in künstlicher Weise erzeugt werden können. Ermöglichte es die Agrikulturchemie, die Vorgänge der Pflanzennahrung infolge ihrer wissenschaftlichen Durchdringung ganz anders als bisher, viel sparsamer und zugleich doch intensiver zu befruchten, so trat neben sie bald, ebenfalls durch Liebig begründet, die Tierchemie. Durch beide aber hat sich der landwirtschaftliche Betrieb seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr umgewandelt: ein rechnerisches, kaufmännisches, ja spekulatives Element ist dadurch in ihn hineingekommen, wie es z. B. in der willkürlichen Behandlung der Fruchtfolge oder in der Züchtung der Tiere bald auf Fett oder Fleisch oder Milchertrag je nach den Aussichten des Marktes hervortritt.

Neben der allgemeinen Landwirtschaft sind es aber namentlich die landwirtschaftlichen Nebengewerbe gewesen, die der Einwirkung der Chemie unterlagen. Von ihnen ist neben der Brauerei, die hier wohl nur uneigentlich genannt werden könnte, übrigens durch die wissenschaftliche Reinzucht der die Hefe bildenden Bakterien auch eine Wandlung erfahren hat, die Branntweinbrennerei das älteste. Ursprünglich an die Erzeugung aus Wein geknüpft, erlebte sie eine erste Umbildung durch die Entdeckung, die schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gemacht wurde, daß man auch aus Getreide und Kartoffeln Branntwein darstellen könne. Indes ging aus dieser technischen Erfahrung nicht alsbald eine eigentlich wirtschaftliche Umwälzung hervor; vielmehr blieb die Brennerei noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend in kleinen Händen. Aber bald darauf, seit der Einführung neuer chemischer Kenntnisse in das Brennverfahren, begann der Großbetrieb; und nach 1870 stieg mit der Erfindung des Druckkessels zum Dämpfen von Kartoffeln die Zahl der Großbrennereien allein in den ostelbischen Gebieten um das Fünffache. Es waren die Jahre, da der deutsche Sprit, seit den sechziger Jahren auf dem Weltmarkte von größerer Bedeutung, den französischen Sprit zu schlagen suchte: eben in der Zeit, da die deutsche Landwirtschaft durch die fremde Getreidekonkurrenz mehr bedroht zu

werden begann. Dieser Aufschwung währte das ganze achte Jahrzehnt hindurch; dann freilich kamen, infolge von Änderungen der französischen und spanischen Gesetzgebung, schwere Zeiten für die deutsche Überproduktion; und noch diesseits des 19. Jahrhunderts sind sie nicht überwunden.

Neben die Brennerei stellte sich, ebenfalls seit den vierziger und fünfziger Jahren und vornehmlich im Nordwesten, Norden und Nordosten, die Zuckerfabrikation. Daß man aus Rüben Zucker gewinnen könne, war allerdings schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem deutschen Chemiker Markgraf entdeckt worden. Aber praktische Versuche begannen doch erst gegen Ende dieses Jahrhunderts; 1799 wurde die erste Zuckerfabrik zu Kunnern in Schlesien errichtet. Und selbst im Jahre 1836 betrug die Erzeugung erst 1400 Tonnen. Von nun ab aber begann eine Periode rascher Entwicklung; schon im Jahre 1866 belief sich die Erzeugung auf 70000 Tonnen; gegen Schluß des Jahrhunderts ist sie auf mehr als anderthalb Millionen Tonnen gestiegen. Der Rohrzucker ist dabei schließlich aus Deutschland so gut wie ganz verdrängt worden; eine lebhafte Ausfuhr von Rübenzucker hat sich entwickelt; und dennoch ist in derselben Zeit der Zucker innerhalb der deutschen Grenzen aus einem Genußmittel fast zu einem Nahrungsmittel auch der niederen Klassen geworden. Freilich waren auch die technischen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten noch außerordentlich; von einem Hektar Acker, der mit Rüben bebaut war, wurden gewonnen 1873—77: 22 Doppelzentner; 1888—92 aber 36 und 1897—98 gar 39 Doppelzentner.

Inzwischen aber, vornehmlich im Verlaufe des letzten Menschenalters, sind zu den alten landwirtschaftlichen Nebengewerben noch eine ganze Anzahl neuer getreten oder alte in ganz anderen Formen entwickelt worden: so namentlich Gewerbe der Tone und Erden aller Art von der Ziegelei bis zur Fayencefabrikation und eine immer mannigfaltigere Holzindustrie. Innerhalb dieser ist wohl keine Entwicklung lehrreicher als die der Holzpapierfabrikation. Zu Anfang der siebziger Jahre kam der Holzschliff auf und der auf chemischem Wege zubereitete

Stroh- und Nadelholz-Zellstoff; später lernte man die Zellulose im Wege des Sulfitverfahrens herstellen. Damit war es möglich, aus Holz Papier zu machen für minder dauerhaften Verbrauch: Zeitungspapiere, Packpapiere u. s. w. Eine ganz neue Industrie von großer Ausdehnung entwickelte sich, teils als landwirtschaftliches Nebengewerbe, zum Teil auch, namentlich in den Waldgebirgen, in selbständiger Form; und die Erzeugung nahm in solcher Ausdehnung zu, daß sie schließlich zu Krisen und starkem Falle der Papierpreise führte. —

Die jüngste der großen belebenden Kräfte der modernen Erzeugung ist in der Elektrizität gegeben. Was sie charakterisiert, ist die besondere Beweglichkeit und Umformungsfähigkeit ihrer spezifischen Energie. Elektrische Kraft von heute kann in außerordentlichen Ausmessungen wie in recht kleinen Einheiten abgegeben werden; sie kann aufgespeichert und ohne zu großen Verlust weithin befördert werden, um an fernen Orten Verwendung zu finden; sie läßt sich leicht in die Energieformen des Lichts, der Wärme und des Magnetismus, in chemische Energie und mechanische Bewegung verwandeln. Sie ist, in ihrer modernen Form, recht eigentlich der greifbare Beweis und sozusagen der technische Ausdruck des Gesetzes von der Umwandlung und der Erhaltung der Energie; und in ihrer Wandelbarkeit und Beweglichkeit ist sie dazu berufen, die starke Zwangsläufigkeit der älteren, namentlich der mechanischen Kräfte durch freiere Formen der Energieanwendung wenn auch nicht aufzuheben — denn auch sie ist zwangsläufig —, so doch zu mildern und im praktischen Gebrauche gelegentlich fast verschwinden zu lassen.

Erst im Verlaufe der letzten anderthalb Generationen hat die Elektrizität allgemeiner diese wirtschaftliche Bedeutung erhalten. Bis in die sechziger Jahre hinein ließen sich gleichmäßige Ströme elektrischer Energie nur auf galvanischem Wege erzeugen; und diese waren so schwach, daß sie die Anwendung der Elektrizität in der für sie charakteristischen Form allgemeiner nur im Telegraphen gestatteten. Sollte die Verwendung umfassender werden, so bedurfte es zunächst der Her-

stellung starker konstanter Ströme. Nun konnte man auf dem Wege der Induktion seit den dreißiger Jahren wohl leidlich starke, indes nur momentan sich äußernde Energie erzielen. Die Aufgabe war also, diese Energie einmal noch zu verstärken, vor allem aber zu einer stetig strömenden zu machen. Das eine leistete das von Werner Siemens im Jahre 1867 gefundene Prinzip der Dynamomaschine, das andere der Grammesche Ring (1869): von nun ab war es möglich, durch irgend eine Kraft, sei es die des Wassers, wenn es auf ein Rad oder in die Turbine fällt, sei es die der Dampfmaschine, oder auf sonst irgend eine Weise eine Dynamomaschine in Bewegung zu setzen, die dann ihrerseits einen starken, konstant fließenden Strom elektrischer Energie in Drähten dahin abgeben konnte, wo man ihn brauchte. Unter diesen Umständen trat nur noch eine letzte Frage auf: die nämlich, wie sich diese Kraft in ihrer hohen Spannung wirtschaftlich und das heißt in Zustände viel niedrigerer Spannung hinein verteilen lasse. Die mit diesem Probleme gegebenen, ziemlich verwickelten Aufgaben wurden in den achtziger Jahren gelöst, während in eben diesen Jahren auch die Dynamomaschine wesentlich verbessert wurde. Und die Probe auf kleinere Versuche der Lösung wurde im Jahre 1891 gelegentlich der elektrischen Ausstellung in Frankfurt am Main gemacht: es gelang, von Laufen am Rheinfalle einen starken elektrischen Strom ohne allzu großen Verlust bis Frankfurt zu leiten und dort in so viele schwache Ströme aufzulösen, als man deren bedurfte.

Indem nun dies Problem gelöst ward, wurde die fernwirkende und kraftverteilende Eigenschaft der Elektrizität erst recht, auch außerhalb des Telegraphen, der menschlichen Kultur dienstbar gemacht. Und zugleich trat damit die Frage in eine ganz andere Beleuchtung, inwiefern der Antrieb für die Dynamos billig zu beschaffen sei. Denn jetzt war es möglich, die elektrische Energie weit ab von dem Orte zu erzeugen, wo sie gebraucht wurde: z. B. in der Nähe von Kohlenbergwerken, wo das Brennmaterial für die antreibende Dampfmaschine billiger zur Verfügung stand, oder noch besser in den stillen Tälern des Hochgebirges, wo die Kraft fallenden Wassers für

denselben Antrieb oft noch völlig ungenutzt zur Verfügung stand. Damit traten dann für Länder solcher Wasserkräfte Aussichten auf eine ganz neue industrielle Entwicklung auf, so für alle Teilhaber der Alpen: Österreich und Italien und die Schweiz und vor allem Frankreich, dem außerhalb der Alpen noch in den Pyrenäen und Cevennen die wertvollsten Wasserkräfte zur Verfügung stehen; weniger dagegen für Deutschland, dessen Mittelgebirge, verwitterte Reste einst viel höherer Bildungen, mit ihren sanften Lehnen und hochliegenden und doch breiten Päßen weit weniger energische Bewegungsformen des Wassers aufweisen.

Im ganzen aber kam es jetzt darauf an, die neu erhaltene Energie auch zu neuen Wirkungen auszunutzen. In den Vordergrund trat dabei anfangs die Erzeugung von Licht. Denn hier war eine reichliche Zahl von Vorarbeiten vorhanden, die nur auf die Möglichkeit wirtschaftlich lohnender Verteilung starker und konstanter Ströme gewartet hatten, um ausgenutzt zu werden. Schon im Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Davy mit 2000 galvanischen Elementen den elektrischen Lichtbogen hervorgebracht, und später war es gelungen, ihn auch etwas weniger kostspielig herzustellen. Jetzt erschien es einfach, das Bogenlicht billig zu erzeugen, und rasch kamen mehrere Systeme, so von Jablochkoff, von Bruth, von Siemens und Halske auf. Und ungefähr gleichzeitig (1879) gab Edison dem Glühlicht seine verwendbare Form. Damit war dann freilich für einige der älteren Beleuchtungsarten, die besseren Kerzen, die Öllampen auch in der hochentwickelten Form der Moderateure, die Petroleumlampe, die sich mit Ende der fünfziger Jahre in Deutschland verbreitet hatte, ein neuer überlegener Konkurrent erwachsen. Aber galt diese Überlegenheit auch gegenüber dem Leuchtgas? Das Leuchtgas, schon Ende des 18. Jahrhunderts als „philosophisches Gas“ bekannt, hatte sich in den deutschen Großstädten seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in zahlreichen wertvollen Installationen eingebürgert: sollte es jetzt den Kampf gegen das elektrische Licht ohne weiteres aufgeben? Seit Ende der siebziger Jahre entbrannte ein heißes Ringen

zwischen beiden Lichtarten, das mit der Erfindung des Auerlichtes (1878) begann und noch im alten Jahrhundert bis zum Teslalichte (1895) und zur Nernstlampe (1897) geführt hat, ohne daß so völlig sicher zu sagen wäre, wer von den beiden Gegnern bisher besser den Platz behauptet hätte. Im übrigen: haben die neuen Lichtarten, hat insbesondere das elektrische Licht wirklich eine grundstürzende Umwälzung hervorgebracht? Man kann am Ende nicht viel mehr tun, als die Nacht zum Tage machen, und was an Lichtstärken über den einfachsten Zweck der Beleuchtung hinaus erzeugt wird — Leuchtturmlicht, Scheinwerfer, Lichteffekte auf Bühnen u. s. w. —, gehört schließlich doch nur einzelnen Richtungen der modernen Kultur an.

Wir sehen hier dieselbe Wirkung der elektrischen Energie, die wir bereits auf dem Gebiete des Verkehrswesens kennen gelernt haben: im Sinne bloßer Kraftäußerung verstärkt sie im allgemeinen nur die Wirkungen der bisher schon in den menschlichen Dienst gestellten natürlichen Kräfte; Neues schafft sie nur da, wo sie als verteilend in Frage kommt. Das ist bisher, soweit es sich um das Verkehrswesen handelt, durchaus einleuchtend auf dem Gebiete des Telegraphen, bemerkenswert auch auf dem der elektrischen Bahnen zu Tage getreten. Daneben könnte noch eine mehr lokale Kraftverteilung an die stoffveredelnden Gewerbe und an die Urproduktionen (Bergbau, Landwirtschaft) in Frage kommen. Man hat eine Zeitlang gerade hiervon viel erwartet: Sprengung der Zentralisation der Stoffveredlung in den Fabriken mit tausend wirtschaftlichen und sozialen Folgen, mechanische Häuerarbeit, elektrisches Pflügen u. s. w. Allein, wie schon früher einmal kurz angedeutet worden ist[1], bisher vergebens. Und umsonst vermutlich für immer. Die in kleinen Betrieben zu verwendende künstlich erzeugte Energie macht einen zu geringen Teil der allgemeinen Gestehungskosten aus, als daß man die jetzt schon vorhandenen Arten ihrer Beschaffung durch eine neue, der elektrischen Industrie zu gute kommende sollte ersetzen können: es sei denn,

[1] S. oben S. 107 f.

daß veränderte Erzeugungsbedingungen eine starke Verbilligung der elektrischen Energie gestatten würden. Dafür besteht indes zunächst keine Aussicht; vielmehr ist die elektrische Industrie einstweilen anscheinend in eine Zeit ruhigerer Entwicklung gelangt, wie sich schon daraus ergibt, daß sich bereits im späteren Verlaufe des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts typische Formen der lange Zeit noch sehr voneinander abweichenden wichtigsten elektrischen Maschinen einzustellen begonnen haben und neuerdings weniger auf ganz neue Errungenschaften im Maschinenbau als auf sparsame und zuverlässige Arbeit der bestehenden Typen hingearbeitet wird.

Daß aber der Aufschwung der Elektrotechnik allenthalben, und namentlich in Deutschland, während der letzten Jahrzehnte außerordentlich gewesen ist, ist bekannt genug. In der Berufs- und Gewerbezählung des Jahres 1895 finden sich zweiundzwanzig Berufsarten auf dem Gebiete der Elektrotechnik verzeichnet, die der entsprechenden Zählung vom Jahre 1882 noch nicht bekannt waren, und die Zahl der Menschen, welche die neue Industrie schon in diesem Jahre 1895 ernährte, betrug 33000. Darauf haben gerade die letzten Jahre des alten Jahrhunderts noch eine große Steigerung gebracht. Das Netz der elektrischen Bahnen vermehrte sich von 3700 Kilometern am Ende des Jahres 1898 auf 6000 Kilometer Ende 1900; und in Finanzkreisen wurde berechnet, daß das in elektrischen Unternehmungen angelegte Kapital 1898: 240, 1899: 453, 1900: 520 Millionen Mark betragen habe.

2. Es ist ein breiter Weg gewesen, der uns von den ersten Anfängen der modernen Industrie, von der Newcomenschen Wasserhebemaschine bis zum Dynamo der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900, von der primitiven Mule Jenny des 18. Jahrhunderts bis zu dem elektrischen Webstuhl der Gegenwart geführt hat. Dabei sind die Bilder, an denen uns dieser Weg vorüberleitete, weit, weit davon entfernt geblieben, eine irgendwie vollständige Entwicklung der modernen Industrie vorzuführen. Nur darauf kam es an, zu zeigen, wie und zu

welcher Zeit sich in gewissen wichtigen Fällen der Fortschritt vollzogen, und welchen Anteil insbesondere unser Volk an ihm genommen hat. Und allgemeine Eindrücke galt es in dieser Hinsicht zu erwecken, nicht intime Einzelkenntnis zu vermitteln oder gar für das Verständnis der Darstellung vorauszusetzen.

Ist es denn überhaupt möglich, das Ganze der Entwicklung der Industrie, und das heißt im weiteren Sinne die volle Flüssigmachung der modernen Energieen für menschliche Zwecke, völlig zu überblicken: sei es auch nur bis zum Jahre 1840 oder 1860 oder 1880 oder bis zu sonst einer der chronologischen Hauptstufen der modernen Wirtschaftsentwicklung auf deutschem Boden? Würde es hierzu nicht an erster Stelle nötig sein, einmal die Gesamthöhe der dienstbar gemachten Energieen in einer praktisch-statistischen Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft zu ermitteln? Wie aber wäre das möglich? Da müßten ja alle durch die Technik der Nation oder — vergleichshalber — gar der Menschheit zur Verfügung gestellten neuen Energieen, die der Dampfspannung wie des fallenden Wassers, der Elektrizität wie der chemischen Kräfte, auf einen Nenner gleichsam, auf einen einzigen Energieausdruck gebracht werden: und dann gälte es wiederum, zu zeigen, wie sie sich im einzelnen verteilt und Anwendung gefunden haben.

Diese Aufgabe kann aber nicht gelöst werden. Insbesondere entzieht sich die chemische Energie, wie sie sich z. B. im Boden und im Wachstum der Pflanzen auswirkt, und wie sie in den verwickelten physiologischen Prozessen der Tierwelt zu Tage tritt, jeder genaueren Berechnung. Was man heute etwas sicherer in der Hand hat, ist der Hauptsache nach nur die Schätzung der speziell mechanisch-physikalischen Kräfte und auch hier vielfach wiederum nur der Dampfkraft. Diese Energie, soweit sie im Dienste der Menschheit auf der ganzen Erde verteilt wirkt, berechnet man für das Jahr 1840 auf etwa anderthalb Millionen Pferdekräfte, für das Jahr 1900 etwa auf das Fünfzigfache. Dabei nimmt man speziell seit 1870 eine Steigerung auf das Drei- bis Fünffache an. Für die wichtigeren Kulturstaaten insbesondere würde die Zunahme etwa von

12 Millionen Pferdekräften im Jahre 1865 ausgegangen sein und 1878 22, 1900 aber 50 bis 60 Millionen Pferdekräfte betragen haben.

Im allgemeinen hat sich dabei die Dampfmaschine in den kontinentalen Staaten Europas später eingebürgert, als man gemeinhin annimmt. In England hatte man schon um 1810 etwa 5000 Dampfmotoren, in Frankreich wurde diese Zahl erst 1860 erreicht. England ist eben längere Zeit so gut wie allein Träger der modernen industriellen Entwicklung gewesen. Welcher Staat hätte denn, außer England, um 1820 von sich rühmen können, seine Produktivkraft sei in dem letzten Vierteljahrhundert um das Zwölffache gewachsen?

Was Deutschland angeht, so rechnet man für das Jahr 1840 innerhalb des Zollvereins kaum 500 Motoren; in Sachsen, einem schon damals besonders gewerbreichen Lande, gab es noch 1846 im allgemeinen Dampfmaschinen nur für Eisenbahnen, Bergbau, Spinnereien und Maschinenfabriken. In der Tat war zu dieser Zeit innerhalb der deutschen Verhältnisse der Antrieb, zu motorischer Kraft überzugehen, nicht besonders groß. Nach deutschen Preisen war noch in den fünfziger Jahren die mechanische Arbeit von Pferden nur 2⅕ mal, die von Menschen freilich schon 36 mal teurer als die der Dampfmaschine. Dies hing teilweis mit dem Umstande zusammen, daß die Maschinen damals längst nicht so sparsam arbeiteten und so große Kräfte zur Verfügung stellen konnten wie heute. Aber gerade in den fünfziger Jahren erfolgte dann in Deutschland, mit beginnender Selbständigkeit im Maschinenbau gegenüber England, ein erster Anlauf zur Verbesserung und Vergrößerung der Motoren nach Maßgabe der heimischen Verhältnisse; so stieg z. B. in Sachsen die Zahl der Maschinen von 1856 bis 1861 um 82%, die der Pferdekräfte aber um 119%. Und damit war der Anfang zu einer reißenden Entwicklung der motorischen Kräfte gegeben, zumal nun allmählich neben dem Dampfe auch andere Energieen, z. B. Gas, heiße Luft, Elektrizität, in den Dienst menschlicher Arbeit gestellt wurden. Die Entwicklung läßt sich von da ab am besten an der Zunahme der Zahl der Pferde-

stärken aller dieser motorischen Kräfte übersehen: 1873 waren es 1,05, 1895 3,4 Millionen: eine Steigerung von mehr als 220 %. Dabei betrug die Zahl der speziell in der Industrie — also abgesehen namentlich vom Transportwesen — verwendeten Kräfte 1866: 0,19, 1895: 2 Millionen, und die Zahl der Maschinen stieg von 1861: 10400 auf 1895: 92000[1].

Bei der Überschlagung der Wirkungen dieser neuen wohlberechenbaren wie auch der neuen nicht genau zu berechnenden, namentlich chemischen Kräfte innerhalb des menschlichen Dienstes handelt es sich aber nicht allein um die einfachen, soeben mitgeteilten Zahlen: denn diese Zahlen bedeuten im Verlauf der bisher durchmessenen Entwicklung nicht dasselbe. Vielmehr ist es im Laufe der Zeit gelungen, mit denselben Kräften — wie auch mit derselben Zahl der ihnen beigegebenen Menschenkräfte — immer verhältnismäßig mehr zu leisten, indem, abgesehen von einer großen Anzahl minder bedeutender anderer Vorgänge, namentlich zweierlei erreicht wurde: die angewandten Kräfte leisteten mehr nicht bloß in arithmetischer, sondern in geometrischer Steigerung, und die von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden so verbessert, daß sie ebenfalls bei weitem mehr leisteten. Dazu kam noch, daß auch die menschliche Arbeit eine ganz andere, fruchtbarere, innerlich höherstehende wurde; es wird davon später noch ausführlich die Rede sein. Und Hand in Hand damit ging das Bestreben, die immer qualifiziertere und darum auch immer teurere menschliche Arbeit aus den elementaren Arbeitsvorgängen überhaupt möglichst auszuscheiden.

Den deutlichsten Einblick in das, was auf diesem Wege, den Arbeitsprozeß, den physischen (physikalischen und chemischen) wie den menschlichen, immer intensiver zu gestalten, geleistet worden ist, vermittelt wohl die Entwicklung der Eisenverhüttung.

[1] Speziell in Preußen wurden an Dampfmaschinen überhaupt gezählt Pferdekräfte: 1879: 985193; 1889: 1803454; 1899: 3717264, auf die Maschine durchschnittlich Pferdekräfte 1879: 27; 1889: 31; 1899: 41. (Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1900 Heft 1 S. 66.)

Ein Stückofen, wie er noch anfangs des 19. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch war, lieferte täglich nur 1/6 Doppelzentner Eisen; ein Holzkohlenofen brachte es um die Mitte des Jahrhunderts auf 12 bis 18 Doppelzentner; ein Koksofen erzeugte anfangs auch nur 70 Doppelzentner. Mittlerweile ist die Produktionsfähigkeit fast unglaublich gestiegen; heute werden in den Revieren mit ärmeren Erzen, welche früher nicht mehr als 100 Tonnen erbliesen, Leistungen von 150 bis 200 Tonnen erzielt; und da, wo hochhaltiges Erz verhüttet wird, erreichen deutsche Hochöfen Tagesleistungen von 250 bis 350 Tonnen und darüber. Solche mächtige Betriebe erfordern dann freilich auch außerordentliche Mengen von Erz und Kohlen und ein durchaus eingeschultes Arbeiterheer. Zur Erblasung von 250 Tonnen Roheisen muß annähernd das dreifache Gewicht von Eisenerz und Kalkstein und ein gleiches Gewicht von Koks, also eine Masse von rund anderthalb tausend Tonnen Gewicht, binnen 24 Stunden auf die Gicht befördert werden. Es ist die Ladung von mehr als hundert Eisenbahnwagen, und die Verarbeitung erfordert 12 bis 15 Hundert Arbeiter. Dabei ist aber die menschliche Kraft doch ganz anders gespart und ausgeschaltet als früher; die Produktion des einzelnen deutschen Arbeiters im Roheisenzweig hat sich von 1875 bis gegen Schluß des 19. Jahrhunderts mehr als verdreifacht.

Ähnliche Erscheinungen der Intensivierung des Arbeitsprozesses sind auch sonst durchaus nichts Seltenes; soweit die spezifische chemische Energie in Betracht kommt, finden sie sich z. B. sehr anschaulich in der Bierbrauerei, der Brennerei und der Rübenzuckererzeugung. Die technische Durchschnittsleistung speziell in der Zuckerfabrikation ist schon zwischen 1840 und 1865 auf das Fünffache gestiegen; und von 1876 bis 1900 hat dann wieder eine Steigerung um mehr als das Vierfache stattgefunden. Aber auch da, wo fast nur physikalische Kräfte den Ausschlag geben, liegen ähnliche Erfahrungen vor. So im Eisenerzbergbau, wo ein Mann im Durchschnitt der Jahre 1861 bis 1865 100,5, im Jahre 1892 aber 320 Tonnen Eisenerze förderte; oder in der Steinkohlengewinnung, wo ein Arbeiter in der erstgenannten

Periode 185,7, 1892 dagegen 246,6 Tonnen zur Förderung beitrug. In nicht minder hohem Maße haben sich in der Textilindustrie die Warenmassen im Verhältnis zur Anzahl der in ihr erwerbstätigen Personen vermehrt. Wo sind die Zeiten hin, da, im Jahre 1428, in Wesel 342 Webermeister mit ihren Gehilfen 5140 Stück Tuch erzeugten! Nach einer Berechnung Sombarts[1] würden für die Herstellung jener 5140 Stücke, die heutige Monatsproduktion einer großen Fabrik, jetzt zwanzigmal weniger Personen nötig sein. In der Tat ist die Zahl der Textilarbeiter auf deutschem Boden in den letzten Zeiten nur wenig gestiegen, während die Masse der Produkte sich außerordentlich vermehrt hat. Diese Entwicklungstendenz kann unter Umständen dazu führen, daß in Industrieen mit einem beschränkten Absatzgebiete, etwa einem solchen, das der Hauptsache nach nur den inneren Markt umfaßt und keiner großen Steigerung des Verbrauchs fähig ist, geradezu eine Verringerung des Arbeiterbestandes eintritt. So hat z. B. in der Müllerei das Vordringen und die Verbesserung des Maschinenbetriebes von 1882 bis 1895 zu einem Rückgang der Arbeiter um 8 % geführt, trotzdem daß der Verbrauch gleichzeitig sogar noch um etwa 20 % gestiegen ist.

Dabei handelt es sich keineswegs bloß darum, daß durch die Heranziehung unpersönlicher Energie in ihren verschiedenen Formen und Verbesserung der persönlichen die Quantität der Leistungen eine starke Erhöhung erfahren hat: auch die Zeit der Erzeugung ist außerordentlich abgekürzt worden. Man braucht hier noch nicht die beliebten Beispiele aus dem Mittelalter heranzuziehen: den Bau von Domen, der sich durch Jahrhunderte fortsetzte; die Herstellung von kunstgewerblichen Arbeiten, die eine Generation von Künstlern in Anspruch nahm; die Erzeugung einfacher handwerklicher Arbeiten, die ebensoviel Wochen dauerte wie später Tage. Schon Vergleiche zwischen Handarbeit, wie sie noch heute oder vor nicht allzu langer Zeit geleistet wurde, und Maschinenarbeit zeigen, was gewonnen

[1] Moderner Kapitalismus Bd. I S. 141.

worden ist: beim Pflügen verhält sich Handarbeit zu Maschinenarbeit wie 1:37, bei der Nadelfabrikation wie 1:39, beim Garnspinnen wie 1:164. Und nicht minder gewaltig sind die Zeitunterschiede da, wo chemisch-wissenschaftliche Verbesserungen älterer Verfahrungsarten eingetreten sind. So wurden z. B. 10 Tonnen Roheisen durch das Herdfrischen früher in 3 Wochen, so werden sie jetzt durch Puddeln in 3 Tagen, durch Bessemern in 20 Minuten in schmiedbares Eisen übergeführt. Und was die Zubereitung von Häuten zu Leder betrifft, so erforderte sie in der alten Gerberei ein bis anderthalb Jahre, während sie jetzt in der Bottichgerberei in 4 bis 6 Wochen, in der elektrischen Gerberei in 4 Tagen vorgenommen wird. Welche Überraschungen aber gerade auf diesem Gebiete wird uns vermutlich noch eine tiefere wissenschaftliche Einsicht in die katalytischen Prozesse bringen, die eben jetzt erstrebt wird und teilweise schon erreicht ist!

Und diese Abkürzungen der Arbeit haben alle eine starke wirtschaftliche Bedeutung: denn Zeit ist Geld; infolge der vermehrten Umschlagperioden des Kapitals, das in den Rohstoffen steckt, und der verstärkten Ausnutzung der Maschinen steigt der Gewinn, und zugleich wird dem Handel ein Anstoß zu rascherem Vertriebe sowie — da man mangelnde Ware rasch ergänzen kann — zum Halten kleiner Vorräte gegeben: was wiederum Gewinn bedeutet.

Braucht nun noch gesagt zu werden, daß infolge all dieser Vorgänge, neben denen freilich auch noch andere mitwirken, die Masse der in einer gegebenen Zeit erzeugten Waren unendlich viel größer geworden ist als je zuvor? Aber in stärkerem Maße wie für manch anderes Volk gilt diese Beobachtung für das deutsche. Seit den vierziger Jahren hat die deutsche Industrie, insbesondere die Eisen-, Stahl- und Textilindustrie, ihren Erzeugnissen nach mindestens um das Vierfache zugenommen, davon in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in allen Zweigen mindestens um das Doppelte, vielfach auch um das Drei- und Mehrfache. Und die ganze deutsche industrielle Produktion, die um 1860 erst die Hälfte etwa der französischen

betrug, nimmt jetzt in Europa die Stelle sofort nach der englischen, in der Welt nach derjenigen Englands und der Vereinigten Staaten ein. Dabei ist ein Ende der Entwicklung noch nicht abzusehen, sowohl was die technischen Möglichkeiten der Erzeugung angeht wie den Verbrauch der Produkte, das eventuell erst zu weckende Bedürfnis. In letzterer Hinsicht hat man für die Textilindustrie wohl das Folgende ausgeführt. Der Bestand der ganzen Welt an Baumwollspindeln belaufe sich auf etwa 100 Millionen. Demnach komme, die Bevölkerung der Erde auf 1500 Millionen Seelen angenommen, bei der heutigen Baumwollerzeugung auf je 15 Menschen durchschnittlich etwa so viel Garn, als eine Spindel jährlich erzeugen kann. Das sei aber kaum genügend für ein paar Sacktücher. Welche Aussicht also größeren Bedarfs! Was aber die technischen Möglichkeiten erweiterter Erzeugung angeht, so besteht kein Zweifel, daß noch unendlich viel mehr Energie als bisher mobil gemacht werden kann: wonach dann die Einspannung dieser Energie in den Dienst von Arbeitsmaschinen u. s. w. eine Kleinigkeit wäre. Man braucht da noch nicht zu einstweilen so chimärisch erscheinenden Kräftemassen Zuflucht zu nehmen wie den 100 Millionen Pferdestärken, die aus dem tausendsten Teile jener Arbeit zu gewinnen wären, die die Sonne jährlich durch Hebung von Wasser leistet. Hält man sich nüchtern an das zunächst Erreichbare, so ist doch z. B. schon sicher, daß für den Betrieb von Dynamos in Europa und in den Vereinigten Staaten noch über die bereits in Dienst genommenen Kräfte hinaus nicht viel weniger als 400 000 Pferdestärken fallenden Wassers zur Verfügung stehen.

Fassen wir jetzt, was bisher in diesem Abschnitte ausgeführt worden ist, unter einem psychologischen Gesichtspunkte zusammen, so ergibt sich, daß durch all die erzählten Wandlungen unsere Vorstellung von dem, was Kraft ist, aufs einschneidendste geändert worden ist.

Zunächst sind die Quantitäten der gezähmten Naturkräfte, mit denen das letzte Zeit- und Menschenalter rechnen gelernt hat, ganz andere als je zuvor. Sie sind einerseits so groß, daß nur eine an modernen Verhältnissen bereits geschulte Vor-

stellungsgabe sie anschaulich zu fassen weiß; und sie sind anderseits in ihren Wirkungen und ihrer Verteilung unter Umständen so klein und so subtil, daß auch gegenüber dieser Ausdehnung gleichsam ins Mikroskopische die Auffassungsgabe früherer Geschlechter versagt haben würde. Man erinnere sich dabei nur, mit welchen fast unendlich kleinen Größen unsere Präzisionsmechanik praktisch zu rechnen pflegt. Und so hat sich der Kraftbegriff dahin verschoben, daß wir ihm, unter menschlicher Leitung der durch Naturkräfte vermittelten Arbeit, eine Leistungsfähigkeit sowohl ins quantitativ Große wie ins quantitativ Kleine zutrauen, die frühere Geschlechter niemals in ihm gesucht haben.

Damit aber noch nicht genug. Das letzte Menschenalter hat auch bereits in ziemlich hohem Grade die Fähigkeit errungen, die einzelnen Arten der physischen Energie ineinander umzuormen. Das verleibt dem Kraftbegriffe die Vorstellung von einer Verwandlungsfähigkeit ein, die zu jener gegenüber früher unerhört reichen Skala quantitativer Veränderlichkeit auch noch eine praktisch überaus wichtige qualitative Veränderlichkeit hinzufügt.

Nun ist gewiß der neue Kraftbegriff, wie er sich aus den soeben grob angedeuteten Verschiebungen ergibt, noch keineswegs durchaus in Fleisch und Blut der lebenden Generation und aller ihrer Mitglieder übergegangen. Aber immerhin sind bereits, und gerade in den führenden Kreisen, auf Grund dieser Verschiebung der Art des Kraftbegriffes Änderungen des Denkens und Fühlens, der wirtschaftlichen und sozialen Haltung angebahnt, die uns später genauer beschäftigen müssen.

Hier sei jetzt nur noch, alsbald an erster passender Stelle, einem weitverbreiteten Irrtum vorgebaut, der sich leicht an die soeben behandelten Fragen knüpfen kann. Man findet heute nicht selten Betrachtungen wie die folgenden: „In der Industrie arbeiten jetzt in der Welt höchstens etwa 7 Millionen Arbeiter, deren Leistung etwa den zwanzigsten Teil der Leistung der Dampfmaschinen darstellt. Im besten Falle könnten die etwa 1500 Millionen lebender Menschen 10 Millionen Arbeiter stellen, die in ihrer Leistung etwa 15 Millionen Pferdestärken oder

etwas mehr gleichkommen würden: also mehr als der Hälfte der heute von den Dampfmaschinen geleisteten Arbeit." Oder: „Für das Deutsche Reich berechnet man die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen auf etwa das Fünfundzwanzigfache derjenigen der gewerbtätigen Bevölkerung, d. h. auf die Leistung von etwa 255 Millionen Arbeitern."

Solche Vergleiche sind einseitig und geschichtlich gänzlich unbrauchbar. Läßt sich denn die Arbeitskraft eines Menschen überhaupt mit der einer Maschine ohne weiteres vergleichen? Nicht einmal die Muskelkraft! Und wo bleibt die Seele?

Die menschliche Arbeitskraft ist gewiß zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten etwas überaus Verschiedenes; die des modernen Arbeiters z. B. erinnert nach gewissen Seiten hin kaum noch an die des Fronbauern des 18. Jahrhunderts oder die des Hörigen im Mittelalter; sie ist ganz ein Erzeugnis jüngster Vergangenheit. Aber ist die Menschenkraft jemals der einer Maschine gleich, mag diese auch noch so „ingeniös" arbeiten? Die Maschine ist nicht lebendig. Die Maschine schafft nicht an sich Kraft, sie entbindet sie nur, verwandelt sie in andere Form, überträgt sie, konzentriert sie zeitlich und örtlich. Darum ist sie sicher, präzis, gleichmäßig. Aber eben das zeigt, daß sie keine Seele hat, — nicht einmal eine Seele im Sinne der untersten tierischen Lebewesen oder der Pflanzen, auf die wir den Begriff der Seele oder wenigstens des Organismus noch anwenden, geschweige denn gar im Sinne des Menschen, und sei er der niedrigste Australneger oder Papua. Sie kann keine wechselnden Umstände bewältigen, sie kann sich nicht an neue Bedingungen anpassen, sie vererbt nichts und sie erzeugt nichts: sie ist noch fern jedem, auch dem gebrechlichsten Retortenhomunkulus, sie ist und bleibt ihrer Grundanlage nach Produkt und nicht Produktor.

Warum diese Binsenwahrheit hier so ausgebreitet wird? Weil die Behauptung von ihrem Gegenteil recht eigentlich noch eine Signatur ist unserer Zeit. Ein solches, wenn auch unbewußt abgegebenes und, wenn man ernst dagegen auftritt, von niemandem festgehaltenes, dennoch aber immer und immer

wieder auftauchendes Zeiturteil dahin, Maschinenkräfte seien geeignet, Menschenkräfte zu ersetzen, ist nur möglich in einer Periode mechanischer Roheit, die fern ist dem nil humani a me alienum puto. Diese Roheit ist aber auf das soeben erwähnte Urteil keineswegs beschränkt. Sie findet sich wieder in dem für unsere Tage wiederum einmal so bezeichnenden Heroenkult der Überzivilisierten. Denn was bedeutet die Anschauung, daß die Geschichte durch einige Helden gemacht werde, alle übrigen aber nur Nullen seien hinter der Eins dieser Helden — als dauernde Auffassung eine Anschauung sonst niedriger Kulturen —: was bedeutet sie anderes als eine krasse Mechanisierung der geschichtlichen Bewegung zu Gunsten einiger Auserwählter? Charakteristisch aber ist, daß in diesem Heroenkult die sogenannten Sozialaristokraten der höheren Bildung — diese manchmal selbst wenn sie Christen sein wollen! — und die Angehörigen der im besonderen Sinne besitzenden Kreise einander zu treffen pflegen; zu der mechanischen Weltanschauung derjenigen, die veralteten Lehren der Technik und der Naturwissenschaften folgen, stößt das etwas jüngere Denken derer, die in einer Zeit, in der jeder Inhalt bestritten wird, sich nur an die Form, an den Inhaltsträger, an die Person halten und damit, innerlich leer und von mechanischen Auffassungen vorwärtsgetrieben, bei der Idee einer höchsten Person stranden, sei es nun der des Genies oder der des Helden.

Solchen Verirrungen, wie sie hohe Kulturen von Zeit zu Zeit zu erleben pflegen, muß immer wieder die schlichte Wahrheit entgegengehalten werden, daß jeder Mensch eine Seele hat, ein schlechthin Einziges und Unersetzliches: und daß die Tätigkeit keiner einzigen dieser Seelen, mag sie hoch oder niedrig bewertet werden, entbehrt werden kann bei der Schaffung jener Kultur, jener Bildung und Gesittung, deren sich Menschen als höchster Leistung rühmen[1].

[1] Der Heroenkultus blühte wie in den aufgeregten Zeiten des Sturmes und Dranges und der Frühromantik, so vornehmlich wieder

3. In welcher Weise aber haben nun die außerordentlichen und kaum übersehbaren Summen neuer Energie, die dem Wirtschaftsleben dienstbar gemacht worden sind, auf dieses und insbesondere auf die wirtschaftliche Erzeugung eingewirkt? Die Antwort auf diese Frage zerfällt in eine große Anzahl von Unterantworten, denn die Einwirkungen sind keineswegs in jedem Bezirke der Produktion dieselben gewesen.

Zunächst versteht sich von selbst, daß die eigentlich künstlerische Tätigkeit der Einwirkung der neuen Energieen nur wenig unterworfen worden ist. Sie steht an sich dem Kraftbegriff des Wirtschaftslebens fern, insofern man nicht den Techniker zu den Künstlern im weiteren Sinne des Wortes rechnen will, und wird nur da, wo sie in die Materie eintritt, und stärker in denjenigen Kunstzweigen, die sich der Materie und zugleich gewissen Absichten des Wirtschaftslebens entschiedener einordnen müssen, von unmittelbaren Einwirkungen der neuen Energievorräte berührt. Vornehmlich der Fall ist das in der Architektur und im Kunstgewerbe: und in der Tat sind diese beiden in ihrer jüngsten Entwicklung nur aus den Wandlungen der modernen Produktion, einschließlich der sozialen Konsequenzen dieser, zu verstehen. Ganz ohne Einfluß indes

---

im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts. Neuerdings tritt hier und da eine Abschwächung auf, die besonders deutlich zeigt, wes Geistes Kind denn eigentlich jener „sozialaristokratische" Kult ist. Man will „nicht unbedingt auf dem Boden des Heroenkultus stehen", man bemüht sich, auch den „Unscheinbaren" zu schätzen, „falls der Lichtfunke einer bewußten Persönlichkeit in ihm wirksam ist, heiße er Wuz oder Steinklopferhannes, jener Funke, der in dem Heroen zur starken Flamme wird"; und man nennt das „Achtung vor lebendigem und Leben wirk-
dem Menschentum". Da darf man denn doch wohl fragen: wo b[illegible]
das Menschentum der Menschen, die nicht unter die hier im[illegible]
getroffene Auswahl fallen? Sind die nicht Erwählten etwa [illegible]
Hinweg mit dieser inhumanen, unchristlichen, von kaum no[illegible]
Egoismus strotzenden Anschauung: der Anschauung natür[illegible]
die sich allermindestens von „dem Lichtfunken einer be[illegible]
keit" erleuchtet wähnen. Der Anfang aller [illegible]
rückhaltlose und unbedingte Anerkennung der [illegible]
ist: und das heißt: Seele.

bleiben die modernen Produktionskräfte auch auf keinem der anderen Zweige der bildenden und selbst der darstellenden Künste: was hat sich die Malerei unter dem Einflusse der Photographie und der optischen Technik überhaupt, was die Bühnenkunst unter der Einführung des elektrischen Lichtes, was selbst die Lyrik unter der Wandlung landschaftlicher und städtischer Bilder der deutschen Heimat durch Einführung der modernen Energieen geändert[1]!

Freilich: es sind der Hauptsache nach nur mittelbare Einflüsse. Und mittelbar ist auch die Einwirkung auf die gesamte Hauswirtschaft geblieben, insoweit sich diese noch künstlerischen Auffassungen und Tätigkeiten nähert. Nicht minder sind aus demselben Grunde auch die sogenannten Fertigstellungsgewerbe direkt nur insoweit beeinflußt worden, als sich ihre frei menschlichen, wenigstens halb noch künstlerischen und schöpferischen Motive durch eine Fertigstellung ersetzen ließen, die nach Vorschrift mechanisch arbeitet.

Anders dagegen schon auf dem Gebiete der wirtschaftlich okkupatorischen Tätigkeiten. Zwar die ältesten Formen der Jagd, des Fischfangs u. s. w., die heute noch als sogenannte noble Passionen fortleben, stehen dem wirtschaftlichen Tun der Gegenwart zu fern, um von ihm anders als in Nebendingen, z. B. in der Herstellung der Geräte und Waffen, beeinflußt zu sein. Aber daneben stellen sich ganz moderne Formen der okkupatorischen Tätigkeit, wie z. B. die Hochseefischerei, die zu ihrem Dasein durchaus der modernen Kräfte bedürfen; und auf einem, weitaus dem wichtigsten Gebiete der modernen Okkupation, dem des Bergbaues, hat ebenfalls die moderne Kraftanwendung wenigstens in vielen Stücken gesiegt.

Noch viel näher steht den neuen Energieen wiederum die Landwirtschaft. Gewiß gibt es auch hier noch spröde Mächte, die sich der Anwendung der chemischen Energie wie anderer Energieformen im weiteren Maße entziehen: so die Böden in

[1] Über noch innerlichere Zusammenhänge moderner Phantasietätigkeit und modernen Wirtschaftslebens s. Ergänzungsbd. I.

ihren fundamentalen und völlig ausgeprägten Unterschieden von leicht und schwer, von trocken und naß und dergleichen, so das Klima, so die verschiedene Dauer und noch viel mehr der Wechsel der Jahreszeiten. Aber doch tritt schon zu ihrer Umwandlung Agrikulturchemie und Bewässerung und Entwässerung, sowie, wenigstens für gewisse Produkte, Samenverbesserung und Treibhauszucht auf; und in ihrer Einwirkung auf das Transportwesen haben die modernen Energieen den Landbau für den Verkauf seiner Erzeugnisse und damit auch für die Art seines Betriebes weithin vom Boden gelöst.

Selbst auf dem Gebiete der Stoffveredlung sind keineswegs alle Gewerbe gleich stark den modernen Elementen zugänglich. Doch haben hier gerade die wichtigsten und ältesten den Einfluß am mächtigsten verspürt. So vor allem die Spinnerei und Weberei mit ihren weitausgedehnten Verwandtschaftsgewerben und ihnen folgend auch das Bekleidungsgewerbe im engeren Sinne; weiter die Industrie der Metalle ganz in der so wichtigen Gruppe der Halbfabrikate, des Stahls, des Gußeisens, des Walzeisens, des Kupfers, des Zinns u. s. w. und darüber hinaus auch in allen Zweigen der Ganzfabrikate, wo nur immer es möglich ist, diesen den Typ gleichmäßiger Massengüter zu geben. Und neben diesen gewaltigsten aller Industrieen kommen doch auch noch so bedeutende Industriegruppen in Betracht wie die der gewöhnlichen Ausrüstungsgegenstände für die Wohnung, die einer ganzen Anzahl besonders verbreiteter Genußmittel und nicht minder auch die der Mittel zur Bildung.

Man hat wohl gerechnet, daß die Industrieen, die durch den Einfluß der modernen Energieen gefördert worden sind, 40 bis 60 % eines häuslichen Budgets von heutzutage mehr oder minder unmittelbar berührt haben. Aber sollte nicht eine solche Schätzung noch zu gering gegriffen sein? Gewiß ist, daß sich in dem Durchschnittshaushalt der Gegenwart nur wenige Stücke — und diese meistens auch nur infolge Vererbung — vorfinden, die nicht mindestens den indirekten Einfluß der modernen Wirtschaftselemente verspürt hätten.

Die eigentlichste und größte Domäne des Spiels der

modernen Kräfte bleibt freilich noch immer das Verkehrs- und Transportwesen. Erwägt man nun aber, daß Verkehr und Transport wiederum rückwirken auf alles andere wirtschaftliche Tun und vor allem die Landwirtschaft und die Industrie aufs tiefste beeinflussen, so erhält man eben von diesem Standpunkte erst recht wieder, und in verdoppelter Wirkung gleichsam, einen Einblick in die Tiefe und Breite der modernen Elemente der Wirtschaft.

Dabei ist das überall entscheidende Moment der Zug ins Gewaltige der Kraftanwendung und dementsprechend die immer stärkere Entwicklung des Großbetriebes. Wie ist nun diese Entwicklung denkbar ohne reichlich erwirtschaftete und ständig vermehrte Ersparnisse der Nation, ohne ein wachsendes Kapital der Volkswirtschaft und ohne die immer intensivere Entfaltung angeborener Organisationstriebe? Dies aber sind Elemente, in denen auf deutschem Boden gerade während der letzten Zeiten entschiedene Fortschritte aufzuweisen sind.

Daß wir seit 1870 ein verhältnismäßig reiches Volk geworden sind, ist ein heute jedermann geläufiger Gedanke; die Klagen, daß die Franzosen den Deutschen so sehr an materiellen Mitteln voranständen, viele Jahre nach 1870 immer und immer wieder gehört, sind seit geraumer Zeit verstummt. Im ganzen berechnet man für die letzten guten Zeiten die deutschen Ersparnisse auf jährlich etwa 2 bis 2½ Milliarden Mark; sie stehen an sich, soweit sie ökonomisch verwendet werden, zur Vergrößerung der wirtschaftlichen Kraft zur Verfügung. Wieviel davon dann freilich in diesem Sinne Verwendung findet, ist so leicht nicht zu sagen. Im Jahre 1899, in wirtschaftlich günstiger Zeit, hat der Kapitalanspruch der deutschen Börsenemissionen 2266 Millionen betragen; und zwar kamen 30% dieser Summe auf Industrie, Handel und Verkehr, 13% auf die Banken, 19% auf Grund und Boden, 28% auf Verbände öffentlichen Rechts und 10% auf das Ausland[1]. Sicher ist

[1] Nach Eberstadt, Der deutsche Kapitalmarkt (1901). Doch vgl. dazu Spiethoff in Schmollers JB. 25 (1901) S. 1174 ff., und Eulenburg in JBB. f. Nationalök. u. Statistik III, 24 (1902) S. 378.

dabei, daß infolge der enormen Verschuldung des deutschen Grundeigens infolge früherer Entwicklungen, von denen später gesprochen werden wird, gewisse Aufwendungen für die Verzinsung dieser Schuld in weniger rentabler Weise gemacht werden müssen; sie gehen natürlich von den zu rein rentablen Zwecken gemachten Ersparnissen ab. Wie hoch freilich diese Abzüge sind, ist schwer zu sagen. Nach leidlich sicheren Berechnungen hat die Bodenverschuldung bis zum Jahre 1900 die Mindestsumme von 42 Milliarden erreicht. Bei Annahme einer Verzinsung dieser Summe mit 1775 Millionen Mark und einer jährlichen Vermehrung der Verschuldung um 1900 Millionen würde also die Kapitalisierung von Grund und Boden allein mindestens 3700 Millionen Mark jährlich beanspruchen. Von dieser Summe mag indes nur ein geringfügiger Teil in der Tat verloren sein, denn im ganzen handelt es sich bei ihr doch mehr um bloß rechnerische Übertragungen innerhalb des nationalen Vermögens: Grundschuldner und Grundgläubiger pflegen beide Deutsche zu sein.

Neben der Kapitalansammlung zu ständig produktiven Zwecken aber bedarf eine moderne Volkswirtschaft, die der verfügbaren technischen Mittel Herr werden will, auch außerordentlicher Mittel der Arbeitsorganisation: denn nur durch deren Verwendung hindurch kann sie hoffen, der Übermacht der neuen Kräfte Herr zu werden. Und dabei handelt es sich nicht bloß um eine rapide Entwicklung der Arbeitsteilung, um Maßregeln, die Arbeit zu einer kontinuierlichen zu machen, um Raum- und Zeitersparnis, kleinsten Kräfteverbrauch, steigende Betriebsausdehnung zur Verminderung der Generalunkosten und dergleichen mehr, — sondern namentlich auch um richtige und weitgreifende Arbeitsvereinigung, ja um mehr als das, um einen Vorgang, den man Arbeitsverkettung nennen und vielleicht am besten an dem Beispiele der wissenschaftlichen Arbeitsentwicklung verdeutlichen kann. Die wissenschaftliche Arbeitsteilung ist bekanntlich besonders weit vorgeschritten; weniger unterrichtete Leute pflegen wohl gar zu sagen, die Gelehrsamkeit sei im Spezialistentume untergegangen. Bei dieser intensiven Entwicklung hat sich nun

gezeigt, daß ein Spezialist, je tiefer er in seinen besonderen Gegenstand eindringt, um so mehr auf die unzähligen Berührungspunkte eben dieses Gegenstandes mit anderen stößt: und eben hierdurch vorwärtsgetrieben wird, sich wieder aus der Spezialbeschäftigung heraus zu „universalisieren". Dies ist der Vorgang, der sich als Arbeitsverkettung bezeichnen ließe: organisch und von unten her, aus der Arbeit selbst, nicht aus deren oberer Organisation durch einen Leiter macht sich das Bedürfnis der Arbeitsvereinigung geltend. Eine solche Arbeitsverkettung ist nun eine der bezeichnendsten Erscheinungen des neueren deutschen Wirtschaftslebens; und sie findet ihren Ausdruck in der erstaunlichen Zunahme der Zahl und der Bedeutung der Nebenberufe, wie sie eine Vergleichung der Angaben der großen Berufszählungen von 1882 und 1895 zu Tage fördert. Denn Versenkung in einen Spezialgegenstand in dem Sinne, daß dieser auch in den Beziehungen zu seiner Nachbarschaft voll mit erfaßt wird, wird immer am ehesten Sache solcher Arbeiter sein, die nicht nur ihn, sondern auch diese Nachbarschaft berufsmäßig kennen: also zwei Berufen angehören. Auch in der Wissenschaft tritt die Arbeitsverkettung mit am deutlichsten in den zahlreichen Kombinationen zweier oder noch mehrerer Arbeitsgebiete, z. B. der Physik und der Chemie oder der Geschichte und der Nationalökonomie, zu Tage.

Daneben ist aber auch die Arbeitsteilung während der letzten Menschenalter aufs höchste gewachsen. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts überstieg die Zahl der Berufe, vornehmlich der industriellen, auch in den größten deutschen Städten kaum einige Hundert. Die Berufszählung vom Jahre 1895 aber, die freilich die soziale Schichtung weit intensiver erfaßte, als es die Beobachtungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts getan hatten, mußte mit 10300 Berufsbezeichnungen arbeiten; und ein großer Teil dieser Bezeichnungen gehörte erst den letzten Jahrzehnten an.

Dieser Zunahme der Arbeitsteilung entsprach dann, wie stets im Verlaufe der Wirtschaftsgeschichte, ein nicht minder starkes Wachstum der organisatorischen Arbeitsvereinigung; ja gerade dieses Wachstum wurde für den nächsten und äußeren

Anblick der modernen Wirtschaft besonders charakteristisch. Denn sein natürlichster Ausdruck ist die alsbald auffallende Entwicklung des Großbetriebes. Am glänzendsten trat diese Entwicklung hervor im Verkehrswesen: hier wirkte außer dem Bedürfnis der Arbeitsvereinigung der innere Drang alles Verkehrs zur Zentralisation noch besonders vereinheitlichend. Eisenbahnen, Posten, Banken, Börsen sind daher immer mehr Gebiete des Großbetriebes geworden. Aber auch in den gewerblichen Betrieben ist der Übergang zum größeren und großen Betrieb das durchaus Regelmäßige, ja fast Ausnahmslose. Im Jahre 1861 gab es im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches erst 4000 gewerbliche Betriebe mit mehr als je 50 Arbeitern. Seitdem ist diese Zahl längere Zeit hindurch ziemlich stetig um 7,5 % jährlich gewachsen; 1875 betrug sie 7800. Später aber war die Steigerung noch stärker. Trennt man für die Entwicklung der Zwischenzeit zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895, die eine Übersicht über die Betriebsverhältnisse in besonders günstiger Weise gestatten, die Betriebe in Mittelbetriebe mit 11 bis 50 beschäftigten Personen, Großbetriebe mit über 50 Personen und größte Betriebe mit über 1000 Personen, so haben die Mittelbetriebe in diesen Jahren um 51 %, die Großbetriebe um 68 % und die größten Betriebe um 78 % zugenommen[1].

Konnten nun aber all diese Vorgänge, diese tiefen Wandlungen in dem Betriebe der Landwirtschaft wie der Industrie und schließlich auch der Verkehrsanstalten — kurz diese Umwälzungen auf dem ganzen Gebiete des Technisch-Wirtschaftlichen ohne Einfluß auf die allgemeine Entwicklung des Wirtschaftslebens bleiben? Offenbar mußten die Formen dieses Wirtschaftslebens sich ändern. Und diese Änderung wiederum mußte ihren schon halb und halb ins Soziale hinüberführenden Ausdruck finden in verschiedenen entwicklungsgeschichtlichen Stufen der modernen Wirtschaftsform — der Unternehmung.

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Troeltsch, Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben (1899) S. 58—59.

# VI.

1. Wir haben früher, in der Geschichte der allgemeinen Wirtschaftsstufen und der deutschen Wirtschaftsentwicklung bis zum 19. Jahrhundert im besonderen[1], das Wesen der Unternehmung kennen gelernt. Roh und mechanisch ausgedrückt ist die Unternehmung aus der Verbindung kaufmännischer und gewerblicher Tätigkeit entstanden: Kaufleute, die sich bis dahin nur mit dem Warenaustausch, dem Handel, beschäftigt hatten, griffen in die Warenerzeugung ein, indem sie die von ihnen vertriebenen oder zum Vertrieb in Aussicht genommenen Waren unter ihrer Aufsicht und unter Einführung ihres Kapitals in den Produktionsprozeß auch erzeugen ließen; Gewerbtreibende griffen in die Handelstätigkeit über, indem sie die von ihnen und bald auch die von ihresgleichen erzeugten Waren zugleich vertrieben. Es waren Vorgänge, die vereinzelt bis ins hohe Mittelalter zurückreichen, die dann in einem so hohen Maße, daß sie für die Volkswirtschaft wenigstens vorübergehend schon charakteristisch wurden, im 15. und 16. Jahrhundert auftraten, die sich aber im 17. und 18. Jahrhundert, ja noch darüber hinaus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs so entschieden entwickelten, wie es nach dem Fortgang im 15. und 16. Jahrhundert zu erwarten gewesen wäre. Das, was ihre weitere Entfaltung aufhielt, war an erster Stelle jene starke Verminderung der Kapitalbildung, die in Deutschland und vielfach auch sonst in Europa seit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts eintrat, veranlaßt wohl vornehmlich durch Verschiebungen der internationalen Handelswege und durch das

---

[1] S. oben S. 12 ff., insbesondere S. 47 ff.

Nachlassen solcher Aussichten auf leichten und großen Gewinn, wie sie namentlich aus einer Tätigkeit im Fernhandel hervorgingen[1].

Man sieht hier, wie sehr die Entwicklung einer Volkswirtschaft der Unternehmung zunächst von der Zunahme der nationalen Ersparnisse abhängig ist. Gewiß ist das Kapital an sich nicht das spezifisch treibende Element des modernen Wirtschaftslebens: denn Kapital irgend welcher Art hat es zu allen Zeiten einigermaßen entwickelter Wirtschaft gegeben, und nur quantitativ zunächst, nicht qualitativ ist die moderne Wirtschaft, soweit ihr Kapitalreichtum in Betracht kommt, von früheren Wirtschaftsformen geschieden. Vielmehr ist die Tatsache, daß Gewerbe und Handel ineinander übergehen, daß sie die eine Erwerbs- und Betriebsform der Unternehmung zu bilden beginnen, und daß eben diese Form jetzt beherrschend auftritt, die eigentlich charakteristische der neueren Wirtschaft. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß diese Form sich zu voller Höhe nicht entwickeln kann ohne starke Kapitalaufwendungen: daß sie mithin für die Stufen ihrer Entfaltung abhängig ist von der Bedingung eines steigenden Vorrates von produktiv zu verwendendem Kapital.

Insofern war es für die Durchbildung eines vollen Zeitalters der Unternehmung von großer Bedeutung, daß die Steigerung mindestens des Produktivkapitals, die das 15. und 16. Jahrhundert gebracht hatte, spätestens im 17. Jahrhundert aufhörte; der regelmäßige Entwicklungsgang einer Volkswirtschaft der Unternehmung wurde dadurch unterbrochen.

Wodurch ward es nun aber im 19. Jahrhundert möglich, daß er wieder aufgenommen wurde? Dies ist die Stelle, an der nunmehr all die in den letzten Abschnitten erzählten Tat-

[1] Außerdem hat im Laufe des 16. Jahrhunderts wenigstens in Deutschland der Kapitalverbrauch speziell zu produktiven Zwecken stark nachgelassen: Verluste des deutschen Kapitals vornehmlich in französischen und spanischen Anleihen. Die Rolle der Landwirtschaft in der Verfallszeit der deutschen Volkswirtschaft seit Mitte des 16. Jahrhunderts ist noch nicht aufgeklärt.

sachen erst rechten Zusammenhang und volles inneres Leben erhalten —: die technische Entwicklung ist es gewesen, die, im Sinne einer ungeheuren Kapitalbildung wirkend, vor allem jenen Fortgang des Wirtschaftslebens der Unternehmung hervorgebracht hat, den die Zeitgenossen bewundern. Denn was sind die technisch gewonnenen Kräfte im Grunde anderes als neues Kapital?

Im Sinne der Wirtschaftsgeschichte ist jede neue Kraft, jede bisher ungenutzte Energie, die der Volkswirtschaft nutzbringend einverleibt wird, ein Kapital. Dabei kann dieses Kapital aus den Überschüssen einer in regelmäßigem Fortgang befindlichen Volkswirtschaft gewonnen werden: man wird es dann als ein Ersparnis bezeichnen können. Oder aber es kann dadurch gewonnen werden, daß plötzlich neue Naturkräfte dem wirtschaftlichen Dienste des Menschen zugänglich gemacht werden: dann kann man von Okkupationskapital sprechen. Dabei verschlägt es nichts, daß der logische Unterschied zwischen Ersparniskapital und Okkupationskapital nur ein relativer und polarer ist: im Grunde beruht auch jede Ersparnis auf Okkupation. Wirtschaftsgeschichtlich ist der Unterschied trotzdem wesentlich, wie ein kleiner Ausflug in die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung alsbald ergeben wird. Was machte da die ursprüngliche wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen aus? Eine Verbindung von eigenem Tun mit irgend etwas natürlich Gegebenem: roheste Okkupation z. B. durch Aufheben eßbarer Früchte, in weiterem Fortschritt okkupatorische Tätigkeit durch Erlegen von jagdbaren Tieren u. s. w. Dann ergab sich, in Zeiten schon viel höherer Entwicklung, die Okkupation der mütterlichen Erde zur Weide von Herdentieren und zum Anbau bestimmter Gewächse: eine Okkupation, die sehr langsam von vorübergehender Beschlagnahme zu voller Seßhaftigkeit fortschritt. In allen diesen Fällen war das Okkupierte schließlich nach modernen Begriffen eine Vereinigung natürlicher Gegebenheiten mit menschlicher Arbeit: denn schon das Okkupieren, noch mehr natürlich das Festhalten war Arbeit. Hörte nun aber diese Art der Kapitalbildung mit der Okkupation jungfräulichen Landes zu Zwecken der Weide und des Ackerbaues auf? Keineswegs! Sie

schritt fort; und in tausend Zügen der heimischen, deutschen Entwicklung kann ihre weitere Entfaltung beobachtet werden: in so groben wie den Übergängen zum Bergbau, zur Ausbeutung von Lagern besonderer Stoffe, wie Torf oder Raseneisenstein oder Minette, zur Ausbildung der Flüsse zu Transportwegen, und in so feinen wie der Heimatlichmachung — fast möchte man mit einem neuen Sinne des Wortes sagen: Verheimlichung — des Bodens in der Lokalisierung von tausend Märchen und Sagen wie in der Entfaltung eines künstlerischen Genusses an Leuten und Landschaft. In allen diesen Fällen handelt es sich um die Entwicklung einer neuen Gewalt, einer geistigen oder einer materiellen, über gewisse Gegebenheiten der Natur — um die Bewahrheitung des Paradieseswortes, daß der Mensch herrschen soll auf Erden. Und so schematisch diese Entwicklung hier auch dargestellt sein mag, eins geht aus dem Gesagten dennoch hervor: diese Gewalt wurde allmählich in der Richtung entfaltet, daß sie der Natur immer intensiver zu Leibe ging, daß sie ihr immer feinere, immer stärker differenzierte Kräfte abrang.

Und in der Entwicklung dieses Prozesses sollte die Entstehung der modernen Naturwissenschaften keine Epoche gemacht haben? Eben die Naturwissenschaften waren es, die den Weg eröffneten zu einer ganz anders intensiven Beherrschung der Natur, als sie etwa der Bauer draußen ausübt hinter seinem Pfluge und in den schweren Arbeitsstunden der Ernte; eben sie wiesen hinein in das innere Gemach der Kräfte, ja schließlich der Kraft selber. Und die Technik war es, die den Weg gangbar machte, die die Pforten erschloß und der Menschheit die Schlüssel einer neuen Herrschaft darbot. Das ist das neue große Kapital, ein Okkupationskapital neben allen regulären Ersparnissen der Nationen an ihren Einnahmen und an ihrer Kraft, mit dem die moderne Welt wirtschaftet: ein Kapital von ungeheuerlicher Größe, soweit es schon angeeignet ist, und darüber hinaus von offenbar noch keineswegs völlig bekannten Grenzen. Über die Germanen hatte einstmals Tacitus berichten können, das nationale Hauptkapital, der Grund und Boden,

sei von ihnen noch nicht völlig angeeignet, geschweige denn schon völlig beherrscht: et superest ager. Die Gegenwart kann von den neu erschlossenen Naturkräften Ähnliches hoffen: auch ihr gelten noch in übertragenem Sinne die taciteischen Worte.

Stellt aber die moderne naturwissenschaftlich-technische Entwicklung der Entfaltung eines Wirtschaftslebens der Unternehmung in ihren Energieformen eine Möglichkeit der Kapitalbildung zur Verfügung, hinter deren Wucht und Größe jede andere Art der modernen Kapitalbildung durch Erwirtschaftung und Rücklage, und mag sie noch so bedeutend sein, verschwindet, so wird man verstehen, wie der Charakter eben dieses neu errungenen Kapitals nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die Durchbildung der Unternehmung überhaupt geblieben ist.

Welches ist nun dieser Charakter? Hier steht ganz im Vordergrunde der Satz, daß jede der einzelnen wirtschaftlichen Energieen sich schließlich als auf die eine Energie zurückführbar erwiesen hat. Das heißt doch: im letzten Grunde und prinzipiell lassen die naturwissenschaftlichen Errungenschaften der letzten zwei bis drei Menschenalter nur noch eine Art der Unternehmung zu: die, welche mit zwar in ihren Formen variabler, aber einheitlicher Energie arbeitet und diese sowohl für die Erzeugung wie den Vertrieb ausbeutet. In der Tat können daher auch alle Arten der freien Unternehmung technisch auf den letzten Ausdruck einer einzigen Kraftbetätigung gebracht werden. Natürlich nicht, daß deshalb etwa das bunte Bild wirtschaftlichen Lebens verloren gegangen wäre; im Gegenteil: es ist reicher, breiter und gleichsam wimmelnder geworden als je zuvor, da man jetzt, eben wegen der Reduktionsfähigkeit der Energieen auf eine Form, die Möglichkeiten der Kombination und Permutation der einzelnen Energieen ganz anders kennt und wirtschaftlich ausbeutet als früher.

Aber diesem Kaleidoskop der Praxis entspricht die prinzipielle Einheit der Grundlage: und das eben gibt dem neueren Wirtschaftsleben den Zug des Großartigen. Von diesem Gesichtspunkte aus bedarf es jetzt aber für uns der Zurückführung auch der Ergebnisse der früheren Abschnitte auf noch einheit-

lichere Anschauungen, als sie bisher gewonnen sind. Sind wirklich veränderte Zeitvorstellung, neue Raumanschauung und höherer Kraftbegriff — jene Einheitsbegriffe, auf die sich die moderne Wirtschaftsentwicklung, psychologisch betrachtet, bisher bringen ließ — letzte, unter sich nicht weiter ausgleichbare Elemente? Man sehe nur ein wenig zu, und man wird bemerken, daß dem keineswegs so ist: veränderte Zeitvorstellung wie neue Raumanschauung sind nichts als Ergebnisse einer veränderten Kenntnis und eines veränderten Gebrauches der natürlichen Energie: sie eben wirkt sich in dem neuen Verkehrswesen aus: und sind mithin nur Teilvorstellungen des einen wahrhaft neuen Begriffes, des Begriffes der Kraft. Und man halte diesen Nachweis nicht etwa für eine bloße Spintisiererei, für ein ödes Klappern mit Begriffen. Aus diesen durchaus lebendigen und innerlichst treibenden Zusammenhängen ergibt sich, daß in der Zeit der freien Unternehmung zwischen Geschäften, die mehr dem Transport gewidmet sind, und mehr industriell gefärbten Geschäften, in denen die neuen Kräfte direkt in den Dienst der Erzeugung gestellt werden, prinzipiell und wirtschaftlich-entwicklungsgeschichtlich kein Unterschied mehr besteht: sie sind ein nur äußerlich etwas verschieden gefärbter Ausdruck im Grunde ein und derselben modernen Unternehmungsform, die man, wiederum innerhalb der Epoche der freien Unternehmung, als die der energetischen Unternehmung bezeichnen könnte. Darum bestehen auch zwischen ihnen keinerlei rechtliche, sittliche, wirtschaftliche oder sonst tatsächliche Schranken, ja die Übergänge sind so leise, daß sich gelegentlich schwer sagen läßt, ob ein Unternehmen mehr dem Verkehr oder der Gütererzeugung angehöre. Und wie häufig ist gar die Verkoppelung beider Motive! Ja sie ist recht eigentlich ein modernstes Zeichen jener Entwicklung, die zu einer auch äußerlichen Einheit jeglicher Art der energetischen Unternehmung fortschreitet. Dahin gehören die neueren Verbindungen von Großindustrie, Reederei und Landtransportwesen, wie sie in den wegen ihres kolonialen Charakters besonders rasch vorwärts schreitenden Vereinigten Staaten besonders lebhaft entwickelt sind, dahin, um

kleinere Anfänge zu nennen, die schon ziemlich früh auftretenden Kombinationen von Eisenbahnen und bergbaulichen Unternehmungen oder auch Unternehmungen der Fremdenindustrie (Hotels u. s. w.), dahin auch Transportveranstaltungen wie jene der Firma Krupp, welche die reichen spanischen Erze in eigener, wohlorganisierter Schiffahrt bezieht.

Aber auch im einzelnen hat die Kapitalbildung der technischen Energieen die Entwicklung des freien Unternehmens vielfach beeinflußt; am meisten natürlich da, wo ihre Entwicklungstendenzen mit denen der Unternehmung zusammenfallen. Weitaus die wichtigste Beobachtung in diesem Zusammenhange muß der Entfaltung des quantitativen Charakters der Unternehmung gelten. Da ist schon früher eingehend gezeigt worden[1], wie jede Kombination von Gütererzeugung und Gütervertrieb bereits seit Jahrhunderten vor allem auf die Masse der Ware hat sehen müsse: denn der Gewinn ergab sich in diesem Falle aus einem erweiterten Vertrieb, was notwendig eine Erzeugung der Ware nach quantitativen Rücksichten voraussetzte. Es ist der große Gegensatz, in den die Produktion der Unternehmung alsbald zu der Gütererzeugung der handwerklichen Zünfte trat, die ihrerseits vielmehr von qualitativen Erwägungen getragen gewesen war und darum in den klassischen Zeiten der Zünfte zu einem Kunsthandwerk sondergleichen geführt hatte. Wie mußte aber nun diese Gütererzeugung der Unternehmung nach quantitativen Gesichtspunkten gestärkt und gefördert, ja reißend vorwärts getrieben werden bei Einspannung von Energieformen, denen allen ein mechanisches, und das heißt ein ebenfalls quantitatives Prinzip zu Grunde lag! Hier liegt der innere Zusammenhang vor, aus dem sich die außerordentlich rasche und enge Verbrüderung der Unternehmung mit der modernen Technik als der praktischen Ausgestalterin des mechanischen Energieprinzips erklärt: hier auch der Zusammenhang, aus dem heraus es verständlich wird, daß die Geschichte der modernen Unternehmung zunächst wesentlich in der Richtung einer quantitativen Entwicklung

[1] S. oben S. 54.

verlief, und daß bei ihr qualitative Entwicklungen aufs deutlichste erst aus quantitativen Ausgestaltungen hervorgingen.

2. Als klassische Entwicklungsform der modernen freien Unternehmung kann die einfache Fabrik betrachtet werden: jene Produktionsanstalt, in der eine Anzahl von Arbeitsmaschinen, die, räumlich vereint, der Regel nach durch einen Motor in Bewegung gesetzt werden, unter der Aufsicht und dem Eingreifen von Arbeitern bestimmte Waren in Masse erzeugen[1]. Es ist eine Form, die selbstverständlich auch schon vor der Erfindung der modernen Motoren, insbesondere der Dampfmaschine, vorkommen konnte, und die auch nach der Erfindung der Dampfmaschine noch lange Zeit vielfach Motoren älterer Art, Wasserräder, Windräder, Göpelwerke, in Anspruch nahm: sind doch diese Antriebsformen auch noch heute keineswegs verschwunden, ja hat eine von ihnen, das Wasserrad, in verbesserter Form innerhalb der Elektrotechnik von neuem weite Verwendung gefunden.

Anstalten der Stoffveredlung, die durch einen Motor getrieben werden, gehen nun in Deutschland teilweis sehr weit zurück; sehen wir von den Mahlmühlen und verwandten Anlagen ab, so sind z. B. die Papiermühlen des 14. und 15. Jahrhunderts und die Walkereien noch älterer Zeit in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Und verhältnismäßig früh finden sich auch schon vereinzelt Formen, bei denen neben einer beträchtlichen bewegenden Kraft Arbeiter in ziemlicher Anzahl zentralisiert tätig sind: also wirkliche Fabriken im heutigen Sinne. Hierhin gehört z. B. neben anderen Beispielen des 16. Jahrhunderts und namentlich der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts[2] die wohl auch noch in diese Zeit zurückreichende Fabrik der Calwer Färberkompagnie, in der gegen Ende des 18. Jahrhunderts, neben den etwa 6000 hausindustriell beschäftigten Personen der Kom-

[1] Die Bildungen der Hausindustrie gehen zu allmählich aus den älteren in modernere über, als daß nach ihnen datiert und disponiert werden könnte. Im einzelnen wird über sie später noch genau zu reden sein, s. im zweiten Abschnitt (Soziale Entwicklung) III, 1.

[2] S. über diese Stieda, Handw. d. Staatswissensch. Art. Fabrik.

pagnie, 168 Wollkämmer, Weber, Zeugmacher u. s. w. tätig waren. Hierhin wird auch, um von vereinzelten, noch viel weiter zurückreichenden Beispielen der Textilindustrie abzusehen, die Kattunfabrik, die flüchtige Schweizer um 1750 in Plauen im Vogtlande begründeten, zu rechnen sein, wie nicht minder die zentralisierten Anstalten für Haspeln und Zwirnen, die sich schon früh in der preußischen Seidenindustrie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingebürgert hatten, während diese Industrie im ganzen durchaus den Charakter einer Hausindustrie bewahrte.

Allein diese Beispiele, die sich noch sehr häufen ließen, beweisen nichts für einen allgemeinen Zustand. Als wirksame Konkurrentin des Handwerks und volkswirtschaftlich wirklich umwälzend ist die Fabrik auf deutschem Boden doch erst im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgetreten. Erst im Jahre 1828, in Mohls Schrift über die württembergische Hausindustrie, begegnet in Deutschland — nach mannigfachen Scheidungsversuchen der Kameralisten des 18. Jahrhunderts, namentlich Lamprechts (1797) — eine größere Klarheit über den grundsätzlichen Unterschied zwischen Haus- und Fabrikindustrie. Und ganz genau dargelegt wird er wohl erst vierzig Jahre später von Schwarz in seinem Aufsatze über die Betriebsformen der modernen Großindustrie[1]. Die statistisch gesonderte Erfassung der Hausindustrie aber im klaren Gegensatze zur Fabrik ist gar erst im Jahre 1877 von Boehmert gefordert und im Jahre 1882 in der Berufszählung der Reichsstatistik durchgeführt worden. So spät erst und langsam kam es also zu einer wissenschaftlichen, und das heißt begrifflich klaren Abgrenzung der modernen Unternehmungsform der Fabrik gegen die älteren Formen der Hausindustrie.

Früher als in Deutschland ist natürlich in England die moderne Fabrik, und speziell diejenige mit Dampfmotor, entstanden; hier kann man ihr Aufkommen in dieser Form ziemlich genau datieren: die erste geschlossene und fabrikmäßig durch

[1] Zeitschr. f. d. gesamten Staatswissenschaften 1869, Bd. 25.

Dampfmaschine betriebene Spinnerei wurde durch Arkwright im Jahre 1771 eröffnet. Und England wurde zunächst auch allein das klassische Land dieser neuesten Art der Fabriken; 1790 gab es schon etwa anderthalbhundert Spinnereien; zu diesen traten dann seit Erfindung der Dressing frame durch Johnson (1803) die Webereien, wobei die alten Wasserkräfte allmählich fast vollständig durch Dampfkraft ersetzt wurden.

In Deutschland hatte schon die Verbreitung derjenigen Betriebsform, die zwischen der alten, völlig dislozierten Hausindustrie und der zentralisierten und mit Motor ausgestatteten Fabrik in der Mitte steht, der Manufaktur, der zentralisierten Hausindustrie, wie man sie nennen könnte, seit dem 16. Jahrhundert verhältnismäßig viele Schwierigkeiten gefunden. Gewiß hatte man die Arbeitskräfte für sie im allgemeinen zur Verfügung, wenn sie auch zunächst den Tausenden und wohl Hunderttausenden von Landstreichern entnommen werden mußten, die der Dreißigjährige Krieg und spätere Wirren zurückließen, aber es fehlte an Kapital. Und als dieses von außen her einwanderte, als Hugenotten und Wallonen sich niederzulassen begannen, da ließ die allzu zünftlerische Reglementierung, welche die mit höheren Entwicklungsformen der Industrie zumeist unbekannten Territorialgewalten durchführten, eine rasche und reichere Blüte nicht aufkommen. Erst seit den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde das anders: jetzt begann zum ersten Male der Inhalt einer seit dem 17. Jahrhundert auf der Grundlage individualistischer Kultur entwickelten allgemeinen Bildung die Regierungen in der Form der aufgeklärten öffentlichen Meinung stark zu beeinflussen und schließlich fast zu überwältigen, was der Freiheit der Manufakturen zu gute kam; und die Fürsten des aufgeklärten Absolutismus wurden selbst, nicht ohne kostspielige Vorliebe z. B. für Seiden- und Porzellanindustrie, Förderer und Inhaber von Manufakturen. Es war eine Bewegung, die durch besondere Ereignisse um die Wende des 18. Jahrhunderts noch gefördert ward; die französische Seidenindustrie litt schwer unter den Plagen der Revolution, und bald darauf verschloß die Kontinentalsperre

Deutschland der gewaltigen Überschwemmung mit englischer Fabrikware, wie man sie von Leipziger Messe zu Leipziger Messe zu erleben gewohnt war: Ereignisse, die fremden Wettbewerb vom deutschen Boden fernhielten und dadurch der heimischen Industrie zu gute kamen.

In dieser günstigen Luft wirtschaftlichen Aufschwunges sind nun auch zum ersten Male zahlreichere Fabriken auf deutschem Boden, vor allem in Sachsen, dann am Rhein, in Schlesien, in Schwaben und auch im Elsaß, entstanden. In Sachsen wurden gegen Schluß der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts die ersten Jennymaschinen eingeführt, seit etwa 1790 wurden sie zu je 10 bis 20 Spulen in Gang gebracht, und seit 1800 benutzte man die Wasserkraft als Motor. Ein höherer Aufschwung begann dann seit der Aussetzung einer Staatsprämie von je einem Taler für jede in Gang gebrachte Maschinenspindel im Jahre 1807; und 1813 waren schon 22 Spinnereien mit 107 283 Spindeln fabrikmäßig tätig. Die Hausspinnerei war damit bereits lahmgelegt; nur noch die Weberei und die Wirkerei blieben nach dem Verlagssystem hausindustriell organisiert; und die größesten Verleger waren zugleich im Besitze von Druckereien. In anderen Gegenden Deutschlands aber kam es zu einem verwandten Entwicklungsgang.

Allein diese erste, an sich noch recht zarte Frühblüte deutschen Fabrikwesens wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zum guten Teile wieder zerstört. Nach den napoleonischen Kriegen drang mit Aufhebung der Kontinentalsperre der englische Wettbewerb wiederum ein und zeigte sich, sieht man etwa von Süddeutschland ab, bald überlegen: denn in Deutschland herrschte, als Nachwehe der Kriege mit deren Verlusten, noch eine auffallende Kapitalarmut. Dazu kam die Hungersnot der Jahre 1816 bis 1817 und die in einem noch durchaus agrarischen Lande doppelt verheerende Ackerbaukrise der Jahre 1820 bis 1825, um in Verbindung mit dem Mangel einer gemeinsamen Regelung des Zollwesens und der nationalen Wirtschaft überhaupt jeden Versuch eines Aufschwunges zu unterdrücken. Erst in den dreißiger Jahren begann sich diese Lage umzugestalten. Zwar

gab es im Anfang dieses Jahrzehntes auch noch eine kleine Stockung infolge der Julirevolution und der Cholera, dann aber ging es tapfer vorwärts: die Anfänge des Zollvereins gaben Mut, die einzelstaatlichen Gesetzgebungen im Sinne einer Modernisierung des Agrarrechts und in der Richtung auf Gewerbefreiheit begannen zu wirken, eine verbesserte Gemeindeverfassung erweiterte den Spielraum freier Unternehmungen, und eine Veränderung der gewerblichen Steuern stellte sie vielfach finanziell weniger belastet hin denn zuvor. Zu alledem kam dann, eins der entscheidendsten Momente, seit Ausgang der dreißiger Jahre die wesentliche Verbesserung des Transport- und Verkehrswesens durch Chausseen, Posten, Eisenbahnen und schließlich auch Telegraph, um langsam und endgültig erst seit den fünfziger Jahren ein Fabrikzeitalter im modernen Sinne heraufzuführen.

Erst jetzt verschwand damit, allmählich, eine Reihe alter Manufakturen, z. B. auf dem weiten Gebiete der Textilindustrieen; neue Bergwerksunternehmungen wurden begründet, Anstalten getroffen, den Bedarf an Arbeitsmaschinen und Motoren im Inland zu decken, und Fortschritte auf dem Gebiete der Metallurgie gemacht. Es war ein reges Leben, als dessen früheste starke Kundgebung die erste große Industrieausstellung der Zollvereinsstaaten zu Berlin im Jahre 1844 bezeichnet werden kann; und durch die Revolution ziemlich ungestört, entwickelte es sich in den fünfziger Jahren weiter, um dann, durch die Ergebnisse der Londoner Ausstellung von 1851 ermutigt und staatlich in jeder Weise, durch direkte Hilfe wie durch Bereitstellung unterrichtlicher Mittel und finanzielle Belebung unterstützt, in vollflutender, nun niemals wieder abreißender Bewegung in die sechziger Jahre einzumünden.

Wir verfolgen den Triumphzug des modernen Wirtschaftslebens hier nicht weiter; seine einzelnen Episoden und Entwicklungsstufen sind schon auf früheren Blättern nach anderen als rein chronologischen Gesichtspunkten zur Darstellung gelangt. Dagegen erhebt sich in dem hier bestehenden Zusammenhang, nachdem die Entwicklung der volkswirtschaftlich wichtigen fabrik-

mäßigen Unternehmung für Deutschland im ganzen und großen auf die vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts festgestellt worden ist, die Frage, welche Formveränderungen denn diese Unternehmung von da ab zunächst in ihrem äußeren Betriebe erlebt habe.

Da muß von vornherein, um falsche Vorstellungen zu vermeiden, betont werden, daß die älteren Formen der Unternehmung, die hausindustriellen wie die der Manufaktur, mit dem Aufkommen der Fabrik keineswegs abstarben. Mit nichten sucht jedes moderne Unternehmen gleichsam hartnäckig die Form der Fabrik auf; vielmehr waren nicht bloß unzählige Verhältnisse vorhanden, in denen sich ältere Betriebsformen, wenn auch in gewissen Umbildungen, erhielten; es fanden sogar Rückbildungen von der Fabrik oder der Manufaktur zur Hausindustrie statt. So wurde z. B. die Maschinenstrickerei im Vogtland ursprünglich, Ende der fünfziger Jahre, in geschlossenem Betriebe ausgeübt; später, seit mindestens 1870, ist sie zumeist hausindustriell geworden. Und daneben bestehen auch zahlreiche Fälle, in denen sich Hausindustrie erst ganz neuerdings entwickelt hat: so namentlich, in sozial zumeist wenig günstigen Erscheinungen, in gewissen Großstädten und deren näherer Umgebung. Dahin gehören z. B. die modernen Bekleidungsindustrieen mit ihrem sweating system und ihrer Verwendung jugendlicher weiblicher Arbeitskräfte bei sittlich bedenklichen Löhnen.

Im allgemeinen aber ist der typische Fall der Entwicklung des modernen Unternehmens doch der Fall der Fabrik und derjenigen Formen des Verkehrslebens, die als der Fabrik etwa gleichwertig angesehen werden können, der Formen, die unter der Einwirkung moderner technischer Kräfte, vor allem des Dampfes und der Elektrizität, erwachsen sind. Sollen nun die inneren Kräfte bloßgelegt werden, die zur Entwicklung dieser Unternehmungstypen nach ihrer Betriebsseite hin beigetragen haben, so werden sie am besten zunächst an einem konkreten Beispiel aufgedeckt. Und dies Beispiel mag einer Industrie entnommen werden, von der bisher noch nicht berichtet wurde, und für deren Bereich zugleich die chemisch-

technischen Kräfte mindestens ebenso wie die physikalisch-technischen in Betracht kommen.

Die Glasindustrie ist schon längst vor dem 19. Jahrhundert in einer Weise betrieben worden, die sich am besten mit dem Worte Manufaktur bezeichnen läßt. Diese Manufaktur und mit ihr die kleinen alten Glashütten verschwanden mit der Einführung der Generativ-Gasöfen. Von nun ab überwiegt der Typus der Fabrik; die Zahl der in einem Betrieb beschäftigten Arbeiter steigt in die Hunderte, und neben das Manufakt tritt, in mechanischer Verarbeitung der flüssigen Masse durch Pressen, Walzen, Stanzen u. s. w., immer mehr das Fabrikat. Gleichzeitig erlaubt und verursacht die neue Feuerungsmethode eine Verlegung des bisherigen Standortes der Industrie; aus den holzreichen Mittelgebirgen zieht sie hinab in Gegenden, welche die leichte Zufuhr von Kohle gestatten. Indem aber bei dieser Gelegenheit das stehende Kapital der Industrie, Häuser, Lagerplätze, Öfen, von Grund aus erneuert wird, tritt zugleich, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, eine Spezialisierung der Fabrikation ein, und die einzelnen Spezialindustrieen verteilen sich auf bestimmte Standorte: so wird z. B. die Tafelglasindustrie, durch 76 Fabriken vertreten, vornehmlich im Saarkohlenbecken und im lothringischen Minettegebiete heimisch.

Was sind nun die typischen Momente dieser Umwälzung? Aus neuen technischen Möglichkeiten, die sich bei stärkerer Kapitalbefruchtung durch die fortschreitende Volkswirtschaft verwirklichen lassen, ergeben sich Einrichtungen, die vom Klein- und Mittelbetrieb in den Großbetrieb überführen. Und Hand in Hand geht damit, zugleich unter Veränderung des Standortes der Fabrikation, eine Spezialisierung der Erzeugung.

Es sind die Momente, die sich, vielleicht abgesehen von der Veränderung des Standortes, die nicht ganz gleichmäßig eintritt, in der Entwicklung fast jeder größeren Fabrikation seit den fünfziger und sechziger Jahren wiederfinden, wenn auch die deutsche Volkswirtschaft in der Richtung der Spezialisierung im allgemeinen noch nicht so weit und nicht so reißend fort-

geschritten ist als die englische oder amerikanische oder diejenige Frankreichs. Indem nun aber die Spezialisierung auf diese Weise aufkommt, nach dem, was wir bisher zunächst kennen gelernt haben, das Schlußmoment der Entwicklung, macht die Entwicklung doch bei ihr keineswegs Halt. Vielmehr, in einem Zusammenhange, der sich in der Entfaltung der Volkswirtschaften mit derselben Regelmäßigkeit wiederholt wie Aktion und Reaktion auf individual- und sozialpsychischem Gebiete, folgt der neuen Arbeitsteilung alsbald eine neue Arbeitsvereinigung. Und indem diese eintritt, ergibt sich, was bei der Spezialisierung keineswegs der Fall zu sein brauchte und tatsächlich auch häufig nicht der Fall war, eine höhere Form des fabrikmäßigen Betriebes. Es ist die Form, die man, mit einem schon halbwegs eingeführten Worte, als die der Fabrikationsanstalt bezeichnen kann.

Hierher gehört es schon, wenn ein Unternehmen etwa zunächst nur auf dem Boden der Metallurgie groß geworden ist, dann aber, zur zweckentsprechenden Durchbildung seiner immer spezifischeren Erzeugnisse, auch besondere Hammerwerke, Zain-, Streck- und Raffinierhämmer, einrichtet. Oder auch wenn, in umgekehrtem Entwicklungsgang, ein Unternehmen, das Lokomotiven herstellt oder sonstigen Eisenbahnbedarf oder Schiffsbedarf oder Maschinen irgend welcher Art, nun auch zur selbständigen Durchbildung oder Erzeugung des Rohmaterials fortschreitet, weil es nur auf diesem Wege die Gewähr für die von ihm gewünschte Herstellung der fertigen Erzeugnisse erreichen zu können glaubt. Solche und verwandte Zusammenhänge waren es, soweit typische Ursachen in Betracht kommen, aus denen heraus in Deutschland die ersten großen Unternehmungskomplexe entstanden, so etwa auf dem Gebiete der Maschinenfabrikation die Firmen Kramer-Klett in Nürnberg, Hartmann in Chemnitz, Borsig in Berlin, Krupp in Essen, die um das Jahr 1870 über ein, zwei, drei und acht Tausend Arbeiter verfügten, über diesen Massen aber noch, eine bezeichnende Erscheinung der Fabrikationsanstalt, ein stetig steigendes Personal von Zeichnern, Modelleuren, Ingenieuren, kontrollierenden Technikern wie einen

ganzen Stab von volkswirtschaftlich und finanziell durchgebildeten Kaufleuten beschäftigten.

Aus all diesen Fabrikationsanstalten heraus ist dann in den letzten Jahrzehnten die Firma Krupp zu einem Riesenunternehmen emporgewachsen, dem größten, das auf deutschem Boden besteht. Die Firma besaß anfangs die Gußstahlfabrik in Essen; dazu kamen im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die Grusonwerke bei Magdeburg (gepanzerte Drehtürme und Verwandtes) und die Germaniawerft in Kiel (Schiffs- und Maschinenbau). Des weiteren verfügte die Firma gegen Ende des Jahrhunderts über drei große Kohlenzechen und verschiedene Hunderte von Eisensteingruben in Deutschland und Spanien, derart, daß der gesamte Bedarf an Kohle und Eisen, 1200 Tonnen Roheisen und 3650 Tonnen Kohlen täglich, aus der eigenen Erschürfung dauernd gesichert war. Die Zahl der in diesen Werken unmittelbar beschäftigten Personen betrug im Jahre 1900 zwischen 46 und 47 Tausend, davon zwischen 3 und 4 Tausend Beamte. Von ihnen waren am 1. April 1900 speziell in der Essener Gußstahlfabrik 26 670 Mann tätig. Zu dieser Fabrik gehörten: zwei Bessemerwerke, vier Martinwerke, zwei Stahlformgießereien, ferner Puddelwerke, Schweißwerke, ein Schmelzbau für Tiegelstahl, die Eisengießerei, die Geschoßgießerei, die Messinggießerei, Glühhäuser, die Härtekammer, die Tiegelkammer, das Blockwalzwerk, das Schienenwalzwerk, das Blechwalzwerk, das Laschen- und Federstahlwalzwerk, die Fachwerkstatt, Preßbau und Panzerplattenwalzwerke, Hammerwerke, Räderschmiede, Herdschmiede, Hufschmiede, Bandagenwalzwerk, Satzachsendreherei, Kesselschmiede, Feldbohrbau, mechanische Werkstatt T, Feilenfabrik, vier Reparaturwerkstätten und noch eine Unsumme anderer Betriebe, darunter so wichtige wie ein Elektrizitätswerk, ein Gaswerk, ein Wasserwerk und Wassergewinnungsanlagen — der Wasserverbrauch war so stark wie der der Stadt Dresden —, lithographische und photographische Anstalten, eine ausgebildete Telegraphie, ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz u. s. w.

Wird nun die Organisation Krupps — an der Spitze der

Firma steht ein Direktorium, das mehr zu sagen hat als gar manches deutsche Ministerium — von der keines anderen deutschen Werkes erreicht, so ist doch die Erscheinung der Fabrikationsanstalt auf deutschem Boden schon in ziemlich vielen Zweigen der Erzeugung verbreitet. Ein gutes Beispiel ihrer jüngsten Entwicklung bietet vor allem das Aufkommen der Schiffswerften. Gewiß steht die deutsche Volkswirtschaft auf diesem Gebiete mit ihrer Erzeugung noch immer hinter dem Verbrauche zurück. Im Jahre 1901 waren die deutschen Werften am Gesamtschiffsbau der Erde nur mit 7,82 %, ihre englischen Konkurrenten dagegen mit 77,86 % beteiligt. Und im Jahre 1900 ließen deutsche Reeder in England noch immer für 70648 Tonnen Schiffe bauen: mehr als jede andere Nation. Gleichwohl ist der deutsche Aufschwung unbestreitbar. Noch vor drei Jahrzehnten gab es an den deutschen Küsten nur einige kleine Werften, und der Bau eiserner Schiffe hat auf ihnen erst Mitte der siebziger Jahre begonnen. Jetzt sind eine ganze Anzahl weithin bekannter Firmen vorhanden, und unter ihnen solche, die die besten Erzeugnisse ihrer besonderen Gattung liefern, wie Schichau in Danzig. Dieser Aufschwung hat nun die Umwandlung der Werften in Fabrikationsanstalten modernster Art mit sich gebracht. Neben etwa einer Hälfte ungelernter Arbeiter beschäftigen die Werften heutzutage eine andere Hälfte hochqualifizierter gelernter Arbeiter, die in den verschiedensten nebeneinandergeordneten Betrieben tätig sind: Maschinenbauer, Schmiede, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Gießer, Modelltischler u. s. w., und neben ihnen steht ein großer Stab hochgebildeter Techniker und Kaufleute. Aber auch auf Gebieten, wo man es nicht so leicht erwarten sollte, ist in der Koordination einzelner Betriebe zur Bewältigung immer mehr spezifischer und immer mehr arbeitsteiliger Aufgaben die Fabrikationsanstalt erwachsen. Ein lehrreiches Beispiel an mehr abgelegener volkswirtschaftlicher Stelle bietet die Württembergische Metallwarenfabrik. Sie zerfällt in acht Abteilungen: für Herstellung galvanoplastischer Bronzen, für Röhrenfabrikation, für Fertigstellung, für Glasfabrikation, für Modelle, für die graphischen Arbeiten,

für die Arbeiten des inneren Fabrikbetriebes und für Bauten; und jede dieser Abteilungen zeigt wieder eine weitere Gliederung: so zerfällt z. B. die Abteilung für Röhrenfabrikation, die größte aller mit gegen 800 Arbeitskräften, in Walzerei, Glüherei, Zuschneiderei, Zinngießerei, Gelbgießerei, Metalldruckerei u. s. w.

Dieser Entwicklung der Fabriken zu Fabrikationsanstalten ist dann auch die Entfaltung der Transportgewerbe gefolgt: sehr natürlich, da sie ja nichts sind als für den Verkehr besonders abgezweigte Formen der Unternehmung. Was hat z. B. heutzutage nicht eine größere Eisenbahn alles für Betriebe außer dem eigentlichen Transportbetrieb! Nur an die ausgedehnten Reparatur- und auch Neubauwerkstätten sei erinnert. Und selbst größere Straßenbahnen pflegen sich jetzt solcher arbeitsteiligen und doch wieder arbeitsvereinten Bewältigung ihrer Aufgaben zu erfreuen. Was aber für die Eisenbahnen gilt, das gilt in fast noch höherem Grade für die Reedereien, deren ja einige der größten der Welt, die Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt und der Norddeutsche Lloyd, Deutschland angehören. Was ist hier nicht außer den Schiffen an Magazinen und Güterschuppen, an Hafenanlagen und Trockendocks, an Empfangshallen und Hotels und Landtransportgelegenheiten vorhanden! Und neben den Vermittlungsanstalten des groben Verkehrs stehen gleich umfangreich entwickelt die Vermittlungsanstalten des feinen, die Banken. Auch auf diesem Gebiete hat sich seit einigen Jahrzehnten für die Konzentration von Kapital und Kredit und deren Leitung von einer Hand in die andere eine außerordentliche Veränderung vollzogen: die zentralistische Entwicklung der Geschäfte in den großen Banken unter gleichzeitiger arbeitsteiliger Betriebsbewältigung ist eingetreten, die sogenannte Hochfinanz als soziale Schicht entstanden. Schon im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts lag die Finanzierung von Eisenbahngesellschaften und Hafenanlagen, von Bergwerken und Dampferlinien vornehmlich in ihrem Bereich; und sie hat dabei hohen Mut und geschickte Hand bewiesen. Was dieses Großbankwesen freilich eigentlich und im ganzen bedeutet, ist schwer zu präzisieren, denn

Geld und Kredit entziehen sich vielfach der statistischen Behandlung. Einen ungefähren Einblick nach gewissen Seiten hin vermittelt am ehesten noch die Einsicht in die Zunahme der Papiere, die in den letzten Menschenaltern an der Berliner Börse gehandelt worden sind. Es waren an Effekten — also unter Ausschluß von Wechseln, Papieren und Münzsorten — an der Berliner Börse notiert 1850: 53, 1870: 309, 1880: 613, 1890: 1162, 1900: 1872 Papiere. Mit dem neuen Jahrhundert ist dann eine Krise im Bankwesen eingetreten, die auch die Hochfinanz nicht gänzlich verschont hat. Durch sie scheint, was von ihren Gliedern faul war, beseitigt worden zu sein.

Im übrigen ist in der Organisation der Großbanken so wenig wie in der bisher geschilderten Ausgestaltung des Großtransportes und der Großproduktion schon die vollendetste Form der Arbeitsvereinigung gegeben, welche das bisher abgelaufene Zeitalter der freien Unternehmung gezeitigt hat. Diese liegt vielmehr erst vor, wo Organisationen des Großbankwesens, des Großtransportes und der Großerzeugung sozusagen in einer einzigen Hand, unter der Einwirkung wenigstens eines einzigen Willens, mag dieser auch der Kollektivwille einer Genossenschaft sein, vereinigt erscheinen. Es ist der amerikanischen Volkswirtschaft vorbehalten gewesen, zuerst solche Riesenprodukte der freien Unternehmung zu erzeugen und sie in ihren bisher durchgebildetsten Formen aufzuweisen. Innerhalb des Bereiches der deutschen Entwicklung wäre ihnen, der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeit nach, höchstens der preußische Staat als Unternehmer gleichzusetzen: ja er wäre ihnen allen in hohem Grade überlegen, falls er seinen Grubenbesitz und seinen Bergbau, seinen Boden und seine Domänen, seine Bahnen und seine Verkehrsanstalten, seine Banken und seinen Einfluß auf den Geldmarkt privatwirtschaftlicher Behandlung unterziehen wollte.

Indem nun aber diese Entwicklung aus dem Kleinunternehmen zum Großunternehmen und schließlich zu den Unternehmen der Riesenakkumulationen und -Organisationen der Gegenwart eintrat, waren zugleich allgemeine Keime der Unternehmung erst völlig zur Entfaltung gelangt, die der Wirtschafts-

tätigkeit innerhalb jedes einzelnen Unternehmens allmählich einen von den früheren Verhältnissen ganz abweichenden Charakter gaben. Es ist die innere Entwicklung der Unternehmung, der wir uns jetzt zuwenden müssen.

3. Das Wesen der Produktion des Mittelalters und auch noch vielfach des 16. bis 19. Jahrhunderts war mehr qualitativer als quantitativer Natur gewesen. Bis zu einem gewissen Grade brachte das schon der naturalwirtschaftliche Charakter der Zeit mit sich. Der Landmann, der hoffend den Samen der Erde anvertraut, erwartet von dem wechselvollen Wirken von Regen und Sonnenschein eine Ernte nach ihrer Art, mit bestimmten Eigenschaften, die nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse in unendlichen Schattierungen schwanken. Der Handwerksmann, der mit seiner Hände Arbeit schafft, hat in ihnen gleichsam ein paar Künstler angeboren, die niemals das gleiche Produkt erzeugen; nicht ohne inneren Grund hieß er daher zur Zeit seines Aufkommens im Mittelalter noch ein artifex, ein Künstler. Und ist künstlerisches Schaffen nicht im Grunde immer sein Ideal geblieben? Sieht das Handwerk von heute nicht auf jene Zeit als den Höhepunkt seiner Entwicklung zurück, da aus ihm erblühte, was man heute Kunsthandwerk nennt: auf jene Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters und der Reformation, da aus seinem Boden ein Dürer und ein Holbein erstanden und ein Riemenschneider und ein Vischer hervorgingen? Nicht so sehr die Quantität, die Qualität vielmehr der Erzeugung ist das Ideal aller, die mit ihren Händen wahrhaft schaffen und sie nicht gleichsam als Maschinenteile gebrauchen; und nicht in einem wissenschaftlich auf Quantität und damit rationale Sparsamkeit ausgeklügelten Prozesse waren sie tätig, sondern frei nach dem Wesen ihrer eigenen Anschauung, auf Grund einer handwerklichen Überlieferung rein empirischen Charakters.

Nun aber kam die Unternehmung, kamen mit ihr Hausindustrie, Manufaktur und Fabrik: industrielle verquickten sich mit kommerziellen Interessen. Und bald ergab sich, daß in

diesem Bunde, unter einer gleichzeitig erfolgenden Arbeitsteilung, in der das Handwerkliche aus der Industrie und das Transportgewerbliche aus dem Handel ausgeschieden wurden, die kommerziellen Interessen die übermächtigen waren. Was aber will der Handel? Er will Absatz, er ist Organisator des Absatzes, sein Ideal ist, was man heute „Beherrschung des Marktes" nennt. Es ist ein quantitatives Prinzip, von dem er ausgeht. Und die neuere Hausindustrie und Manufaktur und vor allem die Fabrik? Sie beruhen auf der Einspannung der modernen technischen Energieen, deren Bereitstellung Ergebnis einer mechanisch-quantitativ gerichteten Naturwissenschaft ist: sie gehen nicht minder von einem quantitativen Prinzip aus. Und so trafen sich, wie wir schon gesehen haben, die verschiedenen Arten der Unternehmung in dem einen quantitativen Ideal: und das fast ungeheuerliche äußere Anschwellen der modernen Unternehmungsform von der simplen, kleinen Fabrik etwa der vierziger Jahre bis zu den Fabrikationsanstalten schon der siebziger Jahre und den Riesenunternehmungen der Gegenwart war die Folge.

Gleichzeitig aber wandte sich diese innerste Lebenserscheinung des neuen Wirtschaftszeitalters, das quantitative Prinzip, auch gegen die qualitativen Ideale der alten Produktion: und so mußte es innerhalb der Erzeugungsvorgänge selbst zu den tiefgreifendsten Änderungen und zu einer wahren wirtschaftlich-technischen Revolution kommen.

Zwar der Landwirtschaft konnte der neue Geist der Unternehmung nicht so ganz auf den Leib rücken. Denn nach wie vor blieb das landwirtschaftliche Produkt teilweis das Erzeugnis unkontrollierter und, menschlicher Gewalt gegenüber, willkürlich waltender Kräfte, und darum ließ sich ihm sein Qualitätscharakter nicht völlig nehmen. Aber gleichwohl: welche Veränderungen sind doch selbst auf diesem Gebiete eingetreten! Im Körnerbau wie im Pflanzenbau wie auch in der Viehzucht sind Züchtungskünste entwickelt worden, die nicht zum geringsten auch auf die Erzielung gleichmäßiger Qualität hinausliefen und damit quantitativer Behandlung massenhaft gleichmäßiger

Produkte den Weg bahnten; und der Großhandel hat es darauf hin, nicht ohne beständiges Hindrängen auf die Uniformierung der Erzeugung, auch zu einer gewissen Uniformierung der Ware gebracht, zu jener Austauschfähigkeit der Erzeugnisse untereinander, die Voraussetzung seiner jüngsten Entwicklung ward.

Ganz anders aber hat das quantitative Prinzip der Unternehmung auf dem Gebiete der Stoffveredlung eingegriffen. Denn weit stärker als landwirtschaftliche Produkte sind industrielle Erzeugnisse veränderungsfähig; ja, solange sie allein von Menschenhand hergestellt wurden, waren sie sogar eigentlich in jedem Exemplar der Erzeugung eigenartig und einzig; und erst die Maschine hat an Stelle der alten singulären Manufakte die Herstellung nahezu identischer Fabrikate ermöglicht. Welch ein Vorteil aber war diese Art der Erzeugung für den Handel! Der Handel in seiner aktuellen, modernsten Form kennt eigentlich das Wareninbividuum nicht mehr — mit streng individueller Ware läßt sich sozusagen nur in vorzeitlicher Weise tauschen –, sondern er kennt nur das Exemplar: das Exemplar des Erzeugnisses, das in tausend und abertausend Ausfertigungen auf den großen Markt oder eine Summe von Märkten geworfen werden kann, um einen breiten Konsum zu befriedigen.

Zu befriedigen? In gewissem Sinne allerdings: solange der Konsument noch ein Urteil äußert und einigermaßen selbständig unter dem wählt, was der Handel ihm anbietet. Aber ist ein so gearteter Zustand das Ideal des modernen Handels? Nein: dazu ist dieser Handel viel zu aktuell, zu aggressiv, zu kriegerisch gleichsam und triumphhungrig: er will nicht bloß den Markt, er will auch den Konsumenten beherrschen, ihm seine Bedürfnisse erst „klar" machen; er ist es, der heute die Mode und die Bedürfniswahl beherrschen will, und nicht der Konsument. Indem nun aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart unter zivilisierten wie unzivilisierten Nationen, im Binnenhandel wie im Export sozusagen vom Kaufmann gleichsam vorgeschrieben und geweckt werden, begreift sich, wie außerordentlich durch diesen Gang der Dinge innerhalb des Unternehmens das kommerzielle Interesse gegenüber dem industriellen

gestärkt wird. Immer und immer mehr schwinden die alten industriellen, die qualitativen Vorstellungen, und stärker stets folgt die Stoffveredlung — nomen et omen — quantitativen Interessen. Dies um so eher, als der Wegfall der alten, mehr qualitativen Erzeugung durch zwei machtvolle, zunächst außerhalb der hier gepflogenen Betrachtungen liegende Entwicklungen des 19. Jahrhunderts noch besonders gefördert wurde: durch jene frühe Einführung der Gewerbefreiheit seitens eines zunächst rein doktrinär entwickelten Liberalismus, die das Handwerk dem Wettbewerb der Fabrik gerade in entscheidenden Jahren fast wehrlos preisgab, und durch die außerordentliche Zunahme der Vermögensbildung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die den Unternehmungen in so vollgerütteltem Maße Kapital zuführte, daß sie die ihnen innewohnenden Eigenschaften fast ungehemmt in jeder Richtung entwickeln konnten.

Die Wandlungen der Stoffveredlung, die auf diese Weise eingetreten sind, sind im ganzen in etwa zwei Stufen, mit einer Vorstufe vor diesen, verlaufen. Und sie können mit wenig Worten beschrieben werden, da sie in jedermanns Erinnerung sind. Einer Vorstufe wären die Erscheinungen der modernen quantitativen Herstellung zuzuweisen, die noch auf eine möglichst genaue Nachahmung der handwerklichen Erzeugnisse hinausliefen. Es ist die Zeit der noch unvollkommenen Maschinentechnik, da vielfach die menschliche Hand noch eingriff; sie hat in Deutschland bis etwa in die sechziger Jahre gewährt. Ihre Berechtigung und ihre längere Dauer erklären sich vornehmlich daraus, daß in diesen Jahren die handwerklichen Erzeugnisse gegenüber den Fabrikwaren zwar im Einkauf schon teurer waren, im Gebrauche aber sich noch als billiger herausstellten. Dann aber setzte eine erste Stufe wahrhafter Massenproduktion ein, in der es zum vornehmsten Streben der Fabriken ward, die Handarbeit, gleichviel welcher Art, zunächst und unter allen Umständen auch für den Gebrauch durch Billigkeit zu schlagen; es ist die Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen alt und neu, in Deutschland die Periode der siebziger Jahre. In ihr wird es in der Tat erreicht, Fabrikware herzustellen, die sich dauernd

als billiger denn die Erzeugnisse des Handwerks bewährt, und damit das Handwerk an vielen Stellen endgültig zu schlagen. Mittlerweile aber, seit den achtziger und neunziger Jahren, hat sich in Deutschland eine dritte Stufe zu entwickeln begonnen, in der nun eine Abgrenzung gegenüber den alten Qualitätswaren eingetreten ist, wobei diese ein freilich sehr beschränktes Daseinsgebiet behielten, und in der unter etwas größerer Ruhe als zuvor geschaffen wird. Das ist die Zeit, in der sich das Publikum der Konsumenten zunächst in das Unvermeidliche der Fabrik- und Quantitätsware zu fügen, dann aber ihre stille Schönheit zu entdecken begann. Eine höchst merkwürdige Zeit. Jetzt wird allmählich schön, was zweckmäßig, und nicht was im Sinne des Geschmückten verschönt ist; die Eleganz des modernen stoffmageren Werkzeuges, der aufs sparsamste gebauten Maschine, die zurückgehaltene Wucht und fast möchte man sagen Erhabenheit einer eisernen Brücke oder einer großen Bahnhofshalle, wenn nicht gar des Eiffelturmes dämmern auf; und ein Körperideal bildet sich, dem der Mensch nichts zu sein scheint als eine mit sparsamster Berechnung genial gebaute Maschine, und eine Anschauung der Natur, der die Landschaft einschließlich des Wolkenhimmels an erster Stelle wie ein Schauplatz gedrungener physikalischer Vorgänge vorkommt. Und auf dem mageren Boden dieses neuen Schönheitsideals erwächst etwas seit Jahrhunderten Unerhörtes, erwächst ein Zeitstil der bildenden Künste und mit ihm, Propheten hoffentlich einer wirklichen und vollen neuen Kunst, eine neue Architektur und ein neues Kunstgewerbe.

Aber verleibt sich der Produktion nicht ein neues qualitatives Element ein, indem sie so die Ideale einer neuen Kunst in sich gleichsam vorbildet? Eben das ist das Bezeichnende und entwicklungsgeschichtlich Lehrreiche. Hier, an den Brüsten der eignen Zeit, können wir einmal einen jener wichtigsten sozialpsychischen wie individualpsychischen und damit überhaupt geschichtlich überaus bedeutsamen Vorgänge in jeder Einzelheit betasten, beschauen, belauschen: den Umschlag ursprünglich quantitativer Elemente der Entwicklung in qualitative. Eine Massenproduktion beginnt und ein neues Stilgefühl be-

endet den Prozeß; Klagen über eine grenzenlose Materialisierung der Welt leiten die Periode melancholisch ein, und aus klingt sie in dem Jauchzen über die Entdeckung einer neuen Welt phantasievoll-idealen Tuns.

Allein mit alledem sind die Wandlungen der Stoffveredlung in den letzten zwei bis drei Menschenaltern noch nicht voll beschrieben. Ein letzter Punkt bedarf noch der Darstellung: über den Einfluß der veränderten Stoffveredlung auf die seelische Haltung des Unternehmers muß gehandelt werden.

Da liegt nun auf der Hand, daß eine zunächst aufs Massenhafte und Uniforme gerichtete Erzeugung, soweit bei ihr auf den Absatz gesehen wird, demokratisch machen muß und fortschrittlich und radikal: denn diese Erzeugung wendet sich an die Masse, will sie beherrschen, will ihr einerlei oder höchstens zwei- oder dreierlei Geschmack aufdrängen und bedarf darum unabgetönter Argumente der Überredung und, sollen diese mit Überzeugung vorgetragen werden, unabgetönter seelischer Haltung überhaupt. Aber nicht dies ist schließlich und eigentlich die charakteristische Einwirkung des Prinzipes der quantitativen Erzeugung auf den Unternehmer: denn der Regel nach wird diese Haltung gegengewogen durch aristokratische Empfindungen dieses Unternehmers gegenüber der Arbeiterschaft. Bei weitem wichtiger sind die Einflüsse, die sich aus der ständigen seelischen Anteilnahme an dem Arbeitsprozesse der Erzeugung selbst entwickeln. Hier ist klar, daß die kausalen Elemente, die in dem Fabrikationsvorgang beschlossen liegen gegenüber den teleologischen der handwerklichen Produktion, daß das rechnerische und rationalistisch-ökonomische Verhalten der wissenschaftlichen Technik, das sich in jeder Maschine, jedem Arbeitsverfahren der Fabrik ausprägt, schließlich auch die Seele des Unternehmers wird ergreifen müssen. Er wird auf die rationalen, die intellektuellen Seiten eines Innern vornehmlich gestellt. Und er wird dies um so mehr, als das immer stärkere Eindringen kommerzieller Anschauungsweisen in die Produktion ihn genau denselben Weg weist. Er wird Kopfarbeiter, und zwar Kopfarbeiter ganz

speziell intellektuellen Charakters. Er wird Überbrücker wirtschaftspsychologischer Spannungen, und diese Spannungen liegen auf den höchsten und feinsten Gebieten der Betätigung des modernen praktischen Intellektualismus. Und er wird dies teils geschoben von dem Charakter seiner Produktion, teils schiebend als Vertreter überall sich wieder eindrängender, gleichsam in der ganzen Wirtschaftsbetätigung allgegenwärtiger kommerzieller Momente. So repräsentiert er den höchsten wirtschaftlichen Intellekt der Zeit, und dies selbst dann, wenn ihm, entsprechend einem allermodernsten Entwicklungsprozesse, von dem später eingehender zu reden sein wird [1], die Fragen des Vertriebes seiner Produkte ferner zu treten beginnen und er sich mehr wiederum auf die Produktion zurückgezogen hat oder zurückzieht.

Muß nun noch betont werden, daß der soeben vorgetragene Entwicklungsgang sich analog auch auf dem Gebiete des groben wie des feinen Verkehrswesens vollzogen hat? Daß ein Spediteur heute nicht minder ein Rechner ist wie ein Eisenbahndirektor, und daß in dem Reigen dieser Kopfarbeiter der Bankier, vom Spekulanten zu schweigen, nicht die letzte der Stellen einnimmt?

Aber es ist Zeit, daß dieses Kapitel geschlossen werde: schon führt es unmittelbar zur Psychologie des Unternehmers hinüber.

---

[1] S. in der Geschichte der sozialen Entwicklung Kapitel VI. deutungen schon oben S. 60 ff.

## Merktafel.

I. Entwicklungsstufen des Wirtschaftslebens nach dem Einteilungsprinzip der seelischen Spannung zwischen Wirtschaftsbedürfnis und Genuß (dem Motiv des Wachsens von Wirtschaftsgedächtnis und Wirtschaftsvoraussicht, der der Intensivierung von Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsverstand).

A. Primitiver Zustand. Keine oder ganz geringe Spannung. Reflexartige Lösung derselben.

B. Zeitalter der Spannung innerhalb geschlossener Wirtschaftshorizonte.

1. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Arbeitsgemeinschaft (in der deutschen Entwicklung: der Sippe). Arbeitsgemeinschaftliche (genealogische) Überwindung.
2. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Arbeitsgenossenschaft (in der deutschen Geschichte: der Markgemeinde). Korporative Überwindung.
3. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Hauswirtschaft (deutsch: der Hofwirtschaft und der Grundherrschaft). Einzeln-persönliche Überwindung.

C. Zeiten der Spannung innerhalb freier Wirtschaftshorizonte (Angaben für die deutsche Entwicklung).

1. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der Stadt- und Territorialwirtschaft. Überwindung durch arbeitsteilige Wertvermittlung; Entstehung des Handwerks und des Handels gebundenen Wettbewerbs.

2. Zeitalter. Spannung innerhalb des Horizontes der National- und Weltwirtschaft. Überwindung durch arbeitsvereinigende Wertvermittlung; Entstehung der Unternehmung.

II. Entwicklungsstufen der Unternehmung innerhalb der deutschen Geschichte.

A. Vorstufen: 12./14. bis 18./19. Jahrhundert.

1. Mittelalter und Reformationszeit: Anfänge einer unregelmäßigen, unreglementierten, „wilden" Unternehmung.

2. Absolutismus. Zeit der reglementierten Unternehmung.

B. Höhezeit: 19. Jahrhundert.

1. Bis zu den sechziger Jahren: Anfänge der freien Unternehmung.

2. Zweite Hälfte des Jahrhunderts: Blüte der freien Unternehmung.

C. Abblühen seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Entwicklung des modernen Handels neben der freien Unternehmung. Die „gebundene" Unternehmung. Anfänge eines neuen wirtschaftlichen Zeitalters, das noch nicht sicher bis auf seine einfachsten Prinzipien herunter charakterisiert werden kann.

# Soziale Entwicklung.

# I.

1. Der deutsche Großkaufmann des 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der am ehesten noch als Vorgänger der modernen industriellen, kommerziellen und finanziellen Schichten der Unternehmung anzusprechen ist, war, von verhältnismäßig seltenen Ausnahmen abgesehen, ein behäbiger Herr; mit geröteten Wangen sah er unter seiner Perücke oder aus seinen Vatermördern in die Welt; jovial, behaglich, seiner Stellung und der Anerkennung seines Berufes, der in der Dichtung der Zeit so oft gepriesenen „Handlung", sicher. Denn in festen Schranken bewegte sich im allgemeinen das Geschäft, dessen „Kaufherr" er war; mit sicheren Regeln des Gebarens gegenüber den Kunden war es durch die Entwicklung jahrhundertealter Sitten, mit genauer Abgrenzung gegen Konkurrenz Einheimischer wie Fremder war es vom Staate her ausgestattet; monopolartig fast beherrschte es den Kundenkreis, fern der hastenden Ausbeutung im Sinne unserer Zeit, im ganzen getragen noch von dem Ideale ruhiger Lebenshaltung und wohlanstehenden Gewinns. Freilich: der Zeit selbst galt ein solches Geschäft schon als aufregend; ihr Ideal einer bürgerlichen Existenz war eine noch viel weiter zurückliegende Entwicklungsstufe des Bürgertums, die Stufe des Ackerbürgers. Wie verherrlicht sie nicht Goethes „Hermann und Dorothea":

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit dem Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind.

Wie anders fühlen wir! Uns erscheint der Kaufherr Goethescher Zeiten in verwandt idealem Lichte wie dessen Zeiten der Ackerbürger; wir finden, daß den „vielbegehrenden" Großkaufmann des 18. Jahrhunderts die gewiß erstrebenswerten Eigenschaften des Gleichmutes und der Lebensfreude und, urteilen wir hart, die Fehler der Indolenz und des Phlegmas kennzeichneten. Wir sind Kinder einer anderen Zeit, geistig und körperlich hart und straff gebaut, fern der Grazie des Rokokos, dem Sachlichen zugewandt, bisweilen mit vor lauter Sachlichkeit inhaltsleeren Zügen; wir blicken wohl in stillen Stunden in die Vergangenheit der letzten anderthalb Jahrhunderte wie in ein verlorenes Paradies zurück, doch ihnen angehört zu haben würde kaum in unseren Wünschen liegen: denn vorwärts ohne Rast lautet das Wahlwort der Gegenwart, und zeitlos wäre, wer den Genuß eines nimmer müden Fortschrittes für das Linsengericht einer quietistisch erscheinenden Vergangenheit dahingäbe.

Was dabei aus unserem Empfinden spricht, wenn es so veranlagt sein sollte, das ist die Seele des heutigen deutschen Bürgertums an führender Stelle, ist der Geist der Unternehmung. Diese Seele, dieser Geist ist etwas Neues, das der Art einer früheren Zeit fast im Sinne eines vollen Kontrastes entgegensteht, ist das eigentliche Kennzeichen der Gegenwart; und in reißender Schnelligkeit hat sich dieser Geist im Laufe etwa der zwei letzten Menschenalter und völlig erst mit der letzten Generation entwickelt.

Woher kommt dieses neue Seelenleben? Von seiner intellektuellen und auch voluntaristischen Seite her kennen wir die Antwort: aus den außerordentlichen psychischen Spannungen, welche die Entwicklung einer Volkswirtschaft der Unternehmung hervorrief, hat sich eine Schärfung zunächst des Wirtschaftsverstandes und seiner Funktionen, nicht minder aber auch der wirtschaftlichen Energie ergeben, wie sie kein Zeitalter der deutschen Geschichte zuvor gekannt hat. Und diese seelische Intensivierung ist nicht auf die Wirtschaftshandlungen des Unternehmers beschränkt geblieben, sondern hat, nach dem be-

kannten Gesetze der psychischen Relationen, dessen ganzes seelisches Wesen abgewandelt: wie sollten Empfindung und Gemüt gegenüber der Entwicklung zunächst der Verstandes- und Willensfunktionen einseitig zurückgeblieben sein, da nach allgemeinen biologischen Gesetzen selbst bei physiologischen Entwicklungen (und Rückbildungen) die Veränderung eines Organs diejenige aller anderen desselben Organismus nach sich zieht? Wenn aber so für die individuelle Seele des einzelnen Unternehmers der Satz gilt, daß sich in ihr umfassende psychische Ausgleichungen zur Gewinnung eines gemeinsamen veränderten seelischen Niveaus vollzogen haben, so trifft dies erst recht auch für den sozialpsychischen Bereich zu. Die intellektuelle und voluntaristische wie die allgemeine Umformung des Seelenzustandes des Unternehmers wirkte hier, im Kreise der nationalen Gesellschaft aller Schichten, nach dem Gesetze der psychischen Relationen weiter: alle diese Schichten unterlagen mehr oder minder dem Geiste des modernen Wirtschaftslebens, dem Geiste der Unternehmung.

Kann unter diesen Umständen an der gelegentlich vorgetragenen Auffassung festgehalten werden, daß der seelische Einfluß der Unternehmung, der individual- wie der sozialpsychische, doch in erster Linie immer ein intellektualistischer und allenfalls noch ein voluntaristischer gewesen sei? Die Zeit selbst hat sich anfangs ganz zu dieser Meinung bekannt: man fühlte sich zunächst sogar fast ausschließlich intellektuell überbürdet, und tausend Klagen erschollen von allen Enden über diese Überbürdung, von den Bureaus und den Kontoren hinab bis zu den höheren und mittleren Schulen, deren besondere Überbürdungsfrage, von einem angeblichen Zuviel des überlieferten Lehrstoffes ausgehend, in den achtziger Jahren wesentlich dadurch mit ihre Accentuierung erhielt, daß die Erwachsenen, die sie erhoben, selbst unter Überbürdung litten oder zu leiden vermeinten.

Allein die Erscheinungen, welche dies neue Wirtschaftsleben der freien Unternehmung hervorgerufen hat, sind keineswegs mit den Wirkungen auf dem Gebiete des Verstandes und des

Willens erschöpft, so wichtig diese Einflüsse, zweifelsohne die allernächsten und unmittelbarsten, auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens wie nicht minder auf allen anderen Gebieten besonderer Verstandes- und Willensbetätigung geworden sind. Die neuen Erscheinungen griffen vielmehr um ein Beträchtliches weiter: ja sie erfüllten schließlich die ganze bestehende Kultur mit ihrer besonderen Atmosphäre und schufen dadurch die Möglichkeit eines neuen Lebens und einer neuen Kultur[1]. Es ist ein Prozeß, der in seinem Verlauf nicht ohne allgemeines Interesse ist. Gewiß hat diesmal, wie immer, ein verändertes Denken zunächst einen veränderten Denkinhalt zu schaffen begonnen; und dieser wird als eines der großen Kennzeichen unserer Zeit, schließlich in philosophische, künstlerische und allgemein wissenschaftliche Formen gefaßt, fortleben für immer. Allein ehe diese Auskristallisationen eines neuen Intellektes und an sie sich anschließend Proklamationen neuer voluntaristischer Ideale erfolgten — und noch sind beide weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein —, ging ihnen eine Fülle gleichsam von Ober- und Unter- und Nebentönen zur Seite: Gefühlselemente, Empfindungsweisen, dunkle Strebungen, die dann auf ihre schließliche Durchbildung nicht wenig eingewirkt haben und einwirken. Denn allem klaren Erkennen und Wollen geht eine Neigung voraus und Trieb und Gefühlswert gleichsam als eine dunkle Nährmasse, als eine erst recht aufschließende und mitbestimmende Erdkruste des selbstsicheren Handelns.

Woher kamen nun diese neuen Stimmungen, diese Gefühlsmomente, welche die neue Kultur mit beherrschten, deren besondere Werte wir bald kennen lernen werden? Sie traten, wie sich fast von selbst versteht, auf als Begleiterscheinungen der Entwicklung der Unternehmung. Und genauer gesagt: in ihrer Vollendung als seelische Nebenprodukte jener Entfaltung der Unternehmung, die den zweiten Teil des 19. Jahrhunderts

[1] Daß dafür freilich auch noch andere Momente in Betracht kamen, und daß insbesondere zwischen der gesamtpsychischen Haltung der Gegenwart und dem Geiste der Unternehmung keineswegs das Verhältnis der Identität besteht, wird an anderer Stelle darzulegen sein.

beherrscht hat, der freien. Denn erst in ihr wurden die seelischen Werte eines Wirtschaftslebens der Unternehmung völlig ausgeprägt. Wenn seitdem, mit dem Emporkommen einer Zeit der gebundenen Unternehmung, seit den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts schon wieder neue psychische Momente, Anfänge vielleicht eines gegenüber dem früheren in gewissen Richtungen abgewandelten, ja ihnen entgegenstehenden Seelenlebens auftraten, so werden sie uns einstweilen nicht beschäftigen; erst am Schlusse unserer Darstellung, wo von den allerjüngsten Kulturerscheinungen, vor allem ihrer wirtschaftlichen Seite, die Rede sein soll, werden sie Berücksichtigung finden.

Wie aber können wir uns in den geistigen Besitz der Gefühlselemente der freien Unternehmung bringen, wie diese vor allem den sechziger bis achtziger Jahren angehörte? Nur das anschaulichste Verfahren wird sie entschleiern. Versetzen wir uns in die Seele eines Unternehmers in einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Anforderungen besonders stark und grell hervortreten, so daß sie leichter erkennbar werden, etwa in die Zeit einer wirtschaftlichen Krise. Und wählen wir hierzu der Anschaulichkeit halber jüngste, noch in Aller Erinnerung stehende Ereignisse.

Der Schluß des 19. Jahrhunderts wurde bekanntlich, insbesondere auch für Deutschland, durch Jahre eines außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwunges bezeichnet; und diese Periode gipfelte in dem Jahre 1899 und dem Anfange des Jahres 1900. Schon in den Vorjahren, seit 1895, war die Zahl der Neugründungen von großen Unternehmungen, ein ziemlich sicherer Maßstab der allgemeinen Prosperität, auf deutschem Boden ständig gewachsen; im Jahre 1898 waren 329 neue Aktiengesellschaften mit 463,22 Millionen Mark Kapital entstanden; 1899 wuchs die Zahl noch weiter auf 364 mit 544,39 Millionen. Zugleich nahm die Erzeugung in diesen letzten Jahren ungekannte Ausdehnungen an. Der Bedarf an Roh- und Hilfsstoffen wurde so stark, daß deren wichtigste, Kohlen, Eisen, Kupfer, Baumwolle, Wolle, reißend im Preise stiegen. Nicht minder stieg der Preis des Geldes, der Zinsfuß für Leihkapital. Der durchschnittliche Diskontsatz der Deutschen Reichsbank hatte 1894,

im letzten Jahre vor der Zeit des Aufschwungs, 3,12 % betragen; von 1895 ab stieg er im Jahresdurchschnitt bis 1898 von 3,14 auf 4,26 %; 1899 betrug er nicht weniger als 5,05 %, und Ende Dezember hatte er sogar die bislang für unmöglich gehaltene Höhe von 7 % erreicht.

Es waren Verhältnisse, in die man mit frohen Erwartungen eingetreten war, die man manches Jahr hindurch mit innerem Jauchzen und dem schließlichen Eingeständnis unerhörter Gewinne begleitet hatte. Aber konnte sich die deutsche Wirtschaft in diesem Zeitmaß des Ausbaues fortentwickeln? Schon 1898 und 1899 legten sich kluge Leute die Frage vor, und die Antworten lauteten, anfangs zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, fortschreitend banger. Das neue Jahr 1900 wurde bereits mit einem halbamtlichen Mahnrufe in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wider die „wilde, fieberhafte Überspekulation und Überproduktion“ eröffnet.

Es war das Wetterleuchten vor einem ersten Sturm in der Volkswirtschaft, der zunächst außerhalb Deutschlands ausbrach. Nachdem die deutsche Geschäftswelt starke russische Zahlungseinstellungen und Kursrückgänge hatte erleben müssen, verbreiteten sich im April 1900 erst vereinzelt, dann in stets vollerem Gestöber beunruhigende Nachrichten über die amerikanische Eisenindustrie: der Absatz stocke, die Preise würden herabgesetzt. Gut, — da konnte man sich mehr oder minder hastig auf eine Überschwemmung der europäischen Märkte mit amerikanischen Erzeugnissen einrichten. Eine Aussicht, die besonders schlimm auf die deutsche Bergwerksindustrie einwirkte, denn diese war schon in einer Produktion über den Bedarf begriffen. Die Börse nahm diese Zusammenhänge auf; der Markt der Kohlen- und Eisenpreise erlebte erste Erschütterungen, die sich auf weite Gebiete der Effektenbörse unheilkündend fortpflanzten: Anfang Juni 1900.

Aber handelte es sich wirklich um Zeiten allgemeinen Rückgangs? Die Börse erholte sich; die Produktion schien noch gesund zu sein; kaum eine Spur, daß sie in Mitleidenschaft gezogen wäre. Da gab es Anfang August an der Börse einen zweiten

Krach, klein noch, leise; die Papiere des Montanmarktes nur sanken tiefer. Aber ihnen folgten allmählich fast alle Industriepapiere! Tag für Tag wurde es jetzt klarer: auch die Erzeugung war längst krankhaft, war es vielleicht noch mehr, als man wußte; und mit dem laufenden dritten Quartal häuften sich schon Nachrichten über Betriebseinschränkung und Arbeiterentlassungen.

Wie drohend sah jetzt im Grunde die Lage aus! War man chronisch leidend? An manchem Orte krachte es, — ganz sicher schien nichts mehr; so trat man in das Jahr 1901 hinüber. Die Börsen blieben matt, ja wurden es noch mehr auf Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze, die langandauernde Kämpfe Englands mit den Boerenrepubliken als wahrscheinlich vermuten ließen, obgleich sich Genaues nicht sagen ließ; Banken und Börsen wünschten jedenfalls ihre Hände frei zu haben für den zu befürchtenden Fall, daß starke Ansprüche für Kriegszwecke den Geldmarkt plötzlich in Verwirrung stürzen würden. Gleichzeitig schränkten Nachrichten über den Rückgang namentlich der Eiseninbustrie den Markt für Industriepapiere immer mehr ein; immer weitere Kreise erfüllten sich mit offenbarem Mißtrauen gegen die Börse; der Rückgang des Privatdiskonts auf die Höhe der Anfangszeit des letzten günstigen Jahrfünfts zeigte, daß auch die Geschäftswelt apathisch wurde: — oder wie war der Vorgang sonst zu verstehen? Die Rentenpapiere wurden allgemein gesucht; die Kapitalisten flohen zu den Regierungen; in den Finanzverwaltungen wurde die Frage erörtert, ob man zu dem Zinstyp von 3% zurückkehren könne, und in Sachsen bejaht.

Unterdes machte die Industrie weitere Rückschritte, vor allem die Zweige, die besonders geblüht hatten, Elektrizitätswerke, Eiseninbustrie. Die Preise gingen herab. Aber noch arbeitete man ziemlich weiter. Aber aus welchem Grunde! Man „hat den dringenden Wunsch, die teuren und reichlich vorhandenen Rohstoffe schleunigst loszuwerden, um nicht erdrückt zu werden von den Verpflichtungen, welche man gegen die Rohstoffverbände durch Kontrahierung großer Abschlüsse zu hohen Preisen ein=

gegangen ist". Man hilft sich noch irgendwie durch unwirtschaftliches Aufzehren der eigenen Mittel! Aber wie schwer ist selbst das, nachdem man in den letzten Jahren mit starken Betriebserweiterungen vorgegangen ist . . . Und lauern nicht hinter diesen letzten Maßregeln schon letzte Fragen? Was wird geschehen, wenn alle Mittel aufgebraucht sind? Wenn sich auf dem Wege des Kredites keine Kapitalien mehr heranziehen lassen? Wenn leise erst mit neidischem Spott die Wörter „Ruin" und „Bankerott" gezischelt und dann mit gellendem Hohne gerufen werden? . . .

Wir verfolgen die Entwicklung nicht weiter. Wir fragen nur, was denn, wie so oft vorher, in den großen Krisen der Jahre 1857 oder 1873, oder in den kleinen so mancher anderen Jahre seitdem, geschehen ist. Und da sehen wir, psychologisch betrachtet, wie verschieden auch sonst der Verlauf und der Ursachenkomplex der Krisen sein möge, in deren bösen Tagen wie in den dazwischen liegenden guten eigentlich immer das gleiche Bild, wie es schon Wundt[1] unübertrefflich gezeichnet hat: zeitweiliges Ausruhen von früheren Verlusten, zunehmenden Geschäftseifer, wachsendes Vertrauen, Überschätzung der Erfolge, Aufregung und Überstürzung im Geschäftsabschluß, Stockungen und Depressionen, Not und halbe Verzweiflung und, wenn nicht der Bankerott eintritt, wiederum zeitweiliges Ausruhen, zunehmenden Geschäftseifer u. s. w. Gewiß ist die Periodizität und Abfolge der Verlaufsstufen nicht durchaus regelmäßig. Aber klar springt aus dem ganzen Bilde das eine hervor, daß in ihm, neben der grundlegenden intellektuellen Struktur — denn was der Unternehmer auch tut, es ist Kopfarbeit der Spannungsüberbrückung, Anwendung wirtschaftlicher Umsicht und Voraussicht —, Gefühle und Affekte als Begleiter der Aufeinanderfolge der Erscheinungen eine gewaltige Rolle spielen.

Nun sind Geschäftszeiten nicht immer Krisenzeiten. Allein auch in ruhigeren Tagen wurde und wird teilweise noch heute der Unternehmer kaum einen Augenblick von lauteren oder leiseren

[1] Logik II, 2², 624—25 (1895).

Widerspielen der Affekte verlassen. Denn da er die Wirtschaftsformen, innerhalb deren er sich bewegt, alle rationalisiert hat oder doch im höchsten Grade bestrebt ist zu rationalisieren, so vermag er auch sozusagen jeden Augenblick jede Zuckung seiner Geschäfte und der Basis derselben mitzuerleben; er fühlt gleichsam jeden Moment seine Bilanz; er ist wie ein empfindliches Seismometer, das neben den großen Erdbebenkrisen auch alle kleinen Erschütterungen der mütterlichen Erde durch schon deutlich sichtbare Ausschläge verzeichnet; er befindet sich weit mehr als ein anderer in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Systems von Funktionen, innerhalb deren jeder Moment das Gleichgewicht der Kräfte verändert und beseitigen kann. Und diese Lage kann nicht allein durch Intellekt und Willenskraft bewältigt werden, so sehr deren hervorragende Betätigung, wie ein ausgezeichnetes Spiel der Muskeln bei einem Akrobaten, von nöten ist. Es handelt sich vielmehr zugleich um eine überaus verfeinerte Überwindung auch stetig wirkender Affekte: um eine bewußte Selbstbeherrschung von einer bis dahin nur ausnahmsweise gekannten Intensität.

Wird sie aber erreicht? Sehen wir von der Streitfrage ab, ob sich unser Gefühlsleben nur in den polaren Gegensätzen von Lust und Unlust oder auch noch in anderen bewege: auf alle Fälle erscheinen unsere Affekte beherrscht vom Gesetze des Kontrastes. Einem Gefühl mit positivem Vorzeichen folgt ein solches mit negativem, und der nach Ablauf des Affektes einsetzende Zustand der Indifferenz zeigt sich noch gefärbt von dem zuletzt erlebten Vorzeichen. Wie aber nun, wenn dieser Indifferenzzustand, die Breite des gesunden, ruhigen Gefühlslebens, die normale Gefühlslage, in die alle unsere Affekte immer wieder ausklingen sollten, wie die erregten Wogen des Meeres in den glatten Meeresspiegel eines schönen Sommertages: — wenn dieser Zustand, die tatsächliche aequitas animi, überhaupt nicht mehr erreicht wird? Wenn, ehe sie eintritt, schon wieder andere Affekte einsetzen, die Kreise ihrer Vorzeichen durcheinanderziehen, sich drängen, stoßen, ablösen, ohne doch alsbald wieder spurlos zu schwinden? Dann tritt jener Zustand des Wassers bei kurswechselndem Schiffe ein, der dem Blick in

die erregten und durcheinanderwirbelnden Wogen etwas besonders Interessantes, richtiger gesagt etwas Prickelndes und Kapriziöses gibt. Dann kommt es zu einem jagenden Durcheinander der Gefühlskontraste, zu einer Hetze der Empfindungen: und das Ergebnis ist ein belastendes Bewußtsein der eigenen Kapriziosität, ist Unlust- und Spannungs- und Erregungsgefühl zugleich, — ist Nervosität. Denn „Nervosität ist diejenige Geistesstörung, bei welcher die psychische Reaktion auf körperliche oder psychische Reize — Eindrücke und Erinnerungen — im Sinne einer Steigerung und eines Vorherrschens der Unlust-, Spannungs- und Erregungsgefühle verschoben erscheint"[1]. In diesem Zusammenhange versteht man, warum der Beruf des Unternehmers so häufig, häufiger als irgend ein anderer moderner Beruf, unmittelbar zur nervösen Erkrankung führen kann und geführt hat, und erscheint es nicht mehr als Zufall, daß ein Arzt des vornehmlichsten Unternehmerlandes, der Vereinigten Staaten, Beard, in seinem Buche Nervous exhaustion, neurasthenia, das 1880 erschien, die Neurasthenie zuerst als besonderen Krankheitstyp erkannt, beschrieben und benannt hat.

Allein auch da, wo es, wie in den allermeisten Fällen, zu ausgesprochen nervösen Erkrankungen nicht kam, bildete sich doch ein besonderer nervöser Habitus, eine ausnehmend starke Empfindlichkeit für Reize aus und entfaltete sich zum eigentlichen entwicklungspsychologischen Kennzeichen des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung. Dies noch dazu in dem Sinne, daß diese Haltung keineswegs immer erst durch die berufliche Beschäftigung im Unternehmen selbst hervorgerufen wurde: es drängten sich vielmehr diejenigen, die von Geburt dieser Haltung zuneigten, von vornherein in den Unternehmerberuf, weil sie witterten, daß sie in ihm ihr Glück und ihre Befriedigung finden würden; denn sie waren in der Tat die zunächst und wahrhaft „Berufenen".

Zudem verbinden sich mit angeborener nervöser Haltung auch sonst zumeist einige der Eigenschaften, die den glücklichen Unternehmer zu machen pflegen. Hierher gehört vor allem der

[1] W. Hellpach, Politisch-anthropologische Revue Bd. I, 48 (1902).

sogenannte große und scharfe Blick, d. h. die Gabe, weite Räume und Zeiten in ihrem Zusammenhange und Verlaufe, überhaupt in ihren Gelegenheiten rasch übersehen und zu ihrer Beherrschung fortlaufend und fehlerlos über die vollendeten Feinheiten diplomatischer Behandlung verfügen zu können. Es ist eine Gabe, die in der Hauptsache auf einem besonderen Reichtum an Assoziationen beruht, der seinerseits wieder eines der gewöhnlichsten Kennzeichen nervöser Naturen ist. Unternehmer, die deutliche Anlagen in dieser Richtung hatten, pflegten bewundert zu werden, wenn sie in kritischen Zeiten mit fast augenblicklicher Sicherheit zu entscheiden wußten, ob den kommenden Verhältnissen ihrer Erzeugung oder ihres Absatzes eine Erhöhung der Qualität oder ein zeitweiliges Billigerarbeiten besser entspreche, oder wenn sie gleichsam instinktiv neue Verbilligungen und wertsparende Kontrollen in der geschäftlichen Kalkulation, der Seele des Unternehmens, oder im weiteren Betriebe und Vertriebe erfanden.

Dabei ist keineswegs ausgeschlossen, daß solche assoziativ besonders reichbegabte Naturen nach vielen Seiten hin Schranken, ja Mängel des Talentes und namentlich des Charakters aufweisen. Ja diese Mängel sind sehr häufig vorhanden, und schon Goethe kannte in seinem Greisenalter den in diesem Zusammenhange nicht seltenen Typ (an Zelter, 6. Juni 1825): „Fähige Köpfe, leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind.“ Eben sie machen den Durchschnittsunternehmer aus, sie charakterisieren psychologisch den Stand; und nach ihrer Veranlagung verschob sich im Zeitalter der freien Unternehmung der Wertmaßstab für die Beurteilung praktischer Tüchtigkeit. Sie sind die Beweglichen und, nach Ansicht der „Idealisten“, vornweg der Dichter, die Streber, die Unmoralischen, die im höheren Sinne eigentlich nicht zu wissen scheinen, was sie wollen, und die schließlich doch die Welt schon vor Ankunft des Poeten verteilen:

Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
Mit Vorsicht brauchen seine Gaben,

Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die Tat nach ihrer Aussicht schätzen,
In steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Daß er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war. (Ludwig Fulda.)

Unendlich weit aber ragten und ragen die wirklich Großen, die Helden der freien Unternehmung aus dem Gewirr dieser Masse hervor. In ihnen verbindet sich reichste Assoziation mit starkem Charakter und leisestes Wittern des Künftigen mit energischem Wollen: es ist die Begabung reformatorischer Geister, die Begabung auch der großen Staatsmänner und Feldherren, mit denen man, vornehmlich freilich außerhalb Deutschlands, die bedeutenden Unternehmer so oft verglichen hat. Hier trat neben die Fülle des Einzelplanens eine stark aufs Ganze gerichtete, entscheidend dispositive Beanlagung, und beides wurde fruchtbar und erst recht lebendig gemacht durch eine zähe Entschlußfertigkeit, offenen und wachsamen Blick und methodisches Handeln. Es ist die Richtung, in der, nach den Äußerungen fremder Beobachter, die deutschen Unternehmer, im ganzen betrachtet, denen anderer Völker nichts nachzugeben, ja eher überlegen zu sein scheinen, namentlich soweit es sich um die Schulung einer eingeborenen Kraft handelt, methodisch zu denken und das methodisch als richtig Erkannte mindestens mit nie versagender Geduld, im günstigeren Falle mit rastloser Entschiedenheit zum Vollzuge zu bringen. Wie dem auch sei: gewiß bezeichnet eine solche Art ruhiger Führung freier Unternehmen gegenüber früheren Zeitaltern der Wirtschaft eine höhere Stufe der wirtschaftlichen Ausgestaltung und in ihr zugleich eine Vermehrung des Selbstbestimmungsvermögens überhaupt als derjenigen Fähigkeit, welche die Zukunft voraussieht und mit Bewußtsein gestaltet.

2. Faßt man zusammen, was sich nach dem bisher Gesagten als wesentliches Moment in der Psychologie des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung ergibt und namentlich für deren Blütezeit, die sechziger bis etwa neunziger Jahre, charakteristisch war, so wird man von einem bis zum Unerträglichen

gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühle reden können. Dies vor allem da, wo der Unternehmer, sei es als Bankier, sei es als Industrieller oder Angehöriger des Transportwesens, ganz auf eigenen Füßen stand: obwohl auch innerhalb des damals erst in geringerem Maße entwickelten Aktienwesens die Verantwortlichkeiten nicht gering waren. Im ausgeprägten und typischen Falle aber stellte die freie Unternehmung den Einzelnen mit dem Kapital, das er vertrat, auf sich: vor ihm unendliche Bahnen nach allen Richtungen und unbegrenzter Wettbewerb. Gewiß Aussichten, die das Herz höher schlagen ließen! Aber auch Aussichten, die selbst dem entschiedensten Wollen ein gewisses Bangen einflößten. Es war die Existenz des Akrobaten auf hochgespanntem Seile, und auch in minder ausgesprochenen Fällen die Existenz des Turners auf schwankendem Schwebebaum. Alle Muskeln mußten gerührt, alles Denken zusammengefaßt werden: und doch blieb ein ewig aktuelles Verantwortlichkeitsgefühl, das die Ruhe der Ausspannungszeit nicht minder durchdrang wie die Stunden des Geschäfts, das daheim kaum weniger schwer lastete als in der Fremde: post equitem sedet atra cura!

Dennoch machte die Sorge, die ganz anders verzehrt als jegliches, auch noch so angestrengtes Denken, nicht allein die Nervosität des Unternehmers aus. Andere, mehr accessorische, mehr passive Erscheinungen traten hinzu, um sie nach ihrem besonderen Charakter zu vollenden.

Dahin gehört vor allem als ein weithin sichtbares Motiv das Hasten des modernen Lebens. Was ist nicht schon alles über die beschleunigte Lebensführung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gesagt worden! Niemand aber trifft diese Beschleunigung mehr als den Unternehmer: denn jeder weitere Sieg über Raum und Zeit bedeutet für ihn vermehrten Umtrieb seines Kapitals und somit Gewinn. Und indem er der erste ist, der das rasende Zeitmaß unseres Lebens geschaffen hat und schafft in rücksichtsloser wirtschaftlicher Erweiterung des Kraftbegriffes und der Anschauung von Raum und Zeit, leidet er auch am meisten unter den Nachteilen des Systems: an Überspannung, Übersättigung, Übermüdung, am Jagen der Eindrücke: und damit

an dem unglückseligen Ruhebedürfnis der Nervösen, an dem krankhaften Bedürfnis nach Abwechslung. Ist die Arbeitszeit vollbracht, so leidet's ihn nicht daheim: Theater, Konzerte und wohl gar Spiel und Ausschweifung sollen die allzu lebhaften Eindrücke verjagen, die noch aus den Verantwortlichkeiten des Geschäftes in ihm haften, sollen Ruhe schaffen, und bringen doch nur neue Erregung. Und der Erregungsgenuß wird damit überhaupt zum Genuß des modernen Wirtschaftslebens und zum charakteristischen Genusse der Zeit, sein seelisches Wesen beginnt das innere Wesen des Konsums zu bestimmen, des geistigen in Kunst und Wissenschaft, des höher sinnlichen in der Tracht, in der Wohnungsausgestaltung, im geselligen Verkehr, des grob sinnlichen im Essen und Trinken. Das Pikante und Interessante wird Mode, und die Gegenstände des Verbrauches beginnen einen eigenen Duft auszuströmen, den Duft der leisen Erregung, und eine eigene Sprache zu reden, die Sprache des impotent Prickelnden. Leise Klänge ziehen ein und erfüllen die Wohnräume mit farbigen Melodien des Geheimnisvollen, Unsagbaren; andeutungsvolle und doch nie zu enträtselnde Zierformen bereichern Tastsinn und Auge; erwartungsvoll spannende Reflexe aus ungeahnten Lichtquellen durchfurchen die Luft und schaffen ein Milieu, das fragt und doch auf seine Fragen keine Antwort erwartet. Und in diesen Gewässern feinster Erregung und kaum merklicher Kräuselungen, leise berührt von Sammetempfindungen und von Knistertönen umwallt, in ein süßes Nirwana des Bewußt-Unbewußten, des Nichtempfundenen und doch Erlebten versenkt, in einem ersterbenden Pianissimo gleichsam der Affekte ruht der Überhastete aus.

Handelt es sich da um Erscheinungen, die in ihrer letzten modernen Sublimation keineswegs nur der Psychologie des Unternehmers angehören, wenn sie auch, namentlich in den Anfängen der sechziger und siebziger Jahre, diesem Boden vornehmlich entsprossen sind und auf seine Zusammensetzung wiederum zurückgewirkt haben, so ist die mit dem modernen Wirtschaftsleben verbundene Einseitigkeit des Tuns und Denkens doch im

ganzen eine wirkliche Spezialität des Unternehmers. Schon in dem Worte prägt sich das aus, daß Geschäftsleuten heute nur zu sehr alles zum Geschäft werde. Und Geschäft heißt Geld, heißt Macht durch Geld:

Maschinenlärm . . . eintönig-dumpfes Dröhnen,
Dabei die Habgier träumt, die dunkle Pein,
Das Ohr geneigt dem immer einen Tönen:
Gold — und die große, weite Welt ist mein!
(J. G. Oswald.)

Mag der Dichter in den Zeiten vollsten und freiesten Unternehmertums, die schon um mehr als ein Jahrzehnt hinter der Gegenwart liegen, hier die Unternehmung aus einem angeborenen Gegensatze phantasievoller Empfindung gegen das, was die englische Zunge mit einem unübersetzbaren Worte business nennt, zu schwarz geschildert haben, zu verkennen ist es nicht: das Leben, vornehmlich zur vollen Blütezeit der freien Unternehmung, war einseitig geworden; und einseitig wird auch heute noch zu oft der moderne Fortschritt selbst in seinen besten Richtungen verfolgt: womit er ermüdend, erschlaffend, austrocknend, verheerend wirken muß. Welche Gefahren da für Herz und Gemüt drohen, das hat Steffen[1] auf Grund der englischen Entwicklung, die bei weitem grellere Lichter und Schatten aufweist als die deutsche, eingehend gezeichnet. „Man verhält sich zum eigenen Leben wie der ‚rekordbrechende' Radfahrer zur umgebenden Landschaft. Man muß so schnell als möglich weiter und gönnt sich darum nicht die Ruhe, nicht die Freiheit von der Sklaverei der Wettstreitsvorstellungen und Wettstreitsbedingungen, die nötig sind, um die Umgebung auf die Seele vertiefend, verschönend, veredelnd einwirken zu lassen Nach beendetem Wettlauf des Lebens hat man sich in nichts anderem als im Wettlauf geübt. Ein gesellschaftlicher Scheinrang und eine verwüstete Seele sind oft der einzige Reingewinn von all dem Mühen und Hasten." Und in demselben Sinne, der hier gemeint ist, hat Hellpach[2] das traurige Wort geprägt: „Das

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat (1899) S. 215.
[2] Kulturprobleme der Gegenwart (1902) S. 61.

Unternehmen ist eine endlose Beschäftigung." Nun versteht sich, daß ein solches Ergebnis nicht bloß Nervosität, sondern völligen Abbau des Nervensystems, Nervenverwüstung bedeuten kann: den Anfang vom Ende. Der Mensch ist verloren gegangen, versachlicht. Eine typische moderne Nervöse hat gesagt[1]: „Es gibt ein Freimaurerzeichen einer geistigen Aristokratie: je mehr die Dinge an uns abgeben, desto mehr sind wir wert." Ja wohl, wenn wir die uns einverleibten Dinge beherrschen. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist? Dann werden die Dinge uns beherrschen, — und der Untergang unserer Kultur ist herbeigekommen.

Und es gibt Momente in der Psychologie des freien Unternehmens, die auch von etwas anderem Ausgangspunkte her auf diesen Weg der Betrachtung führen.

Man kann es als eine durchaus zentrale Erscheinung unseres Wirtschaftslebens bezeichnen, daß die Kapitalanhäufung einen Grad angenommen hat, der für die freie Betätigung der Persönlichkeit wenigstens vieler kaum noch Raum läßt. Gewiß beruht ja alle Kulturentwicklung vornehmlich mit auf Vermögensbildung: sie erst hilft von der geistigen Gebundenheit der frühen Entwicklungsstufen befreien. Indem aber die Vermögen gleichsam nicht in arithmetischer, sondern geometrischer Proportion wachsen, und indem das Kapital auf höheren Kulturstufen vermöge der Entwicklung des Zinsfußes eine rechnungsmäßig nachzuweisende, jedermann augenfällige selbständig wachsende Kraft erhält, überwältigen sie die freie Persönlichkeit, knechten sie diese. Dabei soll in dem hier behandelten Zusammenhang noch gar nicht an die rohen Formen einer solchen Bindung, an die Millionen von Arbeitern im Dienste von Unternehmungen, an die Milliarden gegenseitiger, oft recht drückender Schuldverhältnisse gedacht werden: auch der Unternehmer wird Sklave seines Kapitals, gerät aus Verfügungsfreiheit in Gebundenheit. Man weiß, wie sich das in großen Geschäften in dem Zwang äußert, immer mehr und mehr zu produzieren und immer weitere

[1] Asenijeff, Tagebuch (1902) S. 48.

Märkte aufzusuchen: aber es gilt genau in gleichem Sinne für jedes Unternehmen. Das Kapital ist tyrannisch; es will Gewinn, nicht bloß mehr Bedürfnisbefriedigung; es verachtet im Grunde und überschlägt alle Zwecksetzungen vernünftiger Volkswirtschaft.

Man hat dagegen wohl gesagt[1], ein solcher Zustand führe wie einerseits zur Herabsetzung des Leihsatzes für Kapital so anderseits, zum Zwecke der Verwendung des Kapitals, zu einer größeren Arbeiternachfrage, also zur Erhöhung der Löhne und somit zum Aufsteigen der niederen Klassen zu größerer Selbständigkeit. Gewiß eine richtige Beobachtung. Wie aber, wenn das einheimische Arbeiterangebot der Nachfrage nicht mehr genügt? Dann werden fremde Arbeiter eingeführt. Liegt das aber im Interesse einer nationalen Wirtschaft, — geschweige denn eines gesunden sozialpsychischen nationalen Gemeinlebens? Man halte diese Ausführungen nicht für müßige Spekulation: die tausende und abertausende polnischer Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk reden eine deutliche Sprache, und nationale Politiker haben längst die Frage aufgeworfen, ob eine Großindustrie noch volkswirtschaftlich tätig ist, die nicht mehr mit nationalen Arbeitskräften rechnet.

Wie man das Problem auch ansieht, immer ist die Gefahr denkbar, daß selbst wir, von Franzosen und Engländern nicht zu reden, an unseren historisch aufgesummten Kapitalien ersticken: elendiglich und in ruhmlosem Verfall, wie die Bazillen an den Produkten ihres Stoffwechsels zu Grunde gehen. Nur einen Ausweg scheint es zu geben: den der Übertragung unsers Überflusses in fremde Kulturen und fremde Lande, Auswanderung, Kolonisation, Kultivation, starke kapitalistische Beteiligung im Ausland. Aber auch auf diesem Wege trifft der Deutsche mindestens auf das Hindernis starken Wettbewerbs des Engländers und Amerikaners und gelegentlich auch des Franzosen.

Nun versteht sich, daß diese Wirkung des Kapitalüberschwanges vor allem den Unternehmer trifft: denn durch ihn

[1] Wolf in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1899, S. 412—13.

an erster Stelle wirbt das Kapital. Und sie trifft ihn an der Stelle, an der er seelisch am schwersten verwundbar ist; da, wo er Halt suchen muß gegenüber den besonders feine Nervenorganisation erfordernden und hervorrufenden Seiten seines Berufes: in den Funktionen der Energie und des Willens. Das Kapital ist es, das jetzt vorwärtsdrängt zu neuen Unternehmungen, nicht die morgenfrisch und froh in den Tag hineinschauende Energie des Mannes, der hinter ihm steht: matt nur und ungern folgt er diesen Lockungen, die für ihn schon zu lästigen Mahnungen zu werden beginnen. Es ist ein Zustand, dessen leise Ankündigung man in Deutschland darin finden kann, daß die Neigung, „vom Staate alles zu verlangen“ [1], immer mehr die gesunden Regungen der Selbsthilfe verdrängt, die in den romanischen Völkern, auch in Frankreich, sich schon in der Tatsache zeigt, daß sie Rentenbesitz vorziehen und nicht mehr entwickeln, was der Franzose le courage du capital nennt.

Indem aber die Willensäußerungen immer matter werden, verliert sich das gesunde Selbstbewußtsein hoher Kulturen. Denn was ist Selbstbewußtsein anderes als unmittelbares Gefühl gesunden und kräftigen Zusammenhanges unserer Willensäußerungen? Und an die Stelle tritt etwas, das Platzhoff [2] sehr glücklich moderne Bewußtheit genannt hat: ein Selbstbewußtsein gleichsam mit einem der Regel nach besonders schwachen Willensinhalt. Da sieht man sich gleichsam getrennt in eine empfindende und eine denkende Hälfte; und jeder Moment des Handelns wird mehr oder minder dadurch paralysiert, daß er im Augenblick des Handelns selbst auch schon beobachtet wird. Eine Kultur, die von dieser seelischen Haltung beherrscht wird, erscheint sich damit gleichsam nur noch als ein Moment des Gesamtprozesses; und ein läßlicher und tatenloser Optimismus bildet sich aus. Zugleich aber erkennen wenigstens die führenden Köpfe doch das Mißliche der Lage: sie stehen auf einem ewigen qui vive vor der Zukunft. Welches Element wird dann schließlich

[1] Nordd. Allg. Ztg. 1898, 8. Juni.
[2] Nation 1900, Nr. 44.

siegen: die Reflexion oder das Gefühl? das ist die Frage. Empört sich das Gefühl gegen die Reflexion, so mag es wohl zu einer Geisteskultur künstlerischen und enthusiastischen Charakters kommen, die neue Tiefen des Gemütes ergründet. Wird dadurch aber die unerläßliche Energie des Lebens wiedergewonnen?

Wir müssen und dürfen nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes hoffen, daß die klare Einsicht in diese seit den achtziger Jahren drohenden, an manchen Stellen schon mehr als bedrohlich gewordenen Gefahren ihre Überwindung nach sich ziehen werde.

Entwicklungsgeschichtlich aber ist nicht zu verkennen, daß die psychische Disposition der ausgesprochenen Bewußtheit in den äußeren, gesellschaftlich und persönlich zu Tage tretenden Erscheinungen ihres Wesens viel Ähnlichkeit mit den Lebensäußerungen niedriger Kulturstufen hat. Was sie von ihnen — freilich am Ende in jeder Hinsicht und grundsätzlich — trennt, das ist das Innerste ihres Charakters: eben die Bewußtheit der seelischen Funktionen, der volle Genuß der Früchte vom Baume der Erkenntnis gegenüber der paradiesischen Unbewußtheit, dem seelisch instinktiven Naschen der Stufen niedriger Bildung. Diese Stufen leben und weben seelisch ähnlich den Kindern; in ihnen bestehen noch keine konstanten Willensrichtungen, denn es fehlen die reich entwickelten Hemmungsmotive höherer Kulturen; naiv und freudig bewegen sie sich in den ausgesprochensten Kontrasten, nehmen jede Anregung mit überschwenglicher Phantasie auf, um ihrer bald wieder überdrüssig zu sein: sind im Grunde und vor allem ein Spielball nervöser Einflüsse. Die Gegenwart dagegen und das Seelenleben, das dieser und noch mehr der jüngsten Vergangenheit das Gepräge gibt, entbehrt wohl auch, und gerade in vielen der ausgesprochensten Vertreter, der eigentlichen Tätigkeit des Willens; aber sie ist sich dessen bewußt; und indem sie sich ferner bewußt ist, das Seelenleben bis auf seine niedrigsten, im Nervenleben verlaufenden Funktionen hin gleichsam abgebaut und erschlossen zu haben, ist sie dieser neuen Errungenschaft

froh und prostituiert darum mit einem staunenswerten Fanatismus der Wahrheitsliebe das Innerste der eigenen Persönlichkeit.

Dieser äußere Parallelismus und diese innere Divergenz der seelischen Erscheinungen der Gegenwart und einer weit zurückliegenden Vergangenheit sollte zu denken geben. Man sieht ohne weiteres, daß er nicht durch die besondere nationale Entwicklung bedingt ist. Er ist auch tatsächlich nicht bloß in der deutschen Geschichte — und hier eben verhältnismäßig noch nicht stark — angedeutet, sondern Gemeingut der heutigen europäischen Entwicklung. Ja noch mehr: er läßt sich auch in der Geschichte so altgewordener Völker wie der Inder und Chinesen nachweisen. Er scheint überhaupt etwas allgemein Sozialpsychisch-Menschliches zu sein. Und liegt nicht sogar seine Vergleichung mit allgemeinen Erscheinungen jedes organischen Daseins nahe? Wo entsprächen in der organischen Entwicklung nicht gewisse Alterserscheinungen äußerlich den Erscheinungen frühester Jugend, während innerlich der entschiedenste Gegensatz herrscht? Und so würde der wunderliche Parallelismus, der sich zwischen Urzeit und Gegenwart nicht bloß auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, sondern, wie wir an anderen Stellen zu sehen Gelegenheit haben werden, in jeder Hinsicht nationalen Lebens zeigt, für die Gegenwart als Anzeichen des Verfalles zu deuten sein?

So viel ist klar: eine Volkswirtschaft, in der heute die Willensfunktionen durch Kapitalreichtum ebenso bedroht erscheinen würden wie in früher Vorzeit durch Kapitalarmut, trüge augenscheinlich das Mal des Ungesunden. Der Wille muß befreit, die Energie emanzipiert, der Mensch wieder zu Ehren gebracht werden neben dem Kapital: und wir werden am Schlusse dieses Buches sehen, daß starke Anzeichen einer Entwicklung in dieser Richtung vorhanden sind, indem die Unternehmung ungezügelter Konkurrenz abgelöst zu werden beginnt durch eine solche geregelten Wettbewerbs.

Werden aber, indem sich die Willensfunktionen von neuem regeln, darum die nervösen Grundlagen des modernen Unter-

nehmertums völlig verloren gehen? Es könnte nur dadurch geschehen, daß die ungeheure Kulturentfaltung der letzten beiden Menschenalter ungeschehen gemacht würde: es wäre eine andere Form des Verfalles. Aber diese Möglichkeit braucht kaum erwähnt, geschweige denn überdacht zu werden. Ist es etwa Viktor Emanuel I. von Piemont und Sardinien gelungen, die Spuren der großen Zeit Napoleons I. in Oberitalien zu vernichten dadurch, daß er die napoleonischen Heerstraßen verfallen ließ, oder hat Kurfürst Wilhelm von Hessen es fertig gebracht, die Einwirkungen derselben napoleonischen Zeit in seinem Lande dadurch ungeschehen zu machen, daß er sie totschwieg? Die Antwort der Geschichte war, daß man in Hessen von einem Regimente der Siebenschläfer sprach: — selbst das Wirken eines Heros läßt sich nicht beseitigen. Um wie viel weniger die tiefen Eindrücke einer vollen Phase sozialpsychischer Entwicklung!

Nein, die Nervosität des Zeitalters der freien Unternehmung wird uns bleiben; sie ist ein nicht mehr auszuscheidender Bestandteil unserer Kultur. Aber muß sie sich deshalb allgemein bis ins Krankhafte entwickeln und in dieser Entwicklung verharren? Und mit dem Worte „nervös" verbindet man den Begriff des Krankseins.

Man erinnere sich hier jenes allgemeinen Gesetzes der Lebensentwicklung, nach dem ein Geschöpf um so höher organisiert erscheint, je differenzierter die Stufenleiter seiner Reizempfindungen ist.

Nun besteht darüber kein Zweifel, daß die sogenannten nervösen Erscheinungen der letzten Menschenalter durchweg auf einer erhöhten und verfeinerten Reizempfindung ihrer Träger beruhen. Wir haben im nervösen Menschen einen entwicklungsgeschichtlich höher entwickelten Typus vor uns. Freilich, um die Frage zu wiederholen: auch einen krankhaften?

Nervosität ist heute nicht mehr Nervenschwäche. Wenn in diesem Abschnitt die Einwirkung der freien Unternehmung auf die ihrem Wirtschaftsleben leitend Angehörigen so geschildert worden ist, wie sie in den ausgesprochensten Fällen grell zu Tage tritt, so ist schon in der Mehrzahl der hierher ge-

hörigen Fälle das Ergebnis nicht gleich disharmonisch. Nur eine gewisse Neigung zum Nervösen hin wird als ständige seelische Haltung erworben. Und hat sich nicht unser aller heutzutage, auf Wegen, deren Verlauf im einzelnen später noch genauer nachgewiesen werden wird, eine gewisse Nervenstimmung bemächtigt, die zwar nicht mit der alten groben und krankhaften Nervosität identisch ist, von der man vor zwei bis drei Jahrzehnten allein sprach, — die aber doch eine Feinfühligkeit gegenüber Reizen aufweist, wie sie frühere Geschlechter nicht kannten? In dieser Erscheinung aber kann die heutige allgemeine Nervosität nicht mehr als eine Form der Entartung bezeichnet werden: vielmehr ist sie, so geartet, nichts als eine entwicklungsgeschichtlich herbeigeführte und zwar im Sinne der Verfeinerung entfaltete Abart früherer Nervenstimmungen. Und darum wird man sie, um den Eindruck des Krankhaften, den das Wort Nervosität hervorzurufen nun einmal geeignet ist, zu vermeiden, als entwicklungsgeschichtliche Erscheinung besser mit einem anderen Worte bezeichnen: und schon ist hierfür der Ausdruck Reizsamkeit vorgeschlagen worden und hat in diesem Sinne Anklang gefunden.

Diese Reizsamkeit also als ein entwicklungsgeschichtliches Element der letzten zwei Menschenalter wird uns bleiben, wenn auch einige ihrer besonders scharf hervortretenden Eigenschaften durch eine zu erhoffende Erstarkung der Willensseite des Daseins, sowie durch eine damit zu erwartende größere Breite ausgeglichenen Gefühlslebens wieder mehr werden umgeformt und gedeckt werden. Sie wird uns bleiben, wie uns Elemente der Empfindsamkeit unserer Ahnen, der Romantik unserer Urgroßväter und Großväter geblieben sind. Und sie wird für immer auch Spuren beibehalten der frühesten und stärksten Quelle ihrer Entstehung, Spuren des Charakters der freien Unternehmung.

---

## II.

1. Wir haben gesehen: was den Beruf des Angehörigen der Unternehmung, vor allem der freien Unternehmung gleichviel welcher Art, seit etwa einem Menschenalter charakterisierte, sei es nun als ererbtes Gut mit eingebracht, sei es im Berufe selbst erworben, das war eine größere Reizempfänglichkeit des Nervensystems als ein habitueller Zug, war die Reizsamkeit. Und wir haben weiter gesehen: wo sich diese Reizsamkeit, diese besondere Schnelligkeit des assoziativen Lebens, diese auffallend feine kritische Witterung, diese starke Begeisterungsfähigkeit für fernerliegende Ziele, diese hohe Impulsivität mit mächtiger Energie und klarem Willen verbinden, der zum Maßhalten aufforderte, da waren die Vorbedingungen für den großen Mann der freien Unternehmung gegeben.

Diese Beobachtungen erhalten aber ihre volle Bedeutung erst, wenn wir sie mit der Tatsache zusammenhalten, daß die freie Unternehmung die Wirtschaftsform ist, die unser ganzes heutiges Wirtschaftsleben, ja unser Leben überhaupt durchdrungen hat. Denn bei diesem Zusammenhange liegt es auf der Hand, daß die seelische Haltung der freien Unternehmung einen Grundton abgegeben hat auch für das geistige Leben, den seelischen Charakter des jüngsten geschichtlichen Zeitalters überhaupt.

Daß der Geist der freien Unternehmung das ganze Wirtschaftsleben der jüngsten Vergangenheit durchwaltete und mit ihm auch das Gesellschaftsleben in den großen Massenzusammenhängen, in denen es von diesem abhängig ist, dafür ist der Beweis teilweis schon geliefert, teilweis wird er bald eingehend erbracht werden. Und es ist auch schon ausgeführt worden,

daß nach dem Gesetz der psychischen Relationen durchaus kein anderer Vorgang als dieser zu erwarten war. Die jeweils jüngste ebenbürtig gewordene Wirtschafts- und Gesellschaftsform wirkt jedesmal in tiefen Eingriffen auf die geschichtlichen Lagerungsverhältnisse der schon vorhandenen Wirtschaftsweisen und gesellschaftlichen Schichten zurück.

Allein über diesen an sich schon so ausgedehnten Kreis der Einwirkung hat der Einfluß des Geistes der freien Unternehmung, und das heißt der Reizsamkeit, noch weit hinausgegriffen. Er hat alles geistige Leben schlechthin getroffen. In welchem Sinne, soweit dieses geistige Leben sich in besonderen Berufen auswirkt, das ist in diesem Abschnitte auszuführen, ehe die besonderen Einflüsse der Unternehmung auf das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben dargestellt werden: denn erst wenn dieser allgemeine seelische Einfluß der freien Unternehmung ganz überblickt wird, wird man ihre wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen wahrhaft begreifen.

Verfolgen wir in der deutschen Geschichte die Entwicklung der Kopfarbeiter, soweit es sich um hochstehende Schichten und nicht bloß um vereinzelte Erscheinungen und subalterne Daseinsformen handelt, so zeichnet sich das ganze Mittelalter dadurch aus, daß neben den Ständen der Handarbeit und des kriegerischen Schutzes ursprünglich nur ein Stand der Kopfarbeit vorhanden war: der Klerus. Diese Lage änderte sich dann in den frühesten geldwirtschaftlichen Zeiten: es trat nicht bloß eine Teilung der vornehmlich handarbeitenden Stände in bürgerliche Kaufleute, Handwerker und Bauern ein — woneben als kriegerischer Stand der des Rittersmanns erhalten blieb —, sondern zugleich entwickelte sich langsam der gelehrte Berufsstand: der Beruf der Universitätslaienbildung, vornehmlich der Rechtsgelehrtheit. Es war ein Stand, der im allgemeinen durchaus in den öffentlich-weltlichen Dienst eintrat, so wie der Klerus, seit dem 16. Jahrhundert beider Bekenntnisse, im öffentlich-kirchlichen Dienste lebte.

In alledem trat ein Wandel erst langsam im Verlaufe des 17. bis 19. Jahrhunderts ein. Und zwar in doppelter

Richtung. Einmal entwickelte sich auf dem geistigen Gebiete der Begriff und die Gesellschaft der Gebildeten. Wie er zu stande kam — eins der wichtigsten Kapitel und auch noch Probleme der Sozialgeschichte vornehmlich des 18. Jahrhunderts —, ist hier nicht zu erörtern: genug, daß die Anfänge der gebildeten Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen, und daß diese in ihrer frühesten Vollgestalt etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden war. Auf Grund nun der Entwicklung dieser Gesellschaft bildeten sich neue, freie Formen geistiger Berufe aus: die Berufe der Literaten und Journalisten, ferner der Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler, kurz der Künstler im modernen Sinne. Es sind Berufe, die im Laufe des 19. Jahrhunderts unendlich gewachsen sind; längst ist die Zeit vorüber, wo ihnen nur diejenigen angehörten, die — wie eine frühere Begriffsbestimmung des Zeitungsschreibers lautete — ihren Beruf verfehlt hatten: eben das spezifisch Berufsmäßige charakterisiert bereits seit den letzten Menschenaltern auch sie. Neben diese freien gebildeten Berufe aber trat dann, vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert, als ein weiterer Beruf nunmehr fast ausschließlicher Kopfarbeit das freie Unternehmen. Es ist eine bisher in diesem Zusammenhang noch nicht erörterte Seite der Entwicklung: das Unternehmen bildet die jüngste und vielleicht jetzt schon, auch bei engster Abgrenzung der ihm Angehörigen, zahlreichste Klasse der Kopfarbeiter.

Natürlich hat es aus diesem Zusammenhange heraus die älteren Berufe der Kopfarbeit nicht wenig beeinflußt. Dabei besteht aber ein starker und bestimmter Unterschied zwischen der Weite, in welcher sich die freien Bildungsberufe und die alten gelehrten Berufe einschließlich der Geistlichkeit der Einwirkung des Geistes der Unternehmung zugänglich erwiesen haben.

Geistlichkeit und gelehrter Beruf, soweit er in fester, zumeist staatlicher Beamtenstellung zum Ausdruck gelangt, beruht im Grunde auf einem der freien Unternehmung diametral entgegengesetzten sozialen und sittlichen Prinzipe. Dies Prinzip kann geschichtlich nicht verstanden werden, ohne daß die Erzählung weit zurückgreift. Wir haben früher gesehen, daß in

vorstaatlichen und vorkirchlichen Zeiten die natürlichen genealogischen Zusammenhänge das im Grunde tiefste Bindemittel der menschlichen Gesellschaft waren. Die Art aber, in der sie so einwirkten, war durchaus sozialistisch. Nun entstanden Staat und Kirche und nahmen zum großen Teil die Einflußgebiete der bisherigen Geschlechtszusammenhänge auf: damit aber auch deren sozialistischen Charakter. Staatsschutz wurde allgemein verbürgt; kirchliche Wohltaten sollten jedem zu gute kommen; die Bildungsideale, die von Kirche und Staat aufgestellt wurden, sind jederzeit sozialistische gewesen, von der allgemeinen Schulpflicht für die niedere Bildung an bis zu der leichten Zugänglichkeit mittlerer und hoher Schulen, deren Klienten früher zum großen Teile in Konvikten erhalten wurden und auch heute noch im Schulgeld nicht entfernt die Kosten aufbringen, die ihre Ausbildung verursacht. Und im selben Sinne haben auch die Ideale der staatlichen und kirchlichen Verwaltung immer etwas Sozialistisches, ja Kommunistisches behalten: so in der Rechtsprechung und in der Wohlfahrtspflege des Staates und innerhalb der Kirche im Empfang der Sakramente durch die Laien und in allen, auch den nicht sakramentalen Amtshandlungen der Geistlichkeit.

Um es kurz zu sagen: im ganzen Bereich der Amtstätigkeit der Kirche wie des Staates besteht noch heute viel von dem Sozialismus des Geschlechtsstaates: sehr zum Segen unserer Entwicklung. Und dem entspricht es denn, wenn auch den Berufen des Staates und der Kirche noch immer ein Korpsgeist stark sozialistischen Charakters innewohnt.

Das aber ist ein Charakter, der dem Wesen des modernen Unternehmertumes völlig entgegensteht: denn dieses beruht auf dem Prinzip des freien Wettbewerbes, einem Grundsatze also des extremsten Individualismus.

Indem nun diese beiden Prinzipien sich in der Entwicklung der letzten Menschenalter gegenübertraten, wurde die Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Angehörigen der kirchlichen und staatlichen Berufe wesentlich begrenzt: es ist der stärkste Widerstand, auf den dieser Geist

in seinem Eroberungszuge überhaupt gestoßen ist, und auf die hier bezeichnete grundsätzliche Differenz lassen sich all jene zahlreichen Antipathieen zurückführen, die zwischen den Ständen der freien Unternehmung und denen des Beamtentums bestanden haben und noch heute vielfach bestehen.

Ganz anders boten sich dagegen die Angehörigen der freien geistigen Berufsstände — und auch derjenigen Beamtenkreise, die diesen Kreisen näher stehen, z. B. Schriftstellern — den Einwirkungen des freien Unternehmertums dar: auf diesem Boden ist es vielfach geradezu zu Verquickungen von geistigem Beruf und wirtschaftlichem Unternehmertum in dem Sinne gekommen, daß das wirtschaftliche Unternehmertum die geistigen Berufe überrumpelt, überholt und in seine Dienste gestellt hat. So auf dem Gebiete der Kunst in der Führung von Konzerten und Theatern, soweit zunächst deren äußere Erscheinung in Betracht kommt: in dieser Hinsicht sind Theater und Konzerte bekanntlich wirtschaftliche Unternehmungen geworden. Der merkwürdigste Entwicklungsvorgang in diesem Bereiche aber hat sich wohl auf dem Gebiete des Buchhandels abgespielt, und vielleicht auch der national- und universalgeschichtlich wichtigste: denn die literarische Jahreserzeugung im Deutschen Reiche beträgt jetzt fast ein Drittel der Erzeugung der Welt überhaupt; seit drei Jahrzehnten hat sie sich dem Werte nach etwa verdreifacht; und sie beläuft sich jetzt — abgesehen von den 7500 periodischen Schriften — im Jahresdurchschnitt auf etwa 24 000 Werke des Buch- und 13 000 Werke des Musikalienverlages. Der deutsche Buchhandel wurde nun ursprünglich durch den Buchführer persönlich im Hausier- und Marktabsatz betrieben; hinter ihm stand der Verleger. Dann entstanden statt des Wanderhandels feste Detailhandlungen, die sogenannten Sortimente. Zwischen den Sortimenten und den Verlagshandlungen schob sich fernerhin später der Kommissionshandel ein, dessen Organisation es ermöglichte, daß jeder Verleger jedem Bedürfnis jedes Sortimenters jederzeit und rasch gerecht werden konnte. Es war eine Organisation, die zur Verfügung jedes Verlegers und jedes Sortimenters stand; ein sozialistischer Hauch, entsprechend dem

kommunistischen Grundcharakter der Bildung auch noch des 18. und 19. Jahrhunderts, ging durch sie hindurch; das System bildete sich bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hin vollends aus und blühte dann, am meisten wohl in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in der besonders energischen Durchbildung durch den Börsenverein der deutschen Buchhändler. Während nun aber dieses System der allgemeinen Lebensauffassung der alten gelehrten Berufsstände am besten entsprach, indem es jedes Buch an jedem Orte deutscher Zunge zur Ansicht wie zum Kauf ohne allzuviel Spesen zur Verfügung stellte, begann auch in den Buchhandel der moderne Geist der freien Unternehmung einzubringen. Das Ideal des nun entstandenen neuen Buchhandels ist ein ganz anderes. Es geht auf ganz große Verlagsgeschäfte, die zugleich auch den Druck der Bücher besorgen, auf Massenproduktion vornehmlich und womöglich ausschließlich besonders gangbarer Werke und auf Absatz derselben durch einen eigenen, jedem Verlagshaus speziell angehörigen Vertriebsorganismus. Dabei erscheint der Verfasser des Buches als ein dieser arbeitsteiligen Unternehmung einrangierter Diener am Gesamtwerke, als ein geistiger Unterarbeiter: denn Tendenz, Umfang, allgemeiner Inhalt und Titel der zu produzierenden Bücher werden in den ausgesprochenen Fällen der neuen Buchunternehmung von dem Vorstand des Ganzen, dem Unternehmer, selbst bestimmt. Natürlich tritt dabei der früher durchaus vorherrschende wissenschaftliche und literarische Geist der Produktion in den Hintergrund: an dessen Stelle erscheint das Bedürfnis der Rentabilität, der sorgsamen Mache, der gefälligen äußeren Form, des Geschäftes.

Es ist eine Bewegung, die sich fast noch deutlicher als im Buchverlage im Zeitungswesen vollzieht und vollzogen hat. Von älteren Zeitungen verlangte man wohl so gut wie ausnahmslos, daß sie eine „Gesinnung" haben sollten. Die jüngere Unternehmerzeitung ist über diese Anforderung längst hinweg. Sie ist Nachrichtenblatt schlechthin; sie sieht die Kunst des Journalisten vornehmlich in der Kolportage fast gleichviel welchen Inhaltes; und sie ersetzt in gewissen Fällen den schreiben-

den Zeitungsmann ihrer Ansicht nach aufs vortrefflichste durch den photographierenden Kodak.

Muß noch gesagt werden, daß derartige Organisationen sich Angehörige der freien gebildeten Berufe, ja auch gar nicht selten selbst Angehörige der gelehrten Amtsberufe zu unterjochen verstanden haben? Sogar der Fall ist vorgekommen, daß ein Maler in Jahresgehalt fest angestellt worden ist mit der Verpflichtung, jährlich ein „Prachtwerk“ zu „liefern“. Und ist nicht, dem eigentlichen Lebensinhalte nach, wenn auch nicht formell, die Stellung jener Theaterdichter, die jährlich ihr Stück, jener Romanschreiber, die jede Weihnachten ihr Buch „liefern“, eine ähnliche?

Hier ist nicht bloß die Psyche der Unternehmung in die seelische Atmosphäre der geistig tätigen Stände eingedrungen, sondern auch die geschäftliche Form: und diese Form hat die Berufssitten der Kopfarbeiter älterer Herkunft unterjocht und geknechtet. Wie Fabrikat eines modernen Unternehmens und Erzeugnis eines alten Kunsthandwerks stehen sich jetzt eine freie und unfreie Literatur, eine freie und unfreie Kunst, eine freie und unfreie Musik, eine freie und unfreie öffentliche Meinung gegenüber; und wenn das Fabrikat nicht zu verdrängen ist — es hat ein Recht, zu sein, denn es ist Ausfluß tiefster Lebensströmungen der Gegenwart —, so sollte wenigstens seine Ehre darin gesucht werden, daß es stets als solches zu erkennen sei.

Mit all diesen Bemerkungen ist aber die Zahl der Einwirkungen noch keineswegs erschöpft, welche die Macht des modernen Unternehmens auf die psychische Disposition der alten kopfarbeitenden Stände ausgeübt hat. Um partikulare Einflüsse zu übergehen, so kommt vor allem noch hinzu, daß sich diese Stände zu einem immer größeren Teil eben aus den Kreisen der Unternehmer rekrutieren und damit deren Geist in die seelische Disposition der alten Stände hinübergeführt wird.

Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland nicht eigentlich eine Klasse, aus der als solcher die Angehörigen der gelehrten Berufsarten zu stammen pflegten. Vielmehr kamen die Angehörigen dieser Berufe aus den ver-

schiedensten Schichten her; das Entscheidende war zumeist die Begabung; eine regelmäßige Vorbildung, die unmittelbar zu den untersten Stufen der amtlichen Laufbahn geführt hätte, wurde nicht verlangt, obwohl z. B. die preußischen Vorschriften über das Abiturientenexamen schon vom Jahre 1788 datieren.

Das wurde nun um etwa Mitte des 19. Jahrhunderts anders. Die Vorschriften über die Vorbildung zu den Staatsämtern wurden weit strenger gehandhabt; und im Zusammenhang mit der Tatsache, daß dementsprechend eine gelehrte Berufsart nur noch schwer vor dem vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre ein hinlängliches Einkommen zu bieten begann, erschien bald eine große Anzahl von weniger vermögenden Gesellschaftsschichten von der Wahl eines gelehrten Berufes ausgeschlossen. Dabei entwickelte sich diese Lage mit den steigenden Kosten der Ausbildung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer schärferer Betonung. Heutzutage wird man sagen dürfen, daß die Vorbildung zu einem gelehrten Berufe nicht leicht ohne Aufwendung einer Summe von etwa 15000 Mark denkbar sein wird. In welchen sozialen Schichten aber ist die Möglichkeit solcher Ausgaben, unter Umständen für mehrere Söhne, noch vorhanden? Sieht man von den besonderen Fällen einer Nachhilfe durch Stipendien u. dergl. ab, so beschränkt sie sich auf diejenigen, die man, wohl zuerst am Rhein um 1880, als die Stände „der Bildung und des Besitzes" zu charakterisieren begann, d. h. zu überwiegendem Teile auf die Schichten der modernen Unternehmung. In wie hohem Grade diese in der Tat von Jahr zu Jahr mehr das Rekrutierungsgebiet der gelehrten Berufe geworden sind, ergeben nicht bloß die Universitätsstatistiken im einzelnen, sondern auch die allgemeinen Ziffern der studentischen Bewegung im Laufe des 19. Jahrhunderts. Charakteristisch kann hier schon erscheinen, daß die Zahl der Studenten im Laufe des Jahrhunderts weit stärker gewachsen ist als die der Bevölkerung; in Preußen z. B. ist sie von 1820 bis 1900 auf das Fünffache, die der Bevölkerung dagegen noch nicht auf das Dreifache gestiegen. Wachsender Reichtum — und das heißt zum guten Teil wachsende Entwicklung der Unternehmung — ermöglichte einem immer größeren Prozent-

satz der Bevölkerung die Aufnahme des Universitätsstudiums. Dabei ist die Frequenz aller Fakultäten gestiegen, mit Ausnahme der theologischen beider Bekenntnisse: derjenigen Fakultäten, zu denen sich die den Kreisen der Unternehmung entstammenden Jünger der Wissenschaft im allgemeinen am wenigsten getrieben fühlen. Am beweisendsten aber für die starke Zunahme der Studenten aus den Kreisen des modernen Wirtschaftslebens sind die Schwankungen der Frequenz. Bis in die achtziger Jahre hinein hat jeder wirtschaftliche Aufschwung eine Abnahme, jede Depression eine Zunahme der Studenten zur Folge gehabt: die Laufbahn des gelehrten Berufes erschien noch als eine Zufluchtsstätte in weniger guten Zeiten. Dagegen hat der wirtschaftliche Aufschwung der neunziger Jahre die Steigerung der Zahl der Studenten nicht wesentlich unterbrochen: die Kreise des modernen Wirtschaftslebens betrachteten jetzt die Universitätslaufbahn eines Teiles ihrer Angehörigen als regelmäßigen Lebensweg.

Und daneben sind es diese Kreise wiederum, aus deren Initiative zum guten Teile die modernen Hochschulen, die Polytechniken, die landwirtschaftlichen, die Handelshochschulen hervorgegangen sind, und deren Angehörige eben diese Schulen besuchen. Zeigt sich nicht hier in äußerlichen Formen schon eine Veränderung des nationalen Bildungsideals durch den Geist der Unternehmung, die dessen Sieg in vielen Richtungen bedeutet?

In der Tat ist dies das eigentlich Charakteristische der Invasion der Unternehmung in die bisherige seelische Verfassung der alten kopfarbeitenden Stände, daß sie auf dem Gebiete der Ideale der Erziehung und Bildung tief eingreifend, ja grundstürzend gewirkt hat. Es ist das weite Feld des Kampfes zwischen humanistischem und realistischem Unterricht, zwischen dem alten Gymnasium der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Realschule sowie ihren Zwischen- und Mischformen, das sich hier unseren Blicken auftut, ohne von uns betreten werden zu sollen[1]. Man weiß, daß der auf diesem Felde hin

[1] Eingehendes über diesen Kampf wird die zweite Hälfte dieses Bandes bringen.

und her wogende Krieg, der sich so oft in Plänkelszenen und Gefechte auflöste, so oft auch in wahren Schlachten entlud, noch nicht ausgekämpft ist, daß aber in ihm ein Waffenstillstand mit der von allen Seiten angenommenen Hauptlosung: Gleichwertigkeit aller Mittelschulformen! eingetreten ist. Was bedeutet aber diese Losung anderes als die Ebenbürtigkeitserklärung des modernen Wirtschaftsgeistes neben der seelischen Verfassung der älteren Kopfarbeiter? Ebenbürtigkeitserklärung des jüngeren Rivalen aber heißt in vielem Betrachte dessen Triumph.

Gewiß handelt es sich dabei nicht um Ablösung der einen Ideale durch die anderen: wo wäre ein solcher Wandel je geschichtlicher Vorgang gewesen? Weithin haben sich die Träger des modernen Wirtschaftslebens mit den zumeist humanistischen Idealen der älteren Kopfarbeiter erfüllt oder sie, wenigstens in den älteren jetzt lebenden Schichten, noch eingehend kennen gelernt. Und mit nichten entbehrt ihr Bildungsideal jedes geschichtlichen Anschlusses an die Vergangenheit unseres Volkes und an die Antike. Aber bestehen bleibt doch, daß die Momente, welche das Wesen des modernen Seelenlebens im allgemeinen bestimmen und also das Charakteristikum, die besondere Note der jüngsten Vergangenheit und auch noch teilweise der Gegenwart ausmachen, weit mehr den Kreisen der Kopfarbeiter des neuen Wirtschaftslebens als denen der älteren Stände der Kopfarbeit entstammen.

2. Wenn nun der Einfluß des Geistes der freien Unternehmung auf die Stände der Kopfarbeiter so groß war und noch ist, daß ihm die jüngeren Bildungen dieser Stände fast ganz, die älteren wenigstens zum guten Teile, und zwar gerade in ihren geistig regsten Gruppen, anheimgefallen sind: glaubt man da, daß sich die älteren Stände der materiellen Arbeit, des Handels und des Verkehrs, der Industrie und der Landwirtschaft ihm haben entziehen können? Mehr als zur Genüge wird bald der Nachweis erbracht werden, daß alle diese Stände sich unter dem Drucke des Wirtschaftslebens der Unternehmung aufs tiefste abgewandelt haben: und daß gerade in

den Vorgängen dieser Abwandlung ein großer Teil der sozialen Erscheinungen und Probleme der jüngsten Vergangenheit beschlossen war.

Unter diesen Umständen versteht es sich aber von selbst, daß es im Grunde kein Gebiet des modernen Seelenlebens gibt, das nicht durch den Geist der Unternehmung als durch eine Energie von maßgebender Gewalt ergriffen oder wenigstens in seiner Entwicklung mitbestimmt worden wäre. Ja, wir werden sehen, daß diese indirekten Wirkungen neben den beiden beobachteten direkten so groß sind, daß sich schon aus diesen Zusammenhängen heraus behaupten läßt, die Reizsamkeit, als der zunächst und vornehmlich auf dem Boden der freien Unternehmung erwachsene und sie in ihrer Auswirkung bedingende Komplex seelischer Eigenschaften, müsse ein Gemeingut der Zeit überhaupt, müsse der ihr Seelenleben, soweit dieses zeitcharakteristisch ist, bedingende Faktor geworden sein[1].

Denn es gibt schlechthin kein Gebiet der modernen Kultur und kein Seelenleben eines modernen Standes, das nicht eben die wesentlichsten Seiten seiner Signatur, wenn nicht durch direkte, so wenigstens durch indirekte Einwirkungen des Unternehmungsgeistes erhalten hätte und erhielte. Der Beweis in dieser Richtung ist zunächst für die Bevölkerung der Großstädte leicht zu erbringen. Wie oft ist hier nicht schon ausgeführt worden, daß die Äußerungen des modernen Verkehrslebens bereits in ihren sinnlichsten Formen, im Lärm der Straßen und im Gedröhne der Eisenbahnen, in der Hetzjagd des Personenverkehrs und den Erregungen überhäufter Genüsse, einen allgemeinen Zustand der Reizsamkeit, ja darüber hinaus eine erschreckende Häufigkeit wirklicher nervöser Erkrankungen herbei-

[1] Daß deshalb die allgemeine Reizsamkeit, als seelisches Diapason der modernen geistigen Kultur, nicht unmittelbar gleich der Unternehmerreizsamkeit ist oder auch nur aus dieser unmittelbar hervorgegangen ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Welches die Beziehungen zwischen dem allgemeinen Zustand der Reizsamkeit, namentlich soweit aus ihm schöpferische Geister hervorgehen, und der spezifischen Unternehmerreizsamkeit gewesen sind und sind, wird an anderer Stelle eingehend erörtert werden.

geführt haben! Jedermann weiß heute, was unter einem Großstadtkind zu verstehen ist: es wird durch einen speziell modernen, in dieser Art früher endemisch niemals vorhanden gewesenen Zustand des Nervenlebens gekennzeichnet. Und die Erwachsenen sind dann reizsam, namentlich soweit sie schaffend und schöpferisch eingreifen in den Gang der Zeit, und nicht wenige überschreiten das Wesen der Abart — hin bis zu nervöser Entartung. Im Bereiche der Berliner städtischen Schulen erhielten im Schuljahre 1900 auf 1901 Krankenurlaub von 2744 Lehrern (einschließlich Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, von 441 Fach- und technischen Lehrerinnen 109. Dabei waren unter den Krankheiten nervöse Störungen derart häufig vertreten, daß von den Lehrern etwa jeder siebenunddreißigste, von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede achtzehnte, von den Fach- und technischen Lehrerinnen jede neunundzwanzigste ihretwegen beurlaubt werden mußte.

Aber auch auf dem platten Lande hat die Reizsamkeit Einzug gehalten; und auch hier sind nervöse Erkrankungen häufig, ja, wenn man die relativ geringere Anzahl der an sich zur Reizsamkeit besonders neigenden Kopfarbeiter auf dem platten Lande in Betracht zieht, nach ärztlichen Erfahrungen ebenso häufig wie in der Stadt. Das „moderne Leben" ist eben auch hier eingedrungen mit seiner Unrast, mit seinem Unbehagen an dieser und doch der gleichzeitigen Freude am Wechsel, mit seiner Kalkulation jedes noch irgend möglichen Gewinnes und seiner unablässigen, nie endenden, ewigen Arbeit. Und die Anpassung an dies neue Leben vollzieht sich in ländlicher Umgebung langsamer als im Leben der Großstadt.

So wenig aber wie irgend eine Gegend ist irgend ein Stand verschont geblieben. Ja gerade die Angehörigen niederer Klassen nehmen, soweit sie geistig rege sind, an dem spezifisch modernen geistigen Leben und der ihm zu Grunde liegenden seelischen Disposition starken Anteil, wenn auch ihre vollen nervösen Berufserkrankungen, z. B. die Unfallsneurose, anderer Art sind als die der Unternehmer. Denn für sie gelten die Impulse des modernen Wirtschaftslebens erst recht; und was die

Gegenwart den Angehörigen der oberen Schichten an Verbindungen mit der modernen Wirtschaft aufdrängt und gewährleistet: Post und Telegraph, Eisenbahn und gar Straßenbahn und Omnibus, Zeitung und öffentlicher Anschlag und öffentliches Schaufenster: das genießen auch sie in wesentlich gleicher Weise. Darin eben beruht der Demokratismus unserer Zeit; die moderne Wirtschaft schafft für die Masse; und wenn dabei die Anfangszeiten des freien Unternehmertums die Massenverbreitung gerade der geistigen und seelischen Elemente des modernen Lebens vernachlässigten, so haben die Zeiten der Blüte und der Vollendung dies Versäumnis reichlich nachgeholt: davon zeugt heute die Vermehrung der Zeitungen und das Wachsen ihrer Auflagen seit etwa einem Jahrzehnt, zeugen Volksbibliotheken und unentgeltliche Lesezimmer, Arbeitervorstellungen und Arbeiterkonzerte, billige Wochenschriften und Zehnpfennigliteratur, Wandervorträge und Volkshochschulbewegung, — tausend anderer Veranstaltungen nicht zu gedenken. Und die geistig-sittliche Haltung der Massen hat in diesem Austausche modernster geistiger Beeinflussungen geradezu auf die Haltung der oberen Klassen abgefärbt: im äußeren wie im inneren Habitus des Seelenlebens ist mehr als früher ein gewisser Ausgleich eingetreten, freiere Lebensformen haben sich der Menge mitgeteilt, und nicht immer und überall haben sich die Sitten des Durchschnitts der oberen Klassen von Verrohung ferngehalten.

Es sind Beobachtungen, die unvermerkt auf ein anderes Gebiet weiterführen: auf das Gebiet einer ganz allgemeinen inhaltlichen Erfüllung der modernen Psyche mit spezifischen Lebensäußerungen gerade der ökonomischen Reizsamkeit. Der Beobachtungen, die hier gemacht werden könnten, sind Legion; nur einzelnes besonders Charakteristische sei herausgegriffen.

Man wird Einflüsse dieser Art gern und an erster Stelle auf dem Gebiete der Sitte und Sittlichkeit suchen; denn eng grenzen namentlich Sitte und Wirtschaft aneinander. Aber man wird da nicht selten ungerecht. Vom geschichtlichen Gesichtspunkte aus wenigstens ist nichts damit gewonnen, wenn man als ein Ergebnis des freien Wettbewerbs und seiner rücksichts-

losen Ausgestaltung den neuen oberen Klassen schlechtweg Genußsucht und Materialismus, Maitressenwirtschaft, Geldheiraten und kinderlose Ehen, Frivolität nach unten und Servilismus nach oben, den unteren Klassen Leichtsinn und verdumpften Neid, Unbotmäßigkeit und Pessimismus, proletarische Vermehrung oder unsittliche Enthaltsamkeit vorwirft. Und noch weniger Eindruck wird es auf geschichtliche Erfahrung machen, wenn man einige „eklatante“ Fälle besonderer moderner Sittenlosigkeit in entrüsteter und oft doch sonderbar detaillierter Ausführlichkeit vorbringt. Der Historiker weiß, daß jedesmal, wenn große wirtschaftliche und soziale Revolutionen den bestehenden sittlichen Boden verändern, aus den nicht zu vermeidenden Spalten moralische Miasmen mehr oder minder zahlreich hervordringen: Begleiterscheinungen, die den innersten Gang der Dinge nicht weiter berühren. Und er weiß auch, daß es so massive Leidenschaften, wie man sie den modernen Ständen vorwirft, zu allen Zeiten gegeben hat: mehr oder minder. Aber nicht nach quantitativen Maßstäben urteilt die Sittengeschichte, wenn sie mehr ist als verdichtete Chronique scandaleuse. Sie verfolgt die leisen Änderungen der sittlichen Gesamthaltung nach ihrer qualitativen Seite: und dazu bedarf sie feinerer Begriffe als derer, die mit Maitressenwirtschaft oder Unbotmäßigkeit gegeben sind. Übrigens, selbst wenn man sich auf den so oft eingenommenen Quantitätsstandpunkt zu stellen geneigt wäre: würde man dann im vorliegenden Falle nicht wenigstens mit dem Urteil zu warten haben, bis sich die Sittlichkeit der freien Unternehmung ganz und über ihre Blüte hinaus bis zum Verfalle entwickelt hat? Man bedenke, daß großstädtisches Leben und damit großstädtischer Lebensernst selbst in Berlin doch eigentlich erst seit etwa 1880 voll erstanden sind.

Das, was die Sittlichkeit der modernen Unternehmung qualitativ und im Innersten kennzeichnet, hat Steffen[1] für die vollendetste Kultur dieser Art, die englische, in folgenden Bemerkungen zusammengefaßt: „Die Engländer sind ein Volk mit

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat S. 63.

„praktischem Idealismus‘, d. h. ein Volk, das den ‚Erfolg‘ in allen seinen juristisch nicht strafbaren, wirtschaftlich nutzbringenden Formen anbetet und sich deshalb freiwillig den politisch und ökonomisch erfolgreichen Persönlichkeiten unterordnet. Für die Engländer — vom Pair bis zum Hafenarbeiter — gilt der tiefsinnige Moralspruch: nothing succeeds like success. Bei den höheren Gesellschaftsklassen wie beim niederen Volke fordert man die Ermöglichung des Erfolges für die wenigen Auserwählten, die durch Kraft, Dreistigkeit, Schlauheit, Talente, Vermögen oder Vorrechte von vornherein für den Erfolg am besten ausgerüstet sind. Reichtum und soziale Macht sind die Ziele des Erfolges, um den es sich handelt, und die Fähigkeit, das Glück zu erhaschen und festzuhalten ist es, was ohne tiefsinnige Erforschung der heiklen Frage, worin diese ‚Fähigkeit‘ oder das ‚Glück‘ eigentlich beständen, bewundert wird. Für die höheren kulturellen Talente hat die englische Demokratie das denkbar geringste Verständnis. Neue Gebietserwerbungen für das Leben der Seele gehören im allgemeinen nicht zu dem success. Im Charakter der englischen Demokratie findet sich ein Zug von materialistischem Aristokratismus.“

Gewiß ist dies Urteil einseitig; Lobredner könnten, um es abzuschwächen, mit einem gewissen Rechte hervorheben, wie sehr England das Land der feinsten sozialen Instinkte, der sichersten Redlichkeit, der uneigennützigsten Armenpflege genannt werden müsse; wie man auf englischem Boden Geistesgröße mehr achte als anderswo. Und gewiß wird man an der Hand der deutschen Entwicklung, wie sie bisher verlaufen ist, eine Charakteristik wie diejenige Steffens nicht so klar und so eingehend und namentlich nicht so schroff formulieren können. Und sicherlich hat man die Pflicht, sie geschichtlich zu unterbauen.

Hier ist ein wichtiges Moment, daß alle moderne Entwicklung seit dem 17. und 18. Jahrhundert den inneren Frieden ein für allemal festgestellt hat. Wenn in den Dramen Shakespeares und seiner deutschen Zeitgenossen sich die Personen noch totschlagen nach Herzenslust, mit und ohne Zweikampf, so konnte das die Herzen der Zuschauer des 16. Jahrhunderts noch

überaus rühren: denn jedermann konnte damals noch in die Lage kommen, sich aus irgend welchen leidenschaftlichen Trieben an Leib und Leben des Nächsten zu vergreifen. Im 17. Jahrhundert lagen die Dinge schon etwas anders. **Modérez**, heißt es in Molières „Tartufe“:

> **Modérez, s'il vous plait, ces transports éclatants.**
> **Nous vivons sous un règne et sommes dans un temps**
> **Où par la violence on fait mal ses affaires.**

Heute ist der Fall der freien Gewalttätigkeit der Einzelperson jenseits aller Grenzen der einfachsten Rechtsnormen fast so gut wie ausgeschlossen. Jene Verbrechen, die auf der Gewalttat eines leidenschaftlich aufwallenden Gemütes beruhen, hat der Staat im Verhältnis zu ihrer Zahl in früheren Zeiten beinahe beseitigt. An die Stelle der Gewalt ist daher die List getreten. Es sei dabei dahingestellt, inwiefern an dieser Wandlung auch der fortschreitende Intellektualismus — auch er wieder ein Moment mit der wirtschaftlichen Entwicklung — beteiligt ist.

Wie müssen nun unter diesen modernen Umständen die sittlichen Wandlungen in einem Stande verlaufen, der einerseits hochgemut, aufsteigend aus der Masse, auf neue wirtschaftliche Eroberungen auszieht, anderseits aber für die Entwicklung der Form dieser Eroberungen, der Unternehmung, ein bindendes Recht noch nicht vorfindet? Denn der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach erst entwickeln können, seit- und nachdem diese da war, — soweit er es überhaupt schon entwickelt hat. Es ist klar: der neue Stand wird dem neuen Ziele, das für ihn ein Ideal bezeichnet, zunächst nachgehen mit allen Gesinnungen des Idealismus, zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zustände entwickelten Ellbogenkraft der List. Indem er dann aber auf seinem Wege über die bestehenden Rechtszustände und deren gleichsam dicke Luft emporbringt in die dünnere Atmosphäre der Unternehmung, für die noch kein Recht besteht, in eben erst recht seine Lebensluft: wird er mit dieser List auch das Kampfmittel der alten, mehr rechtlosen Zeiten verbinden, die Gewalt. Und so wird eine Gewalttätig-

keit freien Tuns, die sich nach Bedürfnis auch in die Form der List umsetzt, seine besondere Signatur sein. Indem aber diese Haltung eine dauernde, zuständliche wird, wird sich eine merkwürdige Mischung von Egoismus und Idealismus, von Aufrichtigkeit und Heuchelei, von Brutalität und Berechnung einstellen: eine sublimierte Zusammensetzung gleichsam der Eigenschaften, die schon früh den Kaufmann auszumachen begannen. Und von diesem Standpunkte aus wird dann eine ganze neue Moral erwachsen; und diese Moral wird nach nichts anderem orientiert sein als nach dem Erfolge, solange das ungeschwächte Prinzip freien Wettbewerbes gilt.

Das ist die Moral des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung, die Moral, gegen die Nietzsche mit dem Ideal der bloßen aufrichtigen Gewalttat, mit dem urzeitlichen Ideal der blonden Bestie Front gemacht hat: wie schon aus diesem generellen Gegensatze hervorgeht, die Moral des modernen Lebens überhaupt. Oder wer will, sei es nun im guten, sei es im schlechten, die ganz allgemeine Erscheinungsweise dieser Moral verkennen, von der Politik Bismarcks und dem Orientierungssatz für die Werturteile der heutigen politischen Geschichtschreibung, daß Macht vor Recht gehe, bis hin zu den kleinen Streberkniffen und Gesellschaftskunstgriffen der Angehörigen vornehmlich unserer führenden Schichten?

Aber wie diese Moral, soweit sie um sich gegriffen hat, doch zunächst ein Ausfluß des modernen Wirtschaftslebens ist, so tragen auch ihre wichtigsten Auswirkungen hinein in die Gebiete des Rechts, der Sitte und des Glaubens noch etwas von dem speziell ökonomischen Ursprung.

Niemand kann da zunächst in der modernen Ausgestaltung des bürgerlichen Rechts den Sieg des spezifischen Ehrgefühls des Unternehmers, der Sittlichkeit der modernen wirtschaftlichen Geschäftspraxis verkennen. Und was in den neuen Sitten unseres Famienlebens, in der Ausdehnung des Konnubiums über alle Gebiete, ja über die Grenzen des Reiches, in der Verselbständigung der Werbung seitens des Bräutigams, der Wahlfreiheit seitens der Braut, in der Lösung der Entschluß-

betätigung beider von dem Rate der Sippe und Vetternschaft, in dem Nebeneinanderleben der Ehegatten unter stärkerer Wahrung der beiderseitigen Persönlichkeiten in Denken und Tun, in der Kindererziehung zu früher Selbständigkeit in Urteil und Handeln lebendig geworden ist, das zeigt denselben Einfluß.

Auf dem Gebiete der Weltanschauung aber erscheint diese Einwirkung erst recht unverkennbar. Sie trat hervor in einem erst neuerdings teilweis überwundenen praktischen Materialismus — keiner der Philosophien, die aus einer theoretisch-spekulativen Auffassung der Materie hervorgehen können, sondern einem bloßen Vorwalten materieller Motive für das praktische Handeln und einer Abschätzung der Handlungen nach ihren sichtbar massiven Folgen: einem Ablehnen mithin alles Transzendenten und transzendent Gedachten, des Geschlossenen einer Weltanschauung überhaupt, und einem Kultus der persönlichen Einwirkung, der menschlichen Kraft und vor allem der Arbeit und wiederum der speziell wirtschaftlichen Arbeit:

> Der Glaube starb, ein neuer, wilder
> Gesang umbraust das Ohr der Zeit:
> Nicht frommes Ahnen, gläub'ges Wähnen,
> Nicht Mönchsgebet und Martyrtränen,
> Die Arbeit ist's, die euch befreit! —
> (Wilhelm Gittermann.)

Es ist hier nicht die Aufgabe, die Moral oder gar auch noch die Sitte und den Glauben der jüngsten Vergangenheit in ihrer ganzen Ausdehnung darzustellen; geschähe dies, so müßte vor allem auch von gewissen, ganz anders charakterisierten Komplementen der soeben geschilderten Eigenschaften: von der Entwicklung einer ungeahnten Feinheit der Begriffe Treu und Glauben und ihrer Verbreitung unter den weitesten Schichten, von jenem praktischen Idealismus, der sich z. B. in Werken sozialer Hilfe oder in dem stillen Wirken von unzähligen Instanzen der Selbstverwaltung ausspricht, von dem Wachstum einer zwar noch nicht religiösen Weltanschauung, wohl aber einer Bildung und gleichsam Aufnahmestellung für eine solche

und tausend anderen Dingen die Rede sein. Geschieht das nicht oder nicht ausführlich, so ist zu bedenken, daß der Nachweis des Einflusses einer bestimmten sittlichen Haltung über weite Kreise hin dann immer am eindringlichsten und klarsten geraten wird, wenn man ihn von den moralisch schlechteren Seiten her durchführt: Häßlichkeit ist charakteristischer als Schönheit. Es sind Erwägungen, die in Erinnerung bleiben müssen, wenn wir uns jetzt dem Nachweis zuwenden, bis zu welch tiefem Grunde auch das Denken und Anschauen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit durch spezifische Züge des Geistes der Unternehmung bestimmt ist.

3. Was zunächst das Denken angeht, so ist kein Zweifel, daß die Urteilsmöglichkeit in den letzten Jahrzehnten und Menschenaltern infolge einer ungeheuren Summe neuer Erfahrungen im höchsten Grade gewachsen ist, und daß diese Erfahrungen zunächst und vornehmlich wirtschaftlicher Art waren und darum dem wirtschaftlichen Denken an erster Stelle zu gute kamen. Hierher gehören an erster Stelle alle die Mittel zur Bereicherung der Erfahrung, die der moderne Verkehr, als ein Moment des Wirtschaftslebens der Unternehmung, zur Verfügung gestellt hat: Gedankenaustausch durch Brief und Zeitung, Post und Telegraph; Entwicklung von äußerer Menschen- und von Charakterkenntnis durch massenhafte Vereinstagungen, wirtschaftliche, künstlerische und politische Feste, Ausstellungen, wissenschaftliche Kongresse; Erfahrungserweiterung durch vermehrte und länger gewordene Reisen, Urlaube und Ferienaufenthalte an fremdem Ort, förmliche Expeditionen in die Fremde unter sachkundiger Führung, endlich Schiffsreisen, wie sie namentlich seit etwa dem Jahre 1890 aufgekommen sind und in den Reisen der Gesellschaftsyacht „Viktoria Luise" der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft, einem ganz neuen Schiffstypus, seit 1901 ihren modernsten Ausdruck gefunden haben.

Die Folgen dieser vermehrten Möglichkeit der Erfahrung sind bekannt. Eine Weltkenntnis hat sich der Nation, an erster Stelle ihrer wirtschaftlich führenden Kreise, bemächtigt, wie man

sie früher nie besaß; und die Urteilsfähigkeit hat entsprechend zugenommen. Heimische Besonderheiten des Denkens erscheinen abgeschliffen, die Kenntnis der typischen Tiefen eines Gegenstandes wird gesucht, die bloße äußerliche Beschreibung einer Sache erscheint als von Vorurteilen getrübt und genügt immer seltener den Absichten der Erkenntnis.

Freilich: mit dem ungeheuren Andrang neuen Stoffes ist auch, vornehmlich in den Anfangsstadien der neuen Zeit, viel flüchtiges Leben eingezogen und eine gewisse Schwäche der Erinnerungsbilder. Damit kam man zum Mangel an Innerlichkeit, zum Drang auf das Sensationelle, zur Voreiligkeit im Urteil und zur Neigung blasierten Absprechens — und schließlich ganz folgerichtig zum unsicheren Schwanken jeglicher Meinung überhaupt: bis man sich zu um so intensiverer Betrachtung der Dinge entschloß und einen neuen, impressionistischen Materialismus des Denkens entwickelte, der reizsame Nerven erforderte und doch anfangs ganz im Tatsächlichen stecken blieb, ohne die Kraft einer Subsumtion der Einzelerscheinungen unter die klare Gediegenheit einer ruhigen Urteilskraft. Und diese Schwierigkeiten des modernen Denkens wurden trotz allen Fortschrittes zu größerer Intensität — der notwendig auch eine tiefer fundamentierte Urteilsbildung schließlich folgen muß — um so bedenklicher, als gleichzeitig, wiederum vornehmlich infolge von Verkehrsentwicklungen, eine ungeheure Verbreitung der wichtigsten und gerade auch der neuesten Erfahrungen in die weitesten Kreise stattfand, die nun auch mitzusprechen begannen und dabei oft, indem sie die Kompetenz des Urteils durch dessen eifrige Formulierung glaubten ersetzen zu können, zu noch stärkeren Schwankungen in der Bewältigung der neuen Erfahrungen beitrugen.

Da, wo nun alle diese ungünstigen Einzelmomente im modernen Denken zusammenwirkten, konnte dann das Ergebnis auf eine solche Unsicherheit und Verworrenheit, auf ein so bedenkliches Beisammenwohnen und Zusammenfallen von Widersprüchen in demselben Bewußtsein hinauslaufen, daß die inhaltliche Einheit des Bewußtseins, ja auch nur der Gedanke,

daß eine solche Einheit zu suchen sei, in vielen Kreisen verloren ging, wo sie früher im praktischen Verlaufe des Lebens ganz oder wenigstens in Anfängen vorhanden gewesen war. Weit mehr Zeitgenossen als in früheren Perioden, und vor allem wieder die wirtschaftlich tätigen, verloren sich darum an die Dinge, statt sie geistig zu beherrschen; Weltanschauung erschien als ein unrentabler Luxus, der Glaube ging verloren, der Glaube an die Einheit der Welt und schließlich auch die feste Zuversicht an die Einheit des eignen Bewußtseins. Und eine an sich viel ältere rein assoziative Psychologie prägte diese Erfahrungen unter dem Beifalle der Zeitgenossen mehr als je in wissenschaftlich breiten Formulierungen aus.

Aber auch da, wo man bestrebt war, die ungeheure Summe herandrängender neuer Erfahrungen zu ordnen — solche der neuesten Kulturentwicklung wie älterer Kulturen, solche der intensiveren Erkenntnis der eigenen Landesnatur wie der zunächst noch extensiven fremder Länder —, kam man in Verlegenheit. Indem man die Ankömmlinge einer neuen Erkenntnis mit dem alten Besitze verglich, mußte man erkennen, daß fast alles, was bisher als festes Element des Lebens erschienen war, in dieser alten Form wenigstens unhaltbar wurde: es ward flüssig, und indem sich diese Wahrnehmung vornehmlich auch auf die Elemente der ästhetischen und moralischen Empfindungen, ja selbst auf die Formen unseres Erkennens erstreckte, war die nächste Folge ein ungeheurer Wirrwarr, ein Chaos der Begriffsbildung.

Gewiß ergab sich nun schon früh für die Erscheinungen der Natur, später auch für die der Menschenwelt der evolutionistische und in sittlicher Nüancierung der deterministische Gedanke als der leitende Faden, an dem sich alle Einzelerfahrung von neuem anordnen ließ. Es ist kein Zufall, daß das Volk fortgeschrittenster moderner Wirtschaft, das englische, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts intellektuelle Großtaten eigentlich nur auf dem Gebiete des Evolutionismus aufzuweisen hat: Darwin, Spencer, Wallace, Huxley. Allein wurde das leitende Prinzip des Evolutionismus seinem Inhalte nach alsbald so klar er-

kannt und so sicher festgelegt, daß ein neuer Pol in der Flucht der Erscheinungen wirklich gewonnen war? Keineswegs, — noch heute ist dies Prinzip selbst in den Naturwissenschaften, geschweige denn in den Geisteswissenschaften nicht mit dem Erfolg allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Und so blieben denn einstweilen nur die prinzipiell gleitend zu denkenden tatsächlichen Einzelheiten der Evolution übrig und hinderten auch da leicht die Ausbildung eines festen Drehpunktes des Denkens, wo man von der Notwendigkeit eines solchen persönlich überzeugt war.

Sind das Nöte der letzten Jahrzehnte und auch noch der Gegenwart, so fehlten doch auch nicht positiv vorwärtsweisende und erhebende Elemente des neuen Denkens. Die Entwicklung einer neuen Anschauung des Raumes, eines neuen Zeit- und eines neuen Kraftbegriffes sind Tatsachen, denen ein unendlicher allgemeiner Wert innewohnt, wenn sie auch zunächst dem wirtschaftlichen Denken zu gute gekommen sind. Und die Erscheinung, daß gerade die neueren Wirtschaftsformen eine Unsumme von menschlicher Muskelarbeit ersparen, die nach dem Grundsatze der Krafterhaltung höheren menschlichen Funktionen, vor allem dem Denken, zu gute kommen muß, eröffnet weite und heute schwerlich schon ganz überschaubare Perspektiven. Anderseits hat sich der Raum wenigstens und in gewissem Sinne auch die Zeit, die für die geisteswissenschaftliche Erkenntnis unser selbst in Betracht kommt, dadurch eingeengt, daß wir ihre empirischen Grenzen jetzt glauben müssen erreicht und dadurch ein wesentlich abgeschlossenes Gebiet künftiger Erkenntnisarbeit erhalten zu haben: wo wird uns die Geschichte noch viel über das 7. Jahrtausend vor Chr. in intimerer Überlieferung hinausweisen, und wo werden noch Völker mit anderen sozialpsychischen Entwicklungsgängen als den bekannten zu entdecken sein? Der Raum der Erde aber ist erst recht erschlossen, und wir wissen, daß wir uns mit den 7½ Millionen Geviertmeilen werden begnügen müssen, welche die neuere Geographie der Ökumene zuweist.

Indem aber so die Zeit bloßer zusammenraffender Er-

fahrungsernten, welche vornehmlich die letzten zwei Menschenalter umfaßt, langsam abgelöst wird durch ein Zeitalter der Sichtung und Vertiefung dieser Erfahrungen, beginnt eine Periode, die gerade unserer Nation Vorteile zu bringen bestimmt scheint. Denn die Entwicklung leitender Gedanken, die disziplinierte Einordnung der Erfahrungsinhalte in das Ganze des Denkens ist von jeher ein Stück der besonderen deutschen Begabung gewesen: und noch heute sind wir in diesem Sinne das Volk der Denker. —

Am wenigsten, kann man auf den ersten Blick meinen, habe das moderne Seelenleben auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit durch die Reizsamkeit des Wirtschaftszeitalters der Unternehmung Einwirkungen erfahren. Wer weiß schließlich nicht, daß in Deutschland nicht minder wie in England die Jugendperiode des Großindustrialismus, schöpferisch betrachtet, auf fast allen Gebieten der Kunst von außerordentlicher Unfruchtbarkeit gewesen ist? In England mußten so eigenartige Erscheinungen wie Ruskin, diese seltsame Vereinigung ästhetisch-wirtschaftlicher Antriebe mit anderen, schließlich überquellenden Zusätzen von sittlichem Pathos, die Unternehmer aufrütteln; in Deutschland fehlten gleich stimulierende Erscheinungen, und die erste — ja noch die zweite Generation unserer Unternehmer war fern von jeder Beziehung zur Kunst, sei es auch nur in der Form eines für anständig gehaltenen Mäcenats; im besten Falle sonnte es sich in dem bescheidenen Glanze des künstlerischen Historismus der fünfziger bis sechziger Jahre: Mahagonimöbel und sogenannte altdeutsche Kunst, Romane von Ebers und Butzenscheibenlyrik.

Dennoch sind die inneren Beziehungen des neuen Wirtschaftslebens und der neuen Kunst die engsten. Denn in den wirtschaftlichen Kreisen zuerst wurde jener Rationalismus neuen Stiles geboren, der den Dingen aufs sinnlich intensivste zu Leibe ging, jener Rationalismus zugleich der naturwissenschaftlichen Forschung, mit dessen Übertragung auf das anschauliche Gebiet, wie Zolas Beispiel zeigt, der moderne Impressionismus begann. Hier wie sonst zeigte sich jener engste Zusammenhang

zwischen intellektueller und ästhetischer Entwicklung, von dem schon früher gelegentlich gesprochen worden ist[1]: jede schärfere Rationalisierung der Welt bedeutet zugleich ihre intensivere Veranschaulichung.

Selbstverständlich aber ist und wohl kaum noch zu erwähnen, daß deshalb nicht etwa alle künstlerischen Begabungen wie auch alle wissenschaftlichen aus den Kreisen der wirtschaftlichen Reizsamkeit direkt hervorgegangen sind. Denn nicht das ist die Art der jeweils sozialpsychisch führenden Mächte, daß sie nun zugleich alle Kraft der Neuschöpfung für jegliches Gebiet menschlicher Kultur in sich trügen und aus sich gebären würden: nur die Kraft zur schöpferischen Erhaltung der neuen allgemeinen seelischen Grundstimmung, in unserem Falle der Reizsamkeit, tragen sie in sich; und in diese Stimmung wächst von Talenten hinein, was die Nation nur immer in ihren verschiedensten Schichten von verwandt begabten Naturen darbietet[2].

Wir gelangen damit zur Beschreibung der Grenzen des Einflusses des wirtschaftlich führenden Standes. Wohl selten treten die Probleme dieser Begrenzung in einem konkreten Falle lehrreicher hervor als in dem des Zusammenhanges der modernen geistigen Kultur mit den Erscheinungen des gleichzeitigen sozialen und wirtschaftlichen Daseins. Denn hier erhebt sich eine Frage, die sich mit Sicherheit geschichtlich nur selten und nur im Falle besonders reicher und leicht zugänglicher Überlieferung beantworten läßt.

Gesetzt, daß die Grundstimmung, das seelische Diapason des Geisteslebens in Kunst und Dichtung, in Weltanschauung und Wissenschaft der Hauptsache nach aus dem seelischen Wachstum der sozialen Schichten und der mit ihrer Entfaltung eng verbundenen wirtschaftlichen Entwicklung gewonnen wird: hält es dann in seiner weiteren Entfaltung in einem bestimmten Zeitalter mit der Entwicklung dieses mehr materiellen Substrates

[1] S. oben S. 67 f.

[2] Dieser Zusammenhang wird in einem anderen Bande genauere Darlegung finden.

gleichen Schritt? Oder können das Zeitmaß und damit der Verlauf der beiderseitigen Entwicklung verschieden sein?

Die Entwicklung der freien Unternehmung zu sozialer und sozialpsychischer Bedeutung hat in der deutschen Geschichte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts leise begonnen, politisch bedeutsamer wurde sie spätestens im Laufe der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, und ihr Höhepunkt lag in den siebziger Jahren; denn wir haben schon gesehen und werden noch mehr sehen, daß seitdem in merklicher Stärke Bewegungen eingesetzt haben, die in ein neues Zeitalter, das der gebundenen Unternehmung, hinüberführen. Dabei läßt sich aber schwerlich verkennen, daß das Zeitalter der freien Unternehmung doch auch heute noch in ziemlich ungeschwächter Stärke fortdauert.

Die Entwicklung der Reizsamkeit als einer Grundlage der Entfaltung der geistigen Kultur kann, in schon wesentlichen, wenn auch noch einen Übergangscharakter tragenden Erzeugnissen, ebenfalls bis in die vierziger Jahre zurück verfolgt werden: Wagners erste Periode und Hebbels naturalistische Zeit gehören ebenso hierher wie Menzels erste wichtige Tätigkeit in der Ölmalerei und auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste. Allein es dauerte lange, ehe eine volle Kultur der Reizsamkeit erblühte und das Feld gewann; erst im Verlauf der siebziger und achtziger Jahre ist das geschehen.

Wie aber steht es heute? Die Erzeugnisse, welche den sichersten Eindruck dieser Periode, einer reinen Kultur der Reizsamkeit, vermitteln, gehören schon der Geschichte an; die Zeit der naturalistischen Reizsamkeit, des Impressionismus, ist mit spätestens dem Ende des Jahrhunderts abgelaufen: das besagt der Consensus gentium, das beweist die Tatsache, daß die Kunst des Impressionismus um diese Zeit schon ins Breite zu wirken begann — Popularisierung in weiten Schichten, Einbürgerungsversuche in den Schulen —, das noch mehr das Auftreten der Ärzte, vor allem der Nervenärzte (Oppenheim, Binswanger), gegen eine Ästhetisierung der Erziehung und gegen eine Lebensführung im Sinne des Impressionismus: denn die Kultur des Impressionismus war zunächst eine wesentlich künstlerische.

Der naturalistischen Reizsamkeit sind schon längst, wenn auch natürlich und selbstverständlich auf ihrer Grundlage, idealistische Kulturerscheinungen gefolgt: rasch, nach etwa drei Jahrfünften, ist die impressionistische Strömung durch eine Gegenströmung ersetzt worden. Da vollzog sich die wohlbekannte Wendung zu einer neuen Seelen- und Heimatkunst vornehmlich in Malerei und Lyrik; da trat aus all den impressionistisch-intensiven Denk- und Vorstellungsversuchen heraus eine Konzentration des Denkvermögens und eine Sublimierung der Empfindungen ein, die in verschwimmendes Bewußtsein und gelähmtes Gemütsleben und durch sie hindurch in eine intellektuelle Lyrik und eine Scholastik der Wiedergabe des Erlebens führte, welche, an sich wirklichkeitsleer, religiösen Stimmungen jeder Art Raum ließ; da wurde Nietzsches Ethik weiten Kreisen annehmbar, ein nur scheinbar subjektivistisches System, das im letzten Ziele ebenfalls religiöser Gebundenheit zustrebt.

Gebundenheit in irgend einer Form: das ist das Ziel dieser neuen, von etwa 1895 ab ganz deutlich heraustretenden, in wichtigen Erscheinungen aber schon im Laufe der achtziger Jahre einsetzenden Kultur. Denn Idealismus bedeutet gegenüber Impressionismus Kultus irgend welchen Inhaltes gegenüber dem Kultus der Form: und Kultus des Inhaltes bindet.

Hat sich nun parallel dieser Entwicklung oder gar ihr vorauseilend eine ähnlich entschiedene Umwandlung der wirtschaftlichen und sozialen Kultur vollzogen?

Die Frage muß, ins ganze betrachtet, doch wohl noch verneint werden. Wie dem Impressionismus das Prinzip des freien Wettbewerbes so würde dem neuen Idealismus ein Prinzip voll gebundenen Wettbewerbes entsprechen müssen. Denn soziale und wirtschaftliche Gebundenheit geht mit geistiger Gebundenheit grundsätzlich zusammen: das ist eine Fundamentalerfahrung aller Geschichte, die sich heute z. B. in den der evangelischen Kirche gegenüber weit engeren Beziehungen der katholischen Kirche zum Genossenschaftswesen äußert. Demgemäß müßte sich in der materiellen Kultur schon heute eine recht starke Bindung der Unternehmer, u. a. etwa durch Ab-

schluß und Legalisierung der Kartellbewegung und verwandte Vorgänge, gebildet haben. Ist dies nun der Fall?

Wiederum ist zu antworten: wohl schwerlich schon; so sehr auch Ansätze zu einer kommenden Bindung seit langem sichtbar sind.

Wir stehen also doch wohl vor dem eigenartigen Fall, daß eine geistige Bewegung, ursprünglich in engstem seelischem Zusammenhang mit einer sozialen und sozialpsychisch wesentlich aus deren Nährboden hervorgegangen, das Zeitmaß der Entwicklung dieser Bewegung überholt und, in mehr oder minder starker Emanzipation aus ursprünglichen sozialen Zusammenhängen, Wege einer eigenständigen, wenn auch der mütterlichen Entwicklung analogen Entfaltung eingeschlagen hat.

Kann nun ein solcher Vorgang auf die Dauer und bis zum Ende glücklich verlaufen? Wir haben in der deutschen Geschichte ein großes Beispiel einer analogen, wenn auch nicht ganz gleichartigen Entwicklung. Es ist das der Reformation. Die Renaissance und die Reformation, der ganze geistige Aufschwung des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts sind wesentlich aus den sozialen Wandlungen dieser Zeit erwachsen, wie sie durch ein erstes Aufblühen der Städte und des großen Bürgertums charakterisiert waren. Nun weiß man, daß diese sozial und politisch so gewaltige und vorwärtsdrängende Zeit plötzlich abbrach, — längst, ehe selbst alle unmittelbaren sozialen und politischen Folgerungen aus ihr gezogen worden waren[1]. Wie erging es da nun dem Geistesleben, das auf diesem Boden erwachsen war, und von dem man wohl auch sagen kann, daß es in seinen entwicklungsgeschichtlichen Erscheinungen in den Jahren von 1510 bis 1530 denen der materiellen und sozialen Kultur vorausgeeilt war? Es blühte, ja entwickelte sich noch eine Zeitlang über den Verfall dieser Kultur hinaus fort, — in gewissem Sinne bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Dann

[1] Über Gründe und Verlauf dieser Bewegung s. schon oben S. 42 f., 56 f.

aber brach es in sich zusammen. Es waren gleichsam die Drehungen eines Rades, die noch fortdauern, nachdem der Antrieb aufgehört hat: bis schließlicher Stillstand eintritt.

Eine geistige Kultur ohne festen, nährenden sozialen Untergrund wird auf die Dauer unfruchtbar. Das ist die Erwägung, die sich aus den Erfahrungen des 16. Jahrhunderts aufdrängt, soweit sie nicht allein schon aus der Wirkung sehr einfacher und bekannter psychologischer Gesetze folgt; das die Erwägung, die sich auch gegenüber der neuesten Entwicklung unserer geistigen Kultur nicht gänzlich umgehen läßt: denn schon drängen sich Erscheinungen auf, die auf ihre Notwendigkeit hindeuten. Am augenscheinlichsten wohl auf dem modernsten und volkstümlichsten Gebiete der Dichtung, auf dem des Dramas. Das große impressionistische Drama ist dahin, darüber ist kein Zweifel. Der Weg führt zum idealistischen Drama. Aber wird dieses tatsächlich durchgebildet? Das idealistische Drama bedarf großer, durchgehender und unerschütterlicher sittlicher Überzeugungen, deren Inhalt Dichtern und Zuschauern gemeinsam ist. Solche Überzeugungen bilden sich nur im Bereiche einer irgendwie gebundenen sozialen Kultur. Haben wir sie also heutzutage? Keineswegs, trotz aller Anerkennung ihrer Notwendigkeit. Und darum ist dem impressionistischen Drama noch kein annähernd ebenbürtiges idealistisches Drama zur Seite getreten. Eine durchaus lebensvolle idealistische Kultur wird erst dann einsetzen können, wenn eine gewisse soziale Gebundenheit, und das heißt an erster Stelle eine gewisse Gebundenheit der Unternehmung, erreicht ist.

Es ist ein Ziel, das sich schon jetzt den Blicken zeigt, und das darum, wenn auch vornehmlich in unbewußter Evolution, so doch jetzt auch schon unter bewußter, wenn auch in ihren Wirkungen begrenzter Beihilfe der herrschenden Gewalten, vor allem des Staates und der Kirchen, erreicht werden kann.

Erscheint aber in dieser Weise das Geistesleben an das soziale, ja auch wirtschaftliche Leben gebunden, wie die Blüte an Zweig, Stamm und Wurzel, so soll gerade in diesem Zusammenhange auch keinen Augenblick verkannt werden, daß doch das Geistesleben wiederum schließlich ganz vornehmlich, ja fast

allein weltgeschichtlich befruchtend wirkt: denn es allein besitzt die Eigenschaft, sich gleichsam von der gröberen psychischen Materie einer Zeit zu trennen und durch die Zeiten hindurch fortzuwirken: wie der Duft, der von der Blüte ausgeht und weite Umkreise, ja, vom Winde getragen ungeahnte Fernen mit seinem Gehalte zu erfüllen vermag.

Würde darum die gewaltige wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Gegenwart von universalhistorischer Bedeutung sein, wenn sie abgebrochen würde, ehe sie in idealen Werken der Kunst und Wissenschaft gleichsam eine weltgeschichtlich rentable Kapitalisation gefunden hätte? Keineswegs: sie wäre nur eine partikulare, mit sich selbst verschwindende, sich selbst verzehrende Erscheinung. Es ist eine Überzeugung, die uns nicht verlassen darf, wenn wir jetzt den Einfluß der freien Unternehmung speziell auf die andersgearteten wirtschaftlichen und sozialen Mächte der Zeit weiterverfolgen.

---

# III.

1. Die Stoffveredlung des Bauernhauses ist für d[illegible]ie deutsche Entwicklung, soweit die Überlieferung einen klar[illegible]en Rückblick gestattet, die älteste Form der industriellen Tätigke[illegible]t. Wir sehen Urzeiten vor uns, in denen der Bauer mit d[illegible]er Arbeitsgemeinschaft seines Hauses nicht bloß sein eign[illegible]er Fleischer und Bäcker, sein eigner Weber und Schneider, sonde[illegible]rn auch sein eigner Maurer, Wagner und Schmied war. U[illegible]nd diese Zeiten haben durch weit mehr als ein Jahrtausend unse[illegible]rer schriftlich und urkundlich beglaubigten Geschichte fortgebaue[illegible]t: ganz lebendig treten sie noch aus den Bauernrechten des 1[illegible]3. bis 16. und noch weiterer Jahrhunderte, den Weistümern, e[illegible]nt-gegen; und selbst Immermann entnahm jene Eröffnungsszene [illegible]es Oberhofes wohl noch der Wirklichkeit, in der der Hofschulze [illegible]it kräftiger Hand das Eisenwerk eines Wagens ausbessert und se[illegible]ne Arbeit mit dem echten Bauernwort abschließt: Ein Narr, der d[illegible]em Schmied gibt, was er selbst verdienen kann. „Er nahm den Amb[illegible]oß, als sei er eine Feder, auf und trug ihn nebst Hammer und Za[illegible]nge unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Sche[illegible]uer, in welchem Hobelbank, Säge, Stemmeisen, und was sonst [illegible]um Zimmer- und Schreinerwerk gehört, bei Holz und Bret[illegible]ern mancher Art stand, lag oder hing.“ Welch ein Gegensa[illegible] zu jener modernen Hagsfelder Bäuerin, von der Hecht in sei[illegible]nem Buche über drei Dörfer in der badischen Hardt erzählt[1], sie könne nicht einmal mehr die Zeit finden, um die Wäsche i[illegible]hrer Familie selbst zu reinigen: alle schmutzige Wäsche werde in Karlsruher Dampfwaschanstalten geschickt.

---

[1] Angeführt bei Sombart, Kapitalismus I, 574.

Tatsächlich spielte die bäuerliche Stoffveredlung noch bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinweg in der Bauernwirtschaft die erheblichste Rolle. Man trug noch selbstgesponnene und selbstgewebte Röcke und Hemden aus selbstgebautem Flachse; der Hausvater zimmerte und fügte noch das Lehmfachwerkhaus mit seinem schützenden Strohdach zum besten Teile selbst; wo aber beim Veredeln selbsterzeugter Stoffe die eigene Geschicklichkeit nicht mehr genügend feine Ergebnisse bot, da nahm man den Handwerker wenigstens gern nur als Lohnarbeiter, in der sogenannten Stör, ins Haus, so den Schneider, den Schuster, Tischler; und bloß da, wo ganz besondere maschinelle Vorrichtungen, die man daheim nicht hatte, für die Stoffveredlung in Frage kamen, wandte man sich — übrigens gern wiederum nur zur eignen Benutzung fremder Apparate — nach außen, wie nach uralter Sitte schon für gewisse Schmiedearbeiten und das Mahlen des Brotkorns.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber hat dieser alte Hausfleiß der bäuerlichen Familie für den eigenen Bedarf sehr nachgelassen; nur in Spuren findet er sich noch, wenn auch weitverbreitet, vor; und keineswegs beherrscht er mehr den Verbrauch der bäuerlichen Wirte an veredelten Stoffen.

Aus dem alten Hausfleiße des Bauernhofes aber war schon früh im Mittelalter eine andere, mehr industrielle Form, der Anfang einer Hausindustrie im engeren Sinne, entwickelt worden. Dies anfangs vornehmlich wohl auf einem Gebiete der Stoffveredlung, das als besonders schwierig galt und unter Deutschen besonders angesehen war, auf dem der Schmiede, und allgemeiner dem der Metallverarbeitung und des Bergbaus, der dieser angeschlossen war. In Gegenden mit leicht zu Tage tretenden Metallschätzen, namentlich mit einem altererbten Eisengrubenbau, hatte sich der bäuerliche Schmiedebetrieb aus gelegentlicher zu ständiger Arbeitsübung entwickelt: besonders entschieden vielleicht da, wo „der Märker Eisen reckt", in den welligen Mittelgebirgen des Nordwestens. Und die Erzeugnisse dieser Tätigkeit wurden von den Verfertigern selbst oder von Vertreibern, die diesen sozial gleichgeartet waren, auf dem

Wege des Hausierhandels weithin abgesetzt. So entsprang denn in diesem Falle besonders deutlich und einfach aus dem bäuerlichen Hausfleiß eine freie ländliche Hausindustrie mit anknüpfendem Hausierhandel; aber diese Bildung entwickelte sich auch sonst vielfach auf deutschem Boden und auch für viele andere Waren, z. B. für solche der Leinen- und Tonindustrie.

Neben diese Form aber war zugleich eine andere Bildung getreten, die, wenn auch nicht der Hausindustrie als solcher angehörig, doch entwicklungsgeschichtlich in mehr als einem Betracht in diesen Zusammenhang gehört. Während der Bauer die Leinen- oder Metallindustrie neben seiner besonderen Beschäftigung, der landwirtschaftlichen Pflege der mütterlichen Erde, nicht aufgegeben hatte, war manch junger Sohn aus altem Hofe und auch wohl mancher Vollbauer zu einer anderen Ausbeutungsform dieser Erde übergegangen. Als freier Schürfer hatte er sich mit seinesgleichen zusammengetan und ein geeignetes Feld bergbaulich auf gemeinen Verlust und Genuß zu bearbeiten begonnen, gebunden nur an die Satzungen der eigenen Genossenschaft, die Regeln gemeinsamen Gewinnes und die uralten bergrechtlichen Bestimmungen des Königsrechts. Es ist eine der frühesten Formen deutscher, wenn man will, industrieller Genossenschaft; eine Bildung, die sich der besonderen hausindustriellen Entwicklung zur Seite stellen läßt.

Jedenfalls überzog alle beide Formen, die mehr sozialistische der bergbaulichen Gewerkschaft wie die mehr individualistische der freien bäuerlichen Hausindustrie, im späteren Mittelalter und vornehmlich zu den Zeiten des großen kapitalistischen Aufschwunges der Städte vor und nach 1500 zum ersten Male, und zwar mit wuchtiger Wirkung, der Geist der Unternehmung. Unternehmer faßten den zerstreuten Hausfleiß der bäuerlichen Wirtschaft vornehmlich auf textilem Gebiete zusammen, indem sie den Absatz seiner Erzeugnisse in ihren Händen vereinigten, und verbanden ihn mit den Mühen der inzwischen stark entwickelten städtischen Hausindustrie, deren Absatz sie nicht minder an sich gerissen hatten, zu größeren Wirkungen des Exports: entstanden über den einzelnen Hausindustriellen als dienende

Meistern des Gewerbes die Kontore der kapitalistisch-unternehmenden Verleger; und bald beeinflußten die Verleger auch die Erzeugung der Hausindustriellen nach manchen Richtungen hin und machten sie und ihre Meister dadurch innerlich immer mehr von sich abhängig.

Nicht minder aber wurde das alte, noch immer halb bäuerliche und freie Wesen des Bergbaus und seiner genossenschaftlich gegliederten Gewerken unterbunden. Unternehmer kauften die Gewinn- und Verlustanteile der einzelnen Gewerken auf und einzelne Gewerken wurden reich: die anderen Gewerken begannen dadurch zu etwas wie zu einer bloßen Arbeiterschaft, zu einer Knappschaft herabzusinken: über ihnen erhob sich das Konsortium der Anteilsinhaber, deren einer oft gar viele Anteile besaß, nunmehr eine neue, kapitalistische Gewerkschaft, zu demjenigen unternehmermäßigen Betrieb des Bergbaus unter noch fortdauernder starker regalistisch-staatlicher Bevormundung, der dann tief bis ins 19. Jahrhundert hinein geherrscht hat.

Daneben blieben gewiß vereinzelte bergbauliche und hausindustrielle Organisationen in alter Weise bestehen: mit freier Erzeugung und freiem Absatz, mit freiem Gewinn und Verluste der Einzelpersonen, die ihnen angehörten; aber auch sie wurden wenigstens mittelbar durch den neuen Geist, durch den innerlich fast noch ungezügelten Wettbewerb der primitiven, der „wilden" Unternehmung getroffen.

Dazu kam, daß, vornehmlich freilich erst seit Ende des Mittelalters und dann in einem neuen, stärkeren Impulse wiederum vom 18. Jahrhundert ab, die Unternehmer, zumeist Kaufleute der größeren Städte, von sich aus die alten hausindustriellen Neigungen vornehmlich des platten Landes auszunützen und für die Organisation neuer Hausindustrieen zu gewinnen wußten. Sie suchten zu diesem Zwecke namentlich weniger fruchtbare Gegenden mit geringen Lohnhöhen und viel freier Zeit des Landvolks in langwährenden Wintern auf und bürgerten hier Industrieen ein, deren Herstellung sich auf diese freie Zeit beschränken ließ, während der Absatz gleichwohl reichen Gewinn versprach. Namentlich die Mittelgebirge mit ihren

unfruchtbaren Höhen und rauhen Jahreszeiten wurden unter diesen Umständen Stätten einer neuen Hausindustrie, und keine unter diesen wohl mehr als die zusammenhängenden Ketten des großen hercynischen Zuges, dessen langhin streichende Höhen schon den Römern als für das innere Deutschland so charakteristisch erschienen waren: schlesische Gebirge, Erzgebirge, Frankenwald, Thüringerwald und auch noch Harz und westfälisches Bergland. Neben den Industrieen des Schwarzwaldes und des fränkischen und schwäbischen Juras entstanden hier, und vornehmlich im Zentrum dieses Zuges, jene neuen Textilgewerbe des Strickens und Wirkens und Klöppelns, jene Industrieen der Holzbearbeitung und der Bearbeitung von Metallen und Erden, die noch heute für sie bezeichnend sind.

Wenn aber in den Zeiten spätmittelalterlicher Stadt- und Territorialwirtschaft sich die Entwicklung der Unternehmung hinein in die Hausindustrieen willkürlich und unbeaufsichtigt vollzogen hatte, so blieben später, in den Jahrhunderten des fürstlichen Absolutismus, die durch das Eindringen der Unternehmung hervorgerufenen sozialen Zustände, die im einzelnen Falle sehr verschiedenartig gestalteten Verhältnisse zwischen Verlegern und Hausindustriellen, zwischen Unternehmergewerken und Knappschaft und in den freien Hausindustrieen zwischen Hausierern und gewerblich tätigen Genossen wohl nirgends ohne staatliche Regelung. Nicht frei konnte sich in diesen frühen Stufen seiner Entwicklung, in dieser Zeit einer quantitativ erst spärlichen Ausgestaltung der Geist der Unternehmung entfalten, sondern, noch dem Bereiche älterer, gebundenerer Wirtschaftszeiten eingeordnet, unterlag er der staatspolizeilichen Behandlung, die für die eigentlichsten und regelmäßigsten industriellen Lebensgemeinschaften dieser Zeiten, die Zünfte, entwickelt worden war. Das ist die in den letzten Jahrzehnten besonders eingehend untersuchte Reglementierung der älteren Hausindustrie, der entwicklungsgeschichtlich in dieser Hinsicht gleichbedeutend der Ausbau der älteren Bergbauverfassung in fast regalistischen Formen zur Seite trat: Vorgänge, in denen freier Wettbewerb, freie Ausbeutung der untergeordneten Arbeitskräfte, freie Wahl

der Erzeugungsart und freier Vertrieb der jungen Unternehmungen vom absolutistischen Staate den mannigfachsten Beschränkungen und Regelungen teils aus fiskalischen, teils aus sozial- und wirtschaftspolitischen Beweggründen unterworfen wurden.

Allgemein betrachtet war gleichwohl mit dieser Entwicklung eine höhere Stufe der Stoffveredlung hinaus über die der eigentlichen freien Hausindustrie wie auch des zünftlerischen Handwerks erreicht, und zwar, ohne daß das Handwerk in den wesentlichsten Richtungen seiner Berufstätigkeit allzu sehr gestört worden wäre; derjenigen Bedürfnisse vor allem, die vom Handwerke noch nicht oder nur schwach befriedigt wurden, bemächtigte sich die neue Wirtschaftsform, so z. B. der Uhrenindustrie, der Handschuhmacherei, der Seidenweberei, der Herstellung von Hüten und Posamenten, während sie andererseits freilich in der alten Hausweberei und Metallarbeit, wie sie außerhalb des Schattens des Handwerks hausindustriell geblüht hatte, uralte und primitivste Bedürfnisse aufgriff und in einer neuen Art der Befriedigung zusammenfaßte.

Unter diesen Umständen waren denn Gewerkschaft und Hausindustrie — diese in ihren verschiedenen Formen, abgeleiteten wie primitiven — keineswegs mehr nebensächliche Erscheinungen der Volkswirtschaft schon des 18. Jahrhunderts. Und seitdem, seit den letzten Jahrzehnten des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nahmen sie auch noch überaus zu: ja die ersten großen und blühenden Industrieen dieser Zeit gehörten eben ihnen an. So vor allem die Industrie der Webstoffe und die Montanindustrie.

Überblicken wir dann um das Jahr etwa 1840, auf der Schwelle des Zeitalters der modernen Wirtschaftsentwicklung, die gesamte Lage dieser alten Gewerbe, so stellt sich heraus, daß weitaus der größte Teil der vorhandenen deutschen Industrie, soweit sie außerhalb des Rahmens des Handwerks stand, dem geschilderten System und zum großen Teile den Umbildungen angehörte, die es seit dem 15. und 16. Jahrhundert und dann wieder vornehmlich im 18. Jahrhundert

und auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfahren hatte.

Was war nun das Schicksal dieser Bildungen und der in ihnen lebenden Gesellschaftsklassen in den Zeiten, da sie von der modernen Wirtschaftsform des 19. Jahrhunderts, der freien Unternehmung, immer stärker erfaßt wurden? Es fiel zunächst das System der absolutistischen Reglementierung; immer mehr trat es im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück: bis sich mit spätestens den sechziger Jahren seine Zusammenhänge überall vor dem Eindringen des freien Wettbewerbes und seiner **Magna carta**, dem Kodex der deutschen Gewerbeordnungen, verloren hatten. Indem aber diese Schranke fiel, rief der einziehende Geist der freien Unternehmung sehr mannigfache Zersetzungen und Umbildungen hervor.

Am geschlossensten, wenn auch allerdings eigenartig, wird das allgemeine Bild der Entwicklung durch die Umbildung der Gewerkschaften widergespiegelt. Auf diesem Gebiete war seit dem 15. und 16. Jahrhundert wohl am wenigsten von einem weiteren Durchdringen des Unternehmungsgeistes zu spüren gewesen, obwohl die Unternehmung mit ihrem Kapital, wie wir wissen, in die Gewerkschaften eingedrungen war: denn der Staat hatte sich, indem er auf der herkömmlichen Grundlage stärkster regalistischer Eingriffe verharrte, die Regelung des Betriebes in einem sonst schwerlich wieder vorkommenden Umfange vorbehalten. So nahm z. B. in dem vielleicht wichtigsten Bergreviere schon dieser Zeit, dem rheinisch-westfälischen, das staatliche Bergamt die Arbeiter an und stellte die Löhne sowie die Höchstdauer der Arbeit fest; und noch eine Verordnung vom Jahre 1839 wies in diesen Gegenden die Revierbeamten an, bei Abschließung der Gedinge mit den Arbeitern ebensosehr auf das Wohl aller „Knappschaftsindividuen“ wie auf den Vorteil des Grubenbetriebes zu sehen.

Nun hatte sich aber schon im 18. Jahrhundert gezeigt, daß selbst eine so starke Reglementierung die Entwicklung der freien Unternehmung nicht mehr zu hemmen im stande sein würde — sogar die Mißstände dieser, das Trucksystem z. B., waren schon

aufgetaucht —; und im Beginne des 19. Jahrhunderts war man so weit, daß es in einem Teile des rheinisch-westfälischen Gebietes geradezu zu einer Revolte gegen die Vorschriften der Bergpolizei kam, — nicht von seiten der Arbeiter, sondern seitens der Arbeitgeber, die sich den Härten der Reglementierung nicht mehr fügen wollten. In der Tat wurden diese Vorschriften einem neuen Zustande der Dinge nicht mehr gerecht, der infolge steigender Intensität des Abbaus und wachsenden Eingreifens des internationalen Wettbewerbes zu immer stärkeren Aufwendungen privaten Kapitales hindrängte. Die alten Vorschriften wurden zur Plage; und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war man so weit, daß die staatliche Reglementierung des Bergbaues fiel, soweit sie dem Begriffe des freien Unternehmens widersprach. In Preußen speziell brachte die Berggesetzgebung der fünfziger und der ersten Hälfte der sechziger Jahre ein neues Recht der freien bergbaulichen Unternehmung; der Gewerkschaft wurde durch Annäherung an die Aktiengesellschaft eine moderne Form gegeben, und die Regalverfassung, die staatliche Anteilnahme am Ertrage der Bergwerke, sowie die reglementierende Bevormundung gegenüber den Privatgewerken wurden beseitigt.

Was sich aber auf dem Gebiete des Bergbaues um die Mitte des 19. Jahrhunderts in besonders klaren und abschließenden Formen vollzog, die Überführung der gebundenen Unternehmung des früheren Zeitalters in die freie der jüngsten Vergangenheit, das war der Vorgang auch auf den Gebieten der Hausindustrie.

Soweit hier zunächst diejenigen Industrieen in Betracht kamen, die noch ohne Verlag durch Hausierer des Standes der Hausindustriellen selbst ihre Waren vertrieben, so zeigte sich's freilich, daß sie ohne staatliches Gängelband kaum in der Lage waren, sich dauernd zu erhalten; im Laufe des 19. Jahrhunderts sind sie fast alle zu Grunde gegangen und in die Form der Verlagsindustrie übergeführt worden. Ihr Vertrieb krankte daran, daß dessen Angehörige kaum etwas von dem weiten Horizont und der Sicherheit kaufmännischen Blickes und kauf-

männischer Ausbildung besaßen, die nunmehr zum Betriebe größerer Unternehmungen unerläßlich wurden, und daß sie demgemäß der ihnen zur Seite stehenden Industrie nicht den richtigen Einblick in die Geschmacks- und Bedürfniswandlungen des Publikums verschaffen konnten. Aber auch wo das vielleicht geschah, trat in der Regel keine Modernisierung dieser Industrieen ein. Denn der Einfluß der Hausierer erwies sich im allgemeinen als zu gering, um die Arbeiter zur Änderung hergebrachter Erzeugungsarten zu veranlassen, zumal sie sich von alters her in bestimmter Weise in die Hand arbeiteten, so daß z. B. in der Kleineisenindustrie der Schleifer vom Klingenmacher, der Reider vom Schleifer abhängig war: was eine überaus schwierige gemeinsame Verständigung verhältnismäßig sehr selbständiger Meister über eine gleichzeitige Änderung ihrer Berufstätigkeit nötig gemacht hätte.

Glücklicher war das Schicksal der eigentlichen Verlagsindustrie — und dies war ja die wesentliche Form der großen Hausindustrie —, wennschon auch hier gewaltige Umwandlungen eintraten und manch schweres Geschick der Arbeiter sich nicht vermeiden ließ. Im ganzen handelte es sich da um das Ineinandergreifen von zwei Vorgängen, die sich in den einzelnen Fällen unter den mannigfachsten Verquickungen und Mischungen kreuzten: um die Umbildung der eigentlichen Verlagsverfassung in moderne Formen und um das Eindringen der geschlossenen, fabrikmäßigen Produktionsweise. Von diesen beiden Prozessen verläuft der erste vornehmlich in der ersten, der zweite vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr Wesen wie ihr Ineinanderwirken läßt sich wohl nirgends besser beobachten als auf dem zugleich hervorragendsten Gebiete aller Verlagsindustrieen, dem der Textilindustrie.

Die Industrie der Webstoffe hatte sich während des 15. bis 18. Jahrhunderts und vornehmlich wieder in dem letzten dieser Jahrhunderte zu einer Breite entwickelt, von der das eigentliche Mittelalter noch keine Vorstellung hatte. Neben die Leinenweberei und die Wolltuchfabrikation war als nun immer wichtiger die Baumwollweberei getreten, und mit der steigenden

Bedeutung aller Weberei überhaupt hatte sich zugleich die Spinnerei und aus ihr wieder die Fabrikation der Zwirne und Garne zu einer selbständigen Industrie entwickelt. Dazu trat dann seit Mitte des 16. Jahrhunderts, aus den Niederlanden nach dem sächsischen Erzgebirge eingeführt, die Spitzenklöppelei; seit Ende des 16. Jahrhunderts, zunächst ebenfalls im Erzgebirge, die Posamentierkunst; ein Jahrhundert später, flüchtigen Hugenotten verdankt, die Strumpfwirkerei vornehmlich in Württemberg, Sachsen und Thüringen; endlich, gleichfalls aus Frankreich kommend, die Korsettweberei. Von diesen Nebenzweigen, deren Zahl noch sehr vermehrt werden könnte, war die Wirkerei wohl die wichtigste.

Alle bedeutenderen dieser Industrieen wurden nun an besonderen Arbeitsmaschinen ausgeübt, die, anfangs sämtlich für die Kraft eines Menschen berechnet und in den Wohnungen der Hausindustriellen, zumeist auf dem platten Lande verteilt, durch deren persönliches Wirken in Bewegung gesetzt wurden. Diesen Industriellen gab dann der Verleger den von ihm angeschafften Rohstoff zur Bearbeitung auf den Maschinen und nahm ihnen später wiederum das Fabrikat gegen Zahlung eines bestimmten Arbeitslohnes ab. Dabei war er in den Zeiten der reglementierten Unternehmung an ganz bestimmte Vorschriften gebunden, und solche Vorschriften bestanden auch für die Praxis seines Vertriebes.

Nun begannen, im allgemeinen nach den Freiheitskriegen, diese Reglements zu fallen; die Verleger suchten jetzt billiger arbeiten zu lassen und zugleich ihren Vertrieb zu erweitern: wobei sie immer stärker mit dem Weltmarkt in Berührung kamen und damit auch dessen schwankenden, infolge der in England schon durchgeführten fabrikmäßigen Herstellung häufig sehr niedrigen Preisen unterworfen wurden. Die Folge waren starke, anfangs nicht völlig verstandene Risiken und daher Krisen, deren Effekt dann zum großen Teil auf jene Arbeiter abgewälzt wurde, die an sich schon zu niedrigen Preisen zu arbeiten veranlaßt worden waren. Im Grunde waren es so vor allem die Arbeiter, die unter der Umwälzung litten: litten oft bis zu

Hunger und Elend. Gleichwohl erfolgte, veranlaßt eben durch die Absicht der Verleger, durch Erweiterung des Vertriebes Verluste einzubringen und nach dem Grundsatze des geringen Nutzens bei großem Absatze zu verdienen, eine immer stärkere Ausdehnung des hausindustriellen Betriebes: nicht bloß auf dem weiten Felde der Textilindustrie, auch darüber hinaus sieht man die Zahlen der hausindustriellen Arbeiter namentlich des platten Landes bis in die vierziger Jahre hinein mächtig anwachsen. Es ist ein Vorgang, der freilich zugleich auch durch Elemente der agrarischen Entwicklung mitbedingt war, wie später erzählt werden soll.

Während sich aber so das Eindringen der freien Unternehmung zunächst im starken Anschwellen der hausindustriellen Arbeiterschar zeigte, setzte das andere, zweite Motiv ein, das, wenn nicht ein stark vermehrter Absatz der Erzeugnisse helfend und mildernd dazwischentrat, auf eine ebenso starke Verminderung dieser Arbeiterschar hindrängen mußte: an die Stelle des Hausbetriebes trat die geschlossene Fabrikation.

Die frühe Entwicklung des Fabrikwesens, teilweis auf den Trümmern einer untergehenden Hausindustrie, hatte England schon gegen Schluß des 18. Jahrhunderts jenen Vorsprung auf dem Weltmarkte, namentlich der Textilstoffe, gegeben, der mit zu den Nöten der deutschen Verleger und ihrer Arbeiter in der Zeit von etwa 1835 bis 1840 geführt hatte: jetzt stellte sich diese Ursache starker Umwälzungen, die bisher nur indirekt zur Wirkung gelangt war, auf deutschem Boden auch unmittelbar ein.

Gewiß hatte es in Deutschland vereinzelt auch schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mechanisch betriebene Stätten der Textilindustrie, Spinnereien z. B., gegeben, aber da man an Wasser und Wind sowie Tierkräfte als vornehmliche Motoren gebunden war, so hatten sie auf dem Lande gelegen und den verhältnismäßig recht kleinen Bruchteil der hausindustriellen Bevölkerung, der in ihren Betrieb hineingezogen wurde, in seiner sozialen Lage nicht eben viel verändert. Dann war wohl in den ersten drei, vier Jahrzehnten des 19. Jahr-

hunderts als Motor die Dampfkraft, wenn auch nicht eben sehr verbreitet, hinzugekommen. Aber auch jetzt waren die Fabriken noch auf dem Lande geblieben, und ihre Arbeiter standen noch immer mit einem Fuße in der Landwirtschaft, wie die Mehrzahl der Bergleute, und waren an Zahl gering.

Das begann sich nun seit den fünfziger, sechziger Jahren zu ändern. Einmal zogen sich mit dem zunehmenden Ausbau und noch mehr mit der wachsenden Konzentration der neuen Verkehrsmittel die Industrieen — und nicht bloß die textilen — vielfach aus dem platten Lande als einem leidlich gleichmäßigen Nahrungsgebiete zurück: in große Städte und neue Industrieorte. Das veränderte natürlich den sozialen Charakter der ihnen angehörigen Bevölkerung. Vor allem aber: die Verwendung mechanischer Motoren zum Betriebe der Arbeitsmaschinen und damit zugleich die Änderung des Charakters dieser Arbeitsmaschinen schritt jetzt so reißend fort, daß nunmehr nur noch die Verleger in der Lage waren, die Arbeitsmittel beizustellen, daß überall der Typ der geschlossenen Fabrik mit modernem Motor siegend auftrat, daß der Hausindustrielle vom Fabrikarbeiter abgelöst ward, und daß zugleich, bei der ungeheuren Multiplikation der Erzeugung durch die Maschine, trotz aller Erhöhung des Verbrauches durch die einheimischen wie durch fremde Bevölkerungen, eine große Anzahl menschlicher Arbeitskräfte überflüssig wurde. Wo sollten diese Kräfte nun einen Unterschlupf suchen, da ihr Beruf zerstört, ihre Fertigkeit wertlos geworden war? Es sind die schweren Zeiten der jüngsten hausindustriellen Umwälzung.

Denn dieser langwierige Prozeß beginnt, soweit die Textilindustrie in Betracht kommt, etwa in den fünfziger Jahren und ist noch heute nicht abgeschlossen. Dabei war die Baumwollweberei die erste Textilindustrie, welche litt: hier wurde die Umwandlung namentlich durch den englischen Wettbewerb beschleunigt. Dann folgte, seit den sechziger Jahren, die Wollweberei, wenn auch schon die fünfziger Jahre für die Hausweberei kritisch gewesen waren: „von 351 Meistern der Tucherinnung,“ heißt es z. B. für diese Zeit aus Roßwein in Sachsen,

„betreiben 120 Meister und zwei Meisterwitwen das Gewerbe; 229 betreiben es nicht, weil sie ihr Brot nicht dabei finden.“ Dann ergriff der Prozeß in den siebziger Jahren die Leineweberei, bis zuletzt seit den neunziger Jahren auch die Seidenweberei folgte.

Heutzutage gibt es auf dem Gebiete der Textilindustrie wohl noch etwa hunderttausend Handweber, welche infolge besonders guter Webstühle für besondere Zwecke oder wegen sonst besonders schwieriger Arbeit als solche noch konkurrenzfähig sind; doch sind allein in der Zeit von 1882—1895 die hausindustriellen Betriebe noch um 35—43 % zurückgegangen, während die Großbetriebe um 69 % wuchsen.

Dieser Übergang der Textilindustrie von der Hausindustrie zur Fabrikation steht aber keineswegs vereinzelt da. Andere und auch wieder besonders bedeutende Industrieen haben ihn ebenso, und zwar vornehmlich auch von den fünfziger und sechziger Jahren ab, erlebt. So z. B. die Kleineisenindustrie: in ihr waren schon um 1855 die Nadler, die Sporenmacher, die Gelbgießer, die Gürtler und andere Berufe den großen Fabrikanstalten zumeist gewichen. Und auch da, wo der Übergang zur geschlossenen Fabrik nicht eingetreten ist, hat wenigstens das erste Motiv, das Eindringen der freien Unternehmung, zu einer radikalen Umgestaltung der hausindustriellen Verhältnisse geführt. Bei den kleineren Industrieen geschah das zumeist auch schon seit den sechziger Jahren. So bei den Nadlern in Pappenheim und Schwabach, bei den Blecharbeitern im Erzgebirge, bei den Tafelmachern und Schieferarbeitern im Fichtelgebirge, bei den Holzschnitzern und Spielwarenverfertigern um und in Sonneberg, bei den Bürstenbindern in der Pfalz u. s. w. Vereinzelt trat die Krise auch früher ein. So fällt z. B. die Umwälzung der Schwarzwälder Uhrenindustrie schon in den Anfang der vierziger Jahre. Aber hier genügte die Errichtung der Furtwanger Uhrmacherschule sowie das Aufkommen einer Anzahl tüchtiger Werkzeugmacher bei ungemein billigen Arbeitskräften, um die Hausindustrie auf lange Zeit zur Fähigkeit des Wettbewerbes mit der geschlossenen Fabrikindustrie zu heben.

In welcher Richtung sich im allgemeinen die innere, die soziale und seelische Umbildung derjenigen Hausindustriellen bewegt hat, die wohl von den Konsequenzen der freien Unternehmung, nicht aber zugleich den Folgen der Einrichtung geschlossener Fabrikation getroffen wurden, darüber läßt sich am besten aus denjenigen Hausindustrieen heraus urteilen, die unter dem Wehen des Geistes der freien Unternehmung neu erstanden sind: also möglichst getreu dessen Charakter zeigen. Diese modernsten aller Hausindustrieen befinden sich zunächst meistens nicht mehr auf dem platten Lande, das der bevorzugte Sitz aller älteren Hausindustrieen war, sondern in den Städten, und zwar in den Mittel- und vornehmlich in den Großstädten; und sie verwenden in ihren ausgeprägtesten Formen, etwa denen der Konfektionsindustrie, mit Vorliebe nicht mehr männliche Kräfte, sondern weibliche: Kräfte, die im Verborgenen arbeiten, nicht selten unter starken Nebenverdiensten des Lasters, Kräfte, die zu fast unglaublich geringen Preisen tätig sind. So hören wir z. B. von den Näherinnen für Damenkonfektion in Posen, daß sie verdienen: im ersten Jahre — nichts; im zweiten Jahre 6 bis 10 Mark monatlich; nach 10 Jahren im Höchstfall 30 Mark auf den Monat. Wäschenäherinnen erhalten für ein Dutzend einfacher Damenhemden 2 Mark, für elegante Herrenhemden 3 Mark; die höchste noch mögliche Leistung beträgt fünf Hemden den Tag. So entstehen jene Formen der Hausindustrie, denen die Engländer den furchtbaren Namen des sweating system gegeben haben; schlimmste und niedrigste Formen des modernen Wirtschaftslebens. Sie zeigen, daß sich die alte Hausindustrie, auch noch die im 16. bis 18. Jahrhundert begründete Verlagsindustrie, in dem Sinne, in dem sie damals begründet wurde, überlebt hat: sie hält sich nur noch da, wo man sie, etwa weil sie Saisongewerbe ist, das ein großes stehendes Kapital nicht lohnt, nicht durch eine motormäßige Fabrikation ersetzen kann, kurz, wo ausnahmsweise Gründe gegen das geschlossene Fabriksystem sprechen. In allen diesen Fällen aber läuft sie, wenn es sonst die besonderen Umstände zulassen, jeden Augenblick Gefahr, durch weit intensivere Formen der Ausbeutung ersetzt

zu werden, als das 16. bis 18. Jahrhundert sie kannten: durch die Formen eines verschämten und unverschämten großstädtischen Schweißsystems, dem namentlich unzählige weibliche Existenzen zum Opfer fallen.

Eine wirkliche Besserung wird auf diesem Gebiete auch auf dem Wege der Gesetzgebung schwerlich erreicht werden; erst eine Wandlung des Wesens der Unternehmung, das Auftauchen einer sich selbst bindenden Motivenreihe in derselben kann hier Wandel schaffen. Einstweilen aber muß gesagt werden, daß sich auf dem Boden der Hausindustrie, sowohl der älteren, zumeist ländlichen, soweit sie noch besteht, wie der modernen, städtischen, die traurigsten wirtschaftlichen Daseinskämpfe abspielen, welche die Gegenwart kennt: höchstens das stille Elend gewisser Handwerkerkreise würde ihnen zur Seite zu setzen sein.

Übersehen wir jetzt zum Schlusse ganz allgemein die Wirkung, die das Eindringen der freien Unternehmung auf die verschiedenen Arten der hausindustriellen Bildungen, sowie auf die bergbauliche Gewerkschaft gehabt hat, so läßt sich folgendes sagen. Die freiesten und ältesten dieser Bildungen, der arbeitsgemeinschaftliche Hausfleiß des Bauern, die freie ländliche Hausindustrie mit einem selbständigen Vertriebssystem des Hausierens, die freie alte Gewerkschaft des Bergbaus, sind so gut wie ganz zerstört worden; sie bestehen höchstens noch zum Teil in kleinen Resten. Zerstört worden sind auch große Teile der modernen Formen jener Hausindustrie, die schon seit dem Ausgange des Mittelalters ein Verlagssystem aufwiesen oder gar erst aus einem solchen entstanden sind; an ihre Stelle traten Formen des geschlossenen Fabrikwesens, mit denen zugleich der Geist der freien Unternehmung aufs innigste verbunden ist. Soweit aber jene Hausindustrieen erhalten sind, haben sie eine starke Umbildung erfahren, und zwar durchweg in dem Sinne, daß der untergeordnete Hausindustrielle zum modernen Arbeiter gemacht worden ist, zum Arbeiter eines Betriebes, der alle Zeichen wiederum der freien Unternehmung aufweist. Endlich ist noch eine gewisse Zahl durchaus moderner Hausindustrieen, vornehmlich in den großen Städten, entstanden; und von ihnen gilt

natürlich erst recht, wie es denn auch in grellen Farben zu Tage tritt, daß sie dem Wirtschaftsleben der freien Unternehmung angehören.

Im ganzen hat innerhalb der Hausindustrie der Geist der freien Unternehmung zerstörend und revolutionierend und nur in geringem Grade zu neuen Formen auferbauend gewirkt.

2. Die Umbildung der Formen der Hausindustrie war der Hauptsache nach in zwei Zeitstufen vor sich gegangen, deren Anfänge in den vierziger und den siebziger Jahren liegen: im ersteren Falle hatte es sich im wesentlichen um einen ersten Einfluß der freien Unternehmung an sich gehandelt, wie diese im Begriff war, in Deutschland aufzukommen, wenn auch daneben die Entwicklung der geschlossenen Fabrik in England und der dadurch geschärfte internationale Wettbewerb eine Rolle spielten; für den zweiten Zeitabschnitt war zu den fortwirkenden Ursachen des ersten die Entfaltung des geschlossenen Fabriksystems mit starkem Motor in Deutschland selbst hinzugekommen.

Die Stufen dieser Umbildung kehren auch in der modernen Geschichte des Handwerks wieder; auch hier machen die vierziger und siebziger Jahre im allgemeinen Epoche.

Die erste Krise im deutschen Handwerk des 19. Jahrhunderts setzt ziemlich genau mit dem Jahre 1840 ein, nachdem im Jahre 1839 eine Handelskrise geherrscht hatte. Sie brachte der Hauptsache nach noch keineswegs Übelstände zum Ausbruch, die sich durch übermächtige Konkurrenz freier Unternehmungen oder gar schon einheimischer Fabrikation entwickelt hätten. Dies war auch in den nächsten beiden Jahrzehnten noch nicht eigentlich der Fall, wenngleich die Handwerke durch den Wettbewerb der heimischen, immer unternehmungsmäßiger ausgestalteten Hausindustrie, soweit diese nicht von Meistern betrieben ward, wie auch durch die Konkurrenz der englischen Fabrikation in manchen Artikeln bereits schwerer litten. Im ganzen waren es doch mehr Schwächen der eigenen, inneren Entwicklung, über die geklagt wurde. Auch da, wo eine grundsätzlich durchgeführte Gewerbefreiheit noch nicht die Anfänge der freien Konkurrenz gebracht hatte,

erlebten die Handwerke die Auflösung ihrer alten Organisationsformen: Lehrlinge und Gesellen wollten sich nicht mehr in Lehrgang und Gehilfentum alter Art fügen; die herkömmlichen Schranken des jeder Zunft zugewiesenen Arbeitsbereiches wurden nicht innegehalten; Bönhasen traten in Masse auf und blieben zumeist unverfolgt; Verkaufsmagazine schossen aus der Erde, in denen Unzünftige Zunftarbeit feilhielten und Zünftige mit Artikeln handelten, die nicht zur Arbeit ihrer Zunft gehörten. Erwies sich so die alte Zunftorganisation an allen Ecken und Enden als brüchig, so ließen sich zugleich all die großen und kleinen Schäden ziemlich ausnahmslos auf einen einzigen Ursachenkomplex zurückführen. Die Zunftorganisation war ursprünglich eine reine Arbeitsorganisation gewesen, also grundsätzlich auf die gleiche Arbeitskraft aller aufgebaut worden, wobei der Kapitalbesitz der Meister, weil sehr gering, als außer Betracht bleibend behandelt worden war. Da hatte sich denn bereits spätestens gegen Ende des 14. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen des Zeitalters der mittelalterlichen regellosen Unternehmung und den Jahrhunderten des wirtschaftlichen Aufschwunges hin bis um etwa 1600, die Fiktion geringen und deshalb irrelevanten Kapitalbesitzes als unhaltbar erwiesen. Dadurch, daß unter den Meistern derselben Zunft die einen arm blieben, die anderen reich wurden, war es zu schweren inneren Wandlungen der Zünfte gekommen; neben den kleinen Meister, der in alter Weise fortarbeitete, waren Meister getreten, die sich nicht selbständig machen konnten und darum bei reicheren Meistern als Gehilfen — dies der Ursprung der Gesellen — eintraten; und die verhältnismäßig wenigen wirklich reichen Meister hatten weite Werkstätten eröffnet mit vielen Gesellen, ja waren wohl dazu fortgeschritten, arme Meister außerhalb ihrer Werkstatt zu beschäftigen und so eine jener weniger wichtigen Formen der Hausindustrie zu begründen, von denen oben nicht weiter die Rede zu sein brauchte. Dann war freilich, seit dem 17. Jahrhundert, diese Entwicklung wieder zurückgegangen. Die reichen Meister hatten sich von der Zunft emanzipiert und waren Verleger und Manufakturinhaber geworden; der Rest hatte

sich innerhalb des althergebrachten Organismus der Zunft nun um so fester eingekapselt und war in ihr langsam verknöchert. In diese dürren sozialen Gehäuse fuhren nun, seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Windstöße neuen Geistes, Stöße, die den Sturm der nahenden Unternehmung verkündeten. Die tatkräftigeren und darum zumeist bald wohlhabenderen Handwerker begannen sich von neuem den Formen des alten Zunftrechtes zu entwinden; sie wurden kleine Unternehmer mit einigen Gesellen und freier Wahl ihrer Arbeit wie freiem Vertriebe; die Zurückbleibenden riefen vergebens die Hilfe verstaubter Privilegien an; und übermäßig viel neue Elemente, gute und schlechte, arme und reiche, drängten in das Handwerk hinein, hindurch durch die Fugen und Schranken eines nirgends mehr dichten und abschließenden Zunftrechts.

Das ist die Bewegung, die leise schon in den dreißiger Jahren begann, recht augenscheinlich aber erst ward in den vierziger Jahren. Da hört man von Klagen der Berliner Stadtverordneten — und nicht anders sprach man am Rhein —: alles Handwerk sei übersetzt, die Bankrotte nehmen zu, die Arbeit werde schlechter; die Ausgaben der Berliner Armenkasse seien von etwa 104 Tausend Talern im Jahre 1821 auf etwa 374 Tausend im Jahre 1838 gestiegen. Luft machte sich dieser Zustand, soweit die Handwerker selbst in Betracht kamen, im Jahre 1848. Schon im April 1848 erschien ein offenes Sendschreiben von zweiundzwanzig Leipziger Innungen mit Forderungen und Klagen über die moderne Willkür der Konkurrenz; dann tagte von Mitte Juli bis Mitte August in Frankfurt a. M. das Handwerkerparlament und begann seine stürmischen Sitzungen mit einem „feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit". Die Verfluchung von freiem Wettbewerb und Gewerbefreiheit ist charakteristisch; keineswegs revolutionär war man, sondern reaktionär; und wie die Bauern der Aufstände des 15. und 16. Jahrhunderts zurückgewollt hatten, zurück zu den Paradieseszuständen der alten Markgenossenschaft, so forderten die Handwerker von Anno 1848 Maßregeln im Sinne mittelalterlicher Zunftpolitik. Und sie

hatten einen Erfolg in der neuen preußischen Gewerbeordnung vom Februar 1849. Allein, konnten staatliche Eingriffe, sei es der Gesetzgebung, sei es sogar der Verwaltung, helfen bei der unendlich tiefen Verursachung der bestehenden Mißstände? Diese Ordnung hat weder genutzt noch geschadet; das Leben selbst mußte sich seine Formen finden.

In Wahrheit beginnt in den fünfziger Jahren leise eine neue Organisation des Handwerks, sei es innerhalb der umgewandelten Form der alten Zunft, sei es außerhalb des Schattens der alten Organisation. Die Zünfte sorgen für besseren Unterricht ihrer Lehrlinge; Fortbildungsschulen und Fachschulen, nicht selten staatlich unterstützt, in Württemberg früh, schon in den sechziger Jahren, zu einem großen System ausgebaut, treten auf; und freie Assoziationen, wie sie vereinzelt schon bis in die dreißiger Jahre zurückreichen, Gewerbevereine, Kreditvereine, Arbeiterbildungsvereine, werden häufig. Hand in Hand damit nimmt das handwerkliche Geschäft des vorwärtsstrebenden Meisters langsam andere Formen an. Dieser Meister braucht nicht auf Vorrat zu arbeiten; er hält einen Laden, oft schon ein Magazin mit anderen als nur eigenen Erzeugnissen. Er fängt an, im Verhältnis zur bisherigen Breite seiner Produktion nur noch Spezialitäten zu erzeugen; er kauft einige Teile der Arbeit schon fertig als Halbfabrikat; er stellt mehr Gehilfen ein, so daß die Zahl der Gesellen im allgemeinen steigt; und er organisiert sie arbeitsteilig, so daß im allgemeinen die Arbeit keines von ihnen sich noch mit der Arbeit eines anderen deckt. Kurz, er wird ein kleiner Unternehmer. Und sind die Verhältnisse günstig, so hat er wohl auch schon technische Schulen besucht, ist weit gereist noch in alter Handwerksburschenart, versteht aber auch das Kaufmännische und handhabt den Vertrieb mit leidlich weitem Blicke.

Eine günstige Umbildung: die Entwicklung von unten her hinein in das neue Zeitalter der freien Unternehmung! Aber freilich: sie gelang nur Naturen, die sich geistig und körperlich tapfer regten; diese allein formten die Handwerkerklasse der self-made men, wie man damals gern sagte. Und ihr Kreis,

wenn er auch ständig und weit über diese erste Periode hinaus bis hinein in die Gegenwart neuen Zuwachs erhielt, nahm doch verhältnismäßig mit der Zeit wohl eher ab als zu. Jedenfalls aber schon die mittelbegabte Klasse sank neben ihm. Denn sie blieb ohne Fortschritt am Alten hängen, spießbürgerlich, wie ehedem, auf Zunftrechte und Zunftstatuten pochend und schließlich mutlos. So verließen denn viele ihrer Angehörigen das Handwerk, suchten kleine Beamtenposten auf, Anstellungen bei Eisenbahnen, industriellen Gesellschaften und dergleichen, wurden Kommissionäre, Agenten, elende Kleinhändler oder wanderten aus. Wie schwer aber war gar das Los der noch tiefer Stehenden! Lethargisch, mißmutig, verzweifelt, verdumpften und versumpften sie, und viel noch war es, wenn auch sie zur Auswanderung gelangten. Damals sind, vornehmlich aus dem Süden und Südwesten, aus Schwaben, aus dem Elsaß, aus der Pfalz jene Massen von Landsleuten nach den Vereinigten Staaten verschlagen worden, die dem deutschen Element in der Neuen Welt auf lange und teilweise noch bis auf heute seinen spezifischen Charakter gegeben haben; und unter ihnen war die Zahl der Handwerker beträchtlich. Andere Handwerker sind freilich wohl auch auf das platte Land der Heimat gezogen und haben dort, anfangs nicht ohne Spott und Mißgunst der städtischen Genossen, Fuß gefaßt, bis sie erkannten, daß das Handwerk hier, fern von den Mauern, nicht selten noch einen goldenen Boden habe.

Im ganzen bringen damit die zwei oder drei Jahrzehnte nach 1840 eine erste Krisis des anständigen kleinen Bürgertums, eine Krise, die die schwersten sozialen Probleme in sich schloß, und von der gleichwohl nicht viel die Rede war. Denn es handelte sich hier um eine wesentlich sedimentäre, fast vegetative Klasse, die, gewaltsam von außen aufgerüttelt, wohl noch immer eine schier unerschöpfliche Reserve lebendiger Kräfte aufzuweisen hatte, die aber, sich selbst überlassen, in ihrer anständigen Arbeitsamkeit, ihrem ängstlichen Sparsinn, ihrer hergebrachten Verehrung der Autorität und der vollendeten Tatsache kein anderes Mittel der Lösung ihrer sozialen Gebrechen fand als jenes von

Luther einstmals gegenüber bösen Obrigkeiten vorgeschlagene liebenswürdige Rezept, das Rezept der Auswanderung.

Mit den siebziger Jahren war im ganzen und großen diese Phase der Entwicklung vorüber. Offenkundig hatte sich der innere Verfall des alten, noch voll künstlerischen Handwerks vollzogen; nur häßliche Nacherscheinungen füllen noch wie Marodeure die folgenden Jahrzehnte; im ganzen war man jetzt auf den inneren Verfall eingerichtet, und niemand von einigem Ernste hat wohl noch nach 1870 die mittelalterliche Zunft und ihre Ideale ganz wieder auffrischen wollen. Statt dessen traten jetzt andere Feinde des Handwerks entschiedener als bisher hervor: dem inneren Verfall des Handwerks, der fortdauerte, stellte sich als ein zweites Hauptmotiv stärkster Umwandlung seine zunehmende Bedrängung durch eine mächtig steigende Großindustrie zur Seite. Dabei war es nicht bloß die steigende Macht der Fabrikation und auch der weiter entwickelten Hausindustrie an sich, die dem Handwerk entgegentrat; besonders verhängnisvoll wurde, daß die neuen Mächte jetzt auch viel mehr als bisher das eigentliche Gebiet der herkömmlich handwerksmäßigen Tätigkeit ergriffen. Gewiß ist es richtig, was neuerdings oft genug ausgeführt worden ist, daß die Großindustrie nicht eine vergrößerte Kleinindustrie ist; gewiß erscheint sie im ganzen als eine andere Art von Produktion und hat vielfach andere Aufgaben: Lokomotiven und große Schiffe z. B., Dampfkrane und Schnellpressen, Brücken und Straßenbahnen kann man nicht bei einem Handwerker bestellen. Aber daneben gibt es doch auch eine gewaltige Anzahl von Artikeln der fabrikmäßigen und hausindustriellen Großindustrie, die zu schaffen auch dem Handwerker leicht fallen würde, könnte er aus anderen Gründen den Wettstreit mit dieser Industrie aufnehmen. Man ist jetzt geneigt, zu unterschätzen, welche Unsumme von Lebensbedarf der Erzeugung des Handwerkers durch die große Unternehmung dennoch entzogen worden ist: schon deshalb, weil nicht wenige dieser Artikel inzwischen eine ganz andere, nun freilich allein fabrikmäßige Form angenommen haben, als sie zu der Zeit besaßen, da sie aus der Hand des Handwerkers hervor-

gingen. Und bezeichnend für den Produktionsvorrang der großen Unternehmung ist, daß neue Materialien der Stoffveredlung, wie z. B. Kautschuk, Guttapercha, Zelluloid, heute überhaupt kaum noch bis zum Kleingewerbe hinab zur Verarbeitung gelangen.

Wie sehr hier die große Unternehmung, mit Vorliebe in der Form der Fabrik, aber auch in der Herausbildung der neueren Hausindustrieen, in das Gebiet des handwerklichen Betriebes eingegriffen hat, wird an einigen Beispielen augenscheinlich werden.

Auf dem Gebiete der Herstellung von Nahrungsmitteln gab es für die Bäckerei in den sechziger Jahren neben dem noch vielfach — namentlich im Nordosten — üblichen Hausbacken fast nur die handwerksmäßige Produktion; Brotfabriken waren noch sehr selten, kamen eigentlich nur in Berlin, Köln, Trier, Stuttgart vor. Heute sind sie eine gewöhnliche Erscheinung. Ähnlich auf dem Gebiete der Fleischerei. Früher gab es nur den handwerklichen Fleischer, und die Zahl der Fleischer stieg im ganzen entsprechend der Zunahme der Bevölkerung: es waren stetige Verhältnisse. Erst die Zeit nach 1870 brachte die Fabriken von Wurst- und Fleischwaren.

Derselbe Prozeß läßt sich auf dem Gebiete, das neben dem der Nahrungsmittelzünfte handwerklich mit das wichtigste war, auf dem Gebiete der Bekleidung, verfolgen. Hier waren schon in den fünfziger Jahren neben den Lohn- und den Kundenschneider Kleidermagazine getreten mit fertigen Waren für Männer wie Frauen. Der Übergang stand wohl in Zusammenhang mit der Tatsache, daß im Anfange des sechsten Jahrzehnts die Nähmaschine in Deutschland eingebürgert wurde; zugleich auch mit der anderen, daß seitdem statt der alten schweren Stoffe und Tuche immer mehr die viel billigeren, aber auch weit weniger dauerhaften Cheviotstoffe aufkamen: ein Moment, das der Mode und damit auch der industriellen Konfektion den größten Anstoß geben mußte. Für diese Konfektion waren nun die Großstädte mit ihren billigen, namentlich weiblichen Arbeitskräften ein besonderer Anziehungspunkt: es entstand jene traurige

moderne Art der Hausindustrie, von der schon erzählt worden ist; Gerson in Berlin lieferte schon im Jahre 1851 etwa 16—20000 fertige Mäntel, Mantillen u. s. w. Allein der eigentliche Aufschwung der Kleiderkonfektionsgeschäfte datiert doch erst aus dem Ende der sechziger Jahre: nun erst entstehen die großen Bazare, und jetzt erst entwickelt sich die moderne Spezialisierung des Betriebes. Da kommt es zu besonderen Konfektionen nicht bloß der Frauen-, Herren- und Arbeitergarderobe, sondern wiederum auch der einzelnen Anzugsteile. In der Damenkonfektion z. B. läßt der eine Unternehmer nur noch Mäntel, der andere nur noch Schürzen, der dritte nur noch Blusen anfertigen u. s. w. Nicht anders aber als in den Stoffbekleidungsgewerben verlief die Entwicklung in den Gewerben der Lederbekleidung, wenn sie auch etwas später eintrat. Da hatte, um zunächst von der Lederindustrie zu reden, in den sechziger Jahren noch eine ganze Anzahl mittlerer und kleinerer Gerbereien bestanden. Aber bald waren sie einer verhältnismäßig sehr rasch und zeitig erfolgenden Konzentration der Lederbearbeitung gewichen, schon deshalb, weil die neueren, von der Chemie in buntem Wechsel zur Verfügung gestellten Gerbe-, Lackierungs- und Färbemethoden durchweg sehr exakte Behandlung und wissenschaftliche Kenntnisse erforderten. Soweit aber das eigentliche Lederbekleidungsgewerbe, insbesondere die Schuhmacherei, in Betracht kam, war der Vorgang derselbe wie bei der Stoffbekleidung. In den sechziger Jahren waren Schuhfabriken im allgemeinen noch unbekannt. Seitdem aber kam es zu einer Entwicklung der Maschinenarbeit, die der Großunternehmung alle Vorteile versprach; es erwuchs die moderne Schuhwarenfabrik und mit ihr die immer noch zunehmende Praxis „eleganter Schuhwarenmagazine“.

Soll jetzt derselbe Wechsel der Entwicklung noch einmal, etwa auf dem weiten Gebiete der Baugewerke, verfolgt werden? Soll gezeigt werden, wie hier der Schreiner durch die Einstellung der Werkzeugmaschinen, der Band-, Kreis- und Dekupiersägen, der Hobel-, Kehl- und Nutmaschinen, der Bohr- und Fräsmaschinen seit Ende der sechziger Jahre zu Gunsten der Groß-

unternehmung und der Fabrik depossediert ward? Wie sich die Parkett-, Kisten-, Rahmen-, Kehlleisten- und Stuhlfabrikation bildete? Heutzutage gibt es allein schon auf dem Gebiete der Möbelfabrikation nicht weniger als vierzig Spezialitäten in Möbelarten und Möbelteilen, von der Fabrikation eleganter Salonmöbel an über die der Restaurant- und Kontormöbel hinab bis zur fabrikmäßigen Herstellung von Küchenschrank, Küchenstuhl und Küchentisch.

Faßt man nun die Vorgänge, die hier nur an einzelnen wichtigsten Beispielen und nur in ihren, freilich besonders lehrreichen Anfängen verfolgt werden konnten, in einem allgemeinen Bilde zusammen, so ergibt sich: die fabrikmäßige oder modern-hausindustrielle Herstellung im großen, in den fünfziger und auch noch teilweise den sechziger Jahren wesentlich nur auf anderen Gebieten als denen des Handwerks und eigentlich allein in einigen Exportindustrieen mit diesem in entschiedenem Wettbewerb tätig, ist seitdem immer mehr in das eigentliche Handwerkergebiet konkurrierend eingedrungen: und das um so mehr, je reicher die Nation wurde, und je mehr Kapitalien Unterkunft suchten.

Dementsprechend ist die Zahl der ohne Konkurrenz dastehenden Handwerke immer mehr zusammengeschmolzen. Was hielt man früher nicht alles noch neben der Fabrik und dem hausindustriellen Großunternehmen für lebensfähig! Später sind die Hoffnungen in dieser Hinsicht immer mehr zurückgegangen. Neuerdings gelangt eine eingehende Untersuchung für die heute noch bestehenden Handwerke etwa zu folgenden, sehr bescheidenen Ergebnissen[1]. Ganz ausgeschlossen sei der Fortbestand des Handwerks in der Seilerei und Gerberei. Neben den übrigen Betriebsformen werde das Handwerk in einer Reihe von Gewerben noch weiterhin existenzfähig sein. Hier seien vor allem zu nennen: Tischler, Klempner, Schlosser und Schmied,

[1] Mendelson, Die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe. (Sammlung nationalökon. und statistischer Abhandl. des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle, Bd. 22.) 1899. S. 239–40.

Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Konditor, Fleischer, sowie auch Böttcher und Drechsler. Bei den Gewerben, die für die Bautätigkeit in Betracht kommen, bleibe dem Handwerk in den meisten Fällen die Anbringungsarbeit, die immerhin erhebliche Bedeutung besitze; im Baugewerbe selbst werde der Großbetrieb noch wesentlich an Ausdehnung gewinnen. Im Barbiergewerbe sei die Stellung des Handwerks noch unerschüttert, werde es voraussichtlich auch bleiben.

Man kann gegen diese Diagnose und Prognose allerlei einwenden: fast bei jedem der genannten Handwerke. Aber nicht darauf kommt es an. Bestehen bleibt, daß tatsächlich eine überaus große Verschiebung und an vielen Punkten ein starker Rückgang des Handwerks stattgefunden hat, und daß dieser Prozeß noch keineswegs abgeschlossen ist. Und ebenso richtig ist, daß Versuche, das bestehende Handwerk durch mehr oder minder abwandelnde Stärkung seiner alten Daseinsgrundlagen zu erhalten, etwa durch Erweiterung der Rechte der gewerblichen Genossenschaften, durch Normierung des Befähigungsnachweises oder durch Abgrenzung der Gewerbeberechtigungen, mißlungen sind, wie namentlich die Wirkung der österreichischen Gesetze vom Jahre 1883 gezeigt hat. Und auch Maßregeln außerhalb des Bereiches halb reaktionärer Heranziehung älterer Wirtschaftsformen, wie etwa die Einführung von Kleinmotoren oder die Durchführung einer kleingewerblichen Kreditorganisation oder von Produktivgenossenschaften, werden die notwendige Umbildung des Handwerks zwar in ihren Folgen für den einzelnen mildern, verhindern aber werden sie sie nicht. Es handelt sich hier um Vorgänge jenseits der Macht bewußt-menschlichen Eingreifens, Vorgänge, in denen das gesamte alte Handwerk unter dem Hauche des Geistes der freien Unternehmung Umbildungen erfahren hat.

Hier aber kann es nur die Aufgabe sein, die wesentlichsten dieser Umbildungen darzustellen, ohne die Absicht, die Zahl der tatsächlichen Änderungen und ihre Motive irgendwie zu erschöpfen. Denn nur eine sehr eingehende Schilderung

könnte der ungeheuren Summe von Kombinationen gerecht werden, in denen sich auf diesem Gebiete Altes und Neues zu veränderten Bildungen gemischt hat.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es eine Menge von Fällen gibt, in denen ein unmittelbarer und in einer einfachen Kausalitätsreihe nachweisbarer Einfluß der freien Unternehmung auf das Handwerk vorliegt; diese Fälle sollen an erster Stelle besprochen werden, zumal sie auch vielfach die älteren sind. Daneben aber steht eine indirekte Einwirkung der Unternehmung auf alles Handwerk, die, namentlich seit Ende der sechziger Jahre, zu ebenso großen Veränderungen geführt hat; von ihr soll an zweiter Stelle die Rede sein.

Am sichtbarsten trat der direkte Einfluß der Unternehmung da auf, wo zwar die Form des Handwerks äußerlich erhalten geblieben ist, dieses aber nunmehr von irgend einer Art der Unternehmung gleichsam umrahmt, in sie einrangiert und nicht selten gleichsam von ihr fast erdrosselt erscheint. Der einfachste, altherkömmliche Fall war hier der, daß sich über einer Anzahl von Handwerksmeistern ein Verlag aufbaute, der den Vertrieb ihrer Erzeugnisse übernahm: also der Fall einer handwerklichen Hausindustrie. Er ward jetzt, namentlich in den größeren Städten, zu einem unendlich häufigen. All die großen Magazine in den Städten entwickelten ihre „Arbeiter" hinter sich: d. h. handwerkliche Meister, die zumeist einen Teil der zum Verkauf gestellten Waren produzierten, gewiß aber die zur Ausbesserung gebrachten reparierten. Und daneben entstanden dann die modernen großstädtischen Hausindustrieen der Konfektion mit ihren tausend Zweigen, falls sich nicht für die Konfektion gar schon die geschlossene Fabrikationsweise in Abhängigkeit von einem großen Motor einbürgerte. Große Massen moderner, vornehmlich großstädtischer Meister gerieten so in gebundene Verhältnisse.

Und doch waren sie in gewissem Sinne sozial noch besser daran als andere sogenannte freie Meister, die in anscheinend losere Abhängigkeit vom freien Unternehmertum geraten sind. Welche Schuldknechtschaft schlimmster Art haben ihnen nicht in

Wirklichkeit moderne Unternehmer besonderer Art auferlegt! Da sind z. B. jene Möbelmagazine, die nicht mehr hausindustriell produzieren lassen, sondern von diesen „freien“ Meistern kaufen: Meistern, die in der Regel nur irgend eine Spezialität liefern: etwa nur geschweifte Stühle, oder nur Nußbaumbüffetts, oder nur kieferne Bettstellen. Diese freien Meister arbeiten dabei auf eigene Rechnung und verkaufen, richtiger verschleudern am Schlusse jeder Woche ihre Arbeit. „Sind die Arbeiten fertiggestellt,“ so äußert sich ein Berliner Bericht über sie[1], „sind die Händler mit Holz, Leim und Fournieren angepumpt, der Arbeiter auf seinen Lohn vertröstet bis zum Verkauf der Arbeiten, so beginnt der ‚Meister‘ den Verkauf. Die Arbeiten werden auf einen Möbelwagen geladen, dann fährt der ‚Meister‘ — Sonnabends — von Geschäft zu Geschäft, anfragend, ob seine Arbeiten gebraucht werden; je später es wird, desto billiger ist er mit seinen Forderungen, bis er schließlich für einen Preis die Arbeit an den Mann gebracht hat, welcher kaum Arbeitslohn und Holz deckt. Allwöchentlich wiederholt sich dies, bis der ‚Meister‘ pleite geht, um dann in irgend einer Weise weiter zu vegetieren.“ Da sind weiterhin Bauspekulanten, die in ihren Häusern Magazine anlegen, um sie an solche kapitallose Handwerker zu höchst lästigen Bedingungen, Gewinnanteilen u. dergl. zu verleihen, die eines Ladens zu ihrem Gewerbebetriebe unbedingt bedürfen: an Barbiere und Friseure, an Bäcker und Fleischer; auch die Gastwirte wären in diesem Zusammenhang zu nennen. Da sind ferner die Großunternehmer, die armen Handwerkern nicht selten die Fabrikate und Halbfabrikate gegen Kredit förmlich aufdrängen, deren diese, namentlich auch zum Anfang eines selbständigen Gewerbes, bedürfen: um sie dann später an dem Bande des gewährten Kredits festzuhalten und zu weiteren Einkäufen stets nur von ihrer Firma zu veranlassen. Unzählige freie Handwerker befinden sich in den Fesseln einer solchen

[1] Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland (Verein für Sozialpolitik) 4, S. 414.

privaten Schuldknechtschaft; am gewöhnlichsten ist auch hier wieder der Fall der Bäcker, die nur noch Diener der Mehllieferanten, der Fleischer, die nur noch ausführende Organe der Viehhändler, der Gastwirte, die nur noch Abzapfer des Bieres von Großbrauern sind. Zu ganz besonders schlimmen und eigenartigen Formen aber pflegt diese Kreditknechtschaft sich im Baugewerke zu entwickeln. Hier ist zunächst der ausführende „Bauunternehmer" in den großen Städten nur zu häufig nichts als ein einfacher Zimmermanns- oder Maurerpolier, wenn nicht gar noch weniger: kurz ein Mann ohne Kapital und darum ganz in den Händen des Spekulanten des Grundes und Bodens. Dieser Mann, in seiner Stellung dem durch Kredit unterhaltenen Fleischer, Bäcker oder Gastwirt gleich, beginnt nun zu bauen. Natürlich nur gegen Kredit: gegen Kredit namentlich, soweit es sich um die Bezahlung der am Bau beteiligten Handwerker handelt: sie müssen die Ware stunden, bis später die Zeit der Ausnutzung des Grundstücks eintritt, — und häufig tatsächlich stunden bis auf den St.-Nimmerleinstag. Aus diesen Verhältnissen heraus gehen den Handwerkern in Berlin allein angeblich 20 bis 30 Millionen Mark jährlich verloren; und fest steht zur Charakteristik der sogenannten „Bauunternehmer", daß bei den 830 in Berlin in den Jahren 1891—1892 errichteten Neubauten nicht weniger als 222 dieser „Unternehmer" von ihren Arbeitern Krankenkassenbeiträge unterschlagen haben [1].

Von diesen Arten des Handwerksverfalls, in denen die innere Abhängigkeit von einer Unternehmung bei scheinbarer äußerer Freiheit die verschiedensten Schattierungen aufweisen kann, führen dann tausend leise Übergänge hinüber zu den zahlreichen Fällen, in denen Handwerker im Sinne von besseren Arbeitern gewissen großen Unternehmungen direkt einverleibt sind: zu dem Schlosserpersonal der Maschinenbauerei, dem Kartonnagenpersonal der großen Konfektion, den Lithographen der Schokoladenfabrik, den Firmenstickern und -Stickerinnen der feinen Wollindustrie.

Eine Unsumme von verschiedenen Abhängigkeiten sind auf

---

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 499.

diese Weise geschaffen; gemeinsam ist ihnen allen, daß die äußere Form des Handwerks geblieben, die innere mehr oder minder geschwunden ist. Darüber hinaus aber hat die moderne Unternehmung auch das Handwerk vielfach geradezu aus seinen Produktionsgebieten vertrieben: sei es teilweise, in Schmälerung hergebrachter Handwerksbetriebe, sei es ganz, durch volle Einbeziehung bisher handwerklicher Produkte in die Erzeugung namentlich der geschlossenen Fabrik.

Wo sind heute z. B. die Gewerbe der Nadler und Spängler, der Schwertfeger, der Nadel-, Messer- und Zeugschmiede, der Kammmacher und Kartenmacher, der Lebzelter, Kerzenzieher und Seifensieder, der Hut- und Handschuhmacher geblieben? Manche von ihnen leben nur noch in Eigennamen fort; von diesem oder jenem trifft man wohl noch verblichene und verstaubte Firmen: aber nur selten noch blüht hinter ihnen das Handwerk. Der Hauptsache nach sind ihre Angehörigen, wenn sie überhaupt noch existieren, zu nichts als den Verkäufern der Fabrikware ihres Gewerbes geworden.

Freilich: dieser Fälle, daß die Herstellung im großen ein Handwerk durchaus und ganz verdrängt habe, sind doch nicht allzu viele; und zumeist handelt es sich dabei nur um kleinere Gewerbe, — wenngleich auch ein so großes Handwerk wie das der Weberei, außer für gewisse Ausnahmefälle, auszusterben droht. Viel häufiger jedenfalls ist das Vorkommen einer bloßen Schmälerung der handwerklichen Berufe. Diese Schmälerung tritt dann in den allerverschiedensten Formen auf; und so zahlreich fast, wie Vorstellungsassoziationen sein können, sind die hier auftretenden Kombinationen von alt und neu: sei es, daß eine fabrik- oder verlagsmäßige Produktion wesentliche Teile alter handwerklicher Erzeugungsgebiete hinweggerissen hat, wie etwa die Fabrikation gebogener Möbel oder die Drahtseilfabrikation, sei es, daß dem Handwerk nur einzelne lohnende Artikel in immer steigender Zahl entzogen werden, bis es gleichsam blutleer und bis auf wenige Zeichen des Lebens zur Ader gelassen erscheint, wie dies z. B. für die Buchbinderei oder die Korbmacherei zutrifft; sei es, daß die Massenherstellung

sich vor allem auf die Erzeugung handwerklicher Halbfabrikate gelegt hat, wie z. B. von Hufeisen, Schlössern, Fensterrahmen, und dem Handwerker nur das Beschlagen überläßt; sei es endlich, daß gewerbliche Unternehmer eine Summe von bisher isoliert arbeitenden Handwerken zusammenfassen und durch deren arbeitsteilige und damit auch arbeitbeschränkende Organisation neue Erzeugungsformen begründen: wenn z. B. etwa eine Möbelfabrik entsteht aus dem Zusammenarbeiten von Tischlern, Holzbildhauern, Drechslern, Polierern, Malern, Lackierern oder eine Kinderwagenfabrik durch Kombination der Arbeit von Wagnern und Korbmachern, Tischlern, Drechslern, Malern und Lackierern, Schlossern, Schmieden und Sattlern.

Überschaut man diese Fälle wie die früher angeführten der Ertötung oder Umklammerung der Handwerke durch die Formen der freien Unternehmung, so begreift man, wie unendlich tief der Einfluß des neuen Wirtschaftslebens auf das Handwerk gewesen ist. Und doch war er damit noch keineswegs erschöpft. Vielmehr ist eben dies das charakteristische, daß der Geist dieses neuen Lebens allmählich jegliches Handwerk überhaupt durchdrang, wie er jegliche Art der Hausindustrie durchdrungen hatte: so daß also auch das fortlebende Handwerk durchaus unter seinen Einfluß zu stehen kam.

Unter dieser Einwirkung hat denn dies fortlebende Handwerk seit Ende der sechziger Jahre allmählich im wesentlichen drei Formen angenommen. Die ordnungsmäßige alte Handwerksnahrung, die ihren Mann mit Weib und Kind anständig ernährte, ist in der großen Stadt entweder zum Kleinunternehmen erweitert worden oder aber zu traurigen und zersetzten Resten früherer Lebenshaltung herabgesunken; in der alten Form der mittleren, leidlich behäbigen Existenz hat sie sich dagegen im wesentlichen in die kleine Stadt und auf das platte Land geflüchtet und blüht hier, doch nur in gewissen, durch das moderne Wirtschaftsleben charakteristisch umgestalteten Formen, einstweilen noch leidlich fort.

Soweit aber das Handwerk Initiative und Kapital genug besaß, um den Geist der Unternehmung im letzten Menschen=

alter bei sich wirklich heimisch werden zu lassen, vermochte es dies auf die Dauer doch zumeist nur unter einer Bedingung: der der Spezialisierung. Denn als für handwerkliche Funktionen immer zahlreichere Arbeitsmaschinen aufkamen und ein Motor für diese immer unerläßlicher ward, hätte die Beibehaltung der ganzen Breite des herkömmlichen Erzeugungsgebietes viel zu starke Kapitalaufwendungen erfordert. Man mußte sich also der Breite der Herstellung nach, und das heißt qualitativ, beschränken. Aus diesem Zusammenhange heraus vor allem erfolgte die unendliche Spezialisierung der handwerklichen Berufe in unseren Großstädten. So sind z. B. allein aus dem Schlosserhandwerk die Kunstschlosser, Bauschlosser, Kassaschrankfabrikanten, Monteure von Gas- und Wasseranlagen, Elektrotechniker, Brücken- und Tafelwagenbauer und Inhaber von mechanischen Werkstätten hervorgegangen, der weiteren Abzweigungen dieser nicht zu gedenken. Indem sich aber die Betriebe spezialisierten, wurde die Produktion auch quantitativ eine andere: es mußten besonders starke Massen der der Formenzahl nach begrenzteren Ware erzeugt werden; das moderne Prinzip der Massenproduktion drang ein. Und mit ihm der Grundsatz kaufmännischer Wirtschaftsführung: mit einem Worte die Unternehmung. Schon äußerlich macht sich das vielfach an der Tatsache bemerklich, daß diese modernen Handwerker große Verkaufsmagazine zu haben pflegen. Noch mehr aber innerlich. Handwerker dieser Art wurden tatsächlich zu kleinen Unternehmern. Oft aus den kleinsten Verhältnissen herkommend entwickelten sie sich zu „Geschäftsinhabern“ mit einer beträchtlichen Anzahl von Köpfen als „Personal“, seien diese nun Gesellen oder Heimarbeiter oder Kontoristen; alle Anzeichen des Unternehmertums traten auf, u. a. auch eine rasch steigende, an die Zinseinnahmen von Hunderttausenden, ja gelegentlich Millionen heranreichende Wohlhabenheit. Eine neue Schicht des Mittelstandes bildete sich so aus: weit hinweg über das Niveau des alten Handwerkes mit seinem Ideal der bloß auskömmlichen Lebenshaltung, der „Nahrung“.

Aber zu diesen emporsteigenden Schichten, die der Zahl

nach naturgemäß begrenzt waren, traten die viel zahlreicheren Männer des städtischen Handwerks in Gegensatz, die unter das wenn auch noch so kümmerlich gefaßte Ideal der Nahrung hinabsanken. Wir erblicken hier einen seit den siebziger Jahren immer trostloseren Verfallsprozeß, der sich im einzelnen in sehr verschiedenen Formen abspielt, der sich auch in sehr verschiedenem Zeitmaß vollendet, je nach lokal verschiedenen Bedingungen, in dem aber schließlich fast sang- und klanglos, weil vielgestaltig und darum nicht durch klare Massenwirkungen imponierend, und unaufhaltsam und rettungslos der Untergang eines großen Teiles des alten deutschen Kleinbürgertums zu Tage tritt.

Zunächst erscheinen die bürgerlichen Handwerke fast überall übersetzt: denn den älteren Nahrungen ist durch Erweiterung der Großerzeugung, vielfach auch durch Verschiebung der Bedürfnisse ein großer Teil ihres früheren Arbeitsspielraumes benommen; und auf dem Reste haben sich nun diejenigen einzurichten, die zahlreicher oder mindestens ebenso zahlreich als früher noch dem Ideal des alten Handwerkes nachleben. Kein Wunder, daß ihnen das schon wegen dieses geringeren Spielraumes nicht mehr gelingt, ganz abgesehen davon, daß sie dem Geiste der Zeit entgegenarbeiten. Bringen sie dabei alle Voraussetzungen des alten Handwerkes, namentlich den Besitz eines Hauses und die verwandtschaftlichen Beziehungen einer alten, ehrenfesten Familie, mit, so mag ihnen das noch eine Zeitlang gelingen: die Verwandten halten sie mit über Wasser, und die steigende Grundrente des Hausbesitzes wehrt manchem Mangel. Aber über kurz oder lang kommt die Zeit, da diese Lückenbüßer versagen; das Handwerk allein erweist sich jetzt des goldenen Bodens bar, und nun beginnt die Zeit des industriellen Experimentierens. Natürlich im Bereiche der einmal festgehaltenen handwerklichen Lebensstufe: und daher in all den Formen, in denen sich schon einmal in der deutschen Entwicklung, im 16. Jahrhundert, handwerkliche Übersetzung und Handwerksverfall Luft machten. Man pfuscht jetzt den verwandten Gewerben ins Handwerk, man sucht Nebengewerbe oft sehr sonderbarer Art auf, man beginnt ein mit dem Berufe mehr oder

minder zusammenhängendes Ladengeschäft. Aber all diese Mittel helfen nicht, wenn nicht der neue Wirtschaftsgeist erfaßt, wenn althandwerklicher Sinn festgehalten wird. Geschieht dies letztere, so macht ein voller Ruin, ein Untergang von oft düsterer Tragik den Schluß. Die Gesellen verlassen den Meister, der nichts mehr für sie zu tun hat; ist der Meister gewissenlos, so nimmt er noch Lehrlinge an, deren schwache Arbeitskraft ihn halten soll, die in Wahrheit von ihm zu jungen Nichtsnutzen erzogen werden. Schließlich ist die Verarmung offenbar, und wo empfindliches Schuldgefühl nicht in Elend und Tod treibt, da ist der Spittel die letzte Zuflucht.

Diesem Martyrium des alten Handwerks zu entgehen, ist am ehesten noch denjenigen gelungen, die sich aus der Luft der mittel- und großstädtischen Unternehmungen in die Kleinstadt und vornehmlich auf das platte Land retteten oder dort, unter für sie gesünderen Verhältnissen, von vornherein ihr Handwerk begründeten. Nicht als ob nun hier der Verfolger des alten Handwerks, der Geist der freien Unternehmung, völlig fehlte. Auch der Bauer beginnt ein moderner Wirtschafter zu werden; längst hat ihn das Maschinenzeitalter erreicht, und zahlreiche Bedürfnisse deckt er durch Einkauf in städtischen Magazinen. Dennoch zeigt die Statistik, daß sich das Handwerk auf dem Lande noch verhältnismäßig am wohlsten fühlt, wie es denn auch an Zahl der Meister — bei freilich verhältnismäßig wenig Gehilfen — gestiegen ist; über 50 Prozent aller deutschen Handwerksmeister gehören heute dem platten Lande an. Und dieser Unterschied gegenüber der Stadt ist auch wohl zu begreifen. Sehen wir von den sozialpsychischen Elementen ab, der immer noch etwas patriarchalischen Lebenshaltung, dem immer noch freundlichen Bande der Nachbarschaft in der Dorfgemeinde, so sind die Bedürfnisse der Landwirtschaft auch an sich in vieler Hinsicht individueller als die der Stadt und erfordern daher noch immer häufig den Eingriff der menschlichen Hand. Und wie zahlreich und umfangreich sind vor allem die Reparaturen! Dazu steht der Handwerker auf dem Lande zumeist doch nicht bloß im Handwerk. Er hat sein Häuschen, seinen Garten. Er ist ein

wenig, wenigstens wirtschaftlich, eingerückt in die Stellung des handwerklichen Ackerbürgers des 18. Jahrhunderts, „welcher ländlich Gewerb und Bürgererwerb paart“. Freilich: ist dies Idyll längerer Dauer sicher? Eilends entwickelt sich auch ein ländlicher Industrialismus, und wer weiß, ob nicht auch die Tage des handwerklichen Zufluchtsdaseins auf dem Lande gezählt sind.

Blicken wir jetzt rückwärts, überschauen wir noch einmal das breite Gebiet der Tätigkeit des Handwerks in den vierziger Jahren und verfolgen wir raschen Schrittes seine seitdem erlebten und erlittenen Schicksale, so werden wir keinen Augenblick verkennen: das alte Handwerk hat nicht minder aufgehört zu bestehen wie die alte Hausindustrie. Nur Reste erinnern noch an die Wirklichkeit früherer Zeiten; was emporblüht, ist anderer Art: gehört der kleineren Unternehmung an; und zahlreich sind die Existenzen, die dem Entwicklungsgange des Handwerks entfallen sind, die deklassiert eingemündet sind in andere, später zu beschreibende Bahnen des vierten Standes. Der alte Handwerkerstand als ein klar charakterisiertes Gebilde, als die Schöpfung von drei bis vier Jahrhunderten einer an sich ziemlich folgerichtigen Entwicklung, ist fast so gut wie verschwunden, und die Reste von ihm, die noch bestehen, [illegible] nahmslos, soweit sie sich nicht aus [illegible] Luft geflüchtet haben, und sind auch [illegible] Begriff, zu verfallen.

Aber nicht bloß das Handwerk [illegible] schaftsleben der freien Unternehmung [illegible] ziehungen herausgerissen, innerlich [illegible] Trümmern begraben. Auch [illegible] ähnliches Schicksal: jenen Handel [illegible] handel früherer Zeiten nur [illegible] Lebensideal [illegible] bildet [illegible] Formen Kramhandel [illegible] rungen, die [illegible] eintreten, [illegible]

Das Handwerk war umgebildet worden, indem ihm so weit als möglich ein kommerzielles Element einverleibt worden war. Ein verhältnismäßig noch einfacher Prozeß. Konnte nun der Handel in gleich leichter Weise durch Einverleibung industrieller Momente im modernen Sinne lebensfähig erhalten werden? Wir werden sehen, daß dieser Weg der Entwicklung weit größere Schwierigkeiten bot.

Dasjenige Element aber, das mit am frühesten und am empfindlichsten durch das Emporkommen der neuen Wirtschaftstendenzen getroffen wurde, war noch nicht einmal der Kramhandel. Es war ein entwicklungsgeschichtlich noch älteres Element: der Hausierhandel. Und — merkwürdige Wendung der Dinge: der Hausierhandel wurde eben deshalb so schwer beeinträchtigt, weil er, ursprünglich dem Fernhandel angehörend, dem Handel des Wirtschaftslebens der modernen Unternehmung, wie wir ihn schon kennen gelernt haben[1], zu wesensähnlich — und eben deshalb nicht gewachsen war. Die älteste auf deutschem Boden überhaupt nachweisbare Form des Handels, und zwar sowohl einheimischer als fremder Kaufleute, war die des Hausierens: eine Form also, bei der Transport und Einkauf wie Verkauf der Ware aufs innigste verbunden erscheint. Es ist eine Form, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, und die in nicht allzu weit zurückliegender Vergangenheit von noch recht großer Bedeutung war, weil sie modern geblieben, ja erst wieder recht modern geworden war.

Das, was den Hausierer von vornherein, wenn auch in quantitativ recht begrenztem Grade, dem Kaufmanne im modernen Sinne ähnlich machte, war die Tatsache, daß er nicht bloß Waren feilhielt, wie der mittelalterliche Krämer, sondern Waren anbot. Er allein rückte dem Konsumenten auf den Leib; er lehrte ihn neue Bedürfnisse empfinden, er schwatzte ihm Tand auf und Nützlichkeiten; er zuerst sah in einem Tausch, der rein auf seine Initiative hin erfolgte, ein Geschäft. Kein Wunder daher, daß der Hausierer dem Krämer, dem bürgerlich-seßhaften

[1] S. oben S. 166 ff.

Kaufmann des Mittelalters, und auch noch dessen Nachfolgern hinein bis ins 19. Jahrhundert ein Greuel war. Was wußte er von der „ehrbaren Nahrung“!

Die mittelalterliche Städtegesetzgebung und nicht minder die Territorialgesetzgebung des absoluten Staates war infolgedessen dem Hausierer keineswegs hold; selbst zu den Märkten, auf denen doch sonst Handelsfreiheit herrschte, wurde er gelegentlich nicht zugelassen; er war der Bönhase des Handels. Und eben aus diesem Grunde wenigstens mit verschmolz er besonders leicht mit dem Vagabunden, mochte er nun im 13. Jahrhundert mit den Lotterpfaffen mit dem fliegenden Haare zusammenreisen oder im 17. Jahrhundert mit den Tabulettkrämern aus Welschland.

Als aber nun das 19. Jahrhundert die Auflösung der alten Wirtschaftsordnung auch des Handels brachte und die Freiheit des Verkehrs, da blühte zunächst das alte Hausierertum, wie es namentlich im Anschluß an gewisse freie Hausindustrieen sich trotz allem gehalten hatte, mächtig und in allen Zweigen empor: denn es bekam nun seit langem zum ersten Male wieder volle Lebensluft, die Luft des freien Bewerbes. Und vor allem geschah das von dem Augenblicke an, da neben der alten Industrie nun auch die neue Industrie des Großbetriebes mit ihren zwar anfangs vielfach schlechten, doch auch sehr billigen Waren aufkam. Der Grund hierfür war, daß der neue Unternehmergeist in dieser Zeit seine innere Wesenseinheit mit dem Hausierertum entdeckt hatte, daß er sah: hier liege für ihn ein von vornherein wohlgeschicktes Organ zur Vertreibung moderner Großbetriebsfabrikate vor. Freilich: nur auf eine gewisse Zeit war dies die Lage — für die Kinderzeit der deutschen Unternehmung, die Jahre, deren industrielles Ergebnis Reuleaux mit den Worten „billig und schlecht“ charakterisiert hat. Als später immer mehr, seit den achtziger Jahren und mit voller Entschiedenheit seit den neunziger Jahren, die deutsche Industrie sich der Herstellung besserer Erzeugnisse zuwandte, da konnte sie den armen Hausierer gar wenig mehr gebrauchen, da er bessere Dinge als Tand nicht zu verkaufen wußte: jetzt bedurfte es

ganz anderer Mittel des Wanderhandels, um an den Konsumenten heranzugelangen. Und so schwand das Interesse der modernen Unternehmung an dem alten Stand, und dessen Strohfeuer moderner Entwicklung brannte überraschend schnell nieder. Mit unzweifelhafter Härte wandte sich die Gesetzgebung schon der neunziger Jahre gegen den kleinen Hausierer; für ihn galt nicht mehr das gute, alte Wort quisquis praesumitur bonus; mit einer geradezu strafenartigen Besteuerung wurde er gedrückt; und auch die Beschränkung der Hausierscheine auf Personen über 25 Jahre ist nur aus Unterdrückungstendenzen verständlich. Nur in seiner alten Stellung an der Seite gewisser Hausindustrieen — soweit diese nicht inzwischen unternehmermäßigen Verlag entwickelt haben — hält er sich deshalb noch kräftig weiter; und die alten ihm angehörigen Familien sind vielfach deklassiert und in andere Erwerbskreise gedrängt worden.

Aber auch der bedeutendste, wenn auch etwas jüngere Zweig des alten Handels, der Kram- oder Detailhandel, hat keine freudigen Tage erlebt. Diese Art des Handels bezog sich ursprünglich auf alle dem größeren Publikum gewöhnlichen Handelsbedürfnisse, lief also auf den Betrieb eines heutigen Gemischte-Waren-Ladens hinaus: nur daß die Zahl der Verkaufsartikel noch sehr gering war. Später trat dann eine Differenzierung nach der Herkunft der verkauften Erzeugnisse ein. Man unterschied den Kolonialwarenladen, der vom Großkaufmann bezog, von dem Landesproduktenladen, der vom Landmann und Müller direkt aufkaufte; daneben standen die Eisenhandlung, der Glas- und Porzellanladen, die Galanteriewarenhandlung und der Althändler: dieser früher eine weit wichtigere Person als heute. Neben dem eigentlichen Krämer kann man dann, sozial betrachtet, auch den kleinen Schankwirt zu der hier besprochenen Klasse rechnen.

Die Läden dieser Krämer und die Lokale dieser Wirte waren nun nach heutigen Begriffen durchaus primitiver Art; im Laden fehlte das Schaufenster oder war nur in unscheinbaren Anfängen vorhanden; das „Gewölbe" bot wenig, was das Auge erbaute, ja nur den Blick anzog; die Zahl der Gehilfen war

gering. Und das Ideal des Krämers wie des Wirtes war noch nicht so sehr, um jeden Preis Geld zu verdienen, als in erster Linie anständig zu leben; er hatte seinen bestimmten lokalen Kundenkreis, der ihm genug tat; auch er war zufrieden, seine „ehrbare Nahrung" zu haben.

Eine Änderung dieser Verhältnisse trat merklich schon in den vierziger Jahren ein, wenigstens für einige Zweige. In Preußen stieg die Zahl der Schankwirte so, daß 1843 schon einer auf 289 Einwohner kam. Es war in den ersten Zeiten politischer Erregung, — in Zeiten zudem, wo die Gefahr übermäßigen Wachstums der ganzen Klasse noch neu und darum wenig erkannt war, so daß die Behörde das Zulassungswesen lässiger handhabte. Später, als man strenger wurde, trat dann ohne Schaden für das Publikum eine Abnahme ein: 1849 kam ein Schankwirt auf 343, 1861 gar erst auf 487 Einwohner[1]. Ähnlich wie die Schankwirte aber mehrten sich auch die Kolonialwarenhändler; und auch in anderen Zweigen begann man über Übersetzung zu klagen. Und diese Klagen hörten seitdem nicht wieder auf; ja, sie haben gerade in der jüngsten Entwicklung, seit etwa Mitte der achtziger Jahre, an Eindringlichkeit (und Aufdringlichkeit) zugenommen. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche 563300 Hauptbetriebe und 122900 Nebenbetriebe des Warenhandels; beschäftigt waren in ihnen 1142000 Personen, wovon 520000 als Betriebsleiter; es wird zutreffen, wenn man von den Betrieben mindestens neun Zehntel dem Detailhandel zurechnet.

Woher nun diese grobe Übersetzung? Die Gründe sind im ganzen dieselben, die schon einmal, in den Zeiten primitiver Blüte des Unternehmertums, im 15. und 16. Jahrhundert, eine starke Übersetzung des Kramhandels herbeigeführt hatten, nur daß sie diesmal viel stärker wirkten. Vor allem war der Geist des neuen Wirtschaftslebens in die kleinen Kapitalisten gefahren: sie glaubten ihm in einem Kramladen am gewinnreichsten und vor allem am mühelosesten, nämlich ohne Fachkenntnis und starke

[1] Schmoller, Kleingewerbe S. 334 ff.

Arbeitsaufwendung huldigen zu können. Wie Luther einst klagte, jeder wolle Kaufmann werden, so konnte man seit den fünfziger und wieder stärker seit den siebziger Jahren diese Klage für die Angehörigen des besseren Mittelstandes namentlich der Klein- und Mittelstädte wiederholen. Sie drängten sich geradezu zum „Tütendreher". Hierzu kam, namentlich für gewisse besondere Zweige, wie das Tuchausschnittgeschäft und den Eisenhandel, der immer stärkere Wettbewerb der Juden. In dem ersten Menschenalter der Emanzipation vielfach noch dem Hausierhandel angehörig, drängten sie jetzt vorwärts in die höhere Stufe des spezialisierten Kramhandels; und heute sind sie in ihr bekanntlich unverhältnismäßig stark vertreten. Im Jahre 1895 waren unter denjenigen Personen der Reichsbevölkerung, die dem Hauptberufe nach im Geld-, Kredit- und Warenhandel mit stehendem Geschäftsbetrieb beschäftigt waren, 11 % Juden, während die Juden nur 1,15 % der Gesamtbevölkerung ausmachten. Und gewiß gehörte von diesen 11 % die weitaus überwiegende Mehrzahl dem Detailhandel an.

Was aber, neben einer Fülle von weniger allgemeinen Ursachen, die Übersetzung des Detailhandels noch ganz besonders erhöhte, das war der Umstand, daß sich die Handwerker mit der Umwandlung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung in steigendem Maße neben dem Betriebe ihres Gewerbes auch dem Handel widmeten: zunächst mit eigenen Erzeugnissen, dann mit den Fabrikaten ihres Gewerbes, bald auch darüber hinaus mit „in das Geschäft einschlagenden" Waren. Eine volle Umgestaltung des Kramhandels trat nicht zum geringsten mit durch diesen Vorgang ein, der freilich zugleich auch durch die veränderten und steigenden Bedürfnisse der Konsumenten und durch Wandlungen in der Produktion herbeigeführt ward. Jetzt entstand jene Durchbildung des Detailhandels, die wir heute selbst in kleineren Städten schon anzutreffen gewohnt sind; jetzt entwickelte sich aus dem Kolonialwarengeschäft die Delikatessenhandlung, aus dem Tuchausschnitt das Konfektionswarenlager, aus dem Eisenhandel das Geschäft mit Maschinen, Küchengegenständen, eisernen Bettstellen u. s. w.

Bot nun diese ständig fortschreitende Erweiterung des Detailhandels einer Fülle von Personen Unterkunft, namentlich insofern diese irgend eine Spezialität mit Erfahrung und Eifer ergriffen, so war trotz allem der Andrang, namentlich auch in den kleineren Städten und zu den nicht spezialisierten Geschäften, so groß, daß immer von neuem die Gefahr der Übersetzung eintrat. Und diese chronische Überfüllung zeitigte nun allerlei Verfallserscheinungen, welche ihrerseits wiederum den Versuchen der großen Unternehmung, in den Detailhandel einzubringen, einen nur allzu günstigen Rückhalt gewährten.

Vor allem erhöhte der übersetzte Detailhändler, um bei geringerem Absatze bestehen zu können, die Preise derart, daß der Konsument nach Abhilfe schrie, und daß derjenige, der diese Abhilfe brachte, noch immer einen schönen Verdienst herausschlug. Das ist das Grundmotiv, an welches die Feinde der kleinen Detaillisten, die Großunternehmer, anknüpften: mit ihrem größeren Kapital versuchten sie bei geringerem Verdienst am Einzelstück einen größeren Absatz zu erzielen, um eben durch das Moment des größeren Absatzes den kleinen Detaillisten in der Höhe des absoluten Gewinnes schließlich nicht nur zu erreichen, sondern noch um ein Erkleckliches zu schlagen. Aus diesem Zusammenhange ergibt sich, daß es dem Großunternehmen, das in den Kramhandel eintrat, zunächst keineswegs um alle Artikel dieses Handels zu tun war; es griff vielmehr, und namentlich anfangs, nur diejenigen Artikel heraus, in denen sich mit Leichtigkeit ein starker Umsatz erzielen ließ. Wie aber wurde dieser Umsatz nun erreicht? Eins der frühesten und einfachsten Mittel war, den alten Gedanken des Hausierertums gegen den Kramhandel wiederum mobil zu machen, wenn auch in teilweis abgeänderten Formen. Da gab man besonders gewandten Hausierern die Waren gegen teilweise Zahlung erst nach Verkauf; vor allem aber begründete man in den Massen der modernen Geschäftsreisenden, die sich an den Konsumenten direkt wenden, ein ganz neues Hausiererpersonal des größeren Betriebes. Es war ein Gedanke, der schon früh gefaßt wurde, der aber so recht erst seit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit den

fünfziger bis siebziger Jahren durchdrang, — zugleich aber jene Wendung des Unternehmertums gegen die älteren Formen des Hausierens herbeiführte, von der oben gesprochen worden ist. Neben den Commis voyageur, diese Lieblingsfigur der „Fliegenden Blätter", den kommerziellen Fahrenden und Vaganten der Gegenwart, traten dann später noch andere Formen moderner Hausiererei von Stadt zu Stadt, wenn auch nicht mehr von Konsument zu Konsument: die Wanderlager, die jetzt meist einer durch den Kramhandel in Bewegung gesetzten Gesetzgebung erlegen sind, und die Auktionsgeschäfte, die sich ebenfalls geringer Sympathieen seitens der Obrigkeit erfreuen. Dazu kamen aber schließlich noch solche neue Formen des Hausierens, die den Konsumenten auch aus der Ferne aufzufinden wußten. Die Voraussetzung ihrer Entfaltung war natürlich die volle Entwicklung des modernen Verkehrs: vor allem billiges Porto der Post für Drucksachen, Warenproben, Pakete, daneben billige Preise für Zeitungsanzeigen, Reklamen aller Art, unter anderem auch Plakate. Da entstanden zunächst die eigentlichen Versandgeschäfte, anfangs und besonders auf dem Gebiete der Artikel, die stark der Mode unterworfen sind und daher nicht rasch in jeden Kramladen eines stillen Ortes dringen: allen voran die Versandgeschäfte für Damenmoden, die großen Pariser Häuser des Louvre, des Bonmarché, des Printemps, der Samaritaine, die ursprünglich sehr viel in Deutschland absetzten — und auch heute noch recht viel absetzen! —; dann die Berliner und Leipziger verwandten Geschäfte: Gerson, Herzog, Steckner, Polich. Und neben sie trat dann das Versandgeschäft überhaupt: für Wurst und Schinken in Westfalen, in Braunschweig und Gotha, für Papierkragen und Herrenkonfektion und tausend andere Artikel in Leipzig, für Wäsche in Schlesien, für Butter in Friesland und Schleswig-Holstein u. s. w. Der Umsatz dieser Geschäfte ist außerordentlich, wenn auch noch keineswegs so groß wie bei den entsprechenden Geschäften in Frankreich oder England. Neben diese Versandgeschäfte, die in ihrer reinen Form vornehmlich auf einen weiten Abnehmerkreis für bestimmte Waren einer Gattung rechnen, trat dann später in den größesten

Städten ein anderer Typus des Detailhandels im Großbetrieb: das sogenannte Warenhaus. Man könnte es auch das Großkramgeschäft nennen: denn es geht darauf aus, für eine bestimmte Schicht von Konsumenten, meistens die der breiten Masse, alle Waren, deren sie bedürfen, in nicht allzuviel Qualitätsabstufungen an einem Orte zu vereinen: so daß es den Angehörigen dieser Schicht möglich ist, sich an diesem einen Orte in allen Dingen gleichsam zu verproviantieren, ohne noch viel Zeit durch Laufen von Straße zu Straße und von Laden zu Laden zu verlieren. Exemplare dieser Warenhäuser sind heute schon in fast allen mittleren und größeren Städten zu finden; in Berlin haben sie sich zu den Riesenunternehmen von Wertheim und Tietz ausgewachsen, die auch schon für verschiedene Ansprüche und abweichende Geschmacksrichtungen Auswahl bieten.

Gerade diese Häuser sind dem Kleinhandel besonders verderblich geworden. Denn sie verkaufen trotz eleganter Aufmachung und hoher Magazinmiete wenigstens einige Lockartikel erstaunlich billig; und dies wird ihnen möglich, weil sie wegen des Massenkonsums beim Produzenten direkt und, wenn indirekt, so doch auch unter besonderen Vergünstigungen gegen bar bestellen können und bei nur gangbaren Artikeln und ohne großes Warenlager rasch umsetzen, während der kleine Detaillist aus zweiter, wenn nicht dritter Hand teuer kaufen muß und bei verhältnismäßig großen Lagerbeständen einen weit langsameren Umschlag seines Kapitals erzielt. Kein Wunder daher, wenn gerade diese Geschäfte Gegenstand heftiger Angriffe seitens der Kramhändler geworden sind, und wenn nicht wenige Volksvertretungen der Einzelländer sich zu Trägern dieser Angriffe gemacht haben, so namentlich der bayrische Landtag: hier hat man vor einigen Jahren eine staatliche Besteuerung solcher Warenhäuser bis zu 3 % des Umsatzes vorgeschlagen, so daß z. B. in München solche Geschäfte mit Einschluß der Gemeinde- und Kreisumlagen bis zu $7\frac{1}{2}$ % des Umsatzes belastet: und d. h. so gut wie unmöglich gemacht worden wären. Anderswo ist man nicht so grimmig gewesen; in Sachsen z. B. ist den Gemeinden verboten worden,

mehr als 2 % Umsatzsteuer zu nehmen, während eine Staatssteuer überhaupt nicht besteht.

Als besondere Arten dieser Großunternehmungen kann man wiederum das Engrossortiment ansehen, ein Warenhaus, aus dem her der kleine Detaillist seinen Laden ausstattet, und volkswirtschaftlich vielleicht noch wichtiger, das Abzahlungsgeschäft: ein Warenhaus, das gegen Ratenzahlungen verkauft, und das von gewissen Schichten vor allem zur Begründung einer ersten Einrichtung herangezogen wird; in Berlin sollen nach der Schätzung eines besonders Sachverständigen, Höhnes, des langjährigen Dirigenten der Prozeßabteilung 4 des Landgerichts I, acht Zehntel der Gesamtbevölkerung mittelst Abzahlungsgeschäftes kaufen[1].

Übersieht man nunmehr die stattliche Reihe dieser Formen eines neuen Großbetriebes des Detailhandels — und diese Formen sind mit der gegebenen Aufzählung noch keineswegs erschöpft —, so begreift man, wie außerordentlich dieser Wettbewerb, trotz allen Wachstums der Bedürfnisse der Konsumenten und aller Vermehrung der Bevölkerung, auf den alten Kramhandel drücken mußte. Wie viele Existenzen sind hier nicht ruiniert worden, — auch in Deutschland, obschon wir keine so klassische Schilderung des Unterganges der älteren Formen des mit Handwerk verbundenen Kramhandels besitzen, wie sie Zola in seinem Romane „Au bonheur des dames" gegeben hat.

Allein mit all dieser neuen Ausgestaltung des Wettbewerbes war es noch nicht genug. Wie im Handwerk, so drang auch im Kramhandel die Unternehmung selbst in die alten Formen ein und unterhöhlte sie. Hier, wo es sich nicht um den Kampf von Unternehmungsgeist gegen Arbeit, sondern wesentlich um den von größerem Kapital gegen kleineres handelte, der Hauptsache nach in der Form der Kreditgebung. Wie viele Detaillisten sind heute nicht zu bloßen Statthaltern des hinter ihnen stehenden Unternehmers geworden, mag dieser nun ein Bauherr sein, der die Ladenmiete vorschießt, oder ein Unternehmer-Industrieller, der die Waren krediticrt!

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 385.

Und auch damit noch nicht genug. Das, was schließlich den Krämer im Innersten traf, die neue Gewalt, der er sich unterordnen mußte unter allen Umständen, wenn er nicht verderben wollte, das war der unternehmerische Geist des neuen Kramhandels selbst. Es war jetzt aus mit dem gemächlichen Dahinschleifen in einem gegebenen Kundenkreis, mit dem behaglichen Verbrauch der ohne weiteres zufließenden „Nahrung“. Es hieß unter allen Umständen sich im Wettbewerb um die Kunden mühen und die dafür gegebenen und immer und immer wieder erweiterten Mittel anwenden: die Reklame nach außen, sei es in tausend Formen gedruckter Anzeigen, sei es in anziehender Schaufensterauslage, sei es sonst auf möglichst mannigfache und überraschende und daher „wirksame“ Art, und die Kulanz im Innern, das liebenswürdige Benehmen gegen den Kunden, die Fähigkeit, dem Geschmacke des Käufers rasch zu folgen, und die Besonnenheit, selbst den Launen dieses Käufers gerecht zu werden. War der Erwerb dieser Eigenschaften so leicht? Wie viele gerade der ehrsamsten Krämer sind daran zu Grunde gegangen, daß weder sie noch die Ihrigen sie erwerben konnten!

Im ganzen aber vollzog sich auf dem Gebiete des Detailhandels eine soziale Verschiebung und Umschichtung, die verhältnismäßig schwerlich geringer war wie die auf dem Gebiete des Handwerks. Gewiß litten, sozial betrachtet, Handwerk und Krämerei, Bildungen verwandten Ursprungs, nicht so sehr als Hausierertum und Hausfleiß — auch ihrerseits wieder Bildungen verwandter Art: die ältere von beiden Gruppen wurde von der jüngsten Entwicklung stärker getroffen, vielleicht eben, weil sie die ältere war. Aber dafür war der Kreis der dem Handwerk und der Krämerei Angehörigen doch auch gleichmäßiger im Wirtschaftsleben verbreitet und machte zugleich auch einen wichtigeren Bestandteil dieses Lebens aus: und so griffen die sozialen Folgen der hier eintretenden Veränderungen wohl fast noch tiefer. Wir werden sie später kennen lernen, wenn von der Bildung neuer sozialer Schichten seit den vierziger bis sechziger Jahren zu sprechen ist.

Innerhalb des Handels aber machten die Einwirkungen

der neuen Zeit nicht beim Kramhandel Halt. Sie griffen höher, auch in die Sphäre derjenigen Kaufmannschaft hinein, die sich über der Krämerei entwickelt hatte.

Diese Kaufmannschaft war doppelter Art: sie vermittelte entweder zwischen dem Ausland und dem Binnengebiet, oder sie stellte eine höhere Stufe bloßen Binnenhandels dar. Soweit die erste Kategorie und damit der eigentliche Fernhandel in Betracht kommt, ist von ihr schon gelegentlich der Schilderung der Formen des internationalen Handels gesprochen worden[1]. Es mußte das geschehen, weil die auf diesem Gebiete eingetretenen Veränderungen wirtschaftlich von der höchsten Bedeutung waren, während sie für die Weiterbildung der allgemeinen gesellschaftlichen Struktur unseres Volkes weniger ausschlaggebend geworden sind. Dabei ergab sich als das wesentlich soziale Element, soweit ein solches vorhanden war, daß der Zwischenhandel immer mehr zu Gunsten des Kommissionshandels ausgeschaltet wurde, — mithin die alten Zwischenhandelsformen zu Gunsten von Kommissionshäusern wegfielen.

Ganz entsprechend verläuft nun auch die Entwicklung auf dem Gebiete des reinen Binnenhandels. Hier war es eine der wesentlichen Aufgaben des alten Zwischenhandels gewesen, den Kramhandel mit seinem Bedarf zu versehen und den kleinen Produzenten ihre Roh- und Halbstoffe zu liefern. Anfangs war das freilich noch vielfach seitens der größeren Produzenten unmittelbar geschehen, solange sich bei diesen noch kein stärkerer Großbetrieb ausgebildet hatte: noch in den dreißiger und vierziger Jahren in der Form, daß solche größere Produzenten in Person oder deren Beauftragte die Märkte, in früherer Zeit noch mit der Ware selbst, später mit Musterstücken bezogen und hier direkt an die Krämer und kleinen Produzenten verkauften. Neben diesem größeren Produzenten aber hatte dann doch, ihn vielfach überragend, auch der größere Händler als Zwischenhändler, z. B. für Eisen, Porzellan, Glas, Kolonialwaren, gestanden und seine

[1] S. oben S. 172 ff.

Geschäfte ebenfalls zumeist persönlich betrieben, auch wohl in der größeren Stadt, in der er saß, gern den Besuch der Kunden aus der Kleinstadt empfangen.

Dieser Betrieb änderte sich nun, als die Eisenbahnen häufiger wurden. Der Marktbesuch der größeren Produzenten hörte jetzt zumeist auf; sie ließen sich von den Kunden, wie schon von alters her die Zwischenhändler, besuchen, sandten aber noch lieber und bald vornehmlich Reisende. Und Reisende sandten jetzt auch die wirklich großen Produzenten von Eisen und Stahl, von Glas und Porzellan wie die Importeure von Kolonialwaren. Indem diese Art der Reisenden aufkam, wurde dem kaufmännischen Zwischenhändler der Existenzboden zum guten Teile entzogen. Denn da er in diesen Zeiten, entsprechend der Organisation des Kramhandels nach der Provenienz der Waren (Kolonial-, Eisen-, Gewebe- u. s. w. Handlung), gewisse Waren eben nach diesem Grundsatz der Provenienz aus einer bestimmten Produktion führte, so war nicht einzusehen, warum die Großproduzenten dieser Waren, wenn sie jetzt einmal Reisende einführten, welche die größten Entfernungen durchmaßen, nicht auch denjenigen Teil der Kundschaft mitbesuchen und direkt mit Waren versehen sollten, der bisher durch den Zwischenhandel bedient worden war. Und so kamen für den alten Zwischenhandel nach dem Grundsatz der Warenprovenienz unter der Einwirkung dieses Umstandes gar schlimme Zeiten. Das um so mehr, als sich, gerade für den Verkehr mit den Detaillisten, die großen Unternehmer-Produzenten mit dem bloßen Aussenden von Reisenden bald nicht mehr begnügten. Sie betrauten vielmehr einerseits, um billiger zu arbeiten, häufig Kommissionäre mit der Vertretung ihrer Erzeugnisse an einem bestimmten Platze oder in einer gewissen Gegend und übergaben anderseits da, wo eine besonders energische Einwirkung auf die Kauflust der Kunden nötig schien, den Verkauf sogenannten Agenten, die, an sich selbständig, nur nach der Masse der gemachten Geschäfte remuneriert wurden, — sich also zum Reisenden etwa verhielten wie der Stücklohnarbeiter zum Arbeiter im Akkord.

Und diese Organisation, die sich in ihren entschiedensten Ausläufern erst in den letzten zwei Jahrzehnten vollends entwickelte, wird jetzt sogar gelegentlich und immer mehr nicht bloß gegenüber kaufmännischen, sondern auch gegenüber Privatkunden zur Anwendung gebracht.

Indem sich nun diese Entwicklung vollzog, war klar, daß dem Zwischenhändler alten Stils das Feld seiner Tätigkeit sehr beschränkt worden war, und er handelte zeitgemäß, wenn er sich durch die Organisation eines sogenannten Engrossortimentes zu retten suchte. Dieses Geschäft, von dem schon einmal kurz gesprochen wurde, läuft in einer seiner vollendetsten Formen darauf hinaus, in einem einzigen Betrieb eine große Anzahl oder wenigstens die wichtigsten derjenigen Waren zum Verkaufe zu stellen, deren ein kleineres Kramgeschäft oder auch manche Produzenten nach dem modernen Grundsatz des Absatzes für eine bestimmte Gesellschaftsklasse bedürfen, und durch diese Vereinigung eben die Inhaber solcher Geschäfte und solche Produzenten zu Einkäufen im ganzen anzulocken. Man sieht: es ist ein Ausweg in der Richtung einer neuen Art des Zwischenhandels, den schließlich nur energische und kapitalkräftige Zwischenhändler einschlagen konnten: im ganzen ist der Zwischenhandel in seinen älteren Formen als ein unter den heutigen Verhältnissen des Verkehrs und der freien Wirtschaft nicht mehr notwendiges Glied der Handelsorganisation zu Grunde gegangen.

Dabei kann es als eine der Lebenstendenzen der modernen Wirtschaft überhaupt bezeichnet werden, daß der Produzent so viel wie möglich direkt den Konsumenten zu treffen sucht: daß mithin der Produzent unter allen Umständen, indem er die Vermittlung seiner Ware an den Verbrauch selbst in die Hand nimmt, zugleich Händler — und also im ganzen Unternehmer wird. Gänzlich durchgeführt würde diese Tendenz den vollen Sieg der Unternehmung auf wirtschaftlichem und auch auf sozialem Gebiete bedeuten.

Freilich: wäre es ein Sieg ohne Niederlage und ohne Stachel? Wir werden bald eingehend eine nicht minder entschieden

etene Tendenz des neueren Wirtschaftslebens kennen lernen, darauf hinausläuft, daß der Konsument seinerseits ohne Zwischenstufe, auch ohne die Vermittlung des Produzenten, iesem vorzubringen sucht: eine Tendenz, deren radikales hdringen die Abstreifung der Händlereigenschaft vom uzenten und somit den Untergang der modernen Unterung bedeuten würde.

---

# IV.

1. In der Schilderung der sozialgeschichtlichen Wandlungen, die sich während der letzten beiden Menschenalter in Handel und Industrie vollzogen haben, ist auswärtiger Einwirkungen nur von Zeit zu Zeit gedacht worden. In der Tat spielte der fremde wirtschaftliche Wettbewerb, um den es sich hier an erster Stelle handelt, in diesen Zusammenhängen nur eine geringere Rolle; nur für die erste Periode des Verfalls des Handwerks und gewisse Wandlungen der Hausindustrie in früher Zeit kommt er als ausschlaggebend mit in Betracht; im ganzen sind die sozialen Wandlungen auf dem Gebiete des Verkehrs und der Gewerbe, wie sie sich unter dem Einfluß der freien Unternehmung vollzogen, ein innerer Entwicklungsvorgang.

Anders auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Hier spielt das Eingreifen des auswärtigen Wettbewerbes eine solche Rolle, daß die populäre Betrachtung der landwirtschaftlichen Krise der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vor allem dies eine Moment zu sehen und aus ihm den ganzen Entwicklungsprozeß herzuleiten gewohnt ist. Ist das nun im höchsten Grade einseitig, so besteht doch darüber kein Zweifel, daß die auswärtige Konkurrenz für die Landwirtschaft viel mehr zu bedeuten hatte und hat als für Handel und Gewerbe. Warum? Aus demselben Grunde, aus dem das Grundrentenproblem für den Landwirt wichtiger ist als für den Kaufmann oder Industriellen. Die landwirtschaftliche Produktion ist an sich begrenzt; sie ist zwar großer, aber doch keineswegs so unbedingter Steigerung fähig wie die industrielle Erzeugung; und mit zunehmender Produktion wachsen daher in ihr im allgemeinen die Kosten, während sie auf industriellem Gebiete zu fallen pflegen. Das

Problem noch weiter gefaßt, kann man sagen, daß der landwirtschaftlichen Erzeugung in ausgesprochener Weise etwas vom Monopolcharakter anhafte: ein Wesen, das für sie in mancher Richtung besondere Vorteile, zugleich aber auch besondere Schäden zur Folge hat. Zu den letzteren gehört, daß sie, in der Masse ihrer Erzeugnisse, wie wir sahen, begrenzt, allein schon bei besonders rasch zunehmendem Verbrauche, anderer Möglichkeiten einstweilen noch nicht zu gedenken, Gefahr läuft, eine auswärtige Konkurrenz an ihrer Seite zu sehen.

Unter diesen Umständen können die Schicksale der Landwirtschaft und ihrer Stände in den letzten zwei Menschenaltern als ein Vorgang der inneren Entwicklung nicht voll verstanden werden, wenn nicht vorher eine Übersicht über die Entfaltung und Bedeutung des auswärtigen Wettbewerbs gewonnen worden ist. Und da muß immerhin bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgegriffen werden.

Um diese Zeit gab es nur wenige Länder in Europa, in denen die Ernährung der einheimischen Bevölkerung eines Zuschusses von außen her bedurfte: es war England, dann Holland und Skandinavien. Auf Grund dieser Verhältnisse hatte sich im europäischen Norden ein größerer Getreidehandel von den südlichen Küstenländern der Ostsee, die über ihren Bedarf hinaus produzierten, nach den genannten Ländern gebildet: ähnlich wie im späteren Mittelalter für die Ernährung des damals einfuhrbedürftigen Italiens ein pontischer Plantagenbau und Getreidehandel entstanden war, eine Ausbeutung der Küstenländer des Schwarzen Meeres, die später verloren gegangen und erst wieder seit dem Vordringen Rußlands zur Küste und seit der Gründung Odessas (1795) aufgenommen worden ist. Abgesehen aber von diesen Export- und Importbeziehungen der Küstenländer der Ost- und Nordsee behalfen sich um 1800 die europäischen Länder im allgemeinen mit den Erzeugnissen ihres eigenen Anbaues; und dem entsprach es, daß, bei der gering entwickelten Ausgleichungsmöglichkeit voneinander entfernt gewonnener Erträge, noch starke Preisschwankungen der gewöhnlichsten Lebensmittel an der Tages-

ordnung waren und Teuerungen, ja selbst Hungersnöte auch in Zentraleuropa noch nicht als ausgeschlossen gelten konnten.

Diese Lage begann sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam und in der zweiten Hälfte rapid zu ändern. Vornehmlich aus zwei Gründen. Einmal hatte schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine starke Fortentwicklung der Landwirtschaft stattgefunden; über den Körnerbau hinweg war man zum entschiedenen Anbau von Hackfrüchten (Kartoffeln, Rüben, Krautarten u. s. w.) fortgeschritten. Und diese Bewegung setzte sich dann in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch kräftiger fort. Ihr Ergebnis war, daß das Brachfeld innerhalb der im allgemeinen noch bestehenden Dreifelderwirtschaft nunmehr fast durchweg besömmert wurde, zum Anbau gelangte: was der Vermehrung des Baulandes um etwa ein Drittel seines bisher erreichten Umfanges gleich kam. Und eine Folge wiederum dieser Wandlung war eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung, — eine Erscheinung, die der Bevölkerungsvermehrung der jüngsten Vergangenheit im allgemeinen verhältnismäßig wenig nachgab. Indem aber diese Bevölkerungsvermehrung, wie sie begreiflicherweise namentlich in den Landbaugegenden eintrat, durch ein oder zwei Menschenalter hindurch zur Gewohnheit geworden war und bei der von der neueren Landwirtschaft schließlich erreichten Grenze der Produktionsfähigkeit nicht Halt machte, sondern sie überschritt, kam es gegen Mitte des 19. Jahrhunderts zu Erscheinungen der Übervölkerung, die den Import von Nahrungsmitteln unmittelbar nach sich zogen. Der zweite Grund aber, der um diese Zeit den herkömmlichen Zustand aufhob, wonach ein jedes Land im allgemeinen für die Ernährung seiner Bevölkerung selbst sorgte, lag in der nunmehr beginnenden großartigen Entfaltung der modernen Transportmittel, von der früher ausführlich die Rede gewesen ist[1]. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Bevölkerungen Mittel- und Westeuropas, die infolge ihrer zunehmenden Industrialisierung für fremde

[1] S. oben S. 117 ff.

Bodenerzeugnisse kaufkräftig wurden, trotz ihres steigenden Überschusses noch weit über die Grenze der heimischen Ernährungsfähigkeit hinaus zu erhalten; und es entwickelte sich allmählich jener gewaltige internationale Getreidehandel, der heutzutage mehr als den zehnten Teil aller Welthandelswerte umfaßt.

Als einfuhrbedürftige Länder ergaben sich neben England, den Niederlanden und Skandinavien jetzt auch die Länder der antiken Kultur im Süden: Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, und das Gebiet etwa des heutigen Deutschen Reiches; als Ausfuhrländer kamen anfangs vornehmlich Rußland und die Vereinigten Staaten in Betracht. Es war eine Lage, die sich in den sechziger Jahren zu accentuieren begann; Ende der siebziger Jahre hatte sie bei den niedrigen Preisen der eingeführten Nahrungsmittel schon zu mehr oder minder starken agrarischen Krisen der Importländer geführt, deren diese im ganzen und großen zunächst durch Zollschutzgesetzgebungen Herr zu werden suchten.

Deutschland speziell war dabei schon ziemlich genau seit Mitte des Jahrhunderts zu einem Getreide einführenden Lande geworden, noch bevor der russische und amerikanische Wettbewerb zerstörend auftrat; vor allem Roggen wurde seit Anfang der fünfziger Jahre mehr vom Ausland bezogen als an dieses abgegeben. Doch überwog für Getreide im allgemeinen immer noch die Ausfuhr, nach England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz. Und so blieb es noch bis in den Anfang der sechziger Jahre; nur in Roggen, der Hauptfrucht für die Ernährung Norddeutschlands, bestand im Jahre 1860 schon eine Mehreinfuhr von 259000 Tonnen. Aber bereits mit dem Anfange des nächsten Jahrzehnts war eine Änderung eingetreten, indem nicht bloß Roggen, sondern auch Gerste und Malz, Hafer und Mais in größeren Beträgen mehr über die Grenze hereinkamen als hinausgingen. Allein beim Weizen ließ sich noch ein Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr verzeichnen. Im Jahre 1880 aber war auch dieser Überschuß verschwunden: das Reich war zu einem Importland für alle Körnergattungen geworden; und diese Bewegung hat sich seitdem nur noch kräftiger fort-

gesetzt; im Jahre 1900 betrug der Einfuhrbedarf schon etwa zwei Fünfzehntel der eigenen Erzeugung.

Minderbetrag oder Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr in Tausenden von Tonnen während der entscheidenden Jahrzehnte des Umschwungs:

| Getreideart | 1860 | 1870 | 1880 | 1890 |
|---|---|---|---|---|
| Weizen . . . . . | — 211 | — 175 | + 88 | + 672 |
| Roggen . . . . . | + 259 | + 269 | + 672 | + 880 |
| Gerste und Malz . . | — 39 | + 45 | + 124 | + 801 |
| Hafer . . . . . . | — 16 | + 52 | + 118 | + 187 |
| Mais . . . . . . | ? [1] | + 17 | + 339 | + 561 |
| Bevölkerung in Millionen . . . . . | 37,7 | 40,8 | 45,2 | 49,4 |

Dabei ist das Einfuhrbedürfnis keineswegs auf Getreide beschränkt geblieben; es hat auch die Tiere, Fleisch- wie Nutztiere, ergriffen; bei Schafen stand die deutsche Aufzucht Ende des 19. Jahrhunderts weit hinter dem einheimischen Bedarfe zurück; auch bei Pferden und Rindvieh ergab sich ein Ausfall; nur bei Schweinen überstieg die eigene Aufzucht, aber in bescheidenem Maße, den Verbrauch.

Und dies alles, obwohl die landwirtschaftliche Erzeugung stärker gewachsen war als die Bevölkerung. Denn sie stieg im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts von 12,1 auf 16,15 Millionen Tonnen netto (d. h. nach Abzug der Aussaat), also um 36 %, während sich die Bevölkerung nur um 18 %, also noch nicht die Hälfte von 38 %, vermehrte. Kein Zweifel also, daß der Getreide-(und auch der Fleisch-) Verbrauch in weit stärkerem Maße gewachsen ist als die Bevölkerung, verhältnismäßig vielleicht um 20 bis 25 %.

Diese ganze Entwicklung würde nun für die deutsche Landwirtschaft und überhaupt für die mittel- und westeuropäische Produktion nicht so große Schwierigkeiten gebracht haben, wenn nicht gleichzeitig die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse außerordentlich gesunken wären.

[1] Mais ist 1860 noch statistisch im Weizen enthalten.

Es gingen in Preußen, verglichen mit der Periode von 1876—80, die Durchschnittspreise zurück um Prozent:

| Getreideart | 1881/85 | 1886/90 | 1891/95 | 1896/1900 |
|---|---|---|---|---|
| Weizen | 10,3 | 17,7 | 20,7 | 23,5 |
| Roggen | 3,7 | 13,4 | 8,5 | 18,3 |
| Gerste | 16,4 | 11,9 | 10,2 | 13,5. |

Dabei ist noch zu bedenken, daß die sinkende Tendenz seit 1879 durch Getreidezölle bekämpft wurde. Vgl. auch Troeltsch S. 36, 41.

Und dieses Sinken machte sich um so fühlbarer, als es eine Zeit außerordentlichen Steigens ablöste. Dazu wichen die Preise nicht bloß beim Getreide, sondern auch bei den wichtigsten Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Nebengewerbe, namentlich des Großgrundbesitzes, so vor allem bei Zucker und Spiritus.

Woher nun dieser Umschwung? Soweit er aus dem ausländischen Wettbewerb zu erklären ist — auch eine Fülle innerer Gründe wirkten mit —, wird er namentlich durch folgende Momente verständlich. Die Länder, die nach dem Reiche importierten, waren anfangs vornehmlich Rußland, auch Rumänien und die Vereinigten Staaten. Später kam Ostindien dazu, wenn es sich auch keineswegs zu dem gewaltigen Gegner auswuchs, den man befürchtet hatte, sowie einige südamerikanische Staaten, Uruguay z. B. und vor allem Argentinien; vielleicht daß in Zukunft auch einige Teile Innerasiens stärker mit in Frage kommen dürften, Sibirien etwa, Kleinasien, Mesopotamien, Turkestan. Alle diese Länder nun, so verschieden sie auch ihrer Wirtschaft nach untereinander sind — Rußland erzeugt, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, kaum ein Zehntel der Getreidemenge der Vereinigten Staaten —, zeichneten und zeichnen sich doch gemeinsam dadurch aus, daß in ihnen die Gestehungskosten des Getreides weit geringer sind als in Deutschland. Vor allem galt und gilt das für die Länder, die noch jungfräuliches Land in großen Mengen aufweisen. Um zunächst das Beispiel der Vereinigten Staaten anzuführen, so waren in diesen im Jahre 1850 erst 113 Millionen Acres (1 Acre = 40,5 Ar) unter Kultur, 1870 aber 189 Millionen und 1890

sogar 358 Millionen: das bedeutete für die zwei Jahrzehnte von 1870 bis 1890 eine Erweiterung des angebauten Landes um 169 Millionen Acres, während die Erweiterung in den zwei Jahrzehnten vorher (1850 bis 1870) 76 Millionen betragen hatte. Dabei waren im Jahre 1890 noch immer nicht über 18,6 % des Unionsgebietes bewirtschaftet (improved): welche ungeheure Fülle jungfräulichen Bodens harrte also immer noch des Pfluges! Natürlich konnte und kann unter diesen Umständen überaus billig produziert werden. Aber noch vorteilhafter lagen und liegen die Dinge in Argentinien. Man berechnet hier die gesamte weizenfähige Fläche auf 64 Millionen Hektar: das Doppelte der heute in Deutschland überhaupt landwirtschaftlich genutzten Fläche. Zieht man von diesen 64 Millionen 25 % ab als einstweilen noch notwendig erscheinendes Weideland für Zugtiere, so bleiben rund 48 Millionen. Von diesen 48 Millionen waren im Jahre 1897 etwas über 3 Millionen in Kultur genommen und davon etwas über 2 Millionen mit Weizen bebaut: so daß also die Kultur- und Weizenfläche mindestens noch auf das Sechzehnfache der bisher genutzten gebracht werden konnte. Nun bieten allerdings Rußland, Indien und auch die innerasiatischen Gebiete so außerordentliche Vorteile der Landnutzung einstweilen wohl nicht, aber auch in ihnen kann überall Brotfrucht immer noch weit billiger erzeugt werden als in Deutschland, denn die Fruchtbarkeit ist bei geringerer Düngung meist größer, und die Arbeitslöhne sind niedrig.

Aber zu den geringen Erzeugungskosten trat noch ein anderes Moment, um den ausländischen Wettbewerb zu einer Gefahr für die deutsche Landwirtschaft zu machen. Das war die überaus billige Verfrachtung nach Deutschland. Hier greift die rapide Zunahme der Eisenbahnen und des Seeverkehrs in die Entwicklung ein. Dabei kamen die Eisenbahnen zunächst nur zur Erschließung der neuen Getreidequellen vom Binnenlande her und hin zum Seeverkehr in Betracht; denn nur für Rußland und Rumänien vermitteln sie zugleich einen Teil des Handels noch über die Grenze hinaus bis unmittelbar nach

Deutschland. Und da sind nun die hauptsächlichsten der deutschen Getreidelieferungsländer, Rußland und die Vereinigten Staaten, in der Zeit der Zunahme ihres Wettbewerbs auch an Eisenbahnen gewaltig gewachsen.

Eisenbahnen in Rußland und den Vereinigten Staaten (in Kilometerlänge):

| | 1835 | 1845 | 1855 | 1865 |
|---|---|---|---|---|
| Rußland . . . . . . | — | 144 | 1 048 | 3 940 |
| Vereinigte Staaten . . | 1 282 | 7 454 | 29 566 | 56 452 |
| | 1875 | 1885 | 1895 | 1900 |
| Rußland . . . . . . | 19 584 | 26 847 | 37 746 | 45 121 |
| Vereinigte Staaten . . | 119 220 | 207 508 | 292 431 | 307 112 |

Und was nicht minder von Bedeutung ist: zugleich fielen die Frachtraten auf diesen Bahnen, vornehmlich für den Transport von Ausfuhrgetreide, beträchtlich. Weit mehr geschah das aber noch mit den Preisen der Seefracht. So betrug z. B. der Frachtsatz von Odessa nach Hamburg im Jahre 1863 noch 1,65 Mark für den Doppelzentner Getreide, 1895 dagegen 1 Mark. Der Frachtsatz von Rumänien nach Hamburg war 1870: 3,70, 1898: 1,10 Mark. Noch stärker aber sind die Differenzen in Amerika, vor allem in den Vereinigten Staaten. Die Fracht von New York nach Liverpool hatte 1873 noch die Höhe von 21 Cents für den Bushel; 1895 war sie auf 2 Cents herabgegangen. Und im Jahre 1898 standen die Dinge, von Deutschland aus betrachtet, so, daß der Doppelzentner Weizen vom Schwarzen Meere nach Mannheim für 1,90 Mark, von New York für 1,80 Mark, vom La Plata für 2,30 Mark geliefert wurde.

Das waren so geringe Sätze, daß ihnen, zumal wenn sie in Verbindung mit den niedrigen Getreidepreisen der Ursprungsländer auftraten, die deutsche Landwirtschaft kaum widerstehen konnte; und wirksam konnte sie in dieser Hinsicht, wie der geschilderte Eingriff in das deutsche Wirtschaftsleben ein mechanischer war, nur durch mechanische Gegenmittel, vornehmlich die Schutzzölle seit dem Jahre 1879, über Wasser gehalten werden.

Gleichwohl waren es keineswegs die geschilderten Vorgänge

allein, welche die deutsche Landwirtschaft der jüngsten Menschenalter vornehmlich bedrückten. Neben diesen mechanischen Einwirkungen ging vielmehr eine überaus schwierige innere Umwandlung her, die dadurch hervorgerufen wurde, daß die freie Unternehmung in die Landwirtschaft eindrang und sie von Grund aus umgestaltete. Soll dieser Vorgang ganz verstanden werden, so muß freilich ziemlich weit in die Sozialgeschichte des platten Landes zurückgegriffen werden. Die Erzählung wendet sich im folgenden der damit gestellten Aufgabe zu.

2. Die mittelalterliche Landwirtschaft hat im allgemeinen nur zum eigenen Verbrauche der ihr Angehörigen oder zum unmittelbaren Tausche ihrer Produkte gegen andere Erzeugnisse gesät und geerntet. Auch die Entwicklung der Städte brachte diese Regel im Grunde weit weniger ins Schwanken, als man zunächst zu glauben geneigt sein könnte. Die Städte besaßen fast durchweg eine große Feldflur, von der wichtige Teile sogar nicht selten innerhalb der Mauern lagen; ihre Geschlechter waren zugleich Grundbesitzer, und auch der Handwerker stand mit einem Fuße im Ackerbau, hielt Groß- wie Kleinvieh und trieb Geflügelzucht. Und wie klein war zudem der Prozentsatz der städtischen Bevölkerung im Verhältnis zur ländlichen! So war denn der Fall, daß ein landwirtschaftlicher Produzent mit seinen Erzeugnissen im eigentlichen Sinne Handel trieb und auf diesen hin produzierte, sehen wir vom Kolonialgebiete ab, im ganzen selten, und eine Ausnahme machten der Hauptsache nach nur Produzenten besonderer Art, sei es, daß es sich um den Anbau von Wein, Waid, Hanf und anderen Handelsgewächsen handelte, sei es, daß von kleinen Leuten in der Nähe größerer Städte Gemüsebau, Geflügelzucht und dergleichen zum Verkaufe der Produkte getrieben wurde. Mit Rücksicht auf diese Kreise also, die spezialisierenden und kleinbäuerlichen, konnte man am ehesten im Mittelalter von ländlichen Produzenten für den Handel und regulären kleinen Unternehmern reden; diese Klassen sind es darum auch gewesen, die sich im 19. Jahrhundert am frühesten und behaglichsten dem Einflusse des Geistes der

freien Unternehmung hingegeben haben. Sie gleichen hierin den Hausierern ebenso, wie diese ihnen ähnlich im Mittelalter früh die Vortruppen kommender Gesellschaftsschichten der Unternehmung gebildet haben.

Im übrigen aber ist noch im Mittelalter eine innerliche, von der Landwirtschaft selbst ausgehende Umgestaltung landwirtschaftlicher Betriebe zur Unternehmung eigentlich nur an einer Stelle eingetreten, und zwar an einer der Kleinwirtschaft diametral entgegengesetzten: im Großbetrieb. Und das geschah sofort zu der Zeit und in den Gegenden, wo sich auf deutschem Boden zum ersten Male überhaupt ein wirklicher ländlicher Großbetrieb auszubilden begann: während des 14. und 15. Jahrhunderts in der Gutsherrschaft vornehmlich des kolonialen Nordostens. Es ist eine Entwicklung von höchstem Interesse schon insofern ihre unmittelbaren Folgeerscheinungen bis in die Gegenwart hereinreichen; aber ihr Verständnis ist nur möglich, wenn man von ihr auch um Jahrhunderte rückwärts in frühe Zeiten deutscher Agrargeschichte Einschau hält.

Man trifft da, in der Periode etwa vom 7. bis 12. Jahrhundert, innerhalb der ländlichen Kreise als höchste wirtschaftliche und soziale Entwicklungsform in den Gebieten des deutschen Mutterlandes — das koloniale Deutschland, das heutige Ostelbien, ist bekanntlich erst im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts entstanden — die Grundherrschaft an. Was will sie, und wie hat sie sich entwickelt?

Die landreichen Leute, mochten sie dem weltlichen oder dem kirchlichen Adel angehören, welche im 6., im 7. oder 8. oder in späteren Jahrhunderten Bauernhöfe oder Hufen — die ordnungsmäßige Wirtschaftsausstattung des freien Mannes — in verschiedenen Orten und Dörfern besaßen, waren nicht im stande gewesen, diese ganz in den genossenschaftlichen Betrieb des Dorfes eingeordneten, dem Flurzwang der Dorfgemeinde unterworfenen Gebilde nach freiem Ermessen zu bewirtschaften oder bewirtschaften zu lassen: sie hatten sie vielmehr im allgemeinen an bäuerliche Wirte verpachten müssen; und nur auf den großen Flächen des Rottlandes und sonst in Ausnahme-

fällen war ihnen die Möglichkeit eigener ausgedehnterer Wirtschaft geworden. Dabei war aber die Verpachtung in den Zeiten noch ungebrochener Naturalwirtschaft, in denen wir uns vom 7. bis zum 12. Jahrhundert befinden, nicht möglich gewesen gegen einen Geldbetrag, sondern nur gegen Zahlung von Naturalerträgen und vor allem auch, da die Bebauung des Pachtbodens nicht einträglich genug war, um starke Überschüsse über den Bedarf des Pächters hinaus zu liefern, gegen Leistung von persönlichen Diensten. So erkärt es sich, daß der Pächter vor allem auch persönlicher Diener des Pachtherrn wurde: er frondete einige Tage der Woche auf den Rottländereien des Herren, er leistete Dienste höheren Aufwartens in dessen Wohnräumen, der Residenz, der Burg, er zog mit ihm als reisiger Mann zu Feld: das Verhältnis von Pächter zu Eigentümer ward in dieser naturalwirtschaftlichen Zeit ohne weiteres das des persönlich an den Herren und dessen Dienst Gebundenen: hierin beruht die soziale Stellung des Standes der Grundholden im früheren Mittelalter.

Nun versteht sich aber, daß dieses Verhältnis, das den Grundholden ursprünglich überaus eng an den Grundherren fesselte, mit eindringlicherem Anbau und steigender Grundrente immer freier werden mußte: denn der Genuß des steigenden Rentenzuwachses fiel nach dem bestehenden Zinsrechte dem Grundholden zu. Und so kam es dazu, daß die Grundholden, etwa im 12. Jahrhundert, wirtschaftlich immer unabhängiger wurden, ja zu behäbigem Wohlstande aufstiegen, während der Herr nur im Besitze der kärglichen, im 8. oder 9. Jahrhundert mit dem Grundholden vereinbarten Zinsen blieb — und im Besitze der persönlichen Dienste.

In diesem Momente konnte nun zweierlei eintreten. Entweder der Herr hielt an der unfreien Qualität persönlicher Gebundenheit des Grundholden fest, verlor aber den wirklichen wirtschaftlichen Genuß seines Landes: dann wurde er aus einem Grundherrn sozusagen zu einem Landesherrn; und war das Glück gut, und flossen ihm die unentbehrlichen Rechte staatlicher Hoheit aus dem Auflösungsprozesse der Reichsverfassung zu, so

konnte er es wohl zum Fürsten bringen. Oder aber: der Herr vereinbarte mit dem Grundholden die Beseitigung seines persönlich gebundenen Verhältnisses gegen Zahlung einer wirklichen einheitlichen Pacht ohne persönliche Dienste, wie diese nun jetzt, in den Anfängen geldwirtschaftlicher Zeiten und bei höherem Ertrage des Landes, sehr wohl schon möglich war: dann trat er wieder in den vollen Genuß der Bodenrente, und der bisher gebundene Grundholde wurde zum freien Pächter.

Von diesen beiden Möglichkeiten ist die erste in Deutschland unendlich viel häufiger eingetreten als die zweite; aber auch von der zweiten finden sich, namentlich längs der Westgrenzen, gewichtige Spuren. Und vor allem: in Verbindung mit ihrer Entwicklung, sei es direkt durch sie angeregt, sei es nur äußerlich parallel, doch innerlichst mit ihrer Tendenz verbunden, entstand im äußersten Westen, so vor allem in den Niederlanden, wohl schon viel früher, im 10. und 11. Jahrhundert, ein selbständiges freies Pachtrecht. Es kam auf, wo bisher ungenutzter Boden zur Besiedlung ausgegeben ward, — wo noch nicht irgend welche grundherrlich-grundholde Beziehungen aus früherer Zeit bestanden, — wo sich die modernsten Vertragsformen einer werdenden neuen Wirtschaft entwickeln konnten: und so ward es von vornherein zu einem Pachtrecht der Besiedlung.

Welch unendliche Bedeutung aber hat es aus dieser Eigenart heraus erlangt! Schon die ersten niederländischen Kolonisten, die im Beginn des 12. Jahrhunderts durch den geistlichen Fürsten des Landes vom Utrechter Bistum her in die Bremer Moore berufen worden sind, sind nach diesem freien Pachtrecht angesiedelt worden; und alsbald ward es zur Grundlage der Siedlungsverträge jener Tausende und Abertausende, die sich, anfangs den Nordabhängen der deutschen Mittelgebirge entlang, bald aber auch auf anderen Wegen, ja schließlich zur See der Kolonisation des Ostens zuwandten. So wurde dies Pachtrecht, wenn auch vielfach in modifizierten Formen, zu dem Bauernrecht der neuen Siedlungsländer, zum freien agrarischen Rechte des heutigen Ostelbiens.

Allein auf diesem kolonialen Boden hatte dies besonders

günstige Recht binnen wenigen Jahrhunderten ein Schicksal, dessen Geschichte sich fast wie ein Märchen, wie der Bericht einer genauen Umkehrung der Entwicklung des alten Grundholdenrechts anhört. Neben den Bauern eines Kolonialdorfes pflegte im Dorfbereiche zugleich auch ein Ritter, ein Junker zu sitzen und in einer umfangreicheren Gutsanlage mit einem meist in sich geschlossenen Landareale Haus zu halten: mit der Möglichkeit also, ganz im Gegensatz zu dem frühmittelalterlichen Grundherrn mit seinem Streubesitze nicht bloß eine Gutsherrschaft zu üben, sondern eine wirkliche größere Gutswirtschaft zu betreiben. Dabei standen ihm anfangs für seine Wirtschaft und für deren Vergrößerung bäuerliche Kräfte gar nicht oder nur in geringem Maße zur Verfügung: die Bauern waren frei und zinsten nur ihrem Pachtherrn. Nun wurden aber die Junker im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts und auch noch später in vielen Territorien des Koloniallandes, die mit finanziellen und militärischen Verlegenheiten zu kämpfen hatten, von den Fürsten mit der Gerichtsbarkeit über das Dorf, in dem sie saßen, ausgestattet, falls sie sie nicht von Anbeginn besaßen: sie erhielten sie gegen bar oder gegen andere besondere, meist militärische Dienste. Sie wurden also gleichsam zu kleinen Herrschern in ihrem Dorfbereiche in eben den Zeiten, in denen sich die großen Grundherren des Mutterlandes, indem sie sich von den rein lokalen Verhältnissen loslösten, immer mehr zu Landesherren durchbildeten; während im Westen die kleinen Territorien des 16. bis 18. Jahrhunderts entstanden, bereitete sich im Osten unter den Landesherren die dörfliche Junkerherrschaft derselben Jahrhunderte und noch des 19. Jahrhunderts vor. Und damit noch nicht genug. Es ergab sich für den einzelnen Dorfjunker auch bald als vorteilhaft, seine Gutswirtschaft entschiedener durchzubilden und wo möglich auch — vielfach durch Heranziehen von Bauernland — zu vergrößern. Die Gründe hierfür waren mannigfaltiger und örtlich teilweis verschiedener Art, sehr vielfach aber griffen sie schon auf das Gebiet der Unternehmung über: schon im 14. und 15. Jahrhundert waren die Niederlande und wohl durchgängig auch England für Getreide import-

bedürftig; dies Getreide kam aus den Küstenländern der Ostsee, und so verlohnte es sich auch in den deutschen Kolonialgebieten des Baltikums schon, Getreide über den eigenen Bedarf hinaus zu bauen und an die Ostseehäfen zum Export zu verhandeln. Es war auf großagrarischem Gebiete vielleicht der erste bedeutendere Fall, in dem das Motiv der Unternehmung sich geltend machte: es ist auf deutschem Boden das agrarische Gegenstück zu den Anfängen des industriellen Unternehmertums im 14. und 15. Jahrhundert.

Woher aber die Arbeitskräfte für den Betrieb der erweiterten Gutswirtschaft nehmen? Hier wurde nun noch einmal, und zum letzten Male wohl in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens, der Herrschaftsgedanke, so wie ihn der Großgrundbesitz des früheren Mittelalters entwickelt hatte, von Bedeutung. Aber während damals, in der großen Grundherrschaft des 7. bis 12. Jahrhunderts, der Verlauf der gewesen war, daß aus einem naturalwirtschaftlichen Pachtsystem mit starken Dienstleistungen grundholder Leute bei steigender Kultur ein System der Untertanschaft und der hoheitlichen Herrschaft hervorgegangen war, war hier der Verlauf der umgekehrte. Aus der Gerichtsherrschaft folgerten die Junker Zinsabhängigkeit und Fronde, und die ehemals freien Bauern wurden aus Gerichtsuntertanen zu Hörigen und in mannigfachen Pflichten abgestuften Grundholden gemacht: es war in der Tat, als ob in den Gegenden des damit aufkommenden Systems der neuen Gutsherrschaft eine Bewegung einsetze, die zum allgemeinen Verlauf der Entwicklung entgegengesetzt ströme. Und doch war dies nur teilweis der Fall. Denn die durchgebildete Unternehmung, das Produzieren zum kaufmännischen Verkaufe, bedarf, wo sie gedeihen soll, überall starker abhängiger Arbeitskräfte. Das Besondere war nur, daß hier, in einem überaus frühen Falle, diese Kräfte noch nicht in einer der modernen Formen der Arbeitsabhängigkeit, sondern wesentlich in der Form der frühmittelalterlichen, grundhörigen Arbeitsabhängigkeit gewonnen wurden: und daß sich demgemäß das wirtschaftliche Unternehmerdasein des Junkers mit der Ausübung von Herrschaft,

daß sich nach unseren Begriffen private und öffentliche Rechte aufs engste verquickten.

Diesen besonderen Zusammenhang muß man im Auge behalten, will man sogar noch die heutige Lage des ostelbischen Rittergutsbesitzes, sowie den privaten und öffentlichen Charakter dieses Besitzes richtig verstehen. Zwischen dem deutschen Mutterland und dem deutschen Kolonialgebiete ist, wenn auch in starker Abschwächung, lange Zeit hindurch und noch heute nachwirkend etwas von dem Gegensatze vorhanden gewesen, der zwischen den Nord- und Südstaaten der Union vor der Aufhebung der Leibeigenschaft bestand. Hier wie dort waren es persönlich abhängige Arbeitskräfte, die die Entwicklung größerer agrarischer Unternehmungen, in dem einen Falle im Plantagenbau, in dem anderen im Rittergute des deutschen Nordostens, ermöglichten.

Die geschilderten Zusammenhänge aber reichten auch in Deutschland noch bis hinein ins 19. Jahrhundert. Ja gerade zum Schlusse dieser langen Periode vom ausgehenden Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, kurz vor der Zeit der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, die ihre Grundlagen zu erschüttern drohte, ergab sich ein besonderer Anlaß, sie noch einmal, wenn auch in gewissen Abwandlungen, eingehender zu begründen. Wie wir wissen, kam in England um die Mitte etwa des 18. Jahrhunderts — und zwar hier zuerst in ganz Europa — ein Zeitalter modernen Wirtschaftslebens empor: und damit wuchs unter steigender Bevölkerung der Bedarf an Landesprodukten, Flachs, Wolle, Vieh, Getreide derart, daß auch die rasch fortschreitende einheimische Landwirtschaft ihn nicht mehr zu decken vermochte. Daher zog man auswärtige Hilfsquellen heran, und in einem gegenüber früheren Zeiten wesentlich erhöhten Maße entwickelte sich ein Export baltischer, vornehmlich preußischer Landeserzeugnisse nach England. So kamen frohe Zeiten für die Rittergutswirtschaft des Nordostens: Weizen und Wolle namentlich stiegen gewaltig im Preise, und die Intensität der Wirtschaft wurde, zum Teil unter Ausnutzung des weiten Kreditsystems der fridericianischen Landschaften, wesentlich gesteigert: bis die Störung der bestehenden Wirt-

schaftsverhältnisse durch die Kontinentalsperre und nach ihr die Drohungen der Stein-Hardenbergschen Reformen immer schwereren Eintrag taten. Das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte dann eine schwere Krise; das erste Zeitalter des teilweis noch mittelalterlich gebundenen agrarischen Unternehmertums der Gutsherrschaft war vorüber; und ein neuer, nun ganz moderner, auf starke Kapitalverwendungen hinauslaufender Aufschwung setzte erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum ein.

Ehe wir indes diese späteren Zeiten genauer verfolgen, wird es nötig sein, die Umwandlungen kennen zu lernen, denen auch die bäuerliche Wirtschaft schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Richtung auf die freie Unternehmung hin unterlag.

Versetzen wir uns in das Wirtschaftsleben des platten Landes in Deutschland während der zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, so stoßen wir, trotz der emanzipatorischen Gesetze der Franzosen- und Rheinbundszeit im Süden und Westen und trotz der Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen, im ganzen doch noch auf Verhältnisse, die nicht allzusehr von dem ländlichen Dasein des vorhergehenden Jahrhunderts abwichen. Und das gilt für alle ländlichen Kreise, die des Großbesitzes wie des Mittel- und Kleinbesitzes, in besonderem Maße aber für den Mittelbesitz, die bäuerliche Wirtschaft. Noch immer war damals das wirtschaftliche Dasein des Vollbauern, wie vielfach auch des kleineren Grundbesitzers, tief eingesenkt in das alte Gemeindeleben des Dorfes. Das Wort „Nachbar" hatte noch viel von seinem alten gewichtigen Sinn und Klang: die Nachbarschaft verband die Dorfgenossen noch zur Abwehr gemeinsamer Gefahr des Wassers und Feuers und zu gemeinsamer Aushilfe der Schäden, die dem Einzelnen sonst von übermenschlichen Mächten drohten; sie hieß noch Gemeinschaft des Fühlens und Wollens in Freud' und Leid, hieß gemeinsame Feier der Hochzeit und gemeinsamer Grabgang. Wenn irgendwo, so lebte vor allem in den echten Bauerndörfern noch ein Stück Mittelalter fort: der Satz, daß sich Kulturreste ver-

gangener Zeitalter in den konservativen Schichten des Volkslebens vererben über Menschenalter, Jahrhunderte, Jahrtausende, hier galt er einmal besonders umfassend zu Recht.

Sogar für die individuellste Seite des Lebens, die Wirtschaft. Noch war in den meisten Gegenden die alte Gemeinheit des Waldes und der Weide nicht aufgelöst, noch bestand, wenn auch vielfach durch Landesordnung und behördlichen Eingriff reguliert und der Absicht der Eingriffe nach verbessert, markgenossenschaftliches Dasein. Noch kamen die Bauern jährlich mehrmals zu Hauf, um den gemeinsamen Wirtschaftsplan der Flur zu besprechen; noch erholte sich der arme Häusler mit einer Kuh oder ein paar Ziegen an dem Gemeinbesitz der Gemeinde, an der Grasnarbe der Wegraine, an den der Weide offenstehenden Wiesen und im Laubgang des Waldes. So lebten auch die Kleinen zwar oft kümmerlich oder wenig behäbig dahin, doch selten arm: noch griff auch die Armut in Wonne und Weide, in den schier unerschöpflichen Vorrat des Gemeinbesitzes. Und da, wo im Dorfe ein Gutsherr saß, waren diese Verhältnisse wohl oft gedrückter und bald mehr, bald minder verschoben zu Gunsten dieses Herrn: im ganzen aber hatten sich auch hier beträchtliche Teile des alten Markwesens in Recht und Sitte erhalten; und der Arme und auch der Arbeiter gutsherrlichen Dienstes genoß noch zahlreicher freier Gaben nach altem Recht der Allmende.

Was sich aber vor allem wenigstens in den ländlich-behäbigen Schichten erhalten hatte, und zwar wiederum beim Bauer, als dem Urtypus ländlicher Wirtschaft, am meisten, das war das alte Selbstgenügen der einzelnen Wirtschaft und eine Form der haus- und hofwirtschaftlichen Erzeugung, in der die Familie des Eigentümers wie das Gesinde unter dem Befehlswort des Haus- und Hofherrn in einer großen Erzeugungs- und vielfach auch Verbrauchsgemeinschaft zusammen arbeitete. Da ließ der einzelne Vollbauer noch wenig Geld aus dem Hofe gehen, und wenig Geld kam auch in den Hof hinein. Er baute noch, wessen er bedurfte; er war noch sein eigener Handwerker; er trug noch selbstgezogene, selbstgesponnene

und oft auch selbstgewebte und selbstgefärbte Leinwand; Wolle galt ihm als Luxus. Und in seiner Absicht, ganz auf sich gestellt zu sein, ein freier Herr seiner Wirtschaft, half ihm groß und klein, Mann und Weib; ein wichtiger Teil der hausgewerblichen Tätigkeit fiel von alters her eben den Frauen zu; und die Spinnstuben sahen wie zur Zeit der Ahnen im Winter allabendlich die Vereinigung von Arbeit und Frohsinn. Es war ein Leben, das in gar manchem unmittelbar an die Hausgemeinschaft der Urzeit erinnerte, oft ganz in sich zurückgezogen, ungern der Verkehrswelt der Städte zugewandt: noch in den sechziger und siebziger Jahren haben deutsche Bauern in hochkultivierten Gegenden Papiergeld ungern genommen, sie zogen den Silbertaler vor: pecuniam probabant veterem et diu notam (Tac. Germ. c. 5).

Der kleine Mann auf dem Dorfe aber war in gewissem Sinne den großen Produktionseinheiten, sowohl der des Dorfes wie der der einzelnen Wirtschaft, einrangiert, mochte er nun selbständig auf einem Häuschen sitzen: „auf eigenem Herde rauchen und von eigenem Dache traufen", oder mochte er auf der Arbeitsstelle eines Bauernhofes oder auch in der Arbeitsstraße eines Gutshofes Platz halten. Stand er für sich, so war sein nächstes Lebensziel, die Selbständigkeit bäuerlichen Daseins nachzuahmen, — fern war er der Entwicklung eines eignen agrarischen Lebensideals. Stützte er sich auf die Stelle eines Bauern- oder Gutshofes, so nahm er an der Hauswirtschaft dieser Stätte als Arbeiter und Empfänger von Produktionserträgen ständigen Anteil.

Diese vielfach noch so „patriarchalischen", freilich auch schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in manchem Betracht archaischen Zustände erfuhren nun bis in die vierziger Jahre hin einen ersten Wechsel. Dabei sind die Ursachen der Wandlung heute noch nicht völlig aufgeklärt, wie denn überhaupt die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an vielen Stellen eingehender Bearbeitung noch harrt; doch ergeben sich die folgenden Zusammenhänge als teilweis evident, teilweis höchst wahrscheinlich.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine große Anzahl von wichtigen Veränderungen im Betriebe der Landwirtschaft eingeleitet worden, die, anfangs zumeist auf größeren Gütern erprobt, doch auch an den mittleren Besitz übergehen konnten: Verbesserung des Körnerbaues vornehmlich und Bebauung der bisher zu periodischer Brache verurteilten Äcker, insbesondere des jeweils rastenden Flurdrittels der Dreifelderwirtschaft, mit Hackfrüchten: Schubarth von Kleefeld, der Einführer des Kleebaues, ist 1787 gestorben; der hundertundfünfzigste Geburtstag Thaers konnte im Jahre 1902 gefeiert werden. Indem nun diese Verbesserungen, vor allem der Kartoffelbau, auch in die bäuerliche Wirtschaft eindrangen, erlebte diese ein starkes Ansteigen ihrer Erträge; ein gut Teil jener Errungenschaften der deutschen Landwirtschaft, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer durchschnittlichen Verdoppelung der Produktion führten, gehört schon der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an.

Naturgemäß war damit ein Moment gegeben, das zu größerer Behäbigkeit der bäuerlichen Zustände führte. Dazu kam aber, besonders auch für die kleineren bäuerlichen Besitzer, noch ein zweites. In derselben Zeit etwa, die den landwirtschaftlichen Aufschwung sah, und vornehmlich seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begann die Industrie leise und in den folgenden Jahrzehnten immer deutlicher, ihren Anlauf zu der gewaltigen Entwicklung der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu nehmen. Das geschah aber der Hauptsache nach zunächst auf dem platten Lande, sowohl insofern es sich um die sehr beträchtliche Entfaltung der Hausindustrie handelte, wie teilweis auch insoweit das Fabrikwesen in Betracht kam: denn auch die Fabrik, anfangs meist auf natürliche Bewegungskräfte angewiesen, war zuerst vielfach ein Kind des platten Landes. So fiel denn dem Landvolk zur Zeit der agrarischen Verbesserungen zugleich in den Industrielöhnen ein unerwarteter und vielfach nicht unbedeutender Nebengewinn zu; und an nicht wenigen Stellen wuchs sich dieser Nebengewinn zum Lebensunterhalt, das Nebengewerbe zum Berufe aus.

Auf diese Weise ergaben sich für den Bauer wie den kleinen Wirt der ländlichen Kreise ständig wirkende Antriebe zu höherer Lebensgestaltung. Und da ist es denn für die Zeit und die sittliche Struktur von Land und Leuten bezeichnend, daß diese Zusammenhänge ihren letzten und einheitlichsten Ausdruck in einer steigenden Tendenz der Geburten erhielten. In dem Menschenalter von 1816 bis 1845 wuchs die Bevölkerung innerhalb des heutigen Reichsgebietes von beinahe 25 auf 34½ Millionen oder um 38,7 %, während sie im folgenden Menschenalter, von 1845 bis 1875, nur um 24,1 und in der nächsten Generation, soweit bisher festzustellen, auch nur um etwa 32 % gestiegen ist: es war verhältnismäßig die stärkste Bevölkerungsvermehrung während des ganzen Jahrhunderts. Und zwar vermehrte sie sich vor allem in den spezifisch ländlichen Gebieten. Sombart[1] hat darauf hingewiesen, daß die Zunahme in den preußischen Regierungsbezirken Marienwerder, Köslin und Bromberg rascher war als in Düsseldorf; in Gumbinnen und Stralsund rascher als in Arnsberg und Köln; in Posen und Königsberg rascher als in Breslau, Magdeburg und Minden. Und im ganzen ergab sich für Preußen, daß sich die Bevölkerung in Gegenden mit ärmeren Böden von 1819 bis 1845 sogar rascher vermehrte, nämlich um 146 %, als in solchen mit reicheren Böden, wo die Vermehrung nur 145 % betrug.

Die letztere Erscheinung, obwohl mit dem geringen Ausschlag nur eines Prozentes, ist doch charakteristisch. Die Zunahme, an sich durchaus normal, hatte schließlich doch einen etwas proletarischen Charakter angenommen: sie war bei weitem stärker als der Fortschritt im Ertrage der Landwirtschaft, sie mag diesen etwa um das Doppelte, wenn nicht noch mehr überholt haben. Eine an sich berechtigte, glückliche Tendenz war also zu lange und darum übertrieben verfolgt worden: der erste agrarisch-technische und teilweis industrielle Aufschwung der neueren Zeit rächte sich bitter am Bauern und kleinen Mann des Landes:

---

[1] Kapitalismus Bd. 2, S. 147. Ebenda S. 146 die oben gegebenen allgemeinen Bevölkerungsziffern.

Zeiten der Not, ja für die kleinen Leute Zeiten des Hungers traten in den vierziger Jahren ein; Motive wurden laut, die die passive Haltung des Bauerntums und die revolutionäre Stimmung eines Teiles des ländlichen agrarischen und industriellen Proletariats in der Revolutionszeit des Jahres 1848 erklären.

Sehen wir aber genauer zu, was denn nun eigentlich geschehen war, so ergibt sich das folgende. Ein starker Aufschwung der landwirtschaftlichen Intensität und dadurch erhöhte Einnahmen der mittleren ländlichen Bevölkerung waren von dieser nicht zur Kapitalansammlung und dadurch zur Möglichkeit, den Betrieb noch weiter zu steigern, benutzt worden, sondern vornehmlich der Vermehrung der Bevölkerung zu gute gekommen. Diese Vermehrung war dann so rasch fortgeschritten, daß sie die Steigerung der Intensität des Anbaus überholte: und Zustände der Not mußten eintreten.

Es war eine im Grunde noch wenig moderne Entwicklung. Mit Recht kann man sie ihrer inneren Struktur nach in gewissen Beziehungen mit der Entwicklung der Gutsherrschaft, soweit wir diese bisher kennen gelernt haben, vergleichen. Wie in dieser die Arbeitskräfte alles waren und die Notwendigkeit, stärkeres Kapital in den Boden zu werfen, sich erst langsam seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufzudrängen begann, so wurde hier fast jede Möglichkeit der Fortentwicklung noch in der Vermehrung der Arbeitskräfte der Bevölkerung gesucht und gefunden.

Ja es waren im Grunde noch geradezu primitive Formen der Erweiterung der ländlichen Wirtschaft, die letzten Endes darauf beruhten, daß die alte Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft zwischen Herr und Gesinde, zwischen Hausvater und Familienmitgliedern noch immer mit lebendiger Kraft fortwährte. Soweit die rein bäuerliche Seite der Entwicklung in Betracht kommt, wird man daher sogar noch recht stark an einzelne Vorgänge des bäuerlichen Aufschwunges im 12. und 13. Jahrhundert erinnert. Damals führte der Schluß jener Besiedlung des Heimatlandes, die mehr als ein Jahrtausend lang den jungen Leuten ohne ländliche Wirtschaft die Möglich-

keit der Begründung eines eignen Hofes gewährt hatte, zu einem raschen Steigen der Grundrente und damit auch des bäuerlichen Wohlstandes: zugleich aber auch zu den ersten ganz ausgesprochenen Erscheinungen einer zunehmenden bäuerlichen Übervölkerung. Es war eine Kombination, in vielen Stücken der der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ähnlich. Sie hätte auch damals zu Notständen führen müssen (und durch diese hindurch zu einer rascheren Steigerung der Intensität des Anbaues und zu einem früheren Übergang in geldwirtschaftliche Zeiten), wenn nicht in diesem Augenblicke entlastend und unter ganz anderen Gesichtspunkten rettend die Kolonisation des Ostens eingetreten wäre: in der Besiedlung und Eroberung der Gegenden jenseits der Elbe und die Donau hinab entlud sich der Überschuß der Bevölkerung und des Wirtschaftsmutes der ländlichen Klassen.

Ähnlich war nun auch das schließliche Ergebnis im 19. Jahrhundert; ja, an Mächtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung übertraf es zweifelsohne die verwandten Erscheinungen des Mittelalters. Aus den behäbigen und doch unter starker Kinderzahl leidenden mittleren und kleineren ländlichen Haushaltungen Deutschlands löste sich Mann auf Mann und Jüngling auf Jüngling und aus den übervölkerten Gemeinden Haushalt auf Haushalt los und zog zu nicht geringem Teile den Weg der Kolonisation jungfräulichen Bodens. Freilich nicht mehr in der Nähe der Heimat. Wo war da noch freies Land zu finden? Längst war die Unkultur des mittelalterlichen Osteuropas höheren Bildungen gewichen: ein polnisches und ein Magyarenreich festeren Wesens waren schon im 14. und 15. Jahrhundert entstanden und hatten noch der mittelalterlichen Kolonisation allzufrühe Ziele gesteckt; und hinter ihnen hatte sich seit dem 18. Jahrhundert die kompakte Macht Rußlands gebildet. So hieß es weiter wandern, hinaus in neue Welten, in die Länder über See: vor allem nach dem amerikanischen Norden, der einen tüchtigen Ansiedlerstamm zu nähren bereit schien. Der breite Strom der Auswanderung nach Amerika entwickelte sich, wie er Jahrzehnte hindurch gedauert hat, erst Süddeutschland ergreifend und dessen bevölkertste

Gebiete, vor allem die Pfalz und Württemberg, dann vornehmlich genährt durch Auswanderer aus dem deutschen Nordosten. Wird diese große Bewegung dem Mutterlande dereinst noch nützen, wie die mittelalterliche dem damaligen Mutterlande Segen gebracht hat, — nach Jahrhunderten: in der Entwicklung Preußens und Österreichs, in der Gründung des neuen Reiches?

Aber nicht alles Volk des platten Landes, das überflüssig erschien, zog jetzt wie einstmals neuer Landarbeit zu, ging über See. Neben die Auswanderung trat eine Abwanderung: hin zu den großen Industriezentren der Heimat, die in erster Bildung begriffen waren, und hin zur größeren Stadt. Es ist ein früher Strom, der das weite Meer des modernen vierten Standes mit bilden half; wir werden an späterer Stelle sehen, was er in dieser Hinsicht bedeutete.

Indes mit dieser doppelten Leerung des platten Landes, der Aus- und der Abwanderung, waren die Wirkungen der bäuerlich-agrarischen Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs erschöpft. Wenn auch zunächst ohne viel Kapital, nur mit stärkeren menschlichen Wirtschaftskräften, mit mehr Händen ausgestattet, war man doch zu einem intensiveren Anbau fortgeschritten und verfolgte diesen Weg immer weiter. Konnten nun die damit verbundenen Änderungen im Wirtschaftsleben ohne Einfluß auf die althergebrachte Produktionsgemeinschaft des bäuerlichen Hofes bleiben? Es war nicht anders möglich, als daß sie diese lockerten. Geschah dies aber, so konnte ein neues bäuerliches Wirtschaftsdasein der Regel nach nur in einem Sinne entwickelt werden, der der modern wirtschaftliche war und immer mehr wurde: im Sinne des Betriebes auch der Landwirtschaft als einer rechnerisch-kommerziell zu führenden Unternehmung. Gewiß war das ein Zug der Entwicklung, der zunächst leise genug einsetzte: allein nachdem einmal ein Anfang gemacht worden war, wirkte dieser, durch den allgemeinen Verlauf des nationalen Wirtschaftslebens beständig unterstützt, immer stärker: bis schließlich wenigstens die fortgeschrittenen bäuerlichen Wirtschaften einen modernen Zug der Unternehmung annahmen. Von Bedeutung in dieser

Richtung wurde es, wenn auch noch nicht so sehr in diesen Frühzeiten als später in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß nun der Bauer bei steigender Wirtschaft auch des Kapitals bedurfte: künstlicher Dünger mußte angewandt, Maschinen mußten gekauft werden. So hatte man zu sehen, wie Geld ins Haus kam: immer stärker wurde die Produktion auf den Verkauf; immer sichtbarer drang auf diesem massivsten aller Wege der Geist der Unternehmung ein. Und wo die Ertragsüberschüsse zur Durchführung modernen Anbaues nicht genügten, da wandten sich „unternehmendere" Bauern wohl bald auch dem Kredit zu: und neben den alten verderblichen Verbrauchskredit heillos verschuldeter Landleute trat, als eine fast neue Form der wirtschaftlichen Befruchtung, der produktive Kredit des aufstrebenden mittleren Landmanns. Im ganzen aber wurde auf diese Weise doch schließlich auch von dem mittleren und kleineren Grundbesitze derselbe Weg eingeschlagen, den der Großbesitz zumeist schon früher betreten hatte: der Weg zur modernen Unternehmung.

Das volle Beschreiten dieses Weges aber, die mehr oder minder starke Unterwerfung unter den Geist der freien Unternehmung, bedeutete für alle diese Formen einen schweren Bruch mit der Vergangenheit, einen Eintritt grundstürzender Veränderungen. Es sind die Wehen einer ganz neuen Zeit, deren Geschichte wir nunmehr verfolgen müssen.

3. Die Vorerscheinungen des modernen agrarischen Wirtschaftslebens, die wir soeben kennen gelernt haben, lassen sich schließlich mit wenigen Worten kennzeichnen: innerhalb des Großgrundbesitzes eine primitive Form der Unternehmung, in der an Stelle modernen Kapitals noch Dienstleistungen im Grunde naturalwirtschaftlichen Charakters zur Anwendung gelangten; innerhalb der bäuerlichen Kreise eine noch mittelalterliche Betriebsform, die bäuerliche Hauswirtschaft, in der gesteigerte Intensität des Betriebes Überschüsse ergab, die aber nicht an erster Stelle zur Vermehrung des Betriebskapitals und zu einer unternehmungsmäßigen Umformung der Wirt-

schaft, sondern vielmehr zu einer starken Vermehrung der arbeitenden Stände, der Bevölkerung Anlaß gaben. In beiden Fällen noch nicht eine eigentlich moderne Wirtschaft; dazu fehlte im ersten Falle trotz allen vorhandenen Unternehmersinnes noch die Umwandlung der naturalwirtschaftlichen Betriebsformen in geldwirtschaftliche und im zweiten Falle trotz vorhandenen Kapitals der Unternehmersinn. Die Entwicklung schreitet nun so fort, daß diese beiden Momente beseitigt werden: und zwar beide Male von außerhalb der Landwirtschaft her, heraus aus einem Unternehmertum vornehmlich bürgerlichen Charakters. Das ist die große Peripetie der landwirtschaftlichen Stände in den jüngsten Zeiten; sie geraten unter die geistig-wirtschaftliche Vormundschaft der Unternehmung, und diese Unternehmung ist eine Lebensform an erster Stelle jener Klassen, die sie bisher als sich untergeordnet betrachtet hatten, der bürgerlichen. So wird die Landwirtschaft abhängig und verliert ihre bisher führende Stellung.

Dieser Vorgang ist nun im einzelnen zu schildern. Dabei kann aber das gewünschte Ziel nicht erreicht werden, wenn sich die Erzählung nicht gleichsam in verschiedene Kanäle zerteilt entwickelt, zuerst vom Bauern und den kleineren Besitzern, auch freien Tagelöhnern des platten Landes spricht und darauf vom Gutsherrn.

Die ersten Elemente der Dekomposition, die den freien Bauer, den kleineren Besitzer und den Taglöhner zugleich trafen, waren diejenigen, die in Verhältnisse eindrangen, an welchen sie alle zugleich beteiligt waren, in die Verhältnisse der uralten Gemeinwirtschaft des Dorfes. Da hatte die liberale Gesetzgebung seit den Stein-Hardenbergschen Reformen im Norden und Nordosten und seit der Einführung des Rechts der französischen Revolution in großen Teilen Süddeutschlands und des Westens die entscheidende Bresche zu legen begonnen. Das neue preußische Recht beruhte mehrfach auf englischem und französischem Vorbild, das französische wiederum auf der Anwendung rechtlicher Begriffe der römischen Kaiserzeit: in beiden Fällen ging die neue Gesetzgebung auf den rechtlichen Ausdruck eines Zeitalters

der Unternehmung zurück. So stand sie unter dem leitenden Gedanken des freien Wettbewerbs aller Kräfte und der Verselbständigung, der Subjektivierung jedes Wirtschaftsdaseins. Wie hätte sie da den mittelalterlich-sozialistischen Tendenzen der alten deutschen Markgemeindeverfassung gerecht werden sollen? Sie hob dieses wirtschaftliche Gemeinleben auf, soweit es die Zeit des Absolutismus noch hatte bestehen lassen; und sie vernichtete zu diesem Zwecke namentlich die materiellen Grundlagen dieses Gemeinlebens, die Allmende und die mannigfachen Nutzungsrechte der Gemeinden an staatlichem oder sonstigem ehemaligen Obereigen, Wäldern, Mooren, intensiv bisher noch nicht genütztem Lande. Es sind die mannigfachen Gesetze über Ablösung von Servituten- und Gemeinheitsteilungen in den deutschen Ländern, die hier in Betracht kommen, in Preußen vornehmlich die Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1821 und das ergänzende Gemeinheitsteilungsgesetz vom Jahre 1850.

Die Folge der Gemeinheitsteilungen war für den Bauer die Beschränkung mehr auf den eignen Hof und die Möglichkeit, den Wirtschaftsplan seines Landbaues persönlicher aus sich heraus zu gestalten; und diese Möglichkeit wurde noch verstärkt durch die Ablösung zahlreicher Nutzungsrechte an Wald und Weide, an Wasser und Moor, die ihm bisher zugestanden hatten; zugleich bekam er auch durch die Aufhebung dieser alten Rechte vielfach Kapital in die Hand, das zur Meliorierung des Bodens benutzt werden konnte. Es waren Veränderungen, die günstig wirken konnten, wo klare Einsicht in die Richtung der modernen Wirtschaftsentwicklung vorhanden war, die dazu führen konnten, den Bauer zum modernen agrarischen Kleinunternehmer, zum „Gutsbesitzer“ zu machen. Freilich, zunächst wesentlich negativer Art, waren diese Änderungen höchst zweischneidiger Natur: bei geringerer Einsicht in den Lauf der Dinge wie bei auch nur einmaliger Verwendung des erhaltenen Kapitals zu unproduktiven Zwecken konnten sie rasch bergab führen.

Überwiegend vom Übel war aber die Aufhebung der Nutzungen und die Gemeinheitsteilung für den kleinen Mann. Er verlor nicht bloß das Gemeinheitsgefühl wie der Bauer — und es

hatte für ihn doch noch immer einen moralischen Zusammenhang mit der dörflichen Aristokratie bedeutet —, er verlor auch den eigentlichen Ressort seines wirtschaftlichen Daseins, die letzte Hilfsquelle, den eisernen Bestand gleichsam seiner materiellen Existenz, wie er in den Weideberechtigungen auf den Äckern, Wiesen, Angern, Wäldern, in den Forstberechtigungen zur Mast, zum Mitgenuß des Holzes und zum Streuholen, in den Berechtigungen zum Plaggen-, Heide- und Bultenhieb bestanden hatte. Alle diese Wohltaten waren nun verschwunden, aufgehoben; und der kleine Mann war im wesentlichen leer ausgegangen; er war expatriiert aus der engen Dorfheimat, die ihm einst naturalwirtschaftliche Zeiten bereitet hatten. Und er fühlte sich auch verelendet. So verließ er Heimat und Dorf der Väter und wanderte neuen Zielen und neuem Leben, fast durchweg der Stadt und dem Dasein eines jüngsten, vierten Standes, zu.

Aber auch das andere, noch ältere Element des dörflichen und vornehmlich des vollen bäuerlichen Daseins, die Hausgemeinschaft der Familie auf ererbtem Hofe, wurde schließlich durch die Aufhebung der Gemeinwirtschaft des Dorfes schwer geschädigt, wenn auch auf ihre volle Zerstörung stärker wohl noch andere Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens eingewirkt haben.

Wie groß war doch diese Gemeinschaft in früheren Zeiten gewesen! In Gegenden mit Erbfolge gleich naher Erbberechtigter zu gleichen Teilen waren oft die „Gemeiner", wie sie sich bezeichnenderweise nannten, die Gleichberechtigten zusammengeblieben; sie hatten nicht geteilt, hatten die alte Gemeinschaft der Familienmitglieder im Anbau des Hofes zu gesamter Hand aufrechterhalten. Und wo die Erbfolge eines bevorzugten Sohnes, sei es des ersten oder des letzten, bestanden hatte, da hatten die anderen Söhne wohl unter dem Bruder gedient: als eine zum Empfang des Dienstes berechtigte Person gleichsam von ewiger Dauer hin durch die Geschlechter war das Landgut der Väter erschienen. Und um die Familie in ihren verschiedenen Zweigen hatte sich das Gesinde gruppiert, sie gleichsam nur ergänzend, noch im weiteren Sinne zu ihr ge-

hörig, mit gemeinsamem Kirchgang und gemeinsamer Atzung: geistig und körperlich ihr gleichwertig. Dies Ganze aber wiederum der menschlichen Wirtschaftseinheit eines Hofes hatte diesem nach uralten, von den Ahnen her vererbten Satzungen des Anbaues und der Stoffveredlung gedient zur direkten Deckung etwa aller jener Bedürfnisse, die die Luthersche Erklärung der vierten Bitte aufführt.

Jetzt brach die neue Zeit in diese Wirtschaftseinheit ein. Teilweis in mehr äußerlichen Einwirkungen: wer wollte noch Leinwand wirken und Röcke tragen nach Altväterweise in Jahren, da der städtische Händler als Vertreiber fabrikmäßiger Webwaren schon weit billiger lieferte und die Tracht anfing, immer mehr durch die Mode bestimmt zu werden? Und wer wollte noch sein eigner Schmied und Stellmacher sein im Zeitalter aufkommender Maschinen der Landwirtschaft? Vor allem die häusliche Stoffveredlung ging durch äußere Einflüsse zurück und teilweis zu Grunde. Das alles störte aber die alte Arbeitsordnung überhaupt. Da hatte das Gesinde in den Zeiten, die von Landarbeit frei waren, im Winter vornehmlich, gesponnen und geschnitzt und gestellmachert, Dächer geflickt und Ställe gebaut; jetzt baute der Maurer massiv und deckte der Dachdecker mit Ziegeln, und die Handwerker drangen in das ständige Leben des Hofes ein: ein Teil des Gesindes wurde überflüssig, und für jederlei Arbeit [illegible]

Was aber wichtiger war: der Geist selbst der [illegible] änderte sich. Die höhere [illegible] des [illegible], das [illegible] fallen alter Routine [illegible] Grund der Allmende, die [illegible] die andere Lage der [illegible] koppelung der [illegible] geringfügiger [illegible] system um, [illegible] Berechnung des [illegible] subjektive [illegible] die das Gegenteil [illegible] heraus [illegible]

Es waren Wandlungen, unter denen Herrschaft und Gesinde sich allmählich seelisch veränderten. Der Herr begann zu rechnen, nicht weniger die Glieder seiner Familie. Und diese Glieder fanden nicht selten, daß sie draußen, in der Fremde, weiter kommen würden wie daheim in dienender Stellung: sie emanzipierten sich, sie zogen dem Sterne eigenen Glückes nach zur Stadt, in die Fabrik, zum Heer, in den Königsdienst, nicht selten hinaus ins Freieste, in fremde Weltteile, in die Lande jenseits des Wassers. Und ähnlich wie sie dachte das Gesinde. Der sogenannte patriarchalische Zustand schwand dahin: der Herr rechnete, und der Diener rechnete, und zwischen beide trat immer mehr, ein kalter Ausdruck ihres kalten Rechnens, das Geld.

Es sind Zustände, deren Anfänge sich scharfen Beobachtern unter den Zeitgenossen schon in den dreißiger und vierziger Jahren ankündigten; wie lehrreich ist es, ihre ersten Keime z. B. in den Schriften von Jeremias Gotthelf zu verfolgen! Es ist eine zunächst sozialpsychische Wandlung; aber alsbald zieht sie starke Veränderungen der tatsächlichen wirtschaftlichen Haltung nach sich und des Rechtes, das dieser Haltung gegolten hatte. Vor allem das Familienrecht, soweit es sich auf das Gut bezog, also vornehmlich das Erbrecht, wurde von ihr ergriffen. Das alte Recht und die alte Sitte, so, wie sie aus noch naturalwirtschaftlichen Zeiten herkamen, hatten da bei Gleichberechtigung aller Erben zumeist Vorkehr getroffen gegen allzu starke Zerstückelung der Güter im Erbgang: mehr wie eine Viertelung der alten Hufe, des normalen großen Bauerngutes, war meist vermieden worden. Es war ein Zustand, der bei guter Wirtschaft die alte, behäbige bäuerliche Hausgemeinschaft aufrechtzuerhalten gestattete, denn die Konsequenzen der Viertelung wurden gegenüber dem Genuß des ganzen alten Vollgutes in früherer Zeit im allgemeinen noch ausgeglichen durch intensivere Bewirtschaftung. Dann aber hatten viele Landrechte der absolutistischen Zeit die freie Teilung des Bodens im Erbgang eingeführt: und eine solche Teilung entsprach den Idealen des neuen Wirtschaftslebens der freien Unternehmung und wurde darum rechtlich zunächst im 19. Jahrhundert fast

überall zulässig. Konnte nun die innerlich schon in Gefahr geratene bäuerliche Hausgemeinschaft den Verlockungen dieses neuen Rechts auf die Dauer widerstehen? Keineswegs: wo einmal die alte Produktionssitte in Verfall geraten war, verhalf grade dieser Umstand dem neuen Erbrecht zum Siege. Und so folgte denn dem Verfall der bäuerlichen Personalverfassung der Verfall der Verfassung des Gutes: das Erbe wurde stärker geteilt, oder die Erben, die an einem Teile berechtigt waren, diesen aber nicht erhielten, wurden von demjenigen der Erben, der das ungeteilte Gut übernahm, in starken Zahlungen abgefunden. Dabei stellten sich denn in dem einen wie dem anderen Falle Schwierigkeiten ein; im Fall der Teilung kam es zu einer unproduktiven Parzellenwirtschaft und man sank aus einst besseren Verhältnissen herab unter die kleinen Leute, die zumeist des industriellen Nebenverdienstes bedurften, um sich zu halten; im anderen Fall kam es zu tief verschuldetem Besitze des Vollgutes.

Verschuldung der größeren Bauerngüter wurde aber auch sonst eine der schweren Nöte der Zeit. Nach Auflösung der alten Produktionsgemeinschaft hieß es modern wirtschaften. Hierzu bedurfte es stärkeren Kapitales: Maschinen mußten angeschafft, Kunstdünger verwandt, Ent- und Bewässerungen vorgenommen werden. Und das alles, wenn das Kapitalerbe der Väter nicht ausreichte, auf einen Kredit hin, der vielfach nicht langfristig genug und zu teuer war, um sichere und fruchtbare Ergebnisse zu gestatten. Auch auf diesem Wege ergab sich eine immer drückendere, immer schwerer zu tilgende Verschuldung. Und sie wirkte um so schlimmer, als man sich nur zu leicht daran gewöhnte, landwirtschaftliche Installationen auf Kredit mit den Augen des gewöhnlichen kaufmännischen Unternehmers zu betrachten. Denn diese Auffassung ist für die Landwirtschaft kaum oder nur in seltenen Fällen anwendbar. Immer bleibt der Landwirt an die geduldig-langsame Arbeit der Jahreszeiten gebunden gegenüber dem hastenden Kapitalumschlag der Industrie und des Handels; immer hängt er von der Treue und Untreue seines Bodens und des heimatlichen Klimas ab;

und immer fast sind für ihn die Absatzbedingungen wechselnder, die Verkehrsverhältnisse schwieriger als für den städtisch-bürgerlichen Unternehmer. Wie vermag er da mit diesem in der Ausnutzung eines gegebenen Kredits zu wetteifern und damit auch in der Leichtigkeit, Kredit zu erlangen? Der Unternehmergeist, durch tausend Motive der eigentlichen landwirtschaftlichen wie der städtisch-industriellen und kommerziellen Entwicklung auf den Landmann übertragen, wurde diesem gegenüber zur Übermacht; so sehr der Bauer sich in seinen Sielen plagte, und so energisch er auch vorwärtsstrebte „im Sinne der Zeit": nur zu oft unterlag er. Es waren die schweren Stunden des Bauernstandes vornehmlich seit den fünfziger Jahren.

Dennoch hat der Bauernstand im ganzen die Krisis überstanden. Der Hauptsache nach durch eigene Kraft. Er wußte sich nach der Decke zu strecken, er machte Abzüge an seiner Lebenshaltung, während die Lebenshaltung der übrigen Stände stieg; er begann auch auf dem Gebiete der Kreditnahme an Selbsthilfe zu denken, indem er sich die Schöpfung Raiffeisens, die landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft, zwar langsam, aber schließlich mit zähem Zugreifen zu eigen machte und das ländliche Genossenschaftswesen von heute, die blühendste aller korporativen Bildungen, zum besten Teile entwickeln half. Erst verhältnismäßig spät ist ihm dann auch das allgemeine Interesse und die öffentliche Gewalt zu Hilfe gekommen: zu einer Zeit erst, in der aus mehr mechanischen Anlässen seit den siebziger Jahren eine neue Krise infolge auswärtigen Wettbewerbes zu drohen begann. —

Der Entwicklung des Bauerntums verwandt ist im Grunde die der modernen Gutsherrschaft: sind doch seit der Befreiung des Grundeigentums durch die Reformen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts die Unterschiede zwischen Bauerngut und Rittergut zum guten Teile mehr quantitativer als qualitativer Art geworden. Nur daß die einzelnen Entwicklungserscheinungen hier entschiedener hervortreten, statistisch und historisch besser bekannt sind und durch das in die gutsherrliche Bewegung verflochtene Schicksal zahlreicher dienender Kräfte des platten Landes ihre besondere Färbung erhalten.

Die Grunderscheinungen der jüngsten Entwicklung traten in der Gutswirtschaft schon einmal, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, auf: sehr begreiflich, denn schon damals waren die Gutswirtschaften Unternehmungen, wenn auch noch nicht spezifisch kapitalistischen Charakters. Wir haben schon gesehen[1], wie wenigstens die norddeutsche Gutsherrschaft in dieser Zeit, vornehmlich durch gesteigerte Ausfuhr nach England, eine hohe Blüte erreicht hatte. Und früh hatten sich auch die Folgen dieser glücklichen Lage geltend gemacht; man hatte den Betrieb verbessert und höhere Erträge erzielt: es waren die ersten Zeiten rationellerer Landwirtschaft unter der Führung Thaers, und die Preise der Landgüter stiegen beträchtlich. Dabei konnte die ganze Entwicklung als überaus günstig erscheinen, vorausgesetzt, daß sie sich ohne Rückschlag fortsetzte. Geschah das nicht, so mußte sich freilich herausstellen, daß bei sinkenden Preisen der Produkte auch die Preise der Güter wiederum sinken würden, während die Verzinsungspflichten für die zur Erhaltung des Betriebes schließlich doch aufgenommenen Kapitalien, sowie für die stehen gebliebenen Erbanteile abzufindender Miterben und andere Lasten die alten blieben: und eine Krisis trat ein. Und die Pfandbriefschuld der alten preußischen Provinzen belief sich im Jahre 1805 immerhin schon auf beinahe 54 Millionen Taler! Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, nach den unerhörten politischen Wechselfällen des ersten, kam dann der gefürchtete Augenblick: vornehmlich der nordostdeutsche Grundbesitz erlebte eine Zeit wirtschaftlichen Rückgangs.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat sich darauf diese Krisis, die zunächst einen internen Charakter trug, wiederholt, ist aber bis zur Gegenwart hin durch besondere, von auswärts her wirkende Ursachen noch außerordentlich verschärft worden.

Nachdem während der Krisenzeit durch Bankrotte und Besitzwechsel die Lage vielfach geklärt und befestigt worden

[1] S. oben S. 354.

war und zugleich die Ablösung der alten Untertänigkeiten, die Bauernbefreiung dem größeren preußischen Grundbesitze allein 260 Millionen Mark zuzuführen begonnen hatte, begann ein neuer Aufschwung, der vor allem infolge der Zunahme des inneren Marktes bei stark steigender Bevölkerung ein ständiges Steigen der Preise, vornehmlich von 1850 bis etwa 1875, herbeiführte. Es hoben sich in den alten preußischen Provinzen von 1831/40 bis 1871/80 die Preise von Roggen um 69, von Weizen um 60, von Gerste um 90, von Butter um 104 und von Rindfleisch um 148 Prozent. Gewaltige Summen flossen so der Landwirtschaft zu. Und wer wollte leugnen, daß sie, namentlich auch vom Großgrundbesitz, wenigstens teilweis in produktivem Sinne angelegt worden seien? Es sind die Anfänge jener Landwirtschaft, die mit den experimentellen Wissenschaften und den Kräften der modernen Mechanik zu wirtschaften weiß: 1840 erschien in Liebigs Handbuch die Grundlage für einen von chemischem Standpunkte aus wissenschaftlichen Pflanzenbau und führte allmählich eine Revolution in der Behandlung der Saatfrucht und des Ackers herbei; die Drainierung verbreitete sich leise, die Tiefkultur kam auf, der Gebrauch künstlicher Düngemittel und die Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen begann: und das intensiv bebaute Areal wuchs ständig auf Kosten von Brache und Hutung. Ja, selbst der Wald wurde in intensivere Kultur genommen, die Schälwaldung beschränkt, die Produktion auf Nutzholz gefördert. Was endlich die Viehzucht anging, so stieg auch hier die Intensität und die Zucht teils auf Wolle und teils auf Nutzfleisch: auf Haupt-Großvieh veranschlagt ist im ganzen 19. Jahrhundert ein Zuwachs von 8,7 auf 17 Millionen Stück, also mehr als eine Verdoppelung eingetreten und der Qualitätsertrag der Tiere hat sich außerdem um mindestens 20 % gesteigert. Zugleich entwickelte sich damit unter dem Rückgang der weniger rentablen Kulturen, wie z. B. des Flachsbaus, langsam eine neue Differenzierung in der Produktion: hier führte man Körnerbau durch, dort Rübenbau, dort Milchwirtschaft und hier Zucht von Fleischtieren; allmählich unternehmerhaft je nach den Konjunkturen von Zeit und Ort ent-

wickelte sich eine immer mannigfaltiger gestaltete Großwirtschaft; und völlig heraus wuchs die alte Großwirtschaft aus den Urzuständen des Markdorfes, dem auch sie anfangs noch vielfach mitangehört hatte, aus Gemeinheitsbesitz und Hutungsrecht wie den unterschiedlichen Servituten an Wald und Weide. In diesem Aufschwung bildeten sich dann eigentlich erst recht auch die sogenannten landwirtschaftlichen Gewerbe und Industrien aus: vornweg die Zuckerindustrie und die Spiritusbrennerei; ja man hat mit Recht behaupten können, daß diese Gewerbe eigentlich diejenigen gewesen seien, an denen Deutschland sich zuerst zur wirklichen modernen wirtschaftlichen Großmacht entwickelt habe, so wie etwa Baumwoll- und Eisenindustrie den Grund zu Englands Größe gelegt haben.

Dieser außerordentliche Aufschwung der Landwirtschaft bei ständig zunehmenden Preisen führte zu einem mächtigen Steigen der Grundrente und des Bodenpreises, und indem man in diesen Preisen schon die Hoffnungen weiteren Fortschrittes realisierte, überstiegen deren Zunahmekoeffizienten sogar bei weitem diejenigen der Preise der landwirtschaftlichen Produkte.

So nahm z. B. die Höhe des Pachtzinses der preußischen Domänen in den alten acht Provinzen von 1849 bis 1879 um 156 % zu, und das Wachstum des Verkaufswertes des Bodens wird von Tröltsch (S. 33) für die Zeit 1830/39 bis 1870/79 auf 200 bis 300 % berechnet.

Natürlich war dieser Aufschwung nur möglich, wenn außerordentliche Kapitalien für einen intensiveren landwirtschaftlichen Betrieb flüssig gemacht wurden. Und gewiß ist dies zunächst seitens der Großgrundbesitzer selbst aus ererbten und ersparten Mitteln her geschehen. Allein die so zur Verfügung stehenden Summen reichten bei weitem nicht aus, und so mußte Kredit in Anspruch genommen werden: bis in die Zeiten des größten Aufschwunges unserer Industrie nach 1870 hinein ist wohl eben die Landwirtschaft, und vor allem der Großgrundbesitz, der größte der Schwämme gewesen, die die Flut der nationalen Ersparnisse aufsogen. Nur schwer lassen sich dabei und in einer Totalsumme wohl kaum die Massen flüssigen Kapitals berechnen, die sich in die Landwirtschaft ergossen. Eine Vor-

stellung aber von der Zunahme weniger der Masse an sich als ihres steigenden Zuflusses ergibt sich vielleicht aus der Entwicklung der Pfandbriefschuld in den alten preußischen Provinzen: sie stieg von 1825 bis 1845 um etwa 25, von 1845 bis 1865 um rund 78, von 1865 bis 1885 um rund 255 Millionen Taler. Es waren Summen, die namentlich dem nordostdeutschen privaten Großgrundbesitze zuströmten.

Geschah dies nun aber durchaus im Bereiche des bei aller Vorsicht noch Möglichen? In der Kreditgebung wie der Kreditnahme war beinah ständig das entscheidende Moment die Meinung, die man sich auf Grund der Annahme auch zukünftig ständig steigender Erträge gemacht hatte: die Meinung, wie sie in Grundrente und Verkaufspreis der Güter zum Ausdruck gelangte. Und so belieh und belastete man auf die Annahme einer bloßen Konjunktur hin, die in den tatsächlichen Erträgen des belasteten Gutes noch keineswegs zum Ausdruck gelangt war, und kam damit selbstverständlich, sobald die gute Konjunktur, z. B. infolge der Zunahme des ausländischen Wettbewerbs seit den siebziger Jahren, nicht anhielt, zu mehr oder minder imaginären Werten.

Es ist eine Entwicklung, die sich sehr wohl mit der bäuerlichen der zwanziger und vierziger Jahre vergleichen läßt. Damals hatte die Erwartung stetig und unablässig steigender Produktion bei noch mittelalterlichem wirtschaftlichem Denken wenigstens teilweise die Überspannung der Vorstellungen eines künftig möglichen Konsums und damit Übervölkerung zur Folge; diesmal führte dieselbe Erwartung in Kreisen, die sich bereits dem modernen wirtschaftlichen Denken stärker näherten, zur Übertreibung der Vorstellungen einer künftig möglichen Produktion und damit zur Überschuldung des Großgrundbesitzes durch kreditmäßige Vorwegnahme künftig zu erwartenden Grundwerts.

Es ist eins der wichtigsten Momente für den Rückgang des modernen Großgrundbesitzes. Daneben aber wirkten andere, die wir schon in der Entwicklung des Bauerngutes kennen gelernt haben, die aber hier viel klarer zu übersehen sind und in deutlicherer Wucht auftreten. Während der Bauer gern auf der Scholle der Väter sitzen blieb, auch wenn sein Gut im

Preise stieg, war der Großgrundbesitzer schon vielfach Kaufmann und Unternehmer genug, um das rasche Steigen seines Gutswerts durch Verkauf auszunutzen und das Geld, das nach dem Verkaufspreis des Gutes im Verhältnis zum Ertrage nur 6 oder 5 oder gar 4 % (der Gegenwart näher vielleicht noch weniger) trug, in anderen Unternehmen mit viel ergiebigerem Zinsertrage werben zu lassen. So kam es auf der ganzen Linie fast des Großgrundbesitzes zu einer rasch verlaufenden Mobilisierung des Grundeigens. In den preußischen Ländern und Provinzen Kur- und Neumark, Ostpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen z. B., in denen die Zahl der Rittergüter 11771 ist, fanden nach Sombart in den Jahren 1835 bis 1864 nicht weniger als 23654, d. h. 200,9 %, Besitzveränderungen statt, von denen weit über die Hälfte, nämlich 14404, freiwillige waren. Bei diesen Besitzveränderungen blieben nun häufig auf die immer steigenden Preise Restkaufgelder stehen: natürlich mehrten sie nochmals, und dazu in so gut wie völlig unproduktiver Weise, die Verschuldung. Das gleiche war aber auch mit den Erbanteilen abzufindender Familienmitglieder der Fall; und diese Lasten wirkten um so drückender, als die Erbanteile vielfach, wo sie nicht eine alte Überlieferung auf eine bestimmte Summe festlegte, nach dem eben gültigen Kaufwert des belasteten Gutes ausgemessen wurden.

Die Folge dieser Überlastung mußte bei sinkendem Ertrage der Güter alsbald eine Krisis sein: denn von woher sollte jetzt die Verzinsung der kreditierten Kapitalien erfolgen?

Diese Krisis trat seit Mitte der siebziger Jahre etwa ein und hat bis heute immer stärker fortgewirkt, ohne daß ihr Ende schon abzusehen wäre. Was ihren Verlauf betrifft, so sanken zunächst die Preise der ländlichen Erzeugnisse, der verschiedenen Getreidearten, des Zuckers, des Branntweins. Und dann folgte ein starker Rückgang der ländlichen Grundrente und mithin auch der Grundstückpreise. So brachte z. B. die Verpachtung der preußischen Domänen seit Anfang der neunziger Jahre immer geringeren Gewinn; die Mindererträge beliefen sich bei Neuverpachtungen auf den Hektar 1890

auf 5, 1897 auf 7, 1898 auf über 8 Mark, was einem Rückgang von 15, 17 und 22 % gegen den Ertrag der früheren, meist um 1880 beginnenden Pachtperioden entspricht. Und im Posenschen sind in der Zeit von 1881/85 bis 1891/95 die Verkaufspreise für Land im Großbesitz um 17 % und für Land im Mittelbesitz um 7 % gesunken, während freilich der Kleinbesitz noch um 20 % höhere Preise erzielte.

Fragt man, welche Umstände diese Krise verschuldeten, so ist gewiß an erster Stelle auf die Veränderungen hinzuweisen, welche jener zunehmende landwirtschaftliche Wettbewerb des Auslandes, dessen einzelne Phasen wir früher kennen gelernt haben[1], hervorrief. Allein erklärt ist mit der Einführung dieses Motives das Ganze der Erscheinungen in der neueren Entwicklung des Großgrundbesitzes noch keineswegs. Was hier vielmehr aus der ganzen Erzählung der Ereignisse, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt haben, als so charakteristisch hervortritt, daß der Nachweis im einzelnen nicht erst mehr zu führen ist, das ist die Umbildung der Großgrundwirtschaft zum modernen Unternehmen, die Industrialisierung nicht bloß, nein auch — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu bilden — die Kommerzialisierung der alten Gutsherrschaft. Und eben darin beruht mit die Gefahr der Lage, daß damit auf den landwirtschaftlichen Großbetrieb Formen des modernen Wirtschaftslebens angewendet erscheinen, die zunächst nur für die Industrie und den mit ihr verbundenen Handel entwickelt worden sind.

Sind aber diese Formen, in denen sich der Geist der freien Unternehmung verkörpert hat, nur auf den Betrieb des Großgrundbesitzes übergegangen? Keineswegs; wir haben gesehen: auch der Bauer und der kleine Landwirt, ja, selbst der freie Tagelöhner nehmen an ihnen teil. Und auch damit ist der Kreis der Beeinflussung noch nicht geschlossen. Durch Vermittlung der Wandlungen, die der Großgrundbesitz durchmachte, wie nicht minder auf direktem Wege drang der Geist des modernen Wirt-

[1] S. oben S. 343 ff.

schaftslebens auch in die dienenden Schichten des platten Landes ein, in die Kreise der Knechte und Mägde, der Heuerlinge und Insten.

In den früheren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestand im Verhältnis des Gesindes zum Herrn auf dem Lande wohl ohne Ausnahme noch der sogenannte patriarchalische Zustand. Das heißt: der Knecht wurde vom Bauern noch als Teil der Familie betrachtet, und der Dienstmann der Gutsherrschaft fühlte sich in allen großen Lebensfragen als deren unmittelbarer und, im günstigen Falle, vertrauensvoll gebundener Untertan. Es waren Verhältnisse, wie sie beruhten einerseits auf der Fortdauer eines uralten Familienbegriffs, der im Hausvater noch den Hausherrn sah und in der Gutsherrschaft nichts als die erweiterte Hausherrschaft, und anderseits auf der Fortdauer der alten Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, die um alle Hofhörigen ein gemeinsames Band gleichartiger Interessen schlang. Zum Ausdruck kamen sie vor allem in der Art der Ablohnung der Untergebenen. Da war es ganz gewöhnlich, daß diese noch am Tisch des bäuerlichen Herrn mitaßen oder wenigstens beim Bauer ganz und auch beim Gutsherrn teilweis in der Nahrung des Herrn standen, und daß sie ferner am Ertrage des Landes teilnahmen durch Überlassung eines Stückes Land etwa zum Flachs- oder Körnerbau, oder auch durch einen bestimmten Anteil am Erdrusch des Getreides, etwa den 10. oder 12. Scheffel; und ebenso selbstverständlich war es, daß sie auf dem Hofe wohnten, sei es in den gemeinsamen Gesinderäumen des Bauern, sei es in einer Katensiedlung der Herrschaft. Der Lohn aber, der über all diese Emolumente hinaus gegeben wurde, hatte alter Gewohnheit folgend ebenfalls noch zumeist die Form naturalwirtschaftlicher Reichnisse.

Diese noch ganz patriarchalische Haltung des Gesindes und der Dienstleute begann nun mit steigendem Wachsen des Unternehmergewinnes in der Landwirtschaft immer mehr zu schwinden. Am frühesten wohl da, wo die Landwirtschaft schon in früheren Jahrhunderten den Charakter des Unternehmens

anzunehmen begonnen hatte, in den Großbetrieben des Koloniallandes; hier wurden Insten und Dreschgärtner schon bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts von seiten der Herren sogar zu Arbeitern im Sinne des modernen vierten Standes gemacht[1]. Aber auch in den Großbetrieben des Mutterlandes wie allenthalben in den bäuerlichen Verhältnissen setzte dieselbe Bewegung leise mit den dreißiger und vierziger Jahren ein, um in den siebziger Jahren, als schlimme Zeiten für die Landwirtschaft kamen, die die Landwirte zu genauerem Rechnen zwangen, augenscheinlich und reißend hervorzubrechen. Gesinde- und Dienstmannsgeist verschwand; der Begriff des modernen Arbeiters zog auch auf dem Lande ein: Stellung rein auf dem Boden eines wohl abgezirkelten Vertragsrechtes, Geldlohn, Verselbständigung der Lebensweise des früher dem Hause angeschlossenen Gesindes. Es ist eine Bewegung, die heute noch keineswegs abgeschlossen ist: die Emanzipation aus der alten Konsumtions- und Produktionsgemeinschaft des Hauses und Hofes.

Wen der größere Teil der „Schuld" an dieser Entwicklung trifft, die Herren oder das Gesinde, wer wollte es entscheiden? Auch in den hauswirtschaftlichen Verhältnissen der städtischen Familie hat sich derselbe Umschwung vollzogen und vollzieht sich noch, bis zu dem Grade, daß die Dienstmädchen in gewissen Städten schon nicht mehr in der Wohnung der Familie mithausen wollen, sondern nur auf Stunden erscheinen, gleich einer Aufwartefrau oder einer Primadonna, die ohne festes Engagement auf Gastrollen reist: es ist ein gemeinsamer, elementarer Zug der Entwicklung, der über die Köpfe der Individuen hinweg alte Vertrauensverhältnisse in Rechtsverhältnisse, Sitte in Vertrag, virtuelle Dienstleistungen in gemessene verwandelt.

Für einen solchen Wechsel mag bei dem Dienstboten das Beispiel freien Lebens der Industriearbeiter von Bedeutung gewesen sein; gewiß aber auch der eigene Vorteil: wollte er auch nur seine Stellung behaupten, so mußte er sich auf gleiches

[1] S. darüber Genaueres unten in Kap. VI.

Niveau setzen mit einer Volkswirtschaft, die immer mehr in Geld und Rechnung, in Bilanz und Hauptbuch aufging. Und war nicht das Motiv bei dem Herrn, nun dem Arbeitgeber, das gleiche? Schließlich trafen sich beide in der Umwandlung des alten Dienstverhältnisses in den modernen Arbeitsvertrag.

Doch zeigte sich bald, daß der Herr bei dieser Umwandlung in agrarischen Verhältnissen den kürzeren zog. Die Landwirtschaft, auch in den modernsten Formen, behält immer noch etwas Virtuelles und Potenzielles; sie läßt sich nicht gleich einem industriellen Großbetrieb fast rein auf Heller und Pfennig stellen, fast ganz in exakt zu kontrollierende Zwangsbewegungen von Maschinen auflösen. Darum bleibt der in ihr beschäftigte Arbeiter immer mehr Mensch: er muß nicht bloß etwas, er muß sogar viel können, und er muß ein auch in unvorhergesehenen Fällen sich bewährendes Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, muß eine sittliche Persönlichkeit sein: im allgemeinen mehr als der einfache Industriearbeiter. Sittliche Persönlichkeit aber heißt in den unteren Klassen noch weit mehr als in den oberen: eine an die Sitte gebundene, in ihr lebende Natur. Nun wurde aber grade durch das Eindringen des Unternehmungscharakters dieses Moment sittenmäßiger Bindung zwischen Herr und Gesinde zerrissen. An die Stelle der potenziell und virtuell bindenden Sitte und eines untrüglichen Verantwortlichkeitsgefühls traten abgezirkelte Pflicht und vertragsmäßige Leistung. Konnten sie dem Landwirt genügen? Allgemein erschollen die Klagen über die Unzuverlässigkeit, die Interesselosigkeit des modernen Gesindes.

Und diese Arbeiter selbst, nicht mehr an einen dem Herrn und den Dienern gemeinsamen Anteil am Ertrage des Bodens gebunden, sie reckten ihre Köpfe höher, blickten umher, sahen ihrer Stellung scheinbar analoge Verhältnisse in der Industrie und verglichen. Verglichen zunächst auf Heller und Pfennig. Und fanden, daß ihre länger währende und schwerere Arbeit schlechter bezahlt wurde als die Arbeit da draußen. Fanden dann weiter, daß sie von den Zahlungen, die sie erhielten — und sie erhielten fast weiter nichts mehr als Zahlungen —, da

draußen viel besser, bunter, vergnüglicher kaufen und leben konnten. Fanden endlich, daß ihnen auch andere Bedürfnisse eines höheren Daseins, Belehrung, Mitleben mit der Zeit, ästhetische Freuden primitiver Art in der Stadt geboten wurden, für deren Ersatz daheim fast nur die Kirche, und diese oft einseitig und kümmerlich, sorgte. Zu schweigen von den Dingen, welche die Sinnlichkeit der Jungen lockten.

Und da sie nichts weiter hielt, so wanderten sie fort, hinein in das neue Leben. Bis zu welchem Grade dies ganz allgemein geschah, ist statistisch schwer zu fassen. Aber es gibt Anzeichen, die eine für die agrarische Entwicklung höchst bedenkliche Ausdehnung der Bewegung außer Zweifel stellen. Die einschneidendste Beobachtung, die sich auf diesem Gebiete machen läßt, ist wohl die folgende. Wir sehen überall, wo die Unternehmung eindringt, sich Organisationen bilden derart, daß die Zahl der Abhängigen in der Bevölkerung zunimmt: man kann einen solchen Zahlenverlauf geradezu als ein sicheres Anzeichen der günstigen Entwicklung moderner Wirtschaftsformen betrachten. Und hier ergibt sich nun für das industrielle und kommerzielle Deutschland folgendes Bild der Entwicklung[1].

Die Zahl der Selbständigen betrug auf 1000 Seelen:

1882: 64,2, 1895: 56,1; also 1895 weniger 12,6.

Die Zahl der abhängigen Personen auf diesem Gebiete betrug auf 1000 Seelen:

1882: 120,8, 1895: 157,4; also 1895 mehr 30,5.

Ganz anders in der Landwirtschaft. Hier gab es auf 1000 Seelen:

Selbständige 1882: 48,4, 1895: 49,8; also mehr 2,9,
Abhängige 1882: 131,5, 1895: 110,4; also weniger 16,1[2].

Diese Daten zeigen, wie das Eindringen des Unternehmens in die Landwirtschaft auf diesem Gebiete keineswegs die üblichen Folgen gehabt hat, sondern entgegengesetzte: die „Arbeiter“

[1] S. Troeltsch S. 140 f.
[2] S. Troeltsch S. 140–141.

haben die Umformung in die Unternehmung schließlich in der für sie eintretenden Fassung nicht angenommen; sie sind weggewandert.

Und was schlimmer ist: sie sind kaum an einer Stelle des Reiches durch neue, gute Elemente ersetzt worden. Gewiß mag sich mancher Abgewanderte aus den rußigen Straßen der Stadt, aus dem Qualm und dem Getöse der Fabrik, aus seiner traurigen Hofwohnung im vierten oder fünften Stock wieder heimsehnen in Gottes freie Luft, nach dem frischen Brodem der Ackerkrume: aber geht er wieder hinaus? Es ist eine ständig wiederkehrende Erfahrung, daß, während industrielle Arbeiter von Fabrikation zu Fabrikation nicht selten wechseln, Arbeiter zur Landwirtschaft nur selten und ungern zurückkehren: die Arbeit ist zu schwer, zu mannigfaltig für den ausgemergelten und in einseitiger Muskelarbeit ungelenk gewordenen Körper. Und so ertönen von überall her, und keineswegs bloß etwa im Osten, die Klagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern.

Dies Schicksal des ländlichen Arbeiterstandes ist nun eine Hauptursache gewesen für die Verschiebung der sozialen Bedeutung der Landwirtschaft innerhalb des nationalen Daseins. Denn wenn ein Maßstab für die Wichtigkeit der einzelnen Zweige nationaler Erzeugung gesucht wird, so wird ihn ein gesunder Sinn nicht so sehr in der Produktionshöhe an sich finden — einem zudem sehr schwankenden Begriff, da die Produktionshöhe eines bestimmten Erzeugnisses immer wieder auf die Höhen anderer bezogen werden kann und nicht zu sagen ist, welchem Erzeugnis dann die Grundbedeutung zuzusprechen sei —, sondern vielmehr in der Zahl der in dem betreffenden Erzeugungsgebiet beschäftigten Seelen. Denn die Menschen und der Menschen Seelen sind es schließlich, die Glück und Unglück bestimmen und in Hoffnung und Erfolg, in Absicht und erreichtem Ziel jenes vielverschlungene Gewebe herstellen, das wir Geschichte nennen. Wenden wir aber diesen Maßstab an, so hat eben die Abwanderung der Landarbeiter die prozentuale Beteiligung der Landwirtschaft an der Volkswirtschaft gewaltig verschoben. Gewiß ist es die Abwanderung der Arbeiter allein

nicht gewesen. Auch die kleinen Stelleninhaber, die selbständig waren, sind vielfach abgewandert; auch Bauern haben ihr ererbtes Gut verlassen, auch Rittergüter sind ausgeschlachtet worden und ihre Geschlechter eingegangen als Bestandteil der ländlichen Bevölkerung. Aber der Kopfzahl nach werden doch die ländlichen Arbeiter und die ihnen nahestehenden Bestandteile des Landvolkes (jüngere Söhne von Bauern in Knechtsstellung beim brüderlichen Wirt u. a. m.) die Hauptmasse der Abwandernden gebildet haben.

Was ist nun unter gleichzeitiger Zunahme der industriellen, kommerziellen und kopfarbeitenden Klasse das Ergebnis dieser Abwanderung für die Stellung der Landwirtschaft im Volkskörper gewesen? In den dreißiger Jahren waren noch mindestens vier Fünftel der deutschen Bevölkerung dem Berufe nach Landwirte, in den sechziger Jahren waren es noch drei Fünftel, im Jahre 1882 noch mehr als zwei Fünftel, gegen Ende des Jahrhunderts wurden diese zwei Fünftel schon längst nicht mehr erreicht. Die entscheidende Zeit war wohl die Mitte des Jahrhunderts hin bis zu den siebziger Jahren. Damals machte die landwirtschaftliche Bevölkerung noch reichlich die Hälfte aller Erwerbstätigen aus; später ist der Prozentsatz gesunken. Freilich doch nicht so stark, wie die angeführten statistischen Ziffern zum Ausdruck bringen. Denn in ihnen sind die zahlreichen Fälle nicht miteinbegriffen, in denen Erwerbstätige im Nebenberufe noch etwas Landwirtschaft treiben; im Jahre 1895 waren dies 3,7 Millionen. Zieht man diesen Umstand mit in Betracht, so wird man wohl sagen können, daß von den sechziger Jahren an bis zur Gegenwart der Anteil der ländlichen Bevölkerung am Gesamtkörper der Nation um mehr als 10 % abgenommen haben mag: so daß sich in der Gegenwart, roh gerechnet, bei Ansetzung aller anderen (freieren) Berufsarten auf 20 %, Landwirtschaft einerseits und Handel und Industrie anderseits mit je 40 % der Bevölkerung die Wage halten mögen. Freilich: über die Richtung der Entwicklung kann keine Frage sein: sie wird dem Personenbestand der Landwirtschaft immer ungünstiger.

Daß eine solche Entwicklung nun in manchem Betracht ungesund und bedenklich ist, kann vom nationalen Standpunkte aus wohl kaum einem Zweifel unterliegen. Ist sie doch schon längst so stark, daß zur Bearbeitung des heimischen Bodens Nachschübe von Arbeitern fremden Stammes notwendig sind. Sie wie nicht minder starke Nachschübe auf industriellem Gebiete haben zur Folge gehabt, daß das Deutsche Reich in den letzten Jahren einen früher nie erhörten Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung erlebt hat.

Natürlich aber hat bei einem solchen Entwicklungsgang der ländlichen Bevölkerung auch die landwirtschaftliche Produktion in ihrer Bedeutung gelitten. Und auch hier erfolgte der Umschwung etwa um die Mitte des Jahrhunderts. Bis dahin war die landwirtschaftliche Erzeugung Deutschlands schon deshalb ausschlaggebend für die Nation, weil sie vollständig ausreichte, um deren Bedarf zu decken. Seitdem war das nicht mehr der Fall; und zugleich verschob sich der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung immer ungünstiger im Verhältnis zum Werte der industriellen Erzeugung. In der Gegenwart wird die Jahresproduktion für die Landwirtschaft auf etwa 6 Milliarden Mark, für das Klein- und Großgewerbe dagegen etwa auf das Doppelte angenommen, — und das Einkommen aus landwirtschaftlichem Betrieb soll etwa 3, das aus Handel und Industrie etwa 13½ Milliarden betragen.

Was diese Ziffern, so wenig sicher und mancher Korrektur bedürftig sie an sich sein mögen, für die Gesamtentwicklung der Landwirtschaft und das Verhältnis der Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung von einst und jetzt eigentlich besagen, das wird erst ganz klar, wenn wir sie in den Gesamtverlauf der europäischen und der deutschen Bevölkerungsbewegung während des 19. Jahrhunderts stellen. Europa hatte — nach Levasseur — im Jahre 1800 175 Millionen Menschen; im Jahre 1890 waren es 350 Millionen und im Jahre 1900 etwa 400 Millionen. Es ist also im 19. Jahrhundert wohl mehr als eine Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten. Dabei besteht aber seit den letzten zwanzig Jahren

des 19. Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa eine deutliche Tendenz allmählichen Rückganges der Geburten. Was Deutschland speziell angeht, so ist in dem heutigen Reichsgebiete eine Verdoppelung der Bevölkerung schon in etwa 75 Jahren, nämlich von 1816 bis 1890, erreicht worden: so unrichtig es also ist, sich die deutsche Bevölkerungsbewegung als gegenüber anderen Völkern in ganz einzigartiger Weise begünstigt vorzustellen, so sehr trifft es doch zu, daß die deutsche Volkszahl etwas mehr als die europäische im Durchschnitt gestiegen ist. Nun liegt aber die stärkere Seite dieses Wachsens keineswegs in so hohem Grade, wie das zumeist geglaubt wird, nur in der mehr industriellen zweiten Hälfte des Jahrhunderts, sondern fällt zu einem nicht geringen Teile auch der ersten Hälfte zu. In der Tat gab damals bereits, ja sogar schon in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, die Landwirtschaft mit dem Wachstum der agrarischen Erzeugnisse, mit dem systematischen Anbau von Hackfrüchten vornehmlich auf der Brache — heute liefern Getreidebau und Hackfruchtbau annähernd die gleiche Summe von Nährsubstanz — die erste Möglichkeit einer starken Bevölkerungsvermehrung. Es geschah dies aber, wie wir sahen, in den Zeiten einer noch immer anhaltenden Blüte der Hauswirtschaft, in einer Periode, da die alte Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft des ländlichen Gutes noch nicht aufgegeben war. Die Folge war, daß die Erträgnisse nach noch halb mittelalterlicher Weise in einem besonders hohen Grade auch der ländlichen Bevölkerung unmittelbar zu gute kamen: und daher neben manch ländlichem Rückgang an einzelnen Stellen und einer schon beginnenden proletarischen Bildung der ländlichen Arbeiterverhältnisse im Osten doch im ganzen die gehobene agrarische Lebenshaltung dieser Zeit und der Kinderreichtum und somit das Anschwellen der ländlichen und auch noch landwirtschaftlichen Bevölkerung.

Anders dagegen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Man wird wohl sagen dürfen, daß auch in ihr die Quantitäts- und Qualitätssteigerung der landwirtschaftlichen Produktion verhältnismäßig nicht kleiner, eher größer gewesen sei als in

der ersten Hälfte des Jahrhunderts: hat sich doch der Körnerbau im Laufe des ganzen Jahrhunderts verdoppelt ohne Ausdehnung des Areals: eine Leistung, die gewiß wesentlich der zweiten Hälfte des Jahrhunderts anzurechnen ist. Aber ist dieses weitere Erträgnis in gleichem Maße einem Steigen der Bevölkerung zu gute gekommen? Keineswegs; und am allerwenigsten ist die landwirtschaftliche Bevölkerung gestiegen. Indem die Landwirtschaft der Unternehmung anheimfiel, exportierte sie viel mehr als bisher in die Städte, deren Bevölkerung nun machtvoll wuchs, und zu gewerblichen Zwecken: durch Vermittlung der landwirtschaftlichen Gewerbe auch stark ins Ausland. Zugleich aber wird sie ihre Gewinne nunmehr weit konsequenter als früher im Geiste der Unternehmung außer auf die Vermehrung der Bevölkerung auch zur Melioration des Betriebes verwandt haben. In diesem Zusammenhang gelangte sie dann zur Rationalisierung ihrer Aufgaben und zur Behandlung des Gesindes im Sinne von Arbeitern. Das aber hatte wiederum zur Folge, daß die Arbeiter, die nun auch ihrerseits rechnen lernten, aus den moderner werdenden Verhältnissen zumeist nach den großen Städten abwanderten. So hat sich die Bevölkerung aus dem landwirtschaftlichen Ertrage heraus schon an sich nicht in gleichem Maße wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt; außerdem aber trug neben anderen minder wichtigen Tendenzen die Industrialisierung der Nation in hohem Maße zu einer Entvölkerung des platten Landes bei.

Damit ist denn die Landwirtschaft für die Volkswirtschaft, und das heißt für die Nation, weniger ausschlaggebend geworden als früher: sie steht nicht mehr gleich stark im zentralen Interesse der nationalen Wohlfahrt; ja verglichen mit früheren Zeiten, hat sie auch bei Anwendung eines relativen Maßstabes an Wichtigkeit verloren. Erst eine ganz andere Organisation der landwirtschaftlichen Interessen würde ihr wieder die Bedeutung geben können, die ihr schon als dem konservativsten Gewerbe und ihren Angehörigen als den Inhabern eines der gesundesten Berufe gebührt.

4. Versuchen wir, all die Eindrücke des bunten Bildes, das in dem vorigen Abschnitte zu zeichnen war, noch einmal zu einer Totalwirkung zusammenzufassen, in einem zentralen Motive gleichsam gipfeln zu lassen, so läßt sich sagen: all die jüngsten Umwandlungen der ländlichen Stände und ihrer Berufe beruhen auf dem Vordringen des Geistes und der Praxis der freien Unternehmung in die agrarischen Kreise. Und soll die unendliche Zersplitterung und Breite der einzelnen Eindrücke des Bildes einer Erklärung unterzogen werden, so liegt diese in dem trivialen Gedanken, daß die agrarischen Bildungen, als die konservativsten, naturgemäß die größten Schwierigkeiten fanden, sich der modernsten aller wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen anzupassen.

Allein es will dem Erzähler scheinen, als wenn eine solche Reduktion auf ein einfachstes Motiv, so richtig sie wissenschaftlich ist, doch der anschaulichen Phantasie des Lesers nicht ohne weiteres genügen werde. Für diese müssen Mittelglieder den Übergang greifbar darstellen; Mittelglieder, deren nähere Betrachtung dann zugleich auch neue Streiflichter auf das Verhältnis von Landwirtschaft und Unternehmung von hoffentlich auch einigem wissenschaftlichen Werte fallen lassen wird.

Welches würde denn diejenige Betriebsform der Landwirtschaft sein, die den Anforderungen der freien Unternehmung am besten entspräche, ihren Einfluß mithin am entschiedensten und klarsten zum Ausdruck brächte? Es wäre offenbar ein plantagenartiger Großbetrieb, der, in Gegenden mit der Möglichkeit doppelter und dreifacher Ernten im Jahre, also sozusagen jahreszeitlos gelegen, in ständig wechselnder Bebauung jeder Konjunktur des Weltmarktes durchaus unmittelbar folgen könnte; dieser Plantagenbetrieb müßte dann aufs reichste mit umfassendem Maschinenpark und einer Arbeiterschaft ausgestattet sein, die, obwohl ungelernt und ohne tieferes Verantwortlichkeitsgefühl, dennoch alle — durch die Maschinen freilich aufs äußerste beschränkten — Dienste leicht verrichten, gegen Geldlohn dienen und jederzeit in beliebiger Weise vermehrungs- oder verminderungsfähig sein müßte. In einem

solchen Betriebe wären offenbar die beiden Elemente der Unternehmung, das kaufmännisch-spekulative und das industriell-arbeitgeberische, gleich gut vertreten.

Läßt sich in Deutschland das Ideal eines solchen Betriebes irgendwo, und womöglich gar rasch verwirklichen? Offenbar nicht: selbst wenn Klima und geographische Lage nicht entgegenstünden, so ist das platte Land doch mit in langer Entwicklung gewordenen Gebilden bedeckt, die diesem Ideale fast sämtlich widersprechen.

Am einfachsten würden sich gewisse Seiten der landwirtschaftlichen Idealunternehmung in Deutschland noch in kleinen Betrieben von besonderer Intensität verwirklichen lassen: für diese würde zwar das industriell-arbeitgeberische Element nicht in voller Ausdehnung entwickelt werden können, wohl aber das kaufmännisch-spekulative durchaus zutreffen. In der Tat sind nun auf diesem Boden in Deutschland die ersten wirtschaftlichen Unternehmungen groß geworden: der Anbau des Weins und der Handelspflanzen wie der Gemüsebau schon des Mittelalters. Und in den letzten Jahrzehnten haben derartige Unternehmungen unter der offenbaren Gunst der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung gewaltig zugenommen: außer allen Arten der Handelsgärtnerei gehört hierher die Butter- und Käsefabrikation, die Obstzucht für den Absatz eingemachter oder getrockneter Früchte und dergleichen. Dabei sind diese Kleinbetriebe im Verlaufe der Entwicklung gezwungen worden, den einzigen Mangel, der sie von der echten und rechten Unternehmung trennt, die fehlende Größe des Betriebes, durch Vergesellschaftung wettzumachen: daher ist auf diesem Boden ein mächtiges Genossenschaftswesen erblüht.

Ganz entgegengesetzt gegenüber den Einflüssen der modernen Unternehmung verhielt sich das deutsche Bauerngut. Von ihm aus ließ sich ein so rascher Übergang zur Form der Unternehmung nicht vollziehen, auch nicht auf dem Wege der Vergesellschaftung. Grade die besten sittlichen Eigenschaften des deutschen Bauern, sein Hängen am Hergebrachten, sein frommes Beharren, seine Stetigkeit und Treue, verschlossen diesen Weg.

Gewiß: manchem Einflusse des neuen Geistes hat sich der Bauer nicht entziehen können, wie wir früher gesehen haben. Aber auch auf dem Boden der Zugeständnisse — und namentlich in den ersten Jahrzehnten — trotzte er und litt vielfach, ohne zu klagen; und half alles nichts, so wanderte er aus oder ging zu Grunde. In Polenz' Roman „Der Büttenbauer" ist dieser Leidensweg ergreifend und in mancher Hinsicht typisch dargestellt. Neuerdings begann sich dann der Bauer allerdings den neuen Verhältnissen etwas mehr anzubequemen; aber daß er sie beherrschte, daß er sie ausbeutete in souveräner Behandlung, davon ist doch auch jetzt noch nicht entfernt die Rede: dem widerspricht nicht bloß sein Charakter, sondern auch das objektive, ebenfalls nicht so leicht zu ändernde wirtschaftliche Herkommen.

Aber auch der deutsche Großgrundbesitzer konnte und kann nicht ohne weiteres Unternehmer im vollsten Sinne werden. Sein Besitz ist für die allermodernsten Anforderungen der Unternehmung doch meist noch zu klein: wenigstens gilt das von den Gütern der etwa zehntausend mittleren Rittergutsbesitzer. Anderseits sieht sich der Großgrundbesitzer doch — und auch schon der mittlere — zunächst dadurch in den Kreis der Unternehmung hereingerissen, daß er von seinen Erzeugnissen zu verkaufen gezwungen ist: das schließt ihn, wie die Dinge heute liegen, sofort dem Weltverkehr an und damit allen Entwicklungsstufen und allen Wechselfällen der spekulativ-kommerziellen Unternehmung.

Wird er aber Unternehmer, so muß er auch intensiver anbauen. Und bei dem reißenden Fortschritt der Wissenschaft und des Verkehrs seit etwa drei Menschenaltern vermag er das auch. Ein Fachmann wie Max Delbrück hält eine Verdoppelung der landwirtschaftlichen Produktion im allgemeinen, ja eine Verdreifachung der Kartoffelerträge im Laufe des 20. Jahrhunderts für möglich; Wagner hat weite Kreise belehrt, daß eine gesteigerte Stickstoffdüngung dazu dienen würde, von der großen in Deutschland zur Anwendung gelangenden Dungmasse von Phosphorsäure erheblich höheren Gewinn zu ziehen, um

vor allem größere Körnerernten zu erzielen; und v. Rümler zieht aus der allgemeinen Lage der landwirtschaftlichen Wissenschaft und anderen Momenten den Schluß, daß Deutschland bei weiteren, selbst nicht übergroßen technischen Fortschritten in der Landwirtschaft und einiger Ausdehnung des Ackerareals noch auf längere Jahre hinaus in der Lage sein würde, seinen Getreidebedarf selbst zu decken. Das sind — freilich rein kulturtechnisch und ohne Rentabilitätsrücksichten berechnet — sehr verlockende Aussichten. Allein was setzen sie unter den heutigen Verhältnissen voraus? Bedeutende Erhöhung der Intensität des Anbaus bei gesteigertem Gewerbebetrieb: stärkeres Maschinenwesen, Verbesserung der Verkehrswege, zahlreiche Arbeitskräfte mit gutem Lohne, — mit einem Worte: mehr Kapital. Wird aber das Kapital dem Boden investiert, so wird dieser, da das Kapital das Blut des modernen Unternehmertums ist, auch von dieser Seite her, nicht bloß durch den Eintritt seiner Erzeugnisse in den Weltverkehr, dem Geiste und den Entwicklungsbedingungen der freien Unternehmung unterworfen. Das Kapital kann ein- und auswandern, es kann, je nach der Höhe des Zinssatzes, befreien und drücken, sein massenhaftes Auftreten in der Verwendung zu produktiven Zwecken genügt unter den heute im übrigen vorliegenden Verhältnissen, dem betroffenen Betrieb den Charakter des Unternehmens zu geben: und dieser Charakter wird in verstärkter Weise betont, wenn Verschuldungen auch zu anderen als produktiven Zwecken (Restkaufgelder, Erbenanteile) hinzukommen.

So tritt also das spekulative Element in den modernen Grundbesitz und namentlich den Großgrundbesitz in doppelter Form ein: in der Abhängigkeit der Produktenpreise und damit der Grundrente von der Konjunktur der Welthandels, und zwar in dem Sinne, daß die wirtschaftlichen Erwartungen für die agrarische Zukunft im Steigen und Fallen der Grundrente spekulativ vorweg eskomptiert werden, — und in der Teilnahme des Kapitals an der landwirtschaftlichen Produktion, wobei es nach Flüssigkeit und Zurückhaltung, nach Fallen und Steigen des Zinsfußes der Entwicklung nur seiner Konjunktur

und den allein dieser zu Grunde liegenden allgemeinen Bedingungen folgt.

Ist nun aber anzunehmen, daß diese doppelte Verquickung mit spekulativen Elementen immer gleich harmonische Ergebnisse zeitigen werde? Ist die Grundrentenkonjunktur günstig — steigt die Grundrente — und die Kapitalkonjunktur ungünstig — sinkt der Zinsfuß —: ja, dann ist alles wohlbestellt, und die Landwirte feiern Feste. Es war der Fall bis in die siebziger Jahre hinein. Und wie es zu gehen pflegt: diese Kombination berauschte die Beteiligten noch einmal wieder aus sich heraus: sie verschärfte noch einmal die günstige Meinung vom Steigen der Grundrente.

Wie aber, als nun, ganz offensichtlich seit den achtziger Jahren, die Grundrente zu fallen begannn? Und der Zinsfuß im allgemeinen wenigstens nicht sank, ja für landwirtschaftlichen Kredit im Hinblick auf die gute Verwertbarkeit des Kapitals in Handels- und Industrieunternehmen höher zu werden drohte? Da zeigte sich stärker als je zuvor die Gefahr der Umgestaltung der Landwirtschaft zur Unternehmung, — freilich damit zugleich auch die Tatsache, wie sehr die Landwirtschaft schon zur Unternehmung geworden war: und den fetten Jahren folgten bisher mindestens schon zwei magere Jahrzehnte.

Aber neben diesen kommerziell-spekulativen Tendenzen war inzwischen auch schon das industriell-arbeitgeberische Motiv des freien Unternehmens in die Landwirtschaft eingedrungen: die Landwirte — und vor allem die Gutsbesitzer — waren mehr oder minder zu modernen Arbeitgebern geworden. Ein Vorgang von der größten sozialen Bedeutung. Aber wir haben schon gesehen, wie auch auf diesem Gebiete die Entwicklung der Landwirtschaft nicht eben günstig war. Trotz aller Versuche, den landwirtschaftlichen Arbeitsbetrieb durchaus im Sinne des freien Unternehmens umzugestalten, gelang dieses Beginnen doch nicht, — aus schon bekannten Gründen: die Betriebsformen der Landwirtschaft sind zu konservativ, sind zu sehr von dem Walten der Natur abhängig, sind zu mannigfach, um von der ungeschulten und sittlich wenig verantwortungsgewöhnten Kraft des bloßen

„Arbeiters“ mit vollem Leben erfüllt zu werden. So zog denn die Landwirtschaft im Wettbewerb um diesen Arbeiter mit der Industrie den kürzeren: ein neues und starkes, wenn nicht stärkstes Element der heute bestehenden Verlegenheiten bildete sich.

Im ganzen läßt sich daher wohl sagen, daß der deutsche Großbetrieb dem Ideale einer landwirtschaftlichen Unternehmung nachgestrebt hat und ihm auch in manchen Dingen nahegekommen ist; erreicht hat er es aber weder nach der kommerziellen noch nach der industriellen Seite hin. Er ist in dieser Hinsicht längst nicht so modern wie jene kleinen ländlichen Spezialbetriebe, die im Handel besonders leicht gehende Produkte erzeugen, namentlich wenn diese vergesellschaftet auftreten, — wenn er auch wiederum um vieles moderner ist als der Betrieb der Bauernwirtschaft alten Schrotes und Kornes.

Ist dies, freilich, wie bei kurzem Worte nicht anders möglich, in sehr genereller Form das Ergebnis der unmittelbaren Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe und Stände — die Summe jener Einflüsse, die ganz unvermeidlich waren: so hat doch eine Reihe anderer Vorgänge mehr mittelbaren Zusammenhanges dies Ergebnis noch besonders betont. Unter ihnen ragen zwei hervor: der Einfluß, der sich für die Landwirtschaft aus der direkten Berührung mit der Entwicklung der fremden und namentlich der heimischen Industrie ergab, und der landwirtschaftliche Mitbewerb des Auslandes. Von diesen Vorgängen ist der zweite zu Beginn der Geschichte der ländlich-sozialen Entwicklung schon eingehend erörtert worden[1]; von dem zweiten kann erst jetzt, am Schluß der allgemeinen Geschichte der ländlichen Stände, mit Nutzen die Rede sein.

Dabei handelt es sich an erster Stelle um die Aufgabe, die allgemeinen Wirkungen des gewerblichen Aufschwunges des letzten halben Jahrhunderts auf die Landwirtschaft überhaupt kennen zu lernen. Und da darf man nun nicht von vornherein von dem heute in diesem Zusammenhange so häufig geäußerten

[1] S. oben S. 341 ff.

Gedanken ausgehen, daß die Landwirtschaft unter den Wirkungen industrieller Fortschritte unbedingt habe leiden müssen. Im Gegenteil! Je mehr Mägen einer steigenden industriellen Bevölkerung zu sättigen sind, um so stärker wird im allgemeinen die Landwirtschaft zur Vermehrung der Produktion angeregt werden. Und wenn Industrie und Handel höhere Formen wirtschaftlichen Denkens entwickeln, so kommen diese Formen auch der Landwirtschaft zu gute. Freilich: sie muß dann den neuen Formen zu folgen wissen. Da sich aber der Fortschritt zu höheren Wirtschaftsformen in einer kräftigen Nation nicht umgehen läßt, auch wenn er schwierige Wandlungen des Bestehenden mit sich bringt, so begreift sich, wie von diesem Standpunkte aus aufstrebende noch vorwiegend agrarische Kulturen regelmäßig der Förderung der Industrie günstig sind: so heute Rumänien, Serbien, Ungarn, so bis vor kurzem noch die Vereinigten Staaten, so im 17. und namentlich 18. Jahrhundert auch Deutschland.

Dieser glückliche Einfluß der Industrie ist aber, wie es scheint, ganz allgemein an die Bedingung geknüpft, daß er durch günstig gelegene größere Städte in genügender räumlicher Verteilung wirken könne. So war es z. B. in dem Flandern und Italien des 13. bis 16. Jahrhunderts, in dem Spanien etwas späterer Zeit der Fall: daher dort so frühe Zeitalter überaus intensiver Landwirtschaft. In der Tat ist der Zusammenhang einfach genug: jeder dieser Handels- und Gewerbemittelpunkte hatte einen starken Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, den er zunächst aus der ländlichen Umgebung befriedigte, und der unter allen Umständen die Preise der Landesprodukte so steigerte, daß den ländlichen Klassen genügendes Kapital zur Intensivierung des Anbaus zufloß.

Dieser Art ist denn auch in Deutschland die Wirkung überall da gewesen, wo ein reicher Kranz größerer Städte die Linien unserer Mittelgebirge oder die Flußläufe begleitete: eine Erscheinung, die fast für das gesamte mutterländische Gebiet zutrifft. Anders dagegen im Kolonialland, namentlich des Nordostens. Hier gab und gibt es nur eine geringere Zahl größerer, dagegen eine Unzahl

kleinerer Städte. Inwiefern dieser Unterschied vom Mutterland geschichtlich, inwiefern er auch geographisch-physikalisch bedingt ist — Mangel an Erzen und Fossilien, ungünstiges Flußnetz u. s. w. —: darauf ist hier nicht einzugehen. Sicher steht die Tatsache, daß diese kleineren Städte den erwähnten Einfluß schon an sich nicht ausüben konnten. Sie konnten es aber um so weniger, weil noch ein weiteres erschwerendes Moment hinzukam, um ihre Kraft lahmzulegen. Diese Länder sind im wesentlichen Gegenden des Großgrundbesitzes: die Überschüsse der Landesproduktion sammeln sich also in wenigen Händen. Bringen nun aber und brachten diese Hände die jährlichen Überschüsse wieder im Lande und vornehmlich in den kleinen Landstädten in Umlauf? Keineswegs. Die Magnaten, die größten Grundbesitzer, leben teilweis garnicht im Lande; und auch der gewöhnliche Rittergutsbesitzer hat zahlreiche Bedürfnisse, die er nicht durch Einkauf in der benachbarten Landstadt, sondern in Breslau, Königsberg, Berlin und wo möglich gar in Paris und London befriedigt. So tritt denn hier im Nordosten jene heilsame lokale Wechselzirkulation zwischen Land- und Stadtlandwirtschaft weit weniger ein als sonst in Deutschland, und die Folge ist, daß nicht leicht größere städtische Zentren entstehen, welche geeignet wären, ihrerseits das Land der Umgebung stark mit Kapital zu befruchten. Und so darf man wohl sagen, daß die industrielle Entwicklung mit ihren günstigen Einflüssen auf das platte Land weit mehr den westelbischen als den ostelbischen Gebieten oder wenigstens den Ostmarken, den Gebieten rechts der Oder, zu gute gekommen ist.

Nun geht freilich neben diesem in städtisch-ländlicher Wechselwirkung verlaufenden Einflusse der Industrie noch ein anderer her: er wird durch die Seßhaftmachung der Industrie auf dem Lande selbst entwickelt. Und hier wird man wieder, nach ihrer sozialen Wirkung, zwei Arten industrieller Festsetzung unterscheiden können: die in großen landwirtschaftlichen Nebengewerben (Brauerei, Brennerei, Zuckersiederei u. a. m.), und diejenige in Industrien, welche großer freier Arbeitermassen bedürfen, mögen sie nun fabrikmäßigen oder hausindustriellen Charakters

sein. Da haben nun zunächst die landwirtschaftlichen Nebengewerbe eine Entwicklung durchgemacht, die vornehmlich zu Gunsten des Großbetriebes ausgeschlagen ist. Von vornherein galt das, soweit nicht vornehmlich genossenschaftliche Bildungen auch die Beteiligung des mittleren Grundbesitzes ermöglichten, von den Zuckersiedereien: sie sind immer größere Betriebe gewesen. Was die anderen Industrien betrifft, so gab es in Preußen Brennereien 1831: 22988, 1865: 7711; Brauereien auf dem Lande 1839: 6890, 1864: 3683[1]; es waren die kleinen Betriebe, die in den vierziger, fünfziger, sechziger Jahren zu Grunde gingen; und diese Bewegung, in Norddeutschland schon bedeutend, ist in Süddeutschland vielleicht, wenn auch etwas später, so noch stärker verlaufen. Damit ist es klar, wer unter dieser Bewegung im allgemeinen litt und gewann: der bäuerliche Besitz, der immer gern gebrannt und gebraut hatte, wurde geschädigt, und dies war ein Verlust, der vornehmlich das Mutterland traf; der Großgrundbesitz dagegen wurde gefördert, und das war vornehmlich der Großgrundbesitz des Nordostens. Freilich: auch ihm fiel nicht der ganze Gewinn zu. Neben den ländlichen Brauereien hatten schon immer die städtischen gestanden; ja, sie hatten, wegen der Kostspieligkeit des Apparates, schon im Mittelalter, damals wohl durchweg in Regie der Städte, besonders geblüht. Nun war allerdings die Brauerei im allgemeinen seit dem 17. Jahrhundert verfallen und im 18. Jahrhundert erst recht heruntergegangen; die Welt des Rokoko trank kein Bier; Tee, Kaffee und — für die niederen Klassen — Branntwein traten in Wettbewerb. Im 19. Jahrhundert dagegen, in der Zeit des liberalen Philisteriums, wurde das Bier wieder beliebt: und nun schoß die städtische Brauerei, auch diejenige privater Unternehmer, stark empor. Es waren zunächst mittlere Geschäfte; sie versetzten der ländlichen Brauerei, außer der zum Eigenverbrauch, schwere Stöße. Dann freilich sind auch diese mittleren städtischen Betriebe im allgemeinen wieder verschwunden; denn nach 1870 kam die Zeit der

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus 2, S. 140 f.

Großbrauereien. Der Aufschwung in diesem Sinn begann vor allem in Bayern. In München gab es schon 1857 zwei Brauereien, die jährlich über 100 000 Eimer, und zehn, die zwischen 34 000 und 70 000 Eimer erzeugten, einzelner weiterer nicht zu gedenken, die es auch noch bis auf durchschnittlich 14 000 Eimer brachten. Es waren die Anfänge zu einer Großindustrie, die sich dann völlig erst in den Zeiten des neuen Reiches und fast durchgängig in Großstädten, neben München z. B. in Erlangen, Nürnberg, Berlin, entwickelt hat. Es war eine Bewegung, durch die der Betrieb des platten Landes, auch der des Großgrundbesitzes, so gut wie lahmgelegt ward. Aber auch die Brennerei und Zuckerindustrie lohnte schließlich, sogar im ländlichen Großbetriebe, nicht mehr wie früher: die Preise für Spiritus und Zucker gingen in der Zeit von Ausgang der siebziger Jahre bis Ende des 19. Jahrhunderts um mehr als die Hälfte zurück.

Außer den großen landwirtschaftlichen Nebengewerben aber kamen für das Land noch die Industrieen großer Arbeitermassen in Betracht: Fabriken wie Hausindustrien. Diese wurden nun, in Ergänzung der Wirkungen der landwirtschaftlichen Nebengewerbe auf Gutsherr und Bauer, namentlich für den kleinen ländlichen Stelleninhaber von Wichtigkeit. Und da haben wir schon früher gehört, wie stark die ländliche Hausindustrie von den zwanziger bis in die vierziger Jahre hinein zunahm, und wie auch die Fabriken ihren Standort anfangs gern auf dem Lande wählten. Aber in jeder dieser Beziehungen trat später, beginnend mit den fünfziger und sechziger Jahren, stärker dann nach 1870, ein bemerkenswerter Wechsel ein. Die alten Hausindustrieen wurden vielfach durch fabrikmäßige Produktion oder auch durch jüngst entwickelte proletarische Hausindustrieen der Großstädte abgelöst; und die Fabriken zogen sich mit der Ausbildung des Verkehrs und der Verbilligung des Transportes vom Lande hinweg, um in einzelnen städtischen oder städtisch werdenden Orten und Gegenden Fuß zu fassen.

Es war ein für große Massen der ländlichen Bevölkerung überaus wichtiger Vorgang; er nicht zum mindesten hat die

Abwendung der kleinen selbständigen Besitzer vom Lande, vornehmlich im Westen, mit zur Folge gehabt.

Überblicken wir jetzt die Entwicklung des Einflusses der Industrie auf das platte Land, so ergibt sich zunächst, daß von einer einheitlichen Richtung und Wirkung dieses Einflusses keine Rede sein kann. Sogar innerhalb der Haupttendenzen, die hier allein verfolgt werden konnten, besteht Widerspruch, Stoß und Gegenstoß. Dabei ist freilich kein Zweifel, daß der Gesamteinfluß, rein wirtschaftlich betrachtet, ein günstiger gewesen ist. Stellt man dagegen die Frage nach dem sozialgeschichtlichen Ergebnis, so läßt sich wohl das eine mit Sicherheit behaupten, daß ein Unterschied der Wirkung zwischen Mutterland und Kolonialgebiet und zwischen Mittel- sowie Kleinbetrieb und Großbetrieb, soweit etwa diese Gegensätze sich decken, bestand: das Kolonialgebiet ist gewiß weniger günstig beeinflußt worden als das Mutterland. Die Antwort aber auf die Frage, ob im übrigen die soeben geschilderten sozialen Verschiebungen als ein Ganzes günstig oder ungünstig zu beurteilen seien, hängt ganz von dem besonderen etwa einzunehmenden Standpunkte ab, und dieser Standpunkt wird bekanntlich heutzutage sehr verschieden gewählt; wie ihn denn spätere Zeiten gewiß wiederum anders nehmen werden wie wir. Die Geschichte ihrerseits kann sich nur über Verlauf und Zusammenhang der Begebenheiten im ganzen äußern. Bleiben wir innerhalb dieses Bereiches der geschichtlichen Betrachtung, so ergibt sich vor allem, daß hier zum ersten Male ein Unterschied von entscheidender Wichtigkeit wird, dem wir von nun ab noch weiter werden folgen müssen, und der mit die größten Probleme der inneren deutschen Politik der Gegenwart in sich schließt: der wirtschaftliche und soziale Gegensatz zwischen dem deutschen Mutterland und den Kolonialgebieten des Ostens.

5. Im Nordosten haben die Schwierigkeiten, die der Landwirtschaft seit mindestens einem Menschenalter drohen, abgesehen von den an sich schon vielfach entscheidenden Nachteilen, die mit der besonderen physikalisch-geographischen Ausstattung

dieser Gegenden für die Gegenwart verknüpft sind, vornehmlich aus zwei Gründen eine besonders bedenkliche Wendung genommen. Einmal überwiegt in diesen Gegenden der Großbetrieb, der unter der bestehenden allgemeinen Lage besonders zu leiden hat, und zwar wiederum besonders jener mittlere Großbetrieb, der noch mehr betroffen ist als der ganz umfangreiche. Dann aber haben sich auf diesem Boden die wirtschaftlich-sozialen Fragen mit nationalen und konfessionellen verquickt.

Bekanntlich stehen sich in diesen Gebieten fast durchweg Deutsche und Polen gegenüber. Was ist da nun die Lage zunächst der Polen? Die gesamte polnische Nation zählt heute nach den wahrscheinlichsten Berechnungen etwa 15 bis 16 Millionen Seelen. Von diesen mögen rund 2 Millionen auf Amerika kommen, etwa 7 Millionen auf Rußland, sowie gegen 4 Millionen auf Österreich; bleiben für Deutschland, insbesondere Preußen, über 2³/₄ Millionen. Von dieser Zahl sind nur ein Zehntel protestantisch, neun Zehntel dagegen katholisch; und daher erklärt es sich, wenn im deutschen Nordosten und vor allem bei den Polen dieses Nordostens selbst katholisch und polnisch fast für identisch gelten.

Diese polnische Bevölkerung des Deutschen Reiches nimmt große Teile der Provinzen Ost- und Westpreußen, sowie Posens und Schlesiens ein, aber auch in die Provinz Pommern greifen noch polnische Elemente über; und neuerdings haben sich nicht unbeträchtliche Anfänge einer polnischen Diaspora in den Provinzen Brandenburg (Berlin), im Königreich wie in der Provinz Sachsen, vor allem aber im rheinisch-westfälischen Industriegebiet entwickelt. Dabei sind die Polen in ihrer Heimat, der Sprachzugehörigkeit der Bevölkerung nach gerechnet, entschieden im Vordringen; nach Boeckh haben sie sich allein in der Provinz Posen schon in den letzten fünfundzwanzig Jahren seit 1861 um mehr als 200000 Seelen vermehrt, während die Deutschen der Provinz nur einen Zuwachs von 4000 Seelen erfuhren: und diese außerordentliche Zunahme der polnisch redenden Bevölkerung, die noch immer andauert, ist nicht bloß durch Vermehrung der nationalpolnischen Elemente,

sondern auch durch Polonisierung katholischer Teile der deutschen Bevölkerung hervorgerufen worden.

Sind auf diese Weise die Polen als Bevölkerung seit den letzten Menschenaltern entschieden im Vordringen begriffen, so ging dagegen der Grundbesitz in polnischen Händen seit eben jener Zeit zurück. Im Jahre 1848 hatte in der Provinz Posen der polnische Großgrundbesitz noch $3^1/_4$, der deutsche erst $2^1/_2$ Millionen Morgen betragen; nach einer Generation, 1878, hatte sich dies Verhältnis fast umgekehrt: nun waren in polnischer Hand noch etwa $2^3/_4$, in deutscher fast $3^1/_2$ Millionen Morgen. Im Jahre 1889 waren dann deutsch etwa 3 700 000 Morgen, polnisch nur noch 2 520 000 Morgen; und seitdem hat sich die Lage noch weiter zu Gunsten der Deutschen entwickelt. Ähnlich aber wie in der Provinz Posen haben sich auch sonst die Verhältnisse, und zwar auch für das Bauerngut, verschoben.

Also eine in Sachen der Sprachzugehörigkeit und der ländlichen Besitzverhältnisse ganz verschiedenartige, ja entgegengesetzte Entwicklung! Dabei tritt der in dieser Entwicklung liegende Widerspruch vornehmlich in der Form in Erscheinung, daß die nationale Vorwärtsbewegung der Polen, wie sie in der Sprachzugehörigkeit zum Ausdruck gelangt, nicht so sehr an die sozialen Schichten der Großgrundbesitzer und Bauern geknüpft ist wie an die der Landarbeiter und der untersten ländlichen Schichten überhaupt, und daß es für deren Bewegung nahezu gleichgültig geworden ist, ob sich der Großgrundbesitz, der dieser Bevölkerungsschichten bedarf, in deutschen Händen befindet oder nicht.

Aus diesem Zusammenhange geht zugleich hervor, daß der Angelpunkt der nationalen und auch der konfessionellen Fragen im deutschen Nordosten zum guten Teile in der ländlichen Arbeiterfrage gelegen ist. Es ist das eine Auffassung, die in dieser Form schon mehr als einmal von Deutschen der bedrohten Provinzen selbst vertreten worden ist. Zu ihrem genaueren Verständnis bedarf es freilich der Einführung in die besondere Geschichte der ländlichen Arbeiter des Nordostens.

Wir müssen hier eingehender als bisher auf die Geschichte

der kolonialen Gutsherrschaft des 18. Jahrhunderts zurückgreifen. In dieser war ein geordneter Betrieb ziemlich ausgedehnter Landgüter in einer Hand dadurch erreicht worden, daß für den Anbau des Rittergutslandes in einem Dorfe neben den Gutseinrichtungen zugleich die Hand- und Spanndienste der Bauern und kleinen Stelleninhaber, sowie auch die Gesindedienste der jugendlichen Bevölkerung in Anspruch genommen wurden. Der Gutsherr hatte sich also die zum Betriebe eines Gutes nötigen Arbeitskräfte vermöge einer Zwangsarbeitsverfassung in unmittelbarer Nähe gesichert. Dabei war das ständige Gleichgewicht zwischen Gutsareal und Untertanenareal, das Voraussetzung der Stetigkeit und Blüte dieser Verfassung war, durch polizeiliche Vorschriften des Staates, vornehmlich durch das Verbot des Bauernlegens, gesichert worden. In diese Verhältnisse schlugen nun ohne genügende Vermittlung durch Zwischenzustände die Edikte der preußischen Reformzeit nach 1806 ein; vor allem das über die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit vom Jahre 1807: da sollten die hergebrachten Fronden beseitigt und die unsicheren Besitzverhältnisse der Bauern in Eigentum verwandelt werden, um die Grundlage zu schaffen für ein freies Bauerntum und ein dörfliches Leben der Selbstverwaltung.

Wie war es nun unter diesen Umständen denkbar, die Gutswirtschaft möglichst in alter Weise weiterzuführen, zumal deren Landflächen durch die von den Bauern für Ablösungen der Fronden und Erringung des Eigentumsrechtes hergegebenen Landentschädigungen noch wesentlich vergrößert worden waren? Den Widerstreit der Interessen hatten die kleinen Leute zu zahlen. Schon bisher hatte es deren neben den Bauern gegeben: sie hatten kleine, nicht spannfähige Stellen gehabt, sich ziemlich kümmerlich genährt und dem Gute nur mit Handdiensten gefronbet: hörige Tagelöhner gleichsam, doch mit der Aussicht, von dem Herrn bei gutem Dienste gelegentlich in eine spannfähige Stelle, in ein besseres Bauerngut befördert zu werden. Jetzt sahen sich diese kleinen Leute von der allgemeinen Reform ausgenommen. Und sie erlebten nun ein verschiedenes Schicksal, je nachdem sie bisher ein besseres Recht an ihrer

Stelle, Erbpacht oder Eigentum, besessen hatten oder nicht. Im ersteren Falle änderte sich für sie im Grunde wenig oder nichts: sie frondeten ruhig fort, bis mit dem Jahre 1850 für sie, wie um ein halbes Jahrhundert früher für die Bauern, die Zeit der Ablösung ihres Dienstes kam. Im anderen Falle dagegen — und in dieses Schicksal wurden infolge der Deklaration von 1816 schließlich sogar spannfähige Güter in nicht geringer Zahl hineingerissen — war der Ausgang nicht so glimpflich. Die kleinen Stellenbesitzer, die kein besonders gutes Recht an ihrer Stelle hatten, die auf Zeit oder gar auf Kündigung angesetzten Lassiten der alten Zeit verloren jetzt das Schutzrecht, das der Absolutismus gleichsam über sie ausgeübt hatte, indem er nicht geduldet hatte, daß ihre Güter vom Herrn eingezogen oder unbesetzt gelassen wurden: ihre Güter traten in die Luft jenes freien Grundeigentumverkehrs, dessen Herstellung zu den wichtigsten Maßregeln des Steinschen Reformjahres gehört hatte. Die Folge davon war, daß ihre Gütchen von dem Gutsherrn eingezogen wurden, daß sie nichts blieben als Gutstagelöhner, — vielleicht noch in ihrer alten Stelle, aber zu völlig zweifelhaftem, jeden Augenblick kündbarem Besitze. Es ist eine Entwicklung, die sich in den Jahren 1816 bis 1848 reißend vollzog und aus der ein ganz neuer Stand hervorging, ein ländliches Proletariat: als man im Jahre 1850 den spannlosen Lassiten endlich das Recht verlieh, auf ihren Antrag Eigentum an ihren Stellen zu erwerben, da gab es schon kaum noch größere Massen dieser Klasse in dem althergebrachten Verhältnis.

Eine neue Arbeitsverfassung wesentlich der kolonialen Gutsherrschaft hatte sich statt dessen seit etwa einem Menschenalter durchgesetzt: reißend rasch, denn die Gutsherrschaft war, mit ihrem Grundcharakter der Unternehmung schon während des 18. Jahrhunderts, auf sie vorbereitet gewesen. Die alten kleinen Frondner waren zu modernen Arbeitern gemacht worden: nicht mehr patriarchalisch, sondern nach rationalem Rechte dienten sie ihrem Herrn, und gleich dem Industriearbeiter der Stadt, ja noch weniger häufig als diesem, winkte ihnen nur selten die Gelegenheit, sich oder ihre Kinder aus ihrem

Zustande emporzuheben zu besserem Besitz und höherem Dasein. Denn sie lebten nun in den Fesseln eines Arbeitsbetriebes, der immer mehr nach den Gesichtspunkten der freien Unternehmung geordnet wurde, je mehr die Intensität des Landbaues bis zur Berechnung der Pfunde künstlichen Düngers für den Hektar stieg, und je stärker die ländlichen Großindustrieen, Brennerei, Brauerei, Zuckerfabrikation, heranwuchsen. Wie sollten gegenüber den neuen Anforderungen der Dienste, die mit diesen bisher unbekannten Produktionsweisen verknüpft waren, ihre alten, vielfach noch recht patriarchalischen Rechte gewahrt bleiben? Die schlesischen Dreschgärtner oder Erbdrescher, eine besondere Abart kleiner dienender Stellenbesitzer, die auf ihrem Gütchen, dem Garten, abgesondert saßen wie kleine Herren, hatten z. B. das erbliche Recht auf den Erdrusch des zehnten bis sechzehnten Scheffels, dazu das Recht, daß ihre Zahl nicht vermehrt werde: wie sollten sich solche „mittelalterliche" Rechte, die jede größere Änderung, jeden Fortschritt unterbanden, gegenüber dem Unternehmergeist des nunmehr in seinen Handlungen freien Rittergutsbesitzers haben halten können? Nach endlosen Prozessen zwischen den halsstarrigen Erbleuten und den Herren wurden die Rechte und Pflichten der Dreschgärtner durch das Gesetz, betreffend die Ablösung der Dienste in der Provinz Schlesien, vom Jahre 1845 beseitigt. Um es mit einem Worte zu sagen: in dem Momente, da dem Unternehmungsgeist des Großgrundbesitzes, vornehmlich in den kolonialen Gebieten, Freiheit gelassen wurde, sich auf rechnerisch-kommerzieller Grundlage einen Arbeiterstand zu bilden, formte er diesen nach seinen Bedürfnissen im Sinne eines modernen Fabrikarbeiterstandes; und schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts war er damit der Hauptsache nach fertig. Und nun folgten zwei Jahrzehnte blühendsten Aufschwunges der agrarischen Verhältnisse: die Zeit, da die internationalen Störungen der deutschen Landwirtschaft noch nicht eingesetzt hatten; die Zeit zugleich, in der der neue Instenstand noch nicht durchaus zum Bewußtsein seiner neuen, industriellen Lage, der Lage des freien Arbeitsvertrages, gelangt war.

Allein seit spätestens Mitte der siebziger Jahre begannen diese guten Zeiten zu schwinden. Gewiß versorgten deutsche Landarbeiter in diesen Zeiten teilweis sogar noch Galizien und Rußland bis tief ins Land hinein mit dem Überschuß ihrer Arbeitskraft: ein Zeichen, daß es ihrer daheim, im deutschen Osten, noch genug gab. Aber schon das Jahr 1861 war ein Wendepunkt in der Polenfrage: bis dahin hatten die Polen langsam abgenommen in den deutschen Gebieten, jetzt nahmen sie zu: leise begann die Heranziehung polnischer Wanderarbeiter. Denn während die deutschen Insten, vom Garnisondienste aus der großen Stadt oder gar von den Kriegen gegen Österreich und Frankreich heimkehrend, fanden, daß es anderswo schließlich eine freudevollere und bessere Belohnung ihrer Dienste gebe als daheim, hatten die Arbeitgeber, die Herren, inzwischen eine nicht minder unternehmungslustige Berechnung angestellt. Wenn sie jetzt mit Maschinen arbeiteten, wenn sie Saisongewerbe betrieben, wie die Brennerei und namentlich das Zuckerrübengeschäft: bedurften sie dann noch der das ganze Jahr über ständig tätigen Arbeiter von ehedem? Und erschienen sie schließlich der Welt für diese Einheimischen nicht moralisch verantwortlich auch dann, wenn sie ihnen nicht Arbeit gaben, geben konnten? Einen Saisonarbeiter, der von außen kam, wohl gar von jenseit der Grenzen, den konnte man abschieben lassen, wurde er lästig oder bedurfte man seiner nicht mehr. So wirkten zweierlei Motive einträchtig zusammen, um einen ganz neuen Zustand zu schaffen. Denn schließlich faßten die polnischen Saisonarbeiter doch dauernd Fuß; und die deutschen Insten verschwanden in der Bevölkerung der Großstädte wie des Westens. Motive der Abwanderung bei den Insten, Motive der Heranziehung fremder Arbeitskräfte bei den Gutsherren: unter diesem doppelten Spiel ist die jüngste Entwicklung im Nordosten verlaufen — und hat sich zugleich vielfach weiter erstreckt auf die Großgüter des ganzen deutschen Nordens hin bis zum Rhein wie bis tief hinein in die Nachbargegenden Rußlands und Österreichs. Ein Viertel etwa des Gebietes des Deutschen Reiches und mehr als ein Drittel Preußens begann auf diese Weise an einem ständigen

Verlust deutscher Elemente zu leiden. Denn wo der Deutsche den Fuß hob, da rückten fast überall Polen aus Rußland und auch aus Galizien nach. Es war eine bis zur Mitte der achtziger Jahre fast von niemand voll übersehene, geschweige denn gehemmte Entwicklung. Dann aber begann man in den Kreisen der preußischen Zentralregierung das Verhängnisvolle dieses Wechsels zu begreifen; und jetzt wurde die Zuwanderung polnischer Arbeiter verboten, während man zugleich die schon vorhandenen Arbeiter über die Grenze schob. Allein diese Haltung wurde bald gemildert und schließlich im Jahre 1890 der Hauptsache nach aufgegeben. „Den Oberpräsidenten wurde gestattet, im Falle des Nachweises des Bedürfnisses Arbeiter aus Rußland zuzulassen, unter dem Vorbehalt, daß es sich nicht um Familien, sondern wesentlich nur um ledige Arbeiter handeln dürfe, und daß sie bis zum 1. November jedes Jahres über die Grenze zurückgeschafft würden." (Weber.) Und schon das nächste Jahr sah eine Völkerwanderung von weit mehr als 30000 Personen, welche die Grenze passierten. Im Jahre 1900 aber war „die Zahl der Bauern, die aus Russisch-Polen nach preußischen Provinzen gingen, um sich als Landarbeiter zu verdingen, im Vergleich zu den letzten Jahren noch bedeutend größer. Allein aus dem Gouvernement Kalisch sind im Frühjahr 1899 etwa 40000 Bauern und fast ebensoviel aus den anderen an Preußen grenzenden Gouvernements über die Grenze nach Preußen gegangen, so daß die Gesamtzahl solcher zeitweiliger Auswanderer sich im Jahre auf 75000 bis 80000 belaufen haben dürfte. Die Hauptmasse derselben soll nun freilich, wie die Lodzer Zeitung äußert, nicht in den Grenzgebieten Preußens bleiben, sondern mehr in das Innere Deutschlands wandern"[1]: dies aber doch offenbar nur, weil die Grenzgebiete schon gefüllt sind.

Und die im Bodenerwerb noch immer fortschreitenden deutschen Großgrundbesitzer des Landes, — wie sahen sie diesen national so verhängnisvollen Wechsel an? Es gibt in den Ostgegenden Magnaten-Besitzer, deren Latifundien so umfassend

[1] S. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1900 S. 70.

sind, daß sie an sich wohl in der Lage gewesen sein würden, wenn auch unter Opfern, einen großen Bestand deutscher Landarbeiter festzuhalten. Allein war dazu jetzt noch die Zeit, nachdem einmal der Abmarsch der Deutschen den Charakter einer fast elementar fortreißenden Bewegung angenommen hatte? Waren deutsche Arbeiter, ja waren bisweilen Arbeiter überhaupt noch zu haben? Was aber den mittleren Großgrundbesitz, die etwa zehntausend einfachen Rittergutsbesitzer des kolonialen Ostens angeht, so waren sie wirtschaftlich kaum noch in der Lage, nationalen Regungen mit jener Stärke des Willens zu folgen, welche wohl für die Magnaten im allgemeinen noch angenommen werden konnte. Man darf es nicht verkennen: der Junker kämpfte und kämpft etwas wie einen Todeskampf seines einstigen Daseins und des Daseins seiner Vorfahren. Wo sind die fetten Zeiten noch der ersten Hälfte und der ersten Jahrzehnte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geblieben? Der Absatz des Getreides und der Wolle ist geringfügig geworden oder stockt: der Weltmarkt diktiert die Preise. Die Rentabilität der Spiritusfabrikation, die schon die Generation der Väter zu halben Unternehmern gemacht hatte, ist zurückgegangen. Und der Zuckerrübenbau? Immer verhängnisvoller wächst der Wettbewerb im Ausland; staatliche Schutzmaßregeln haben zwar vorübergehend Linderung geschafft, aber sie haben zugleich eine Ausdehnung des Anbaues emporgezüchtet, die, ohne künstliche Mittel unhaltbar, eines Tages in sich zusammenbrechen wird. So ist auch der Junker nicht mehr der alte Landedelmann geblieben; er ist ein Unternehmer geworden, der ängstlich auf den Markt hört, und der da vielfach weiß oder zu wissen vermeint, daß ihn nur noch Getreidemonopol und eine halbe Milliarde jährlich oder mehr an allgemeinen Kontributionen der Nation auf der Scholle halten können: ein halb Depossedierter, der sich anschickt, mit altem Einfluß und ererbtem politischem Sinne va banque zu spielen um ein Dasein, das ihm gleichwohl unhaltbar erscheinen muß. Und dieser Junker, der so schwer nicht bloß um die alte Ehre seines Standes, nein, um sein Daseinsrecht glaubt kämpfen zu müssen, er sollte so hoher

nationaler Regungen und Opfer fähig sein, den deutschen Arbeiterstand und mit ihm die deutsche Nationalität auf dem einst so heiß umstrittenen, aber später in den polnischen Teilungen so leicht gewonnenen Boden zu erhalten? Haben etwa die deutschen Magnaten Böhmens unter für sie ungleich günstigeren Verhältnissen den čechischen Arbeiter von ihrem Boden ferngehalten? So traurig und beschämend dieser Vorgang in Böhmen ist: von einem so hart ringenden Stande wie dem der preußischen Junker im Nordosten darf man nicht zu viel der Opfer erwarten: zumal, abgesehen vom platten Lande, ein neu erwachsender polnischer Mittelstand den deutschen Besitz auch in den Städten aufs entschiedenste bedroht.

Ohne staatliches Eingreifen und die Verwendung starker öffentlicher Mittel ist das nationale Interesse im äußersten kolonialen Osten nicht aufrechtzuhalten: das wurde zur immer stärker bestätigten Anschauung etwa des letzten Jahrzehntes schon des 19. Jahrhunderts. Und wir werden an anderer Stelle, wo die politische Seite der ganzen Bewegung zu behandeln sein wird, sehen, mit welcher Energie der preußische Staat das hier gewiesene schwere Problem ergriff.

Inzwischen aber war die große Bevölkerungsbewegung, die in den ländlichen Bezirken des kolonialen Ostens ihren Ausgang nahm, in ihrem Gesamtaspekt in Bewegungen viel größerer Art eingemündet, die hier nur angedeutet werden können. Die Völkerströmung von Osten her nach Westen, zunächst deutschen Charakters, begann mit der Einwanderung in größere, industriereiche Städte noch des ostelbischen Gebietes, namentlich in Berlin, und mit stärkerer Durchbildung der sogenannten Sachsengängerei, agrarischer Saisonarbeit auf den Feldern der großen Rittergüter links der Elbe, vornehmlich des Königreichs und der Provinz Sachsen. Aber er blieb, sowohl seitens der deutschen Elemente der Wanderung als auch der diesen Elementen sehr bald nachdrängenden Polen, nicht bei dieser Grenze stehen. Er flutete weiter nach Westen, hinein in die großen Industriegebiete Rheinlands und Westfalens; und selbst hier machte er teilweis nicht Halt.

Und als seine Unterströmung ergab sich ein noch viel elementareres Fluten der deutschen Kultur überhaupt hin nach dem Westen. Es ist ein Vorgang, der der Erhebung der holländischen Kultur des Westens (Amsterdam, Leiden, Harlem) gegenüber der des Ostens (Zwolle, Deventer, Utrecht) seit dem 15. und 16. Jahrhundert ähnelt, oder auch der Verschiebung der Kulturelemente in Mitteleuropa von Osten nach Westen im Verlaufe des 14. bis 19. Jahrhunderts. Und die Ursache ist wohl im Grunde in allen drei Fällen dieselbe: die Eröffnung des großen Atlantischen Ozeans als des Mittelmeers der neuzeitlichen Entwicklung: seinen Küsten strömte und strömt das neue Leben der alten Zentralländer Europas zu, sei es im Süden, am alten Mittelmeer, sei es in den mittleren Gegenden, in dem der See zunächst benachbarten Holland und später im kontinentaleren Deutschland. Und wie sehr hat während dieser Entwicklung innerhalb der letzten Jahrzehnte nicht bloß der Westen deutschen Landes über den Osten, sondern auch die Nordsee über die Ostsee den Vorrang gewonnen!

In so weitem Zusammenhang aber läßt sich die neue Bevölkerungsbewegung nicht bloß mit der Kolonisation des Ostens im 12. bis 14. Jahrhundert, sondern auch mit der Entwicklung der Hanse vom 13. zum 15. Jahrhundert in Parallele stellen. Wie der Zusammenbruch der Hanse einen Verlust der eine Zeitlang unbestrittenen bürgerlichen und aristokratischen Hegemonie der Deutschen in der Ostsee, des Dominium maris baltici und der Beherrschung der baltischen Küsten zur Folge hatte, so droht durch die neue Strömung der Verlust der agrarischen und aristokratischen Vorherrschaft des deutschen Elementes innerhalb der staatlich gewonnenen Landgrenzen des Ostens[1].

6. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse des platten Landes, wie sie bisher geschildert wurde, geht, wie wir jetzt wissen, aus einer Fülle von sehr komplexen Ursachen hervor und entfaltet sich ganz allmählich zu sehr verschiedenartigen

[1] S. die genauere Ausführung hier nur angedeuteter Zusammenhänge unten S. 455 ff.

Zuständen. Dennoch kann man nur einem Elemente [illegible], daß sie der Hauptsache nach zu [illegible]: es ist die Entfaltung des Einflusses der freien Unternehmung. Dieses Entwicklungsmotiv hat ebensosehr zu neuen Erscheinungen geführt, wie es die alten Zustände, teils zur Klage, teils zur Freude der Beteiligten, verwandelt hat.

Systematisch hervorgetreten ist das Neue seit etwa einem Vierteljahrhundert, höchstens einem Menschenalter. Und so lag es auf der Hand, daß man seitdem vor allem zu diesem Neuen Stellung nahm, seine Wirkungen zu mildern oder abzuschwächen oder zu fördern suchte. Es sind Richtungen, in denen ein nicht unwesentlicher Teil der inneren Politik des Reiches und der Einzelstaaten verlaufen ist.

Dabei machten sich denn Maßregeln notwendig ganz gemäß der Zweiteilung, nach der wir den Einfluß der freien Unternehmung auf das platte Land bisher kennen gelernt haben: Maßregeln gegen den mechanischen Stoß, den die deutsche Wirtschaft durch die auswärtigen agrarischen Unternehmer, durch den internationalen Wettbewerb erhielt; und Maßregeln im Bereiche der Einwirkung der freien Unternehmung und der eigenen Volkswirtschaft. Gewiß haben daher in der einen Richtung ergriffene Maßregeln auch in der [illegible] ständig mitgewirkt: denn das ist überhaupt [illegible] staatlich ergriffenen Maßregel, daß [illegible] Ausdehnung nach unbestimmter [illegible] menender [illegible]. Trotzdem kann man [illegible] hauptsächlichsten und [illegible] sehr wohl scheiden und muß [illegible], will man [illegible].

Die Maßregeln gegen die [illegible] durch auswärtigen Wettbewerb [illegible] seits wieder einen mechanischen [illegible] gründe fanden [illegible] [illegible], vor allem [illegible] allgemeinen Änderung [illegible] eingeführt, und [illegible] 10 Mk. [illegible]

den Handelsverträgen der Ära Caprivi 1892 und 1894 auf 35 Mk. heruntergesetzt. Jetzt sollen sie wieder erhöht werden. Was ist nun der Einfluß dieser Zölle gewesen? Mit Sicherheit sagen läßt sich nur das eine, daß eine Wirkung auf den Inlandspreis tatsächlich eingetreten ist; und daß der Getreidebau in der Zeit des Bestehens der Zölle nach Maß und geographischer Verbreitung im ganzen erhalten geblieben ist, während sonst wohl ein stärkerer Fortschritt zu intensiverer Bodennutzung, Mastviehzucht, Molkerei, Handelsgewächsbau u. s. w. eingetreten sein würde. Es liegt hier also eine Wirkung vor, die den — unausbleiblichen — Fortschritt zu größerer landwirtschaftlicher Intensität der Zeitdauer nach hinausgeschoben hat.

Ein weiteres Mittel, die Schädigung durch auswärtigen Wettbewerb herabzumildern, glaubte man dem Umstande entnehmen zu können, daß Länder mit schlechter Währung sich ihr nach Deutschland ausgeführtes Getreide mit deutschem Gelde bezahlen ließen. Es fragte sich nur, ob ein Mittel zur Verfügung stehe, das diese Tatsache zu Gunsten der deutschen Landwirtschaft zu verwerten gestatten würde. So viel ist dabei sicher: gewonnen werden könnte es nur durch eine völlige Änderung der Währungspolitik des Reiches, die grundsätzlich als eine Politik der Goldwährung inauguriert worden ist. In der Tat gingen nun viele landwirtschaftlich interessierte Kreise seit langem auf eine solche Änderung aus: hier rekrutierten sich die Kreise der Bimetallisten, wie man sie zu nennen pflegt, obgleich sie großenteils nicht die Einführung einer eigentlichen Doppelwährung bezwecken. Bisher haben indes diese Bestrebungen keinen Erfolg gehabt. Eine vom Reiche im Jahre 1894 einberufene Konferenz zur Beratung über die verschiedenen Meinungen endete in Unklarheiten und förderte als Ergebnis im wesentlichen nur eine Aussprache der regierenden Kreise zu Tage dahin, daß die jetzige Währung gewiß zu manchen Schwierigkeiten Anlaß gebe, soweit der internationale Handel vornehmlich mit Landeserzeugnissen in Betracht komme, daß es aber sehr fraglich sei, ob eine Änderung der Währung nicht noch viel größere Schwierigkeiten hervorrufen werde. Gegen-

über den Angriffen der Bimetallisten aber bildete sich ein Bund zur Verteidigung der bestehenden Währung unter der Leitung des Ministers Delbrück, des ehemaligen Führers der Freihandelszeit der Bismarckschen Periode, und fand in den Kreisen des Handels und der Industrie lebhafte Förderung.

Wirksamer dagegen, als man gewöhnlich annimmt, konnte dem internationalen Wettbewerbe auf einem anderen Gebiete entgegengetreten werden, auf dem der nationalen Eisenbahntarifpolitik. Da der Körnerbau in Deutschland nicht gleichmäßig verbreitet ist und die von einem Landwirt erzeugten Mengen namentlich im Nordosten viel größer sind als sonst, so daß hier der zum Verkauf kommende Überschuß über die Eigenproduktion gewaltig anwächst, so gab die Tarifpolitik der Eisenbahnen zunächst ein Mittel an die Hand, durch Frachtermäßigungen den Unterschied des größeren Angebots an gewissen Stellen und der größeren Nachfrage an anderen derart auszugleichen, daß einheimisches Getreide auch noch weit ab von seinem Erzeugungsort billig genug blieb, um im Wettbewerb mit ausländischen Erzeugnissen zu siegen. Außerdem aber war es auf dem Wege der Tarifpolitik auch möglich, dies einheimische Getreide da, wo es den gleichen Weg mit ausländischem nahm, durch Frachtvorteile zu begünstigen. Eine volle und klare Politik in diesem Sinne ist aber bisher nicht entwickelt worden.

Dagegen hat man seit den neunziger Jahren, und namentlich in deren zweiter Hälfte, die Börsenpolitik sehr entschieden dazu herangezogen, dem einheimischen Getreide den Wettbewerb gegenüber dem ausländischen zu erleichtern. Vor allem wurde hier, außer der Beschränkung der gemischten Transitlager, der Terminhandel in Getreide verboten und den Getreidebörsen der Beirat von Landwirten bei den Preisfeststellungen auferlegt. Die Folge war die Auflösung der Getreidebörsen und vielfach auch die Verlegung des Abschlusses der Handelsgeschäfte ins Ausland.

So wichtig nun ein Teil der geschilderten Maßregeln war, so wenig verhinderten sie die immer weiter vorwärtsschreitende innerliche Durchbringung der Landwirtschaft mit dem Geiste der

freien Unternehmung. Und konnte diesem Vorgang überhaupt wirksam entgegengetreten werden? Es würde eine gänzlich falsche Anschauung von der Bedeutung der immanenten Kräfte einer gesellschaftlich-menschlichen Entwicklung voraussetzen und von der Macht der Gesetzgebung und des Staates, sie zu beeinflussen, wollte man diese Frage auch nur von weitem bejahen. Gegenüber den Grundentwicklungen einer großen menschlichen Gemeinschaft, wie sie sich in den Hauptzügen bei jeder dieser Gemeinschaften wiederholen, ist jedes willkürliche Eingreifen machtlos: wie keine Kunst der Gärtnerei oder der Tierzucht die grundlegenden biologischen Prozesse einer Pflanze oder eines Tieres zu verändern oder zu verhindern vermag, trotz aller Künste umbildender Züchtung.

Nur auf eine der nationalen Entwicklung günstige Beeinflussung des allgemeinen Vorganges konnte es also ankommen.

Da konnte denn vor allem versucht werden, die gerade in Deutschland allzu reißend fortschreitende Bewegung zu verlangsamen und sie mit Kräften und Mitteln auszustatten, die sie zu einer gegenüber dem Bestehenden möglichst geringen Zerstörung zu führen vermochten.

In ersterer Hinsicht war es namentlich die Aufgabe, die noch kräftigen seelischen Elemente des älteren Zustandes, der landwirtschaftlichen Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft, der alten Haus- und Hofwirtschaft zu stützen. Und dies war wieder im doppelten Sinne möglich: man konnte auf die Familiensitte des Herrn und die Gesindesitten der dienenden Kräfte einwirken. Soweit die Familie in Betracht kam, handelte es sich vor allem darum, die Folgen der unwiderruflichen Auflösung der alten Familienarbeitsgemeinschaft namentlich der Bauernhöfe nicht soweit greifen zu lassen, daß die aus der Arbeitsgemeinschaft austretenden Kinder mit Erbanteilen ausgestattet würden, deren hypothekarische Auflage auf das Gut dessen wirtschaftlichen Ruin herbeizuführen vermochte. Es war also die Aufgabe, das gleiche Erbrecht aller gleichberechtigten Erben in Bauerngüter, wie es die Landrechte der Aufklärungszeit zumeist ausgesprochen hatten, wieder aufzuheben zu Gunsten früherer, nach

Ort und Gegend einst sehr verschiedener Regelungen, nach denen ein bevorzugter Erbe unter mäßiger Auszahlung der übrigen das Gut übernommen hatte. Es war eine Bewegung, die sehr früh, schon in den siebziger Jahren, begann: denn bereits damals hatte die Verschuldung namentlich des bäuerlichen Grundbesitzes infolge der Auflage von Erbanteilslasten so zugenommen, daß schon aus diesem mehr partikularen und rein wirtschaftlichen Grunde eine Änderung des bestehenden Rechtes dringend notwendig erschien. Die neue gesetzliche Regelung erfolgte, entsprechend den früheren Bräuchen, provinziell und regional durch Begründung des Rechtes der sogenannten Höfe- oder Landgüterrollen. Nach ihm kann jeder Hof von dem Familienvater durch Eintragung in eine besondere, behördlich geführte Rolle als Familiengut erklärt und dadurch für Veräußerung, hypothekarische Belastung und namentlich auch Vererbung einem besonderen Verfahren unterworfen werden. Für die Vererbung gilt dabei im allgemeinen, daß das Familiengut ungeteilt an einen einzigen Erben, den Anerben, übergeht, während die übrigen Erben durch gesetzlich oder testamentarisch vorher festgestellte geringere Erbanteile abgefunden werden. Das erste Höferollengesetz war das hannoversche vom Jahre 1874 (mit Ergänzungen von 1882 und 1884). Dann folgten u. a. Gesetze für Westfalen 1882, Brandenburg 1883, Schlesien 1884, Schleswig-Holstein 1886 und Baden 1888.

Was aber das Höferecht seit diesen Zeiten für das Bauerngut geworden ist, das war und ward schon früher für das Großgut und den Großgüterkomplex das Fideikommiß: denn auch für dieses sind Freiheit von gewissen drückenden Realschulden und Freiheit von Restkaufgeldern und von Erbanteilen abzufindender Familienglieder die sozialgeschichtlich wichtigen Momente.

Der ältere deutsche Adel hatte teilweise schon früh erkannt, daß eine Verschwendung, die ganze Vermögen zerrüttet und die in den Zeiten seiner Bildung, in naturalwirtschaftlichen Jahrhunderten, wegen der Festlegung fast aller Vermögensteile in nichtgeldlichen Objekten und wegen des stiftungsmäßigen

Charakters jeder größeren Summe von Einnahmen und Ausgaben kaum möglich ist, sich in geldwirtschaftlichen Zeiten allzu leicht in seinen Reihen einstellte. Sie zu verhindern erschien ihm nur dann möglich, wenn sein größerer Landbesitz durch unverbrüchliche Bedingungen so viel als möglich den Rechtszuständen der Naturalwirtschaft wiedergegeben werde: das eben tat das Fideikommiß; und in diesem Sinne fand es zunächst Eingang. Als dann seit Mitte des 19. Jahrhunderts unwiderruflich die Zeiten heraufgezogen waren, die den Adel seiner alten politischen und administrativen Vorrechte entkleideten, da machte er, vornehmlich in dem Jahrzehnt von 1849—1859, eine Zeit starker innerer Reformbildungen durch. Hatte man die politischen Rechte verloren, so wollte man wenigstens die sozialen Vorzüge um so mehr befestigen und zugleich wirtschaftlich fest begründen. Es geschah, indem man den Familiengrundbesitz mehrte, den Grundbesitz überhaupt mehr denn je als die eigentlich standesgemäße Ausstattung des Adels erklärte und zugleich verbesserte Formen von Geschlechterstiftungen zur Apanagierung jüngerer Söhne ersann. Denn da man sah, daß gerade auf agrarischem Gebiete eine genügend starke Zunahme des Reichtums nicht zu erwarten sei, um alle Erben mehrerer Generationen hintereinander standesgemäß gleich sicher auszustatten, so blieb schließlich kein anderes Mittel als die Apanagierung der Nachgeborenen übrig. Daß damit eine Tendenz zum Abschluß oligarchischer Kreise, namentlich innerhalb des hohen Adels, und in ihr zugleich eine Tendenz zum raschen Aussterben der einzelnen Geschlechter gegeben war, wurde anscheinend nicht beachtet und blieb auch einstweilen ohne Folgen. Dagegen war klar, daß für die beabsichtigten Geschlechtsstiftungen wieder die Form des Fideikommisses die weitaus günstigste war. Und so erlebte man denn schon seit den sechziger und siebziger Jahren ein gewisses Ansteigen der Zahl der Fideikommisse. In den Jahren 1881—1895 sind allein in Preußen 136 neue Fideikommisse begründet worden: so daß in diesem Jahre in Preußen im ganzen 1045 Fideikommisse mit 2121412 Hektar Areal bestanden. Die Bedeutung dieser Summe wird klar, wenn man

sich vergegenwärtigt, daß die gesamten nutzbaren Liegenschaften Preußens um diese Zeit nicht viel über 33 Millionen Hektar betrugen. Dabei gibt es Provinzen, in denen das Areal der Fideikommisse bis nahezu 12 % des Flächeninhaltes der nutzbaren Liegenschaften beträgt und beinahe bis zu 10 % des Grundsteuerreinertrags ansteigt; vornehmlich im Nordosten finden sich solche Verhältnisse.

Es ist eine Entwicklung, die namentlich den hohen Adel, weit weniger den mittleren adligen Grundbesitz zu einem guten Teile gewissen Folgen des modernen Wirtschaftslebens entzogen hat. Gerade deshalb muß für das Fideikommiß die moralische Verpflichtung des Bodenbesitzers zu angemessener wirtschaftlicher Nutzbarmachung des Bodens besonders betont werden: jenes Prinzip, das erst die rechtliche Institution des Privateigentums an Grund und Boden geschichtlich geschaffen hat und sie auch heute noch allein rechtfertigt.

Neben dem alten Familienzusammenhalt, soweit er an Hof- und Landgut zum Ausdruck gelangte, galt es aber, bei dem ungemein raschen Eindringen der freien Unternehmung in das Leben der Landwirtschaft, an zweiter Stelle auch die alten Arbeitssitten des Gesindes möglichst zu wahren oder in neue, ruhige und liberal-konservative Formen umzubilden. Es war eine Aufgabe, der gegenüber in den einfachen Gesindeverhältnissen der kleinen und mittleren Wirtschaften fast alle Handhaben fehlten: hier haben sich darum die Dinge im allgemeinen nur aus sich heraus und vielfach im Sinne rascher Auflösung der alten Dienstsitten entwickelt. Stärker eingreifen konnte dagegen die Gesetzgebung da, wo sich die Arbeitsverhältnisse des Großbetriebes rasch ausbildeten, zumal dies vornehmlich im Nordosten der Fall war, in Gegenden, in denen sich die Arbeiterfrage, wie wir gesehen haben, sofort mit der nationalen der Abwehr gegen polnisches Vordringen verknüpfte.

Was hier vom sozialpolitischen Gesichtspunkte aus zu tun war, seitdem sich die Schäden der Entwicklung vom Ende der siebziger Jahre ab immer deutlicher herausstellten, das wurde schon in dem darauffolgenden Jahrzehnte deutlich erkannt: es

kam darauf an, dem landwirtschaftlichen Arbeiter wieder Interesse an seinem Beruf und wo möglich besonderen Anteil an dem Großbetrieb, dem er diente, zu verschaffen: kurz, ihn herauszuheben aus der Empfindung, daß er nichts sei als eine lebendige Arbeitsmaschine im Dienste des Gutsherrn. Und hierfür erschien als das geeignetste Mittel die Vermehrung des Kleingrundbesitzes und die organische Verbindung dieses Kleingrundbesitzes mit dem ländlichen Arbeiterstand. Dies nicht in dem Sinne, daß es nun darauf ankomme, jedem Arbeiter ein Gütchen zu verschaffen, in dessen Schatten er, unter Verwendung seiner überschießenden Arbeitskräfte auf einem benachbarten Großbetrieb, leben und sterben solle. Wohl aber derart, daß man es als notwendig empfand, die Gegenden überwiegenden Großbetriebes mit Schichten gesunden mittleren und kleinen Grundbesitzes zu erfüllen und zu durchsetzen, aus denen dann landwirtschaftlich interessierte und geschulte Arbeitskräfte für den Großbetrieb ebenso hervorgehen könnten wie tüchtige Bauern, und damit zugleich eine Stufenleiter aufsteigenden ländlichen Grundbesitzes herzustellen, deren erfolgreiches Betreten von Stufe zu Stufe für den energischen Arbeiter nicht ausgeschlossen sei.

Wenn man von solchen Erwägungen ausging, so kam es darauf an, von dem häufig wenig rentablen Außenbesitz der großen Güter, jenen Stellen des Anbaus, wo wegen der Entfernung des Wirtschaftszentrums vom Boden der „Ertrag am Wagen kleben bleibt", günstiges Land abzutrennen und in kleinen Gütern auszutun: geschah das dann von zwei nachbarlichen Gutsherrschaften gemeinsam, so konnte an deren Grenzen etwa eine neue Gemeinde von Bauern und kleinen Stellenbesitzern entstehen. Außerdem aber war es wünschenswert, daß ganze große Güter zerschlagen, zu Gemeindeboden umgebildet und dieser an größere und kleinere Bauern zu Besiedlung und Bebauung ausgetan wurde. Erwägungen, die in dieser Richtung hätten gehen können und später gegangen sind, wurden aber für den Nordosten noch überholt durch das nationale Bedürfnis, dem anhaltenden Vordringen der polnischen Bevölkerung durch

Begründung neuer deutscher Dörfer entgegenzutreten. Von diesem Gesichtspunkte her wurde im Jahre 1886 in Preußen eine staatliche Ansiedlungskommission begründet, die zunächst in den gefährdeten Gebieten, in den Provinzen Westpreußen und Posen, polnische Großgüter aufkaufen und mit deutschen Bauern besiedeln sollte. Allein bald trat neben das nationale Motiv doch auch das soziale; und so folgte dem Ansiedlungsgesetz des Jahres 1886 ein Rentengutgesetz vom Jahre 1890, das für den ganzen Staat galt. In ihm wurde die Form der Ansetzung bäuerlicher Wirte, die durch die Ansiedlungskommission erprobt worden war, nämlich eine Eigentumsübertragung gegen längere Rentenzahlungen, unter gleichzeitigen Erleichterungen beim Abveräußern verschuldeter Gutsteile, ganz allgemein für den Staat zugelassen. Und um dem Großbesitz wie den ländlichen Arbeiterkreisen die Benutzung der damit gegebenen Möglichkeit zur Bildung eines kleinen und mittleren Grundbesitzes näherzulegen, wurden im Jahre 1891 die einschlägigen Staatsbehörden, insbesondere die Generalkommissionen, beauftragt, bei der Einrichtung der geschilderten Güter in jeder Weise behilflich zu sein; auch wurde der Kredit der Rentenbanken zur Verfügung gestellt.

Das Ergebnis dieser Maßregeln ist kein unbedeutendes gewesen. Bis 1900 einschließlich sind durch die preußische Ansiedlungskommission 4277 Familien mit rund 30000 Köpfen auf 70500 Hektar Land in 75 neugebildeten Landgemeinden angesetzt und 116 Schulen, 17 Bauergehöfte, 19 Kirchen und 12 Bethäuser neu errichtet worden. Und auf Grund des Rentengesetzes wurden bis zur selben Zeit etwa 7100 Rentengüter begründet mit 77300 Hektar Fläche, — viele freilich nur zur Vergrößerung schon bestehender kleiner Betriebe. In Summa handelte es sich also schon bis zum Ende des 19. Jahrhunderts um die Begründung von weit mehr als zehntausend Wirtschaften.

Man sieht, wie diese Maßnahmen bereits einigermaßen in die Bewegung des numerischen Verhältnisses der großen, kleinen und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt einzugreifen

beginnen, und zwar zu Gunsten des kleinen und mittleren Besitzes. Während in Süddeutschland der Kleinbesitz im allgemeinen etwas zurückgegangen ist, während namentlich in Baden, Württemberg und Oberbayern der große Betrieb etwas zunahm, sind in Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Brandenburg die kleinen und mittleren Betriebe ins Steigen gekommen. Doch waren diese Bewegungen einstweilen noch keineswegs von entscheidender Art; nach wie vor bleiben der preußische Osten und die beiden Mecklenburg die Länder großer Betriebe, während im übrigen Deutschland der klein- und großbäuerliche Besitz für den sozialen Charakter des platten Landes bestimmend ist; und die Bauern dieser Gegenden bewirtschaften etwa 67 % der gesamten deutschen landwirtschaftlich genutzten Fläche.

In diesen Zuständen liegt es begründet, wenn der Übergang der deutschen Landwirtschaft in die Formen der modernen Unternehmung doch zum größten Teile nicht so rasch erfolgte, als es das Zeitmaß der industriellen und kommerziellen Entwicklung zu erfordern schien: denn wenn auch der deutsche Bauer heutzutage auf dem bewirtschafteten Hektar Land mehr Getreide verkauft als der Gutsherr, so ist er doch im allgemeinen viel langsamer Unternehmer geworden als dieser: und erst im Ineinandergreifen der Wirtschaftsweise und des Wirtschaftssinnes von drei Generationen, des noch im alten Sinne wirtschaftenden Großvaters, des mitten im Wirtschaftslernen inne stehenden Sohnes und des die Wirtschaft mit neuen Idealen antretenden Enkels, hat sich im allgemeinen im Bauernstande die Wandlung vollzogen.

Bei einer solchen Entwicklung war es denn — namentlich unter dem Eindruck, daß dieselbe unvermeidlich sei — doch möglich, den Übergang weithin und ganz im allgemeinen durch staatliche Mittel zu erleichtern. Es handelte sich dabei namentlich um zweierlei, und zwar beide Male um Versuche, den Übergang zu intensiverer Wirtschaft vor allem auch dem mittleren Besitzer bequemer zu machen: um landwirtschaftliche Belehrung und um materielle Unterstützung durch Erleichterung produktiven Kredites.

Landwirtschaftliche Belehrung im tieferen Sinne wurde nötig seit dem Eindringen wissenschaftlicher Behandlung in die ländliche Betriebsweise, also etwa seit Anfang, spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem entspricht es, wenn die landwirtschaftlichen Akademien zumeist den zwanziger bis vierziger Jahren ihre Entstehung verdanken. Allein sie bildeten zunächst nur für den Großbetrieb vor, wenngleich mit der ältesten Akademie auf dem heutigen Reichsboden, der von Hohenheim (begründet 1818), zugleich ein elementarer Unterricht verbunden war, der der bäuerlichen württembergischen Landwirtschaft außerordentlichen Segen gebracht hat. Es bedurfte deshalb noch weiterer Unterrichtsanstalten, vor allem für den mittleren Besitzerstand. Hier trat nun schon früh, von der Schweiz her eingeführt, die Ackerbauschule auf; neben sie ist dann, seit den siebziger Jahren vornehmlich besser organisiert, der höhere Typ der Landwirtschaftsschule getreten, dessen allgemeines Niveau etwa dem der Realschule entspricht.

Verhältnismäßig später als der bessere Unterricht für den mittleren Grundbesitz ist das allgemeine Problem der Organisation des Kredits für diese Kreise aufgetaucht und gelöst worden, soweit eine solche Organisation nicht etwa auf dem Wege der Selbsthilfe, durch Begründung der Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und der Schulze-Delitzschschen Vorschuß- und Kreditvereine, geschaffen worden war. Diese Verspätung erklärt sich zum Teil daraus, daß es nur allmählich gelang, in den Charakter wie auch die Höhe der ländlichen und namentlich der bäuerlichen Verschuldung vollen Einblick zu erhalten und damit zugleich das öffentliche Interesse daran zu erkennen, daß hier geholfen werden müsse. Gewiß hatte Rodbertus schon im Jahre 1868 darauf hingewiesen, daß die größte Menge aller Hypothekenschulden der Landwirte nicht der Inanspruchnahme produktiven Kredits entstamme, sondern vielmehr aus rückständigen Kaufgeldern oder Anteilen nicht ausgezahlter Erben herrühre. Aber erst viel später wurde festgestellt, daß diese Behauptung bis zu dem Grade zutreffe, daß etwa 80—90 % aller Hypothekenschulden ihre Entstehung un-

produktiver Kreditnahme verdanken. Und auch die absolute Höhe der vorhandenen Belastung festzustellen, gelang erst allmählich. Jetzt freilich weiß man, daß man hier vor einem wahren Unglück steht. In Preußen erscheint der bäuerliche Besitz durchschnittlich zu einem Drittel, der größere Grundbesitz gar schon zu mehr als der Hälfte seines Wertes verschuldet. Dabei nimmt diese Verschuldung noch immer zu. In den Gemeinden Preußens mit ländlichem Charakter ist 1886 die vorhandene Schuldenlast schätzungsweise auf 8700 Millionen bestimmt worden. Seitdem hat sie in dem nächsten Jahrzehnt um 2100 Millionen Mark, und das heißt um 24 %, zugenommen. Als diese Verhältnisse und die an sie geknüpfte Auswucherung namentlich des Bauernstandes in gewissen Gegenden, wie an der Saar und in Hessen, genauer bekannt wurden, besprach man dann freilich die ländliche Kreditfrage aufs eifrigste, und zahlreiche Reformvorschläge tauchten namentlich seit den achtziger Jahren auf: so der Schäffles (Inkorporation des Hypothekarkredits, 1883) und der Hechts (Schuldentilgungsversicherung, 1891). Aber gelöst ist die überaus schwierige Frage noch immer nicht, ja noch nicht einmal ein rechtes Mittel ist gefunden, den für den Großgrundbesitz besser entwickelten Kredit der Hypotheken- und Bodenkreditbanken sowie der staatlichen und kommunalen wie genossenschaftlichen großen Kreditinstitute auch dem mittleren und kleinen Grundbesitz zu eröffnen.

Aber läßt sich an dieser Stelle und in diesem Moment nicht noch einmal die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt gegenüber den ungeheuren und elementaren Bewegungen der Volkswirtschaft, wie sie sich heutzutage in dem Eindringen der freien Unternehmung in die Landwirtschaft vollziehen, mit verhältnismäßig so gering wirkenden Mitteln zu helfen sei, wie sie die Gesetzgebung, und sei sie auch die energischste, darzubieten vermag? Die entschiedenste Heilung der besonderen Schäden, die hervortreten und hervorgetreten sind, wird am ehesten noch immer von den inneren Wandlungen der Unternehmung selbst zu erwarten sein.

Und hier zeigen sich, wie wir aus früheren Kapiteln wissen und bald noch genauer sehen werden, Ansätze eines starken

Überganges aus dem Leben der freien Unternehmung zu dem der gebundenen, aus dem freien Wettbewerb zu dem begrenzten, aus dem rein individuellen Wirtschaftsdasein zu einem mehr genossenschaftlichen. Würden sie sich weiter entfalten, so würde damit eine Wandlung eintreten, die auch der Landwirtschaft ohne weiteres zu gute kommen müßte: denn die teilweis noch festgehaltenen Formen älteren landwirtschaftlichen Daseins würden sich dann leicht in ihnen innerlichst verwandte Formen einer neuen, unternehmerhaften Gebundenheit umbilden. Von dieser Seite der Entwicklung her scheint also viel, ja im Grunde alles zu hoffen.

Und schon zeigt sich die Landwirtschaft nach dieser Richtung hin besonders vorbereitet für tiefere Wirkungen. Nirgends ist das moderne Genossenschaftswesen entschiedener entwickelt als auf dem Gebiete der Landwirtschaft; und keinem Berufsstande steht eine gleich energische, auch politisch gewandte Interessenvertretung zur Verfügung wie dem agrarischen in seinen Bauernbünden und in seinem Bunde der Landwirte.

Es sind Erscheinungen, auf die später, nach der Darstellung der Entwicklung der Industrie und des Handels, noch einmal, und zwar im weiteren und tieferen Sinne, zurückzukommen sein wird.

---

# V.

1. Nach der Lektüre der letzten Abschnitte wird man leicht unter dem Eindrucke einer wesentlich zerstörenden Wirkung der freien Unternehmung und auch schon der älteren Unternehmungsformen stehen. Wie ein aus starker Säure aufsteigender Dampf, der die Lebensluft der historischen Stände durchdringt, zersetzt und umgestaltet: so erscheint der Geist namentlich der freien Unternehmung.

Da ist denn aufs entschiedendste daran zu erinnern, daß dieser zunächst rein negativ erscheinenden Seite der Entwicklung eine volle positive gegenübersteht. Wir haben sie früher schon kennen gelernt: die Erringung einer niemals vorher erreichten Intensität der Herrschaft über die Natur und die Entwicklung des freien Unternehmens und seiner heute führenden sozialen Schichten sind die stolzen Titel ihrer wichtigsten wirtschaftlichen und sozialen Leistungen. Aber damit nicht genug. Diese Entwicklung hat auch die alten Stände nicht so sehr zerstört als neu gebildet; positiv, wie alles Große, ja alles Geschichtliche überhaupt, war auch hier im Grunde ihr Wirken; und es wird noch des genaueren Eingehens auf diese positive Seite des Zerstörungswerkes bedürfen. Und auch damit noch nicht genug. In einem Vorgang, der in dieser Schnelligkeit und massigen Wucht innerhalb der deutschen Geschichte unerhört dasteht, hat die Unternehmung außer dem Unternehmerstande auch noch einen zweiten sozialen Reflex gleichsam ihrer wirtschaftlichen Wirkung, einen ganzen Komplex zunächst untergeordneter sozialer Kräfte und neuer Ständekeime entstehen lassen: das, was man heute noch mit einem Worte den vierten Stand zu nennen pflegt.

Es ist die größte Schöpfung der freien Unternehmung

außer der Entwicklung des Unternehmertums selbst, und von ihr vor allem muß erzählt werden, will man die Bedeutung des Zeitalters der Unternehmung, außerhalb der Erkenntnis der Unternehmung selbst, verstehen.

Wie kam es nun zu dieser Bildung? In dem Unternehmen vereinigten sich industrielle und kommerzielle Elemente; und die steigende Herrschaft über den Markt und immer fernere Märkte führte zum Siege des Quantitätsprinzips in der Erzeugung. Massenhafte Erzeugung aber bedarf auch, und verhältnismäßig vor allem im Beginne des Zeitalters der Unternehmung, massenhafter Erzeuger: und so entstanden zunächst die Formen der Hausindustrie mit ihren zahlreichen handarbeitenden Zugehörigen; und ihnen stellte sich nachher die Fabrikation mit ihren Arbeitermassen, die bis zu vielen Tausenden für einen Betrieb stiegen, zur Seite. Wie aber hätten diese Massen ohne Organisation Verwendung finden sollen? Die Produktionsprozesse werden zerlegt, die Arbeiter in sie arbeitsteilig eingeordnet und so eine Hierarchie industrieller und — soweit das Kontor- und Verkehrspersonal in Betracht kam — auch kommerzieller Betätigung gebildet: neben die Masse trat die stufenweise Unterordnung, in Summa die Abhängigkeit dieser Masse.

Masse, und das heißt proletarische Haltung, und Abhängigkeit vom Unternehmertum, und das heißt proletarisches Empfinden, sind die frühesten und eigentlichsten Entwicklungskennzeichen des vierten Standes. Da ist es denn nach den angeführten Zusammenhängen klar, daß sich die neue Standesbildung zunächst und am kräftigsten da entwickeln mußte, wo der Geist der Unternehmung sich zuerst und am klarsten ausbildete: auf dem Gebiete der Stoffveredlung, soweit diese sich mit kommerziellem Geiste durchdrang, in der Hausindustrie und vor allem in dem Bereiche der schärfsten Durchbildung aller einschlägigen Prinzipien, im Bereiche der fabrikmäßig betriebenen Industrieen. Und Ziel wie Zeitmaß dieser Entwicklung mußte im allgemeinen der Entstehung und dem Tempo der Durchbildung der Unternehmungsformen parallel laufen und folgen.

In der Tat ist das der Entwicklungsgang gewesen. Sieht man von älteren Erscheinungen ab, so wird man von Anfängen eines untergeordneten Berufes und Standes der Unternehmung auf deutschem Boden wohl schon für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sprechen dürfen: in dieser Zeit erzählt z. B. Thalbitzer in seinen „Vier Abhandlungen über Industrie und Manufakturen" (1785) von den Manufakturen als Instituten, „die eine Anzahl Arbeiter benötigen, die Arbeit durch viele Hände gehen lassen". Stärker treten dann die Arbeiter der Unternehmung schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hervor. Aber noch fehlte um diese Zeit ein Motiv, das bald darauf zu einer wenigstens zunächst numerisch einigermaßen ansehnlichen Durchbildung des vierten Standes wesentlich beitrug: noch hatte der Geist der mittlerweile in Aufnahme kommenden freien Unternehmung auf die althergebrachten, die historischen Stände nicht so weit eingewirkt, daß in diesen eine größere Anzahl Deklassierter aufgetreten wären, die sich als Rekruten des neuen Standes zur Verfügung gestellt hätten. Eine volle Bewegung in dieser Richtung begann frühestens wohl in den zwanziger und dreißiger, vornehmlich aber erst in den vierziger Jahren: in jener Zeit, in der der Verfall mancher in veralteten Formen erhaltenen Hausindustrie wie der Druck ländlicher Übervölkerung ein erstes großes Überströmen halb oder ganz agrarischer Klassen in modernere Formen der Abhängigkeit vom Unternehmen veranlaßte: in die jüngeren Hausindustrieen und vor allem in die Fabriken. Von da ab hat dann die Auffüllung des vierten Standes aus Deklassierten vornehmlich der landarbeitenden und bäuerlichen wie bald auch der althausindustriellen und der handwerklichen Schichten nicht mehr gestockt; entscheidende Zeiten des Überströmens waren später einmal die fünfziger bis siebziger Jahre — die Zeit, in der sich die allgemeinen sozialen Wirkungen der freien Unternehmung zum ersten Male voll geltend machten und dann wieder die achtziger und neunziger Jahre, die Zeit der beginnenden und steigenden Not der Landwirtschaft. Inzwischen aber hatte sich der Stand, vor allem auch schon aus sich selbst, durch die gerade in ihm

besonders zahlreichen Geburten, zu ergänzen und zu erweitern begonnen.

Wie im einzelnen und in welchen zahlenmäßigen Ausmessungen der neue Stand allmählich gestiegen ist, läßt sich aus den bisher bekannt gewordenen Quellen kaum mit genügender Genauigkeit erkennen. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche in der Industrie rund 2 Millionen Selbständige neben 204 000 kaufmännisch und technisch Angestellten und 6 Millionen Arbeitern; die entsprechenden Zahlen für den Handel und den Verkehr waren 844 000 Selbständige, 262 000 Angestellte und $1^1/_2$ Millionen Arbeiter. Dabei hatten sich in Industrie und Handel die in Betrieben mit über fünf Personen beschäftigten Arbeiter und Gehilfen von 1882 bis 1895 von 2,7 Millionen auf 4,85 Millionen vermehrt. Für die Erkenntnis des Wachstums des vierten Standes in früheren Zeiten ist man noch mehr auf indirekte Hilfsmittel angewiesen, als es schon für die Spätzeit der Jahre 1882 bis 1895 der Fall ist. Am besten orientiert in dieser Hinsicht wohl noch eine von Sombart aufgestellte Tabelle. Nach dieser[1] entfiel ein „Gewerbtätiger" in der Industrie u. s. w. im Königreich Preußen 1846 auf 12,2, 1858 auf 10,3, 1871 auf 9,3 Einwohner; die entsprechenden Verhältniszahlen für die spätere Entwicklung im Reiche sind 1882: 7,6 und 1895 6,5. Freilich ist es dabei so gut als unmöglich, wie Sombart richtig betont, auch nur einigermaßen genau zu bestimmen, in welchem Verhältnis Handwerker und Arbeiter an den „Erwerbstätigen" teilhaben.

Zur besseren Belebung der angeführten Ziffern seien noch folgende Daten angeführt:

Im Jahre 1840 entfielen in Bayern (nach Sombart 1, 475) von 100 Personen auf die

| | |
|---|---|
| Land- und Forstwirtschaft | 65,7 |
| gewerblichen und merkantilen Berufe | 25,7 |
| höheren Beamten, Künstler, Gelehrten, Rentiers | 5,4 |
| Militärs | 1,4 |
| konskribierten Armen | 1,8 |
| | 100,0 |

[1] Der moderne Kapitalismus Bd. 1, S. 636.

Nach der Ende 1843 vorgenommenen Zählung ergibt sich (nach Sombart 1, 474) für den preußischen Staat folgende Gruppierung:

| | | % der Gesamtbevölkerung |
|---|---|---|
| eigentlich Landwirtschaft treibende Bevölkerung . . . . | 9 413 022—9 490 381 | = 60,84—61,34 |
| stoffverarbeitender Tätigkeit obliegende, also gewerbliche Bevölkerung im engeren Sinne | 3 614 370 | = 23,37 |
| handeltreibende Bevölkerung . . . . . | 149 421 | = 0,97 |
| in Verkehrsgewerben beschäftigte Bevölkerung | 60 655 | = 0,39 |
| Gast- und Schankwirtschaft. . . . . . | 90 604 | = 0,59 |
| Beamte, Militär, Rentiers, Geschäftslose . | — | = 4,5—5 |

In Sachsen kamen im Jahre 1849 (nach Engel, Zeitschr. des stat. sächs. Bureaus 1857, 173) auf 100 Selbsttätige

| | |
|---|---|
| im Nahrungsgewerbe einschließlich Landwirtschaft . . . . . | 45,41 |
| im Bekleidungsgewerbe . . . . . . . . . . . . . . . . | 30,24 |
| in den Bau- und Wohnungsgewerben . . . . . . . . . | 12,22 |
| alle übrigen machten aus . . . . . . . . . . . . . . | 12,13 |

Im Reiche endlich gehörten nach der Statistik des Jahres 1882 noch 61 % aller im eigentlichen Gewerbe beschäftigten Personen und 97 % aller selbständigen Unternehmungen dem Kleingewerbe an.

Jedenfalls muß man sich die Anfänge des vierten Standes in den vierziger und fünfziger Jahren numerisch noch nicht besonders bedeutend vorstellen. Und sicherlich — dies ist wichtiger als bloßes Zahlenmaterial und bedingt eigentlich überhaupt erst die volle Bildung des neuen Standes — waren diese Anfänge noch nicht in sich gefestigt genug, um dem Berufe des Arbeiters selbst in den einfachsten und wichtigsten Fragen des Daseins dem Unternehmer gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu geben. Jede Unfreiheit beruht ja auf der Aufopferung eines Teils der persönlichen Arbeit an den Herrn: es ist der Kernpunkt aller Abhängigkeit auch dann noch, wenn diese Arbeit gegen Lohn geleistet wird; ja der Lohnertrag der Arbeit kann sogar eine rechtlich zwar nur zeitweilige, tatsächlich aber oft auch dauernde Unfreiheit von viel größerer Härte, als sie agrarische Unfreiheit, z. B. etwa die des mittelalterlichen Grundholdentums, mit sich bringt, begründen, falls es dem Arbeitnehmer im übrigen an genügender Selbständigkeit mangelt. Nun ist man aber darüber einig, daß

nicht nur in England, sondern auch in Deutschland in den ersten Zeiten des neuen Wirtschaftslebens, bis noch etwa vor einem Menschenalter, die unteren Arbeiterschichten, vor allem in der Bergwerks- und Textilindustrie, infolge ungenügender sozialer Selbständigkeit förmlich menschlich entarteten: es fand eine Ausbeutung der Kräfte statt bis zu dem Grade, daß schlechte Ernährung und Wohnung, proletarische Vermehrung und allgemeine Schlaffheit die Folge waren. Unter diesen Umständen schlug die eigentliche Geburtsstunde des neuen Standes erst dann, als er sich zu einem eigenen Berufsbewußtsein, zur Bewußtheit seiner selbst emporzuraffen begann.

Diese Entwicklung ging nun im Grunde ziemlich rasch vor sich, wenn man sie mit der Entwicklung des Bewußtseins anderer, früher entstandener Stände vergleicht und zugleich in Anschlag bringt, aus wie unendlich verschiedenartigen Bestandteilen, städtischen wie ländlichen, bäuerlichen wie handwerklichen, sich der neue Stand zusammensetzte. Aber die enge Verbindung in der gemeinsamen Arbeit, namentlich der Fabrik, tat hier ein übriges; und nicht minder die ebenfalls den besonderen räumlichen Verhältnissen angehörige Erscheinung, daß die Standorte der neuen Berufstätigkeit erst gewählt werden mußten und sich darum meist ein enges örtliches Zusammenwohnen des neuen Standes von selbst ergab. Zudem handelte es sich um das Erwachen eines demokratischen Standes, und wenigstens die im Stande Geborenen fanden sich darum besonders schnell in ihm zurecht: denn demokratische Zeiten pflegen besonders rasch zu leben, da sie kaum Ahnen kennen und damit auch nicht gewisse mit der Erinnerung an Ahnen verknüpfte Hemmungserscheinungen eines in die Zukunft gerichteten Empfindens und Wollens.

Das erste, was unter den neuen Standesgenossen bindend wirkte, war bei vielen wohl das bittere Bewußtsein des Elends. Sehr bald mußte man, auch unter günstigen Verhältnissen, erkennen, daß man das weit ruhiger gewonnene Brot der Väter nicht mehr aß. Das Schicksal des Einzelnen lag zunächst in der Hand des Arbeitsherrn, ja hing von dessen Tüchtigkeit in dem Grade ab, daß sich sogar die Sittlichkeitsbegriffe der

Arbeiter, wie zahlreiche Erfahrungen bewiesen haben, nach der Moral des Herrn zu richten pflegten. Hinter der Willkür des Herrn aber drohten die noch ungewisseren Momente der Produktions- und Absatzkrisen, des immer rapider sich ändernden Geschmackes und der sich überstürzenden Erfindungen, die nicht selten ganze Arbeitszweige vernichteten. Wer vermochte da ruhig in die Zukunft zu schauen, ja, auch nur die Gegenwart unvoreingenommen zu genießen? Und die Krisen schienen in den ersten Jahrzehnten des neuen Lebens immer bedrohlicher zu werden, und das anfangs noch patriarchalische Verhältnis des Lohnherrn setzte sich immer mehr in das des unpersönlichen Arbeitgebers um, und die Möglichkeit, aus einem einfachen Arbeiter zum Fabrikanten aufzusteigen, wurde immer begrenzter.

Zudem: barg nicht die ungeheuerlich fortschreitende Arbeitsteilung in sich schon ein Element schwerer seelischer Verstimmung? Fand da wirklich jede besondere Arbeitsgabe genügend breiten Raum, sich auszubilden? wurden nicht häufig genug starke Beanlagungen im ödesten Kampfe mit der Maschine aufgerieben? Freilich: im engen Kreis verengte sich auch der Sinn, das Ganze des Daseins erschien dem Arbeiter nur zu leicht aus der Froschperspektive, und vielfach trat jener Gleichmut, jene Passivität des Ertragens ein, die noch heute fremden Beobachtern unter deutschen Arbeitern besonders weit, und weiter als bei Romanen oder Engländern, verbreitet erscheint.

Indes erwuchs in kraftvolleren Naturen doch aus alledem auch früh schon der Geist der Opposition und der Verneinung: so nicht selten bereits in den dreißiger Jahren. In Roßwein z. B. wurde bereits 1835 ein Gewerbevereinsvortrag über die bei Fabrikarbeitern vorkommenden Ungebührnisse und Aufstände gehalten; und Josef Danhauser, einer der frühesten Schilderer sozialer Gegensätze der Neuzeit, hat sein Bild „Der Prasser" (jetzt im Wiener Hofmuseum) schon im Jahre 1836 gemalt.

Früh bildeten sich auch gewisse negative Kennzeichen neuer Standesauffassung aus: der Kosmopolitismus gegenüber dem engen Heimatssinne des ländlichen Heimarbeiters, des Bauern und des Handwerkers, durch den Aufenthalt in den Vororten

großer Städte, den Ghettos gleichsam des vierten Standes, langsam auch antinational gewandt; die Glaubenslosigkeit, dem Verlust des sittlichen Satzes entkeimend, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sei, und großgezogen durch die instinktive Anempfindung der pessimistischen, im besten Falle opportunistischen Weltanschauung des Arbeitgebers, — und noch vor und über alledem der Neid, ja der Haß gegenüber dem Brotherrn und Kapitalisten.

Während aber diese negativen Elemente sich, wie gesagt, schon früh einfanden, blieb doch das Standesbewußtsein noch ziemlich lange eines eigentlich positiven Inhaltes bar. Noch im Jahre 1848 war ein solcher Inhalt, etwa gar im Sinne eines sozialen und wirtschaftlichen Programms, nicht vorhanden. Wo der neue Stand aktiv in die revolutionären Bewegungen dieser Zeit eingriff, da tat er es noch im Sinne der alten Zunftideale: er wollte in althandwerkliche Verhältnisse zurück und sah noch nicht, daß er damit Unmögliches erstrebte.

Gewiß war freilich, daß die positiven Ziele des neuen Standes zunächst wirtschaftlicher und damit indirekt sozialer Natur sein mußten. Denn der für das Denken der Arbeiter zunächst maßgebende Begriff war der der Arbeit. War aber die Arbeit des vierten Standes etwas an sich allein Wertvolles? Was besagte der wuchtige Hieb des Häuers, was das eifrige Schüren des Puddlers, was das aufmerksame Knüpfen der Spinnerin am Spinnstuhl, wenn es nicht in Zusammenhang stand mit der Riesenarbeit des Gesamtunternehmens: wenn es nicht Element einer allgemeinen Produktion war? Und so tauchte hinter der Arbeit die Idee der Produktion als eines Ganzen auf, und es ergab sich schließlich auch elementarem Denken der Satz, daß diese Arbeit, ihrer Wertung wie ihrer Regelung nach, von der richtigen Behandlung der Produktion abhänge. Mit diesem einen Drehpunkt des Nachdenkens verband sich dann, anscheinend fast naturnotwendig, ein anderer. Es ist eine der bekanntesten Erscheinungen der Ständegeschichte, daß mit der Entwicklung einer neuen sozialen Schicht zugleich die Entfaltung eines neuen Begriffes des Altruismus Hand in

Hand zu gehen pflegt: sobald der Stand sich fühlen lernt, regt er auch eine neue Güterverteilung an. Zu neuen Idealen der Produktionsregelung und der Güterverteilung zugleich gedieh darum langsam und gleichsam noch unbewußt und unklar das erste positive Denken des vierten Standes. Und wie es einfach und mehr ahnungsvoll als rational umschrieben war, so machte es sich fanatisch geltend, sobald ihm sein eigentliches Wollen, sein instinktiv erfaßtes Ziel von klar erkennender Seite in greller Beleuchtung gezeigt ward. Diese Erkenntnis des vierten Standes herbeigeführt zu haben ist die geschichtliche Leistung von Marx und Lassalle. Es ist kein Zufall, daß beide von Hegel herkamen: beide rationalisierten das dumpfe Empfinden des neugeborenen Standes; und beide verbanden diese Aufhellung der Ziele mit jenem Zuge fanatisierender Agitation gegenüber unmündigen und darum lenksamen Massen, der ihrer Rasse eigen gewesen ist, seit die Überlieferung über sie meldet.

Später ist dann bekanntlich neben die theoretische Programmformulierung der Sozialdemokratie die praktische Tätigkeit der vereinigten Gewerkschaften als wesentlich wirtschaftlicher Kampfesorganisationen getreten: sie ihrer Art wie ihrem Ursprungsmotiv nach mehr germanischen Charakters[1].

Von dem Augenblicke an also, da die Sozialdemokratie als Parteiferment des vierten Standes auftrat, läßt sich wohl sagen, daß sich das Wachsen des Selbstbewußtseins des neuen Standes bald an der Höhe der bei Reichstagswahlen abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen — nur im allgemeinen freilich und unter mancherlei Vorbehalten — verfolgen läßt. Und da ergibt sich das folgende Bild. Es wurden sozialdemokratische Stimmen abgegeben 1871: 113000, 1881: 312000, 1890: 1427000, 1898: 2107000. Gewählt wurden sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete 1871: 2, 1881: 12, 1890: 35, 1898: 44.

Im übrigen versteht sich, daß eine seit den sechziger und

[1] Über all diese hier kurz berührten und einige noch zu erwähnende Momente wird an anderer Stelle noch genauer zu berichten sein.

siebziger Jahren so gewaltig ansteigende Bewegung nicht auf die Entfaltung bloßer wirtschaftlicher und sozialer Ideale beschränkt geblieben ist. Schon früh erkannten namentlich die anfangs zumeist aus den Reihen der Arbeiter selbst hervorgehenden Führer, daß Bildung Bedürfnis des Standes, weil Macht sei: und so ergriffen sie die Pflege moderner Bildungsideale mit leidenschaftlichem Eifer. Natürlich, daß auf diesem Gebiete anfangs aus dem Gröbsten herauszuarbeiten war: schon die Abnahme der Analphabeten unter den erwachsenen Arbeitern mußte als ein Erfolg gelten, und stets blieb ein gewisser Universalismus, wie ihn Autodidakten lieben, Ziel der Erkenntnis. Dann aber entwickelte sich rapid eine eigene Literatur der Standesideale, eine eigene Dichtung und vor allem eine eigene Journalistik. Und darüber hinaus dämmerten, namentlich seit den achtziger und neunziger Jahren, noch höhere Ideale empor. Der Stand gehörte, wenn einer, in seinen geistig angeregten Gliedern zu den Reizsamen des neuen Zeitalters: und so wurde bei allem Festhalten am Alten nicht selten ein ziemlich inniges Verhältnis zur neuesten nationalen Dichtung und Kunst überhaupt gewonnen, ein Verhältnis jedenfalls, das gelegentlich über die bloß platonische Liebe vieler bürgerlicher Kreise hinausging. Und von hier aus erschloß sich dann wiederum ein intimeres Verständnis für große Kunst überhaupt an gar manchem Orte: oder sollte es ein Zufall sein, daß die Abnehmer neuerer guter und billiger Wiederdrucke Dürerscher Kupferstiche und Rembrandtscher Radierungen nicht zum geringsten in den Kreisen des vierten Standes zu suchen sind?

War es aber denkbar, daß sich ein so zum Selbstbewußtsein aufsteigender Stand, auch wenn er nicht in engste Beziehungen zur sozialdemokratischen Lehre getreten wäre, von politischen Bestrebungen würde haben fernhalten lassen? Nimmermehr! Aber freilich: politische Gewalt ist allezeit mit wirtschaftlicher Macht verknüpft gewesen; und so fragte es sich, ob der neue Stand es vermögen würde, sich durch wirtschaftliches Aufsteigen Anwartschaft auch auf tiefere und wahrhaft fruchtbare politische Geltung zu erringen.

2. Lange Zeit hindurch hat niemand recht an die Möglichkeit einer wirtschaftlich günstigen Entwicklung des vierten Standes, geschweige denn einer sozial aufwärts weisenden Differenzierung desselben glauben wollen. Und doch sind beides: langsamer materieller Aufschwung und fächerförmiges Auseinandergehen in mehrere, gesellschaftlich teilweis günstigere Klassen, entwicklungsgeschichtlich so selbstverständliche Dinge, daß sie sich ohne Ausnahme bei jedem überhaupt längere Zeit bestehenden untergeordneten Stande einer nicht stillstehenden allgemeinen Entwicklung wiederholen. Den vierten Stand für entwicklungsunfähig halten bedeutete also von vornherein Verzweiflung an der Gesamtentwicklung.

In der Tat wurde die Devise Lasciate ogni speranza für den vierten Stand deutlich zuerst in den sechziger und siebziger Jahren, in den Zeiten eines allgemeinen populären Pessimismus ausgegeben. Wie anders verfuhren da doch die deutschen Ahnen des 11. und 12. Jahrhunderts, als die Zeit nahte, daß sich die ungegliederten und breiten subalternen Standesmassen der Großgrundherrschaften kräftigen und differenzieren sollten. Nicht bloß eine der Tätigkeit nach abgestufte Anzahl ländlicher Berufe und Stände, auch der Handwerkerstand zum Teil ging damals, ohne auf Zweifel zu stoßen, aus dieser Bewegung hervor: vor allem stiegen die wahrhaft Berufenen, die Hochgesinnten und Begabten der grundholden Masse empor in den lichten Kreis der höheren Stände und einten sich mit diesen unter dem Wahrzeichen eines neuen, edlen und schließlich auch adelnden Berufes, des Berufes des Rittertums. So kam es, infolge der weitherzigen Aufnahme aller wirklich fruchtbaren Kraft der unteren Stände in die Lebensformen und Aufgaben der führenden Schichten, zu jenem glanzvollen Aufschwunge der Stauferzeit, zu kriegerischen und diplomatischen Taten fast ohnegleichen, zu einer ersten Blüte unserer jüngeren Dichtkunst und unserer Geselligkeit, — und auf sozialem Gebiete zu Erscheinungen, die modernen Anschauungen zunächst so unverständlich sind, wie der, daß ein von Rechts wegen noch immer unfreier Mann Herzog von Spoleto werden konnte oder Feld-

marschall kaiserlicher Truppen, oder daß Töchter angesehener Ritterfamilien noch immer einen Herrn besaßen, der sie von Rechts wegen verheiraten konnte, wem er wollte.

Unsere Zeit vermißt sich schwerlich so hochgemuter Kombinationen: oder sollten späteren Geschlechtern doch gewisse Erscheinungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit — der Aufschwung etwa, das Glück und der Fall der Krupps oder die Bedeutung und Laufbahn eines Marx — in gleich märchenhaftem Lichte erscheinen? Wie dem auch sei, es ist hohe Zeit, daß man den vierten Stand in allen Kreisen der Bevölkerung als eine organische, zur Differenzierung und zur allseitigen Tätigkeit geschichtlich zugelassene Masse von nicht mehr zu unterdrückender Lebenskraft betrachte.

Die pessimistische Anschauung der sechziger und siebziger Jahre hat sich im allgemeinen, namentlich bei älteren Zeitgenossen, aber hier teilweise auch bei sehr einsichtigen, bis in die neunziger Jahre erhalten. So erklärte z. B. Roscher noch im Jahre 1892: „Wieder hat es den Anschein, als wenn auf den höchsten Kulturstufen eine Spaltung des Volkes in wenige Überreiche und zahlreiche Proletarier kaum vermeidbar sei.“ Indes war das letzte Jahrzehnt des ablaufenden Jahrhunderts doch auch die Zeit, da sich die Anschauungen in diesem Punkte wandelten. Wenige Jahre später meinte ein anderer älterer Nationalökonom, der, wie Roscher, zunächst den sächsischen Verhältnissen nahestand, Victor Boehmert, im Gegensatze zu diesem[1]: „Es bildet sich innerhalb der modernen Großindustrie ein neuer Mittelstand, der vielleicht selbständiger und sicherer dasteht als viele frühere Handwerker, welche ängstlich auf unpünktlich zahlende Kunden harrten, während ein Fabrikmeister oder Fabrikarbeiter unserer Tage bei Erfüllung der Berufspflicht auf regelmäßige Lohnzahlung hoffen darf und seinen Haushaltsplan viel leichter durchführen kann.“ Und schon früher hatte Wolf in seinem „System der Sozialpolitik“ (1892) eine abweichende Meinung begründet.

---

[1] Geschichte Roßweins S. 48.

Seitdem ist die Einsicht in die günstige wirtschaftliche und soziale Entwicklung des vierten Standes immer mehr gewachsen. Schon im Jahre 1896 auf 1897 äußerte sie sich in lebhaften Angriffen auf die alte Verelendungstheorie Lassalles innerhalb des vierten Standes selbst und in den Anfängen eines allgemeinen Umschwunges vom sozialen Pessimismus zum Optimismus; dann proklamierten ziemlich gleichzeitig Emanuel Herrmann in seinem Buche „Das Geheimnis der Macht" für Österreich und Schmoller auf dem evangelisch=sozialen Kongresse des Jahres 1897 für das Reich die neue Lehre. Seitdem ist sie so ziemlich zum Gemeingut nationalökonomischen Denkens geworden und hat ebensosehr dem Sozialismus Marx=Engelsscher Observanz Abbruch getan wie dem Pessimismus der Kathedersozialisten und der historisch=realistischen Schule im Reiche wie der empirisch=theoretischen Schule nationalökonomischen Denkens in Österreich.

In welcher Weise aber ist es nun innerhalb der Volkswirtschaft der freien Unternehmung zu einer wirtschaftlichen Hebung und schließlich auch den Anfängen einer sozialen Differenzierung des vierten Standes gekommen?

Zunächst ist keine Frage, daß der materielle Gewinn der Entwicklung der freien Unternehmung an erster Stelle an die Unternehmer gelangt ist. Und zwar bei den fortschreitenden Industrieen nicht bloß im Sinne des gewöhnlichen Unternehmergewinnes. Wie die Grundrente an den Zentralpunkten eines neuen Verkehrs steigt auch ohne Zutun der Eigentümer des Bodens, so genießt jedes seiner Art nach neue Unternehmen unter regem Fortschritt der Volkswirtschaft an sich eine Prämie. Es ist ein Gewinn, der sich in Zeiten hochentwickelter und darum auch verwickelter Volkswirtschaft unter Umständen nicht leicht nachweisen läßt, weil er sich mit einer fast unberechenbar großen Masse von Gewinnmomenten unter demselben Nenner des Geldes oder Kredites zusammendrängt, der aber nichtsdestoweniger vorhanden ist, wie an verwandten Vorgängen in einfacheren Zeiten, z. B. in den ersten Jahrhunderten der Geldwirtschaft des Mittelalters, leicht dargetan werden kann. Darauf beruht in diesen wie unseren Zeiten die anscheinend oft magische

Gewalt des Großreichtums; hierin liegt mit das Geheimnis der Tatsache, daß man in den Anfangszeiten der modernen wirtschaftlichen Bewegung, in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, um vieles leichter reich werden konnte als jetzt, wo die neuen Wege im allgemeinen schon gangbar gemacht worden sind. Es war eine gleichsam monopolistische Wirkung.

Aber allmählich, mit sich ausgleichenden Einzelverhältnissen der neuen Wirtschaft, fällt dies Moment des besonderen Unternehmergewinns immer mehr hinweg.

Kommt nun hierdurch, sowie durch Beschneidung auch anderer Momente des Unternehmergewinnes von diesem den arbeitenden Klassen immer mehr zu gute? Die Frage ist auch heute noch schwer — ja schwer in dem Sinne, in dem Thucydides dieses Wort zu gebrauchen pflegt: nämlich unmöglich — mit voller Gewißheit zu beantworten. Vielleicht, daß ein ausgedehnteres Material längerer Zeiträume die Lösung auch dieses Problemes einmal sicherer gestatten wird.

Heute lassen sich auf Grund noch sehr roher und äußerlicher Anzeichen nur gewisse, für den Verlauf charakteristische Erscheinungen feststellen, ohne daß ihr innerster Zusammenhang mit dem Unternehmergewinn schon ganz restlos klarzulegen wäre. Und diese Anzeichen treffen in dem sicheren Eindruck zusammen, daß wohl alle, mindestens aber gewisse höhere Klassen und Teile der arbeitenden Stände, verglichen mit dem Zustande vor einigen Jahrzehnten, im wirtschaftlichen Aufschwung begriffen sind.

Als ein solches Anzeichen wäre erstens die Steigerung des Einkommens zu nennen. Sie läßt sich vermöge der besonderen Ausbildung der Einkommensteuerstatistik vor allem im Königreich Sachsen als schon längere Zeit bestehend und anhaltend nachweisen.

Von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen entfielen in Sachsen in Prozenten

auf die Steuerklassen bis 800 Mk. einschließlich der Steuerfreien
1879: 39,7; 1888: 34,95; [1898: 23,4];

auf die Steuerklassen bis 3300 Mk.
1879: 33,5; 1888: 34,82; [1898: 42,0].

Die Ziffern für 1898 sind nur erschlossen und deshalb in Klammern gesetzt. Durch Gesetz vom 10. März 1894 wurden nämlich andere Klassen eingeführt; insbesondere die Grenze von 3300 Mk. gibt es seitdem nicht mehr. Es entfielen seitdem von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen in Prozenten

auf die Steuerklassen bis 800 Mk.
1896: 28,86; 1898: 25,74; 1900: 22,92;

auf die Steuerklassen bis 3400 Mk.
1896: 38,73; 1898: 40,71; 1900: 42,72.

Bei der Steuerklasse bis 800 Mk. sind die steuerfreien Einkommen (bis 400 Mk.) mit gerechnet. Auf die Steuerklassen von 400—800 Mk. entfielen in Prozenten
1896: 25,15; 1898: 22,74; 1900: 20,38.

Steuerfrei waren also in Prozenten
1896: 3,71; 1898: 3,00; 1900: 2,54.

Ein unmittelbarer Vergleich dieser Zahlen mit denen vor 1896 ist nicht zulässig, da die untere Grenze früher 300 Mk. betrug.

Zweitens aber läßt sich zeigen, daß der wirtschaftliche Verbrauch der arbeitenden Klassen mindestens seit etwa drei Jahrzehnten sehr gestiegen ist. So hat sich der Verbrauch von Baumwolle auf den Kopf der Bevölkerung in dieser Zeit verdreifacht, der Konsum von Bier, Weizen, Fleisch, Eiern und Milch im allgemeinen verdoppelt: und sicher ist von diesen Erhöhungen ein großer Teil gerade den arbeitenden Klassen zu gute gekommen. Daß dabei die Ersparnisse des vierten Standes nach Ausweis der Sparkassenabschlüsse und anderen Anzeichen nicht in gleichem Maße gestiegen zu sein scheinen, bedeutet keinen Gegenbeweis: denn es ist eine alte Erfahrung, daß gerade bei rasch gesteigerten Einnahmen der Sparsinn leidet, während die Ansprüche wachsen; im Extrem kommt sie in dem Worte „wie gewonnen so zerronnen" zum Ausdruck. Übrigens soll damit nicht gesagt sein, daß sich diese Ansprüche auf Nichtigkeiten erstreckt hätten; es ist vielmehr ein ehrendes Zeichen der Entwicklung der arbeitenden Klassen, daß gerade in diesen Zeiten eines auch aus den persönlichen Erfahrungen jedes Zeitgenossen leicht belegbaren wirtschaftlichen Aufschwunges der Verbrauch an Branntwein und Tabak fast ganz stationär geblieben ist.

Drittens führen vielleicht gewisse Schlüsse aus der Bevölkerungsbewegung in die Tatsache und das Wesen des wirtschaftlichen Aufschwunges des vierten Standes ein. Hierher gehört zunächst, daß die Auswanderung, die 1881 bis 1885 noch etwa 170 000 Personen jährlich betrug, auf rund 22 000 Personen im Jahre 1900 gefallen ist. Freilich: die Motive zur Auswanderung sind sehr verschieden; es spielen hier auch agrarische Verhältnisse und Interessen hinein; und meist sind es nicht die Allerärmsten, die auswandern. Beweiskräftiger ist die Abwanderung der agrarischen Bevölkerung in die Gebiete der Industrietätigkeit, — sie zeigt wenigstens, daß hier Einkommen und Lebenshaltung für besser gehalten wurden als auf dem Lande. Als am erfreulichsten aber kann in diesem Zusammenhange der Hinweis auf die Statistik der natürlichen Volksbewegung gelten: hier betrug z. B. die Zahl der Eheschließungen 1881—85 7,7 ‰, 1896 bis 1900 8,4 ‰; der Überschuß der Geburten 1881—85 11,5 ‰, 1896—1900 14,4 ‰.

Daneben ließen sich auch Anzeichen einer gesteigerten Konsumfähigkeit und Lebenshaltung der arbeitenden Klassen beibringen. Allein keines von ihnen würde augenscheinlicher sein als die angeführten. Nun beweisen freilich auch diese noch nicht mit absoluter Sicherheit. Die entscheidenden Fragen, ob die Erhöhung des Einkommens nicht etwa durch Geldentwertung wieder ausgeglichen, ob der Lohn auch im Verhältnis zu der zweifelsohne gewachsenen Arbeitskraft der Entlohnten gestiegen sei: sie lassen sich nicht genau beantworten. Aber sicher ist dennoch, daß der allgemeine Eindruck — und warum soll er nicht für Imponderabilien herangezogen werden? — in den nächstbeteiligten Kreisen dahin geht, daß im Verlaufe etwa des letzten Menschenalters eine entschiedene Besserung im wirtschaftlichen Lose der arbeitenden Klassen eingetreten ist.

Daß damit freilich das Ideal des möglichen Fortschrittes dieser Klassen schon erreicht oder in Aussicht sei: das wird kein ruhig Beobachtender behaupten und kein edel Denkender wünschen wollen. Sieht man dabei auch ganz von dem Satze ab, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt — wie viel ist

für die geistige und gemütliche Hebung der unteren Klassen noch zu tun, und wie unverkennbar ist vielfach der Hunger nach höherer Kost in ihnen! —, so sind auch noch keineswegs alle billigen wirtschaftlichen Forderungen befriedigt, so sehr anerkannt werden muß, was getan ist und getan wird.

Ist nun aber der unbestreitbare wirtschaftliche Fortschritt wirklich allen Angehörigen des vierten Standes zu gute gekommen? Es wäre eine Ergebnis, das in der Sozialgeschichte einzig dastehen würde. In allen Fällen wirtschaftlicher Hebung eines an Kopfzahl starken Standes ist nicht gemeinsames Aufsteigen aller, sondern soziale Differenzierung in mehrere neue Klassen die Folge. Und diese erfolgt nicht selten nach einem System der Dreiteilung: gewisse Angehörige des alten Standes heben sich, andere bleiben im allgemeinen auf dessen Höhe, schließlich schafft die Bewegung an sich Deklassierte, die, häufig in Gemeinschaft mit anderen Elementen, eine dritte, untere Stufe bilden.

Dies ist die Entwicklungstendenz auch des deutschen vierten Standes seit etwa zwei Jahrzehnten geworden. Und dabei haben wir hier einen Prozeß von heute noch keineswegs vollendetem Ablaufe vor uns: denn, an die Aufeinanderfolge mindestens zweier Geschlechter gekettet, so daß sich neben Standeserwerb durch eigene Kraft auch Standeserwerb durch Geburt entwickeln kann, pflegen soziale Bildungen wenigstens eines und eines halben Menschenalters zu ihrer vollen Reife zu bedürfen. Doch sind schon jetzt deutlich die Anfänge des Neuen zu unterscheiden.

Ein oberer Stand, in dem sich im allgemeinen die Arbeiter entschiedener Willenskraft und höherer Begabung zusammenfinden, hat zunächst eine verbesserte wirtschaftliche Lebenshaltung entwickelt: in diesen Kreisen ist Wohnung und äußere Repräsentation zusehends besser geworden. Zugleich aber sind in diesen Kreisen auch schon deutliche Verschiebungen des geistigen und gemütlichen Ideals hervorgetreten und haben sich namentlich in veränderter Kindererziehung und anderem Eheleben ausgesprochen. Was sich hier entwickelt, das ist eine Klasse

industriell-arbeitlichen Charakters, die manche Ähnlichkeit mit dem früheren sogenannten Mittelstande aufweist. Daß sie freilich diesem entspräche, ihn fortsetze oder gar wiederherstelle, ist schon nach der bisherigen Entwicklung ausgeschlossen, — ganz abgesehen davon, daß es ein in der Sozialgeschichte unerhörter Vorgang wäre. Was die neue Bildung dem Mittelstand scheinbar nahebringt, ist nur in dem Zusammenhange begriffen, daß hoher Arbeitslohn, wie ihn die neue Klasse genießt, eine der stärksten Sicherungen sozialen Nivellements bildet: mithin dem Stande, der in ihm steht, den Charakter von etwas wie einem Durchschnittsstande zu verleihen vermag. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß der neue Stand unter allen Umständen ein Stand der Abhängigen bleibt. Dies hat zunächst zur Folge, daß er sich eingegliedert fühlt: daß er sich daher — wie sich schon jetzt an Einzelerscheinungen, z. B. an der Entwicklung des hochstehenden Berufes der Buchdrucker, zeigt — vor allem sozial aufs entschiedenste von den untersten Klassen des vierten Standes abzuheben, ja zu trennen beflissen ist. Aber auch wirtschaftlich treten gewisse Trennungszeichen mit immer größerer Entschiedenheit hervor. Der neue Stand ist an erster Stelle ein Stand der gelernten Arbeiter; und so liegt es nahe und ist in einzelnen Fällen schon eingetreten, daß er einen bestimmten Lehrgang als unerläßliche Voraussetzung zur Teilnahme am Leben des Standes aufstellt. Indem aber der neue Stand ein Stand der Abhängigen ist und bleibt, entwickelt er, von den untersten Klassen durch sein eigenes Solidaritätsgefühl geschieden, zugleich Anfänge eines Gefühls für Autorität, die bisher im vierten Stande wenig zu finden waren. Gewiß ist er demokratisch gesonnen: aber die demokratische Grundlage seiner sozialen wie auch politischen Auffassung beginnt einen Beisatz aristokratischer Empfindungen aufzunehmen, von dem man noch nicht sehen kann, inwieweit er die Gesamtrichtung des erst werdenden Standesbewußtseins bestimmen wird. Es handelt sich hier um eine Entwicklung, die in England zu inniger Berührung einer ähnlich entstandenen Klasse mit durchaus konservativen Interessen geführt hat; in Deutschland könnten viel-

leicht starke Abwandlungen der Wirtschaft des freien Unternehmens in gebundene Formen hinein — Wandlungen, von denen bald die Rede sein wird — für das weitere Schicksal der neuen Klasse von Bedeutung werden.

Unter dieser Klasse aber steht die besonders große Mittelschicht des ungeteilten alten vierten Standes: die Menge, die man gewöhnlich, nach einem der Hauptsache nach zutreffenden Kennzeichen, als die der ungelernten Arbeiter bezeichnet. Es sind die Massen, die in Fabriken und sonstwo Arbeitsgelegenheit suchen, die die Akkordarbeit nicht lieben, da sie nur unqualifiziert zu arbeiten im stande sind, die im allgemeinen auch heute noch von der Hand in den Mund leben: und Lebensbreite eigentlich nur gewinnen durch die Erziehung, welche ihnen die Sozialpolitik des Reiches angedeihen läßt. In ihrer Mitte dauern wohl die alten Ideale des früheren ungeteilten vierten Standes noch am ehesten fort; sie bilden das Gros der Sozialdemokratie; bei ihnen besteht noch der alte Haß gegen die Reichen, die, mögen auch sie selbst mindestens an der Höhe ihres Lohnes gewonnen haben, doch immer noch unverhältnismäßig viel mehr an Behäbigkeit gestiegen sind. Es ist eine Klasse, die neuerdings, seit etwa einem Jahrzehnt, höchstens dadurch eine gewisse Ziselierung erhalten hat, daß sich in ihr nationale Unterschiede zu bilden begonnen haben. Dem mächtig aufsteigenden Unternehmungstriebe vornehmlich der neunziger Jahre entsprach schließlich nicht mehr die Zahl der im Reiche selbst vorhandenen Arbeitskräfte. Die erste Folge war, daß die Löhne stark stiegen: eine Erscheinung, die in Verbindung mit den sinkenden Preisen fast aller notwendigen Lebens- und Daseinsmittel in hohem Grade zur Differenzierung des vierten Standes überhaupt beigetragen hat. Für die unqualifizierte Arbeit aber hatte diese Entwicklung die besondere Folge, daß neben den deutschen Arbeitern ihrer Art immer stärker auch ausländische Arbeiter etwa gleicher Fähigkeiten eingestellt wurden: es war die Zeit, da italienische und polnische, bald auch belgische und russische Arbeiter in unsere Industrie- und Bergbaubezirke einzuströmen begannen. Und da stellte sich denn heraus, daß, wenigstens in

den Augen der deutschen Arbeiter gleicher Art, diese Fremden als nicht ganz ebenbürtig galten: ein Umstand, der die gesamte Masse der unqualifizierten Arbeiter, wie gesagt, einigermaßen zu modellieren geeignet schien.

Was endlich eine unterste Schicht des vierten Standes charakterisiert, das ist leider Unfähigkeit und Deklassiertheit. Hier treffen sich jene Unglücklichen — und freilich oft verdient Unglücklichen —, die in der rapiden Umwandlung der sozialen Verhältnisse während der letzten Menschenalter innerlich nicht genug gefestet waren, um, wie man sich im Mittelalter ausgedrückt haben würde, ihren Stand zu halten; hierher geraten ohne weiteres namentlich die leider so vielen Degenerierten, welche das Zeitalter der Reizsamkeit aus der Klasse der Fabrikbevölkerung ausstößt. Das verbindende Element all dieser Existenzen ist noch immer, wie schon vor alters bei den niedersten Klassen, ein roher und praktisch fast unbegrenzter freier Zug: und so bilden sie das Sammelgebiet für die ungeheure fluktuierende Masse des modernen Vagabundentums. Dabei liegt über ihrem Tun teilweis noch immer ein letzter schwacher Abglanz jenes reizvollen Nimbus, der den Stand niedriger Abenteurer in den Zeiten des Mittelalters und auch noch des 16. und 17. Jahrhunderts zu umgeben pflegte, in Zeiten, da eine weniger geregelte Einwirkung der Staatsgewalt noch für niemand wundersame Schicksale und somit innigere Berührungen auch mit dieser Klasse ausschloß. Freilich: die Zeiten des Simplicissimus sind heute vorüber, und, überall gedrängt, geschoben, reglementiert, nirgends zu ignorieren und doch nirgends bewältigt, bildet diese Klasse den teilweis geradezu hoffnungslosen Ballast der modernen Entwicklung.

3. Gehen wir in dem sozialen Aufbau, wie er sich im Laufe des letzten Menschenalters gebildet hat und in ständiger Umbildung begriffen ist, über den vierten Stand aufwärts, so gelangen wir in das Bereich der früheren Mittelstände, der Bürger und der Bauern. Was ist unter der Einwirkung des modernen wirtschaftlichen und sozialen Lebens aus ihnen geworden?

Die Frage ist nicht leicht, ja, sie ist teilweis gar nicht zu beantworten, weil der Prozeß an sich noch nicht vollkommen bezeichnende Abschnitte seiner Entwicklung aufweist, und weil inzwischen, wie wir sehen werden, das Ferment der ganzen Bewegung, die freie Unternehmung, selbst im Begriff steht, eine Umbildung zu erfahren: ein Vorgang, der natürlich die Art ihres Einwirkens selbst wiederum starken Änderungen und damit auch die Umwandlung der alten Stände neuen Verwicklungen aussetzt.

Im allgemeinen läßt sich zunächst beobachten, daß die freie Unternehmung in allen alten Ständen an erster Stelle die polaren Bildungen einer Umwandlung zugeführt hat: in der Landwirtschaft die Zwergwirtschaft und den Großgrundbetrieb, in der Industrie den alten Hausfleiß und die aus dem Handwerk heraustretende Manufaktur, im Handel das Hausierertum und den Großverkehr. Sehr begreiflich: bei ihnen war zuerst der kaufmännische Vertrieb eines Teiles oder des Ganzen der Erzeugnisse so möglich, daß er sich mit industriellen Motiven in freiester Art, und das heißt eben im Sinne der freien Unternehmung, verband: dort wegen Mangels an genügenden Daseinsmitteln, hier wegen Überflusses. Dementsprechend sind diese polaren Bildungen von der freien Unternehmung ganz eingenommen und umgebildet worden: und grade aus ihnen heraus haben sich deshalb die frühesten Formen der heutigen modernsten Stände, der Arbeiter- und der Unternehmerklassen, entwickelt.

Erst später sind dann die zentralen Gesellschaftsschichten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, ist mithin der sogenannte ältere Mittelstand angegriffen worden. Und in diesen Kreisen ist die Umwandlung auch noch keineswegs vollendet.

Was für diese Schichten zunächst und wohl am frühesten eingetreten ist, das ist eine starke Ausgleichung, ja fast Aufhebung früherer äußerlicher Abgrenzungen nach Beruf und Stand. Wer will heute, nach dem äußeren Anschein, noch mittleren Bauer, Kaufmann und Gewerbetreibenden, ja selbst

die Angehörigen der liberalen mittleren Berufsklassen mit Sicherheit unterscheiden? Das Motiv für diese äußerliche Gleichstellung reicht in seinen entwicklungsgeschichtlichen Anfängen ziemlich weit zurück. Es ist eine in jeder Volkswirtschaft von neuem auftretende Erfahrung, daß mit dem Eintreten geldwirtschaftlicher Motive niemand mehr seinen Stand halten will, daß alle wenigstens äußerlich, in Haltung und Tracht, in das Wesen der höheren Stände aufstreben: so daß in Schnitt und Form der Kleider, in den gesellschaftlichen Manieren, in der Aufnahme der Modewechsel eine gewisse Uniformierung der Gesellschaft einzutreten beginnt oder nur noch durch besondere Kleiderordnungen und Luxusgesetze für Tafel und gesellschaftliches Treiben eine Zeitlang künstlich verhindert und in ihrer Vollendung aufgehalten werden kann. Die Ursache für diesen besonderen Zug der primitiven Geldwirtschaft liegt, wenn wir hier von tiefstliegenden Gründen der Entwicklung des Persönlichkeitsgefühls und dergleichen absehen, darin, daß in dieser Zeit ein neuer, viel intensiverer Handel einsetzt und damit eine enorme Steigerung des Angebots früher nicht gekannter in sich ziemlich gleichmäßig gearteter Bedürfnisse: zum erstenmal wird gleichsam ein Lehrkurs neuer Bedürfnisse durch die an die Hauswirtschaften von außen her herantretende Macht des Handels eindringlicher veranstaltet; und alle Stände sind eifrige Schüler.

Da begreift es sich denn, wie sehr auf diesem Gebiete die Anregungen steigen müssen von dem Augenblicke an, da die freie Unternehmung und mit ihr der kaufmännische Geist die Mittelstände aufs gründlichste und stetig zu ergreifen beginnt. Jetzt wird ein Ausgleich der Anforderungen an die äußere Erscheinung gegenüber den höheren, schon früher fortgeschrittenen Schichten gradezu als soziale Pflicht empfunden: und sie führt jene zunächst ganz äußerliche, schließlich aber vielfach auch tiefer eingreifende gesellschaftliche Uniformierung des Mittelstandes herbei, die heute im allgemeinen besteht.

Aber diesen äußeren Einwirkungen gehen innere zur Seite. Wo Länder von der Außenwelt lange Zeit hindurch mehr ab-

geschlossen sind und waren, sei es durch äußere Schranken, wie Ägypten, sei es durch eine infolge sehr verschiedener Erzeugungsarten mögliche Abgeschlossenheit und Selbstherrlichkeit der Volkswirtschaft, wie in Indien und Rußland, da entsteht auf sozialem Gebiete leicht Kastenbildung oder wenigstens eingerostete gesellschaftliche Schichtung: es fehlt die äußere, die befreiende Zugluft. Wo dagegen eine solche Luft in der Form lebendigen und notwendigen Austausches mit dem Ausland in Handel und Verkehr vorhanden ist, da ist der soziale Lebensprozeß frischer; es ist wie eine ständige Erquickung mit belebendem Sauerstoff. Dieser Umstand macht begreiflich, welche stark zersetzende, umbildende Kraft die Entwicklung der freien Unternehmung auf die mittleren Schichten haben mußte: war es nicht, als ob innerhalb der Volkswirtschaft selbst ständige Windstöße kaufmännischen Geistes säuberten und anregten? In nur zwei Menschenaltern, vom Beginn bis in die sechziger Jahre des Jahrhunderts schon, hatte die freie Unternehmung das Leben der Nation gesetzgeberisch bis zur vollen Verwirklichung ihrer Ideale umgestaltet: Bauernbefreiung, Verkehrsfreiheit, Gewerbefreiheit, freier Arbeitsvertrag, Freizügigkeit waren eingeführt. Und kurze Zeit darauf hatte sie auch sozial ihre höchste Wirkung erreicht. Es sind die Jahrzehnte von den sechziger bis zu den neunziger Jahren, in denen die Spalten und Risse im sozialen Bau der Mittelstände wohl am stärksten klafften, in denen am zahlreichsten aus diesen Rissen und Spalten einzelne Personen besonderer Tatkraft emportauchen konnten, um, vornehmlich im Bereiche der freien Unternehmung, Höchstes zu erreichen; seitdem sind wir schon in die Vorahnungen einer kommenden Zeit der gebundenen Unternehmung gelangt, und die vollen Wirkungen des alten, freien, ja ungezügelten Geistes erscheinen verändert und abgeschwächt.

Diese inneren Einwirkungen aber der freien Unternehmung auf die Mittelstände haben sich nun, namentlich soweit es sich um deren teilweise Deklassierung handelt, auf deutschem Boden keineswegs überall in gleicher Stärke abgespielt. Da, wo ein starker Mittelstand nicht bloß der Gewerbe, sondern auch des Ackerbaues vorhanden war und beide sich gegenseitig stützten

— wie vor allem in den mutterländischen Gebieten — vollzog sich die Bewegung weniger heftig. Anders da, wo dies nicht der Fall war und auch die Widerstände älterer Gewerbeverfassungen, der alten Hausindustrie etwa und der Zünfte, nicht gleich mächtig waren: hier kam es zu einer viel revolutionäreren Entwicklung. So vor allem in den Kolonialgebieten und besonders wiederum im eigentlichen Nordosten.

Im allgemeinen sind dabei die positiven Neubildungen und die Ansätze, die sich zu ihnen bisher entwickelt haben, nicht leicht zu beschreiben. Denn es handelt sich hier um Umschichtungen teils so vorübergehender Art, teils noch so wenig abgeschlossenen Charakters, daß ihnen vorläufig fast nur die Dichtung, die den Einzelfall plastisch ergreift, gerecht werden kann. In der Tat haben wir es hier mit einem Lieblingsgebiet der modernen Romanschilderung zu tun, aber selbst aus dieser sind noch nicht so sichere Bilder hervorgegangen wie die, welche etwa v. Polenz in seinem „Büttnerbauer" (1895) und Kretzer in seinem „Meister Timpe" (1888) von dem Untergang des alten Bauerntums und des alten Handwerks zu zeichnen vermochten.

Will man sich eine verhältnismäßig klarere Vorstellung von den Neubildungen machen, die im alten Mittelstande auf Grund der Einwirkung der freien Unternehmung möglich zu sein scheinen, so muß man nach England sehen, wo diese Entwicklung im wesentlichen schon vollendet ist. Da ergibt sich denn, daß dort die alte Mittelstufe in drei neue Stände differenziert worden ist, die sich im Innersten nur noch nach der Höhe ihres Einkommens unterscheiden. Alle anderen Unterschiede dagegen erscheinen zunächst weggefallen oder unwesentlich geworden, so namentlich auch die des Berufes und des Aufenthaltes, sei es in Stadt oder Land; insbesondere haben farmers und tradesmen, die Angehörigen der niederen neuen Mittelklasse mit agrarischem oder kommerziellem und industriellem Berufe, dieselben Ideale und nehmen die Unterschiede, die ihre besondere Tätigkeit zur Folge haben könnte, möglichst wenig in ihre Lebensweise auf.

So weit ist nun die Entwicklung in Deutschland noch nicht vorgeschritten, — und soweit wird sie vermutlich auch niemals

gelangen. Richtig aber ist, daß auch auf deutschem Boden eine gewisse soziale Ausgleichung zwischen Stadt- und Landbevölkerung eingesetzt hat, wie schon aus dem hervorgeht, was über das Schwinden äußerer Unterschiede der Tracht und der geselligen Formen zwischen Land- und Stadtbevölkerung zu berichten war[1], und daß sich auch bei uns etwas wie eine Dreiteilung des Mittelstandes vorbereitet.

Die erste Klasse einer solchen neuen Gliederung würde ein Kleinunternehmertum bilden, das seit etwa einem Menschenalter ebenso aus dem Gewerbe und dem Handel wie aus der Landwirtschaft hervorgeht. Hierher gehören die zahlreichen städtischen Handwerker, die mit 6 bis 10 und mehr Gehilfen arbeiten, hierher die Inhaber größerer Ladengeschäfte und die Großwirte, hierher die ländliche Klasse der „Gutsbesitzer". Dabei sieht man leicht, daß unter diesen Kreisen die neugebildeten bei weitem mehr die städtischen sind; die Gutsbesitzer haben sich ihnen, in Umbildung zu Kleinunternehmern: Fleischproduzenten, Milch- und Butterproduzenten, Erzeugern von Gemüse u. s. w., eigentlich mehr angeschlossen. Der tiefere Grund dieses Zusammenhanges ist in der Tatsache gegeben, daß die freie Unternehmung überhaupt mehr ein Sproß der bürgerlich-städtischen als der ländlichen Entwicklung ist. Stärker betont aber wurde dieser Zusammenhang noch dadurch, daß die Kapitalbildung sich leichter und stärker in den Städten vollzog als auf dem Lande. Gewiß hat es auch bei den Gutsbesitzern selbst an äußeren Anzeichen einer solchen Bildung nicht gefehlt: die Stroh- und Schindeldächer, der Fachwerkbau, das niedrige Höhenmaß der Zimmer, der Aufbau des Hauses ohne Unterkellerung haben besseren Einrichtungen Platz gemacht. Aber darüber bleibt doch kein Zweifel, daß die Kapitalbildung mindestens der letzten zwei Jahrzehnte, wenn sie auch auf dem platten Lande nicht fehlte, doch in weit höherem Maße in den Städten eingetreten ist. Und so waren

[1] Auch die Bildung kleiner sozialpolitischer Parteien, in denen sich ländliche und städtische Elemente gleichmäßig treffen, ist hierfür charakteristisch: Antisemiten, Christlich-soziale. Umgekehrt gewinnen auch rein … rische Parteien städtischen Anhang (Bund der Landwirte).

es die städtischen Kleinunternehmer, die ihre ländlichen Genossen sozial gleichsam ins Schlepptau nahmen: führend auftraten innerhalb ihres ganzen, sich neu abrundenden Kreises. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich denn auch, erinnern wir uns der englischen Entwicklung, vergleichsweise von der deutschen sagen, daß innerhalb ihrer Grenzen zunächst auf dem besonderen Gebiete des Kleinunternehmens der Gegensatz zwischen Stadt und Land sehr merklich abgeschwächt, wenn auch noch keineswegs verloren gegangen sei.

Wesentlich städtisch erscheint dagegen eine zweite Klasse des Mittelstandes, die besonders stark im Wachsen begriffen ist, wenn es auch unmöglich ist, sie mit Hilfe der vorliegenden statistischen Hilfsmittel schon genauer zu umgrenzen.

Zu einer ungefähren, für große Kreise der neuen Klasse zutreffenden Vorstellung mag die Angabe führen, daß in Preußen in den Stufen der Einkommensteuer zwischen 900 und 3000 Mark veranlagt waren: 1892/3: 2 118 969; 1900: 2 963 213 Zensiten.

Das ist die Klasse, welche — im Gegensatze zu den Abhängigen, die sich zu einer ersten Klasse des vierten Standes herausbilden — Abhängige höherer Ordnung umfaßt: das Personal der öffentlichen Transportunternehmungen, das allein schon 1885 rund 220 und zehn Jahre später rund 330 Tausend Beamte und Unterbeamte umfaßte, die Beamtenschaft der Staats- und Gemeindeverwaltung mittleren Ranges, das höhere technische und kaufmännische Personal größerer Betriebe, die Agenten und Prokuristen der Handelsunternehmungen u. s. w. Es ist eine Klasse mit gewiß vielen Abstufungen; aber alle Stufen sind untereinander verbunden durch den Begriff eines Dienstes, der höher gewertet ist als die Arbeit auch der obersten Klasse des vierten Standes. Man könnte sie wohl in mancher Hinsicht als die moderne Ministerialität bezeichnen: denn wie diese ist sie trotz sozial höherer Schätzung nicht unabhängig; wie diese zerfällt sie in verschiedene Gruppen je nach der sozialen Wertung des Dienstherrn, wobei die Staatsdiener wie zu allen Zeiten am höchsten rangieren; und wie diese zieht sie ihre sozial höhere Wertung vor allem auch aus dem intimeren persönlichen Zu-

sammenhang mit den sozial führenden Schichten und Mächten: was einst Schildesamt war, ist heute die Uniform, und der Rittersname wird ersetzt durch den Titel.

Unter dieser Klasse des Mittelstandes endlich steht eine letzte, in sich vielfach zerspaltene und zersetzte Klasse: es sind die Zurückgebliebenen, die Reste der ehemaligen Mittelstandsbildung: kleine unabhängige Handwerker und Detaillisten des Handels; auch die kleineren Bauern wird man ihr bis zu einem gewissen Grade anschließen können. Es sind Schichten, in denen noch viel altes Leben steckt; Berufe, denen bei veränderter Grundrichtung des Wirtschaftslebens hin auf einen Zustand gebundener Unternehmung vielleicht noch eine neue Zukunft in ziemlich altem Sinne erblühen könnte, — jedenfalls Kreise, die noch keineswegs völlig der differenzierenden Kraft des freien Wettbewerbes unterlegen sind.

Wie hier, ja noch mehr als hier trifft man auf Reste des Alten auf dem Gebiete der Kopfarbeiter — Reste, die ebenfalls zu einer Zeit der gebundenen Unternehmung, wenn sich der Unternehmergewinn dem bloßen Kapitalzins genähert und fast zu etwas wie einem Gehalt geworden sein sollte, wieder viel stärker führend hervortreten könnten, als heute. Den stärksten Hort dieser Reste bilden die Geistlichen beider Bekenntnisse, ferner die gelehrten Berufe und die höhere Bureaukratie wie der Offizierstand: wenngleich in den Kreisen des höheren Beamtentums und des Militärs infolge von Geburtszusammenhängen oder von starken gesellschaftlichen Berührungen mit den sozial führenden Schichten zahlreiche geistige und materielle Beziehungen zum Unternehmertum bestehen. Im ganzen sind das die Kreise, von denen man, freilich stark übertreibend, gesagt hat (Reinhold): „Staat und Gemeinde, das ganze Volk erscheinen als Garanten ihres Lebens: keine Handels- und Gewerbekrisis, keine Konkurrenz, keine Bankerotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Ökonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Existenz. Selbst ein Krieg wird sie selten außer Brot setzen.“ Richtig ist an dieser Betrachtung, daß diese Kreise wie ein Stück

früherer Standesbildung wesentlich unangefochten von den jüngsten, der Spekulation und der Konjunktur so stark unterworfenen Fermenten sozialer Fortbildung im Leben stehen und dieses voll nur werden verstehen können, wenn sie sich ihm in dem bewußten Willen, es zu durchdringen, hingeben. Sie haben darum auch ihr besonderes Schicksal, haben namentlich auch ein eigenes Proletariat entwickelt.

Weit zugänglicher sind den sozialen Einflüssen der modernen Zeit jene Kreise gewesen, die sich infolge spezifisch humanistischer und gelehrter Stempelung lange Zeit hindurch fast ausschließlich an den Stand der gelehrten Berufe anlehnten: die Kreise der höheren nationalen Bildung überhaupt. Hier ist es zunächst gelungen, dem vornehmlich intellektualistischen Gehalt der klassischen Bildung andere Gehalte, die der Naturwissenschaften und einer neuen, auf der Kenntnis des Geistes der blühenden westeuropäischen Kultur aufgebauten Bildung zur Seite zu stellen, zur selben Zeit etwa, da die sittlichen Ideale des Humanismus einer vertieften Erforschung der antiken Welt vielfach zum Opfer fielen. Des weiteren aber wurde mit dem sozialen Siege der freien Unternehmung die neue Kultur der Reizsamkeit entwickelt und selbstverständlich zunächst in den Kreisen der Unternehmung, darüber hinaus aber auch bald in weiten Kreisen, ja man darf sagen: ihren wichtigsten Erscheinungen nach in allen Kreisen der Gebildeten heimisch. Diese Kultur war innerhalb eines stark betonten nationalen Rahmens zunächst wesentlich künstlerisch und setzte als solche, mit nicht geringem allgemeinem Ergebnis, ästhetische Erziehungsziele an Stelle der bisher ziemlich einseitig verfolgten intellektuellen. Sie brachte aber auch noch darüber hinaus neue soziale Anregungen, indem sie aus der zunehmenden Wertung des individuellen Lebens heraus sowohl hygienische Forderungen, vornehmlich auch in den Formen des geselligen Sports, wie die ersten Anfänge einer neuen, optimistischen Ethik entwickelte. Und alle diese neuen Elemente wurden von der nationalen Bildung in dem Sinne aufgenommen, daß deren Kreise dadurch dem Einflusse grade des modernsten sozialen Lebens nähertraten.

Während so neue Bildungsideale emportauchten, die darauf hinausliefen, die bisher durchaus engen Beziehungen der deutschen Bildung zu den gelehrten Berufsarten zu lockern und an deren Stelle eine größere Weite und Freiheit der intellektuellen wie vor allem eine schärfere Betonung der ästhetischen und auch schon der ethischen Erziehung zu setzen, haben sich jüngst zugleich Strömungen, wenn auch nur in leisem Zuge, gezeigt, die, folgerichtig durchgeführt, darauf hinauslaufen müßten, die seelische Bildung eines künftigen Geschlechtes ebenso fest dem Geiste der Unternehmung anzuschließen, wie sie bisher dem Geiste des Humanismus angeschlossen war. Der Sieg solcher Strömungen würde zu der bisher wohl nur erst für England und Amerika denkbaren Konsequenz führen, daß soziale Wertung allein noch von unternehmerischem Erfolge abgeleitet würde, und daß eine geistige Bildung eingehenderer Art nicht mehr als durchaus regelmäßige Voraussetzung angesehen würde für hohe gesellschaftliche — und demgemäß auch politische — Geltung. Der Begriff eines geistigen Adels würde damit verloren gehen oder wenigstens wesentlichen Umgestaltungen anheimfallen.

Erscheint in diesem Zusammenhange die soziale Wertung des geistigen Adels durch die freie Unternehmung, wenn auch einstweilen nur mittelbar und von ferne, bedroht, so hat sich der historische gesellschaftliche Adel, der Adel der einst naturalwirtschaftlichen Grundherrschaft wie der ehemals landesfürstlichen Gewalt, der Adel also in allen seinen geschichtlich hergekommenen Abstufungen, der vollen Einwirkung der freien Unternehmung schon längst erschlossen, ja unterworfen. Und zwar in Einzelvorgängen, die der Fortdauer seiner Bedeutung nicht eben günstig waren.

Die entscheidende Zeit für seine Stellungnahme waren die fünfziger und sechziger Jahre: jene Zeit, in der die Unternehmung zum ersten Male ihr Wesen freier entfaltete. Damals ist eine reiche Literatur über die Frage entstanden, ob es möglich sei, daß der Adel an dem neuen Wirtschaftsleben teilnehme: und die Antwort fiel verneinend aus, weil man, völlig zu Recht, im Geiste des neuen Wirtschaftslebens vor allem ein kauf-

männisches Element sah. Ist aber deshalb der Adel der Unternehmung fern geblieben? Unbewußt gehörte ihr schon längst ein großer Teil der norddeutschen Rittergutsbesitzer an; und unbewußt zog sie in allen Großgrundbesitz des Adels überhaupt ein. Nur daß damit der Adel auf diejenige Form der modernen Unternehmung beschränkt blieb, die agrarische, die von allen Formen die weitaus am wenigsten gewinnbringende ist. Nun sind zwar — im ganzen später, etwa seit den sechziger Jahren — eine nicht unbedeutende Anzahl großer Adelsgeschlechter auch der industriellen und kommerziellen Unternehmung nähergetreten: allein im ganzen ist für die soziale Bedeutung doch das agrarische Unternehmertum maßgebend geblieben — und damit eine Form, die heutzutage kaum noch die nötige wirtschaftliche Grundlage für die hergebrachte politische Bedeutung des Adels abgibt.

Dies Schicksal des alten Adels ist natürlich von Bedeutung gewesen für die Bildung des neuen, modernen Adels, des Adels der Unternehmung. In älteren Zeiten, in den sechziger, siebziger, teilweis noch achtziger Jahren, hat er sich wohl noch nach dem Muster des alten Adels sozial geschult und gebildet; er liebte einfache Adels- und noch mehr Baronstitel, und er kaufte sich gern in Rittergütern an. Es war wie im 13. Jahrhundert, da das erwachsende Patriziat der Städte noch Schildesamt und ein festes Haus erstrebte. Aber wie sich die bürgerlichen Geschlechter im 14. Jahrhundert weit über die Ritterbürtigkeit hinweg zu eigner Standesehre und besonderer Lebenshaltung entwickelten, so ging auch der Adel der Unternehmung schon bald seine eigenen Wege. Ja er begann sich schon zu spalten und einzelne Klassen zu entwickeln. In der fortschreitenden Annäherung der Nation an die Volkswirtschaft der vollen freien und schon der gebundenen Unternehmung haben sich größte Verhältnisse entwickelt, die nur die wenigsten noch und die Geldkräftigsten übersehen. Und mit dem Geschäft einer solchen Übersicht verträgt sich nur noch ausnahmsweise eine ins einzelne eingehende Sorge um ausgedehnte industrielle Unternehmen. Ein besonderer Kreis der Hochfinanz hat sich daher gebildet als ein

innerer Ring gleichsam des neuen Adels; und aus der neuen Aristokratie heraus droht sich eine Oligarchie zu entwickeln.

Es kann scheinen, als sei es an der Zeit, daß Gegenwirkungen eintreten, wie sie nur aus einer allgemeinen aristokratischen Durchgestaltung der gesamten sozialen Bewegung hervorgehen könnten.

4. Wir haben bisher die Neubildung und Umbildung der sozialen Zustände in den letzten Menschenaltern nur nach ihrer qualitativen Seite verfolgt: die soziale Abstufung in ihren Wandlungen kennen zu lernen, ist unsere Absicht gewesen. Neben den qualitativen muß aber noch ein quantitativer Gesichtspunkt gestellt werden, denn ohne dessen Berücksichtigung würden die inneren nationalen Schicksale teilweis ganz unverständlich bleiben. In der Zeit so starker Umbildungen hat die Bevölkerung zugleich eine außerordentliche Vermehrung und wechselnde räumliche Verteilung erfahren: nicht minder quantitativ wie qualitativ hat der Volkskörper Veränderungen durchgemacht.

Daß sich die Bevölkerung des Reiches im Laufe des letzten Menschenalters und noch darüber rückwärts stark vermehrt hat, gehört mit zu den bekanntesten Tatsachen der modernen Sozialgeschichte. Die Erscheinung wird aber gern isoliert betrachtet, und nicht selten kommt man aus dieser vereinzelten Beobachtung zu falschen und übertriebenen Anschauungen[1]. Die deutsche Bewegung muß deshalb zunächst in einem Kreise verwandter Tatsachen betrachtet werden.

„Nach den in den letzten Jahren vorgenommenen Erhebungen über die Bevölkerungsdichtigkeit ist Ägypten bezw. das Nildelta und Niltal das dichtestbevölkerte Land, nicht wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern wegen der Bedürfnislosigkeit seiner Bewohner. Dann folgt das industriell hochentwickelte Belgien sowie Holland und — in weitem Abstand — Großbritannien mit Irland. Japan und Italien stehen auf einer Stufe. Italien ist dichter

[1] S. oben S. 383 und 384.

bevölkert als eine Anzahl reicherer Länder Europas. Eine mittlere Bevölkerung weist Deutschland auf. Mäßig bevölkert sind Frankreich und Ungarn. Im Vergleich zu seinem Reichtum an Naturprodukten am dünnsten bevölkert ist Brasilien." Wir haben es also in Deutschland auch heute nur noch mit einer mittleren Bevölkerungsdichte zu tun. Diese Dichte wird nun erhalten und verstärkt durch Einwanderung und Geburten, während Todesfälle und Auswanderung ihr Abbruch tun. Mit die am sichersten und leichtesten zu überschauende Erscheinung auf diesem Gebiete, wenn auch nur eine Funktion der Sterblichkeit, ist die der Geburten. Und da ist charakteristisch, daß die Geburtenziffer neuerdings in Europa abnimmt. Verhältnismäßig große Geburtenfrequenz haben heute noch Ungarn, Österreich, Deutschland und Italien. Das Deutsche Reich speziell hat nach dem Kriege von 1870/71 starke Geburtenziffern gehabt; gegen Ende des 19. Jahrhunderts ist aber ein Rückgang selbst gegen die achtziger Jahre eingetreten.

Die durchschnittlichen Frequenzen betrugen auf tausend Einwohner 1861—70: 38,8; 1871—80: 40,7; 1881—90: 38,2; 1891—1900: 37,4.

Neuere Ziffern (1891—1900) für Österreich: 37,1, Holland: 32,5, Großbritannien: 30,0, Belgien: 28,9, Schweden: 27,2, Frankreich: 22,1.

Anders geartet ist für den nationalen Körper in der letzten Zeit die Frage der Einwanderung, die zugleich mit der der Auswanderung betrachtet werden muß. Das Gebiet des heutigen Reiches ist bekanntlich vor 1870 ein Land starker Auswanderung gewesen; namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren sind verhältnismäßig viele und edle Kräfte über See nach den Vereinigten Staaten gezogen. Aber auch nach 1870 blieb die Auswanderung zunächst noch groß, und sie bedeutete für das Jahrfünft von 1880 bis 1885, wo sie die höchsten Ziffern erreichte, einen Jahresverlust von fast 200 000 Seelen. Da ist es denn sehr bemerkenswert, daß dies Verhältnis im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts umgeschlagen ist. In dieser Zeit sind jährlich etwa 20 000 Menschen mehr in das Reich ein- als ausgewandert: ein Zeichen allgemein günstiger wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse und namentlich wohl auch eines Be-

darfs an ungelernten Arbeitskräften, der das nationale Angebot überstieg.

Das Reich verlor durch überseeische Auswanderung in den Jahrfünften 1871—75: 319 750, 1875—80: 381 193, 1880—85: 980 215, 1885—90: 331 196, 1890—95: 448 810 und gewann in dem Jahrfünft 1895—1900 94 125 Seelen.

Genauere Angaben für 1891—1900, überseeische Auswanderung.

| Jahr | Zahl | ‰ der Bevölkerung | Jahr | Zahl | ‰ der Bevölkerung |
|---|---|---|---|---|---|
| 1891 | 120 089 | 2,41 | 1896 | 33 824 | 0,64 |
| 1892 | 116 339 | 2,31 | 1897 | 24 631 | 0,46 |
| 1893 | 87 677 | 1,73 | 1898 | 22 221 | 0,41 |
| 1894 | 40 964 | 0,80 | 1899 | 24 323 | 0,44 |
| 1895 | 37 498 | 0,72 | 1900 | 22 309 | 0,40 |

Dazu kommt noch, daß im letzten Jahrzehnt auch die Sterblichkeit beträchtlich heruntergegangen ist (auf 23,5 ‰), nachdem sie schon in den vier Jahrzehnten von 1851 bis 1890 von 27,8 auf 26,5 ‰ gesunken war. Freilich ist dabei die Sterblichkeitsstatistik besonders leicht der Kritik ausgesetzt, und man wird ihre Zahlen nur mit Vorsicht verwenden dürfen.

Im ganzen ergibt sich für das Deutsche Reich doch in den letzten und namentlich im letzten Jahrzehnt ein günstiger Verlauf der Faktoren, welche die Bevölkerungsvermehrung vornehmlich zum Ausdruck bringen. Und die Anschauung, welche hierdurch erweckt wird, wird durch weitere Daten der positiven Entwicklung der Hauptsache nach bestätigt.

Über die Zunahme der europäischen Bevölkerung hat man erst für die Zeit nach 1820 zuverlässigere statistische Angaben[1]. Und da zeigt sich nun, daß sie von etwa 200 Millionen im Jahre 1820 auf rund 400 Millionen im Jahre 1900 gewachsen ist. Im einzelnen stellt sich dabei der Bevölkerungszuwachs im Norden des Erdteils als stärker heraus als im Süden und stärker bei den germanischen als bei den romanischen Völkern. Soweit die drei für eine deutschgeschichtliche Vergleichung wichtigsten Staaten in Betracht kommen, hat Schmoller, indem er noch weit über das Jahr 1820 zurückging, eine Berechnung für die Jahre 1700 und 1800 angestellt, die sich durch die

[1] S. dazu schon oben S. 383–84.

Ziffern für das Jahr 1900 vervollständigen läßt. Darnach hätte sich in den zwei Jahrhunderten von 1700 bis 1900 die Bevölkerung Frankreichs noch nicht verdoppelt, während die deutsche auf das Vierfache und die englische auf das Sechsfache gestiegen wäre.

Nach Schmoller lebten auf dem Geviertkilometer Einwohner:

| Jahr | Frankreich | Deutsches Reich | England |
|---|---|---|---|
| 1700 | 42 | 26 | 35 |
| 1800 | 50 | 40 | 58 |

Die Tabelle für 1900 vervollständigt ergibt

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1900 | 72 | 104,3 | 215,4 |

Man sieht: die Progression ist innerhalb der germanischen Staaten besonders stark für England. Und nehmen wir noch die Niederlande hinzu, so sind auch sie noch in wenn auch geringem Vorteil vor dem Deutschen Reich. Denn dort hat sich nach der Volkszählung von 1899 die Bevölkerung in den letzten siebzig Jahren verdoppelt. Die Bevölkerung im Reiche dagegen hat hierzu fünfundsiebzig Jahre gebraucht.

Was den Fortschritt der Bevölkerung im Reiche im einzelnen angeht, so war die Bevölkerungszunahme, sieht man von den allerjüngsten Zeiten ab, mit jährlich 1,43 % am stärksten in dem Zeitraum von 1816 bis 1820, innerhalb dessen die Zahl der Seelen im heutigen Reichsgebiete von 24 833 000 auf 26 294 000 stieg; am schwächsten mit jährlich 0,40 % in der Periode von 1850 bis 1855, wo nur eine Zunahme von 35 397 000 auf 36 114 000 Seelen begegnet. In den Jahren 1870 bis 1900 wuchs die Bevölkerung im Reiche von fünf zu fünf Jahren von 40 818 000 auf 42 729 000, 45 236 000, 46 858 000, 49 428 000, 52 280 000 und 56 367 000 Menschen. Der Vermehrungskoeffizient war dabei von 1871—1880: 1 %, 1881—90: 0,9 %, 1891—95: 1,1 %, 1896—1900 1,5 %.

Sachsen, das früheste und am gleichmäßigsten gewachsene deutsche Industrieland, hatte Einwohner:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1834 | 1 595 668 | 1864 | 2 337 192 | 1894 | 3 692 600 |
| 1852 | 1 948 078 | 1871 | 2 556 244 | 1900 | 4 202 216 |

Die Zunahme seiner Bevölkerung von 1871 bis 1900 betrug in Prozenten der Bevölkerung 64,4, die der Bevölkerung des Reichsgebietes 37,3.

Was lehrt nun dieser kurze Überblick über die Hauptdaten der europäischen und deutschen Bevölkerungsgeschichte des 19. Jahrhunderts für die innere Entwicklung des Volkes?

Zunächst ergibt ein Vergleich der fremden und der nationalen Entwicklung, daß das deutsche Wachstum zwar ein sehr entschiedenes, aber keineswegs ein ganz ausnahmsweise und abnorm großes gewesen ist: ganz im allgemeinen hat die Bevölkerung der europäischen Kulturstaaten reißend zugenommen, am meisten in England. Mithin können auch die Ursachen dieser Entwicklung nicht in partikularen, spezifisch deutschen Vorgängen gesucht werden; sie sind vielmehr genereller Natur: sie beruhen in den allgemeinen wirtschaftlichen Vorgängen, der einzigen Erscheinung, die der Entwicklung aller europäischen Staaten in dieser Zeit grundsätzlich in fast gleicher Weise gemeinsam ist. Ein für die Beurteilung der deutschen politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht unwichtiger Gesichtspunkt. Wie oft hat man nicht den nationalen Aufschwung auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete wesentlich nur aus der Einheitsbewegung, ja wo möglich nur aus den politischen Ergebnissen der Kriege von 1866 und 1870—71 oder gar aus dem Zufluß der fünf Milliarden ableiten wollen! Es ist nichts damit: der stille Fortschritt der Bevölkerung ist die bei weitem fundamentalere Erscheinung und als solche abhängig von ganz anderen Mächten.

Sind wir aber mit der Betrachtung des numerischen und gleichsam mechanischen Fortschrittes bei der Ur-Ursache der Entwicklung angelangt? Nichts ist hier charakteristischer als die Bevölkerungsdaten des letzten Jahrfünftes im 19. Jahrhundert. Wir hörten, wie es in diesem geradezu zu einem Überschuß fremder Einwanderung über die Auswanderung kam, und sahen, aus welchen Gründen die Nation eines Zuschusses fremder Volkskraft bedurfte. Kann unter solchen Vorgängen die Bevölkerungsbewegung der Nation an sich noch als das spezifisch nationale und geschichtliche Urphänomen betrachtet werden? Offenbar nicht: nicht als schiebend, als geschoben erscheint die Bevölkerung in der Zunahme ihres Wachstums. Und das Element, das vorwärtsdrängt, tritt klar zu Tage: es ist die

ökonomische Bewegung, es sind die zunehmenden Bedürfnisse, die wachsenden Ersparnisse, die steigenden wirtschaftlichen Energieen des Volkes.

Wenn aber von dieser Grund- und Hauptursache aus der Fortschritt in West- und Mitteleuropa als ein im allgemeinen gleichmäßiger erscheint, so kann für ihn wiederum in diesem Falle, wie wir sahen, auch nur ein einziges, all den einzelnen nationalen Entwicklungen des Erdteils ziemlich gleichmäßig zu Grunde liegendes wirtschaftliches Motiv maßgebend gewesen sein: und dieses Motiv ist das des Emporkeimens und Erblühens der freien Unternehmung und des Grundsatzes des freien Wettbewerbs. Und deshalb kann auch die Geschichte der jüngsten Vergangenheit der Nation als eines Gesamtkörpers nur von diesem Motive her als dem trotz tausend anderer Einflüsse zunächst und prinzipiell treibenden verstanden werden.

Wohl aber begreift man, wie nun das Wachstum der Bevölkerung doch wiederum als sekundäre Ursache auf die einzelnen Vorgänge der Wirtschafts- und namentlich der Sozialgeschichte bindend und formend einwirken mußte. Denn es veranlaßte schon durch sein Auftreten an sich, dann aber wieder auch tertiär, durch die Ergebnisse seiner Einwirkung auf die Gesamtschichtung der Bevölkerung, Verschiebungen, die groß genug waren, um die soziale und auch die äußerliche Lage der Bevölkerung ihrem Standorte nach stark zu verändern. Und auf diesem Gebiete verbanden sich die Wirkungen des Wachstums der Bevölkerung dann unauflöslich und unentwirrbar mit den stärksten selbständigen Einflüssen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Wandlungen: und es kam durch deren vereintes Andrängen zu einer räumlichen Umschichtung der Nation, deren Ganzes von außerordentlichen Folgen auf die materielle wie die geistige Kultur wie auch auf die politischen Vorgänge gewesen ist und vielleicht noch mehr sein wird.

Standortsverschiebungen, zeitweilige wie dauernde, hat gerade das deutsche Volk mehr als irgend ein anderes der europäischen Staatengemeinschaft erlitten. Welcher Unterschied zwischen dem Germanien der taciteischen Zeit mit dem Rhein

und der Weichsel als Grenzen und dem deutschen Gebiete etwa im Beginne der Karlingenherrschaft, als die Deutschen westlich bis zum Ärmelkanal und tief in die Picardie hinein bis zur Somme, ja darüber hinaus noch bis zur Seine saßen, als sie dichtere Wohnstätten hin in das Gebiet der oberen Maas und der oberen Rhone mit ihren Nebenflüssen vorgeschoben hatten, während im Osten schon westlich der Elbe, in den Nordosthängen des Harzes, in Thüringen an der Saale, ja Ilm, und an der Donau um die Enns herum die Bereiche der Slawen begannen! Und welche Umwälzung wieder zwischen dieser frühkarlingischen Zeit und dem ausgehenden Mittelalter, da deutsche Kolonisten von neuem über Saale und Elbe und Oder und Weichsel vorgedrungen, da die baltischen Lande erobert worden waren und in Stockholm wie Bergen und Wisby deutsches Bürgertum blühte, da die Donauländer bis zur Leitha und darüber hinaus mit Deutschen angefüllt waren hin bis zum fernen Siebenbürgen! Nur das Meer im Norden und die Alpen im Süden haben sich als einigermaßen feste geschichtliche Grenzen unserer Nationalität bewährt[1].

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verschiebungen und dieser langen Geschichte haben sich aber die Volksbewegungen immer in den gleichen Formen vollzogen, soweit diese mit den Wanderungen vieler Individuen innerhalb desselben Raumes und darüber hinaus ein für allemal gegeben sind; sie waren entweder zentripetal: von vielen Seiten her auf einen bestimmten Punkt gerichtet, oder zentrifugal: von einem bestimmten Punkte nach vielen Seiten wegstrebend, oder endlich diskursiv: regelloser von einer Stelle nach einer anderen verlaufend. Dabei waren sie alle im allgemeinen zwangsläufig: gebunden an die gegebenen Verkehrswege; und diese Zwangsläufigkeit hat mit der Ergänzung der natürlichen Verkehrswege durch künstliche, zuletzt durch die Eisenbahnen, noch erheblich zugenommen.

Soweit nun solche Bewegungen die Grenzen des gegebenen nationalen Raumes weit überfluteten, gehören sie der Haupt-

[1] Über Verlauf und Bedeutung dieser Verschiebungen wird an anderer Stelle noch genauer zu reden sein.

sache nach der äußeren Geschichte unseres Volkes an, die uns hier nicht beschäftigt; freilich mit einer bedeutenden Ausnahme: der Nation ist es bekanntlich vergönnt gewesen, im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts dem damaligen Deutschland ein koloniales Deutschland unmittelbar jenseits seiner Grenzen anzufügen, das dann im vollsten Sinne Teil unseres Wesens geworden, ja von dem her uns die jüngste politische Einheit geworden ist. Gewiß: auch die anderen Ausbrüche unserer Nationalität weit über die Grenzen hinaus sind uns nicht völlig verloren gegangen und sollten uns vor allem in unserem Zeitalter des Verkehrs nicht verloren gehen: denn gerade auf ihnen beginnt sich heute langsam ein ganz neuer Begriff der Nation, ja des Staates aufzubauen[1]. Innerhalb des allgemein gegebenen nationalen Raumes aber hat die Bedeutung der nationalen Wanderungen und der ihnen zu Grunde liegenden wie der aus ihnen hervorgehenden Verschiebungen wesentlich davon abgehangen, inwieweit der Stand des Transportwesens und der Verkehrswege bereits gestattete, den Gesamtraum wirklich auch schon als ein Ganzes zu behandeln, oder vielmehr noch Begrenzungen innerhalb dieses Gesamtraumes notwendig machte. Und da kann nun eigentlich für das ganze Mittelalter noch nicht von einem einheitlich wirkenden Gesamtraum geredet werden. Die schöne Kaiserzeit kannte im Grunde nur abgeschlossene Verkehrsregionen, wie die des Oberrheins, der Donau, des Mains, des Niederrheins, der Elbe, ohne daß diese Regionen anders als durch dünne Verkehrsfäden miteinander verbunden gewesen wären. Im späteren Mittelalter erweiterten sich dann diese Regionen zu je einer süddeutschen und einer norddeutschen Gesamtregion, wobei zugleich die deutschen Grenzen nach außen zu überschritten wurden: im Norden entstand das Gebiet der hansischen Beziehungen von England und Flandern bis Wisby und Nowgorod, im Süden der Verkehrsbereich der oberdeutschen Städte mit seinen engen Beziehungen zu Oberitalien, Genua, Mailand und vornehmlich Venedig. Erst im

[1] S. darüber Genaueres im Band der politischen Geschichte.

Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts sind dann diese beiden Gebiete, trotz aller partikularen und territorialen Zollgrenzen, enger zusammengewachsen, und zwar wesentlich durch den jetzt erst völlig lebendig, ja in dieser Periode geradezu maßgebend werdenden Verkehr auf den Flüssen. Die Flüsse aber verbanden den Norden und Süden, und sie wiesen auf den Norden als das eigentliche Machtgebiet: es ist eins der großen geographisch-historischen Momente der Entwicklung, das den Aufschwung Preußens erklärt, wie man denn auch nicht umsonst lange Zeit von einer Maingrenze gesprochen hat: der Main ist der einzige wirklich große deutsche Binnenfluß, der im Gegensatz zum sonst süd-nördlich gerichteten nationalen Flußsystem eine öst-westliche Richtung einhält.

Heute aber dürfen wir sagen, daß, soweit die Nation im Reiche geeint ist, das Reich ihr auch einen einzigen Raum zu innerer Bewegung darbietet. Gewiß bestehen innerhalb dieses Raumes im einzelnen noch Unterschiede und Vorzüge wie Nachteile günstiger und ungünstiger gelegener Gegenden; wenn auch zu bedenken ist, daß gerade das letzte Menschenalter sie, soweit es zunächst auf die reine Verkehrsgelegenheit ankommt, durch die Verdichtung des Eisenbahnnetzes und das System der Kleinbahnen auszugleichen versucht hat. Hiermit hängt es auch wohl zusammen, daß der Nahverkehr in der letzten Zeit besonders stark zugenommen hat — die durchschnittliche Eisenbahnfahrt einer Person in Deutschland betrug 1880: 30,13 km, 1890: 26,34 km, 1899: 23,12 km —: denn die besseren Verkehrsgelegenheiten vermögen wohl gewisse kleinere Ungunstmomente der Lage einer Gegend auszugleichen, während sie die Gesamtwirkung dieser Lage im großen umzugestalten außer stande sind. Daß aber eine solche Gesamtwirkung noch immer besteht, ja gerade im Großen und Ganzen des Raumes infolge besserer Verkehrsmöglichkeiten erst recht hervortritt, das lehren die folgenden Daten aus dem Jahre 1890, — aus einer Zeit noch ungefähr vor den letzten großen Bevölkerungsverschiebungen. Nach der Volkszählung dieses Jahres, die u. a. auch den derzeitigen Aufenthaltsort und den Geburtsort der

gezählten Personen feststellte, konnte man das Reich in drei große Gebiete zerlegen: ein Südgebiet südlich des Mains, ein Westgebiet zwischen Main und Elbe, und ein Ostgebiet östlich der Elbe. Dabei ergab sich, daß von den Bewohnern des Westgebietes 630 792 aus dem Ostgebiet stammten, dagegen nur 490 976 des Ostgebietes aus dem Westen. Weniger lebhaft erwies sich der Austausch zwischen Westen und Süden: im Westen wurden 236 089 Einwohner gezählt, die aus Süddeutschland stammten, im Süden 216 881, die aus dem Westen gekommen waren. Die schwächsten Beziehungen endlich bestanden zwischen Süden und Osten: vom Osten waren 55 874 Personen nach dem Süden, vom Süden 39 558 nach dem Osten gewandert. Im ganzen aber ergab sich aus diesen Zusammenhängen, daß der Osten schon durchweg verloren hatte; er hatte an den Westen 139 816 und an den Süden 16 316, im ganzen 156 132 Köpfe mehr abgegeben als empfangen. Der Westen dagegen hatte vom Osten die schon genannte Anzahl von 139 816 Köpfen und vom Süden 19 208, im ganzen 159 024 Köpfe gewonnen. Der Süden endlich verhielt sich in Gewinn und Verlust ziemlich gleich. Es ist also der „Zug nach dem Westen“, der in diesen Zahlen deutlich zum Ausdruck gelangt: nicht bloß als ein Zug der Arbeiterbevölkerung, sondern als eine allgemeine Erscheinung war er unverkennbar, — und ihm entsprach ein Hinwegstreben vom Osten.

Was haben wir nun hier vor uns? Es ist der Durchschnitt einer der großen diskursiven Volksbewegungen des letzten Jahrhunderts.

Im ganzen aber werden wir solcher Bewegungen während des 19. Jahrhunderts der Zeit nach zwei unterscheiden können, die freilich aufs engste miteinander zusammenhängen.

Ein erster Zug ging an die See im allgemeinen. Er setzte um das Jahr 1830 ein und hatte stärkere Accente wiederum in dem Jahrzehnt von 1850 auf 1860. Es ist die Blüteperiode vornehmlich der Ostseestädte: Stettins, Danzigs, Königsbergs. Freilich ist der Verkehr dabei nach heutigen Begriffen noch gering. Von neuem nimmt dieser Zug dann zu mit der Vollendung

und Vereinheitlichung des binnenländischen Eisenbahnnetzes und der Flußkorrektionen, sowie der enormen Entwicklung des Exports in dem Jahrzehnt von 1870 auf 1880. Und dieses Mal sind es die Nordseestädte, die vor allem gewinnen: Hamburg, Bremen, und außerhalb des Reichsgebietes, aber auf gemeindeutschem Boden Antwerpen und später Rotterdam.

Diesem Zuge nach dem Norden, der aber in seinen letzten Zeiten schon der Hauptsache nach ein Zug nach dem Nordnordwesten geworden war, ist dann seit einem Menschenalter ein immer stärkerer Zug direkt nach dem Westen zur Seite getreten. Wir haben ihn in seinen Ergebnissen um das Jahr 1890 schon kennen gelernt. Seitdem hat er noch weiter zugenommen. In der Rheinprovinz und Westfalen sind in dem Jahrfünft von 1895 bis 1900 359743 Personen mehr zugezogen als weggezogen, während der Überschuß des Zuzugs im Königreich Sachsen nur 89477, in Baden nur 29775 Personen betrug. Dagegen hat der landwirtschaftliche Osten Preußens fast eine halbe Million Einwohner durch Abzug verloren; und so ist Ostpreußen das einzige große deutsche Gebiet, das in diesem Jahrfünft eine Bevölkerungsverminderung erfahren hat: Ende 1895 hatte die Provinz 2000700 Einwohner, 1900 nur noch 1999000.

Was war nun der Grund für diesen Zug erst nach dem Norden, dann nach dem Nordwesten, endlich nach dem gesamten Westen? Gewiß zum großen Teile der Drang in die Industriebezirke Rheinlands und Westfalens. Aber ist damit die letzte Ursache aufgedeckt? Auch die Bergbau- und Industriebezirke Schlesiens, Lothringens, des Saargebietes haben einen Bevölkerungszudrang aufzuweisen. Aber er hält sich in weit mehr lokalen Grenzen. Für Westdeutschland kommt etwas anderes hinzu: die Nähe des Atlantischen Ozeans, des Weltmeeres, dem ja auch die Industrie ein gut Teil ihres Aufschwungs verdankt. Bei den heutigen Transportmitteln und der zunehmenden Verbesserung des Rheinbettes liegen die Gegenden des Niederrheins halb und halb am Meeresgestade; dringt doch noch etwas vom Verkehrshauche der See selbst bis nach Frankfurt und Mannheim hinauf und zu den neubegründeten Häfen Badens und Elsaß-Lothringens bei

Kehl und Straßburg. Und so kann man mit einer gewissen Übertreibung wohl sagen, daß das Reich in seinem gesamten Westen ein Anseestaat geworden ist, wie man im 18. Jahrhundert, zu Zeiten, da Bremen, Hamburg und Lübeck fast die einzigen deutschen Häfen waren, die alten Hansestädte wohl verballhornend in Anseestädte umgetauft hatte. Der Zug zum Weltmeer ist's, der die gewaltigsten diskursiven Volksbewegungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit auf deutscher Erde bestimmt und bestimmt hat: ein Zug der freien Unternehmung ins Große, hinaus über die Grenzen des Reiches, hinein in die Welt! Und, eben aus diesem Zusammenhange heraus, ein elementarer Zug, den nichts in seiner Entfaltung hemmen kann! Gewiß setzt sich zu diesem Zuge neuerdings eine andere Strömung in Gegensatz, eine Richtung vom Meere hinweg ins Binnenland, eine Erscheinung, deren Dasein sich wohl auch für England und die Vereinigten Staaten nachweisen ließe: aber es ist doch nicht die elementare, die weltgeschichtlich verknüpfende und dauernde Bewegung. Diese drängt vielmehr zum atlantischen Gestade; und wenn irgend eine Wirkung der modernen Wirtschaftsentwicklung dauernd feststeht, so ist es die, daß für die größeren Reiche der Erde die Zeiten notwendiger Geltung zur See hereingebrochen sind.

Neben diesem gewaltigen diskursiven Zuge nach dem Westen, vornehmlich nach dem Nordwesten, aber vollzieht sich im Innern des Reiches eine Fülle zentripetaler und zentrifugaler Wanderungen.

Die zentripetale Wanderung, das ist im allgemeinen der Zug zur großen Stadt, sei sie nun von alters eine Großstadt oder eine Industriestadt von heute und gestern. Es ist der bekannteste Vorgang in der Wanderung der Bevölkerung überhaupt; unzählige Male schon ist er bald wissenschaftlich, bald künstlerisch zur Darstellung gelangt. Hier nur wenige Daten.

Große Städte mit mehr als 100000 Einwohnern gab es im Reiche um 1840 nur zwei: Berlin und Hamburg. Sehr natürlich in einem Zeitalter vor Eisenbahnen und modernen Kanälen. In dieser Vorzeit der Gegenwart waren große Städte

nur möglich an der See oder an schiffbaren Binnenwasserwegen — deren Berlin um 1840 weitaus die besten auf deutschem Boden hatte —: oder sie mußten so klein bleiben, daß sie von der Zufuhr eines Umkreises von ein bis zwei Tagereisen Durchmesser leben konnten. Darum kam die Zeit der Großstädte erst mit den steigenden Verkehrsmöglichkeiten der sechziger und siebziger Jahre. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es deren etwa dreißig; und während sie alle zusammen zu Anfang der sechziger Jahre erst 2½ Millionen Einwohner gezählt hatten, war diese Zahl im Jahre 1900 auf etwa 9 Millionen gestiegen. Und neben die ganz großen Städte, die meist auf eine stattliche Vergangenheit zurücksehen, wie München, Nürnberg, Frankfurt, Leipzig, Dresden, Breslau, Hannover, Köln — von den größten, Hamburg und Berlin, nicht zu reden — traten bald Großstädte, von denen vorher wenig zu hören war: Mannheim-Ludwigshafen, Crefeld, Düsseldorf, Oberhausen, Barmen-Elberfeld, Chemnitz, Kattowitz, und an sie schloß sich ein Reigen kleinerer in denen sich die Bevölkerung auch noch oft verfünffachte, wie in den sächsischen Landen etwa Glauchau, Meerane, Crimmitschau, Werdau und Reichenbach. Es war ein Wachstum, das fast kolonial anmutete: ein Vorgang, der Angehörigen der Vereinigten Staaten das Leben in Deutschland vielfach besonders angenehm, weil heimisch gemacht hat.

Dieser Bewegung aber, wie sie nicht zum wenigsten wirtschaftlich von der Industrie und sozial von der Bildung des vierten Standes ausging, lief, beinah aus demselben Grunde, eine gradezu entgegengesetzte, wenn auch schwächere, zunächst zentrifugale parallel.

Die alten Exportindustrieen des Mittelalters waren Luxusindustrieen gewesen, sie hatten sich deshalb an den schon bestehenden Handelsmittelpunkten angesiedelt. Die neuen Großindustrieen dagegen des 18. Jahrhunderts wie auch die stark entwickelten Hausindustrieen dieser und früherer Zeit waren dem billigen Arbeitslohn, der Erzeugung der Rohstoffe, der Wasserkraft nachgezogen; sie waren im wesentlichen auf dem platten Lande zu Hause, in den Mittelgebirgen und in ihren Abfallstälern, den wasserreichen Ausgangsgegenden in die Tiefebene.

Da kam die erste Periode der modernen Verkehrsverbesserungen. Die ersten großen Eisenbahnen wurden gebaut; ihr spärliches Netz zentralisierte nach nur wenigen Knotenpunkten; diese wurden leicht mit Lebensmitteln versehen, das Leben war bei noch nicht stark gestiegener Grundrente billig, und so fand die Industrie hier bequeme Löhne. Dazu kamen an diesen Orten leichte Anfuhr der Rohstoffe, billiger Kredit, rasch vermittelter Absatz, günstige Verwertung von Abfällen und eine Fülle technischer und künstlerischer Bildungsmittel. Ließ man nun gar noch die alten Wasserkräfte im Stich zu Gunsten der Dampfkraft, so war der Vorteil eines Umzugs nach der Großstadt, nach dem Eisenbahnknotenpunkt, augenscheinlich. Es war die Konstellation, die seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts eintrat. Aber sie änderte sich wieder seit den siebziger und achtziger Jahren. Jetzt gab es bald Eisenbahnen überall, und der Transport der Erzeugnisse wurde billig. Gleichzeitig stieg die Grundrente in den großen Städten gewaltig, und Löhne und Lebensmittelpreise zwischen Stadt und Land glichen sich aus. Da war denn die entscheidende Frage für die Ansiedlung der Industrieen und damit die Ansiedlung und teilweise auch die Entstehung des vierten Standes die, wo sich wohl die Rohstoffe am bequemsten und billigsten, wo möglich in Verbindung mit Kohle vorfinden möchten. Und wiederum vollzog sich ein Umzug nicht weniger Industrieen. Die Stadt wurde verlassen und das Land in vorteilhaften Richtungen zentrifugal aufgesucht: ein Land freilich, das sich dann selbst bald wieder zur Industriegegend und nicht selten zur Industriestadt umgestaltete.

Indem aber all diese Umwälzungen, teils zentripetal, teils zentrifugal, vor sich gingen, war das an erster Stelle entscheidende Motiv für sie im allgemeinen immer wiederum das wirtschaftliche, verstärkt freilich durch die schweren Accente fortschreitender Vermehrung der Bevölkerung. Und so läßt sich im ganzen wohl sagen, daß das neue äußere Gewand unserer Heimat, daß die moderne Eingewöhnung der Nation in ihr Land schließlich grundsätzlich und der Hauptsache nach doch eine Folgeerscheinung gewesen ist der ungeheuren wirtschaft-

lichen und sozialen Umbildungen, die man in der Heimat erlebte. In Preußen wohnten nach einer Schätzung vom Jahre 1753 von 1000 Einwohnern damals 302,5 in Städten — und zwar meist sehr kleinen Städten — und 697,5 auf dem Lande: es war ein Zustand, der im allgemeinen, unter manchen Schwankungen des Verhältnisses zwischen der Einwohnerzahl großer und kleiner Städte, noch über ein Jahrhundert erhalten blieb; das Wachstum der Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam wesentlich dem platten Lande zu gute, und noch 1864 wohnten von 1000 Personen nur 310,7 in Städten. Dann aber machte der städtische Anteil eine reißende Steigerung durch; 1871 betrug er 324,1, 1885: 372,7, 1895: 406,7 vom Tausend. Und gehen wir von Preußen auf das Reich über, so lebte gegen Ende des Jahrhunderts rund die Hälfte der Bevölkerung schon in Ortschaften mit über 2000 Einwohnern und rund ein Drittel in Gemeinden mit über 10 000 Einwohnern; und die Zahl dieser Gemeinden war im Jahre 1900 auf 473 gewachsen. Damit trat denn im Reiche trotz aller Zunahme der Bevölkerung (von 40,9 Millionen im Jahre 1871 auf 56,4 im Jahre 1900) sogar ein absoluter Rückgang der ländlichen Bevölkerung von 26,3 Millionen im Jahre 1882 auf 25,9 Millionen im Jahre 1895 ein: so daß nun das platte Land nur noch mit 50 % an der Gesamtbevölkerung beteiligt war, gegen noch 58 % im Jahre 1882. Im Jahre 1900 aber zählte man in Gemeinden unter 2000 Seelen, die man im ganzen wohl heute als ländlich wird bezeichnen dürfen, 25,73, in Gemeinden von 2000 Seelen und darüber 30,63 Millionen Einwohner. Dabei waren die Städte unter 2000 Einwohnern im allgemeinen stationär geblieben, und die Mittelstädte waren mit ihren Einwohnerzahlen im allgemeinen nur eben der Gesamtzunahme der Bevölkerung gefolgt.

So war es denn die Großstadt, deren Wesen sozial wie psychisch immer mehr und schließlich vornehmlich den Typus des spezifisch modernen Lebens zu bestimmen begann. In ihr setzte sich zunächst die Unrast des ganzen Daseins, das charakteristischste Zeichen vielleicht des freien Wettbewerbs, in der ent-

schiedensten Weise durch. Es krönt in dieser Hinsicht gleichsam alle Nachrichten über die inneren Verschiebungen der Bevölkerung, wenn wir erfahren, daß in Breslau, einer Stadt von 400 000 Einwohnern, die Zahl der umgezogenen Personen im Jahre 1899 nicht weniger als 194 602 betrug, und daß in Hamburg mit seinen 700 000 Einwohnern im selben Jahre gar 212 783 Parteien die Wohnung wechselten. Und es gibt ein superlativisches Bild zu den allgemeinen Vorgängen der Zu- und Abwanderung, wenn im gleichen Jahre, ausschließlich der Reisenden, in Breslau 60 283 Personen als zugezogen und 54 231 als abgezogen und in gleichem Sinne in Hamburg 108 281 und 86 245 Personen gemeldet wurden[1]. Dabei sind die vorübergehenden Wohnungswechsel und Wanderungen noch gar nicht gerechnet. Denn wer will die Scharen von Menschen zählen, die tagaus tagein der Stadt zur Arbeit zueilen, um sie abends wiederum zu verlassen? Und wer hat schon eingehend und ziffernmäßig genau die vorübergehenden Strömungen der Bevölkerung untersucht, in deren Verlauf im April bis Juni wie im November und Januar Höhepunkte des Arbeitsangebotes in den großen Städten einzutreten pflegen?

Mit der äußeren Unruhe aber wurden die Massen auch innerlich rastlos und unstet; und eine Wechselwirkung innerer Motivationen und äußerer Beweglichkeit trat ein, unter der sich ein neuer Menschenschlag, der Schlag der großstädtischen Reizsamkeit, emporbildete. Eine höhere Freiheit der persönlichen Lebenshaltung wurde verlangt und erreicht: alle alten Schranken, Zünfte, gewerbliche Zwangrechte, Einordnung in soziale Zwangsvorstellungen, fielen, die Arbeit wurde der genossenschaftlichen Elemente ihres Wesens beraubt, und das patriarchalische oder gar noch familienhafte Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber schwand sogar im Bereiche persönlicher Dienstleistung. Aus der Atmosphäre größerer Freiheit aber erwuchs die Sehnsucht nach stärkerem Genuß, edlem wie unedlem: die Ungebundenheit des geschlechtlichen Lebens, der entnervende Besuch

[1] Sombart, Der moderne Kapitalismus Bd. 2, S. 329.

der Singspielhallen, die Freude an der bunten Pracht der Schaufenster, der ernste Besuch der Museen, das Hindrängen zum belehrenden Vortrag und zur beseligenden Wirkung der Musik. So entstand, freilich auf dem Untergrunde zumeist des primitivsten Motives, des Aufsuchens höherer Löhne in der Stadt, doch grade für die Begabtesten und Willenskräftigsten eine andere geistige Umwelt, eine Luft, in der sich neben ästhetischen Interessen auch politische — und sie oft noch früher als diese — einfanden. Jener soziale Untergrund der führenden Klassen der Großstadt wurde geschaffen, der empfänglich ward für die bösen wie die guten Seiten der neuen Kultur, der Resonanzboden gleichsam des verlockenden Geisteslebens der Reizsamkeit.

---

## VI.

1. Wir haben bisher die Auswirkung der freien Unternehmung in allen ihren Erscheinungen verfolgt: es ist ein Siegesweg scheinbar ohnegleichen und von äußerster Folgerichtigkeit, den das neue Wirtschaftsleben durchmessen hat.

Werden ihm noch weitere, höhere Erfolge beschieden sein?

Man darf jetzt schon mit einiger Bestimmtheit sagen, daß die Zeiten entschiedenster Geltung der freien Unternehmung hinter uns liegen. Ja, man kann es schon wagen, die Periode ihrer Vollkraft auch nach der Verfallsseite hin mit einer gewissen Sicherheit abzugrenzen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Unternehmung zunächst mit immer zunehmender Entschiedenheit als frei gepredigt wurde; es waren in Deutschland etwa die Jahre von der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung bis zur Revolution von 1848: Jahre freilich bei weitem mehr einer Theorie als einer Praxis der Unternehmung. Und es hat eine Zeit gegeben, in der sie tatsächlich, innerhalb der Grenzen der guten Sitten und der notwendigen Daseinsbedingungen des Staates, frei war: von 1848 und vornehmlich 1860 bis etwa gegen Ende der siebziger Jahre. Seitdem ist ein Umschlag eingetreten, der, schon vorher in Anfängen vorhanden, sich immer schärfer hervorkehrt: die Zeiten der gebundenen Unternehmung nahen heran.

Es ist eine wohl für jede große Form des Wirtschaftslebens, insofern diese sich eines neuen Elementes wirtschaftlicher Erfahrung bemächtigt, nachweisbare Entwicklung, daß einem anfänglich vielfach durch Staat und Gesellschaft begrenzten Dasein eine große Zeit freier und gleichsam persönlicher Handhabung der neuen Kräfte folgt: bis sich aus diesen heraus, der Haupt-

sache nach eben von ihnen selbst ausgehend, eine Gebundenheit der wirtschaftlichen Lebenshaltung einstellt. Dies ist zum Beispiel, um die wichtigsten hierhergehörigen Fälle der deutschen Geschichte herauszugreifen, das Schicksal der ersten freien Landnutzung wie der ersten freien Stoffveredlung gewesen. Die freie Landnutzung begann in den Urzeiten mit dem sogenannten Bifangsbau; von der Markgenossenschaft nur geduldet und, wenn auch in weitherziger Weise, von ihr reglementiert, konnte der energische Einzelwirt Rottland aufnehmen zu seinem ausschließlich persönlichen Nutzen. Später, in den Zeiten eines gewaltigen ersten Ausbaues des Landes, im 7. bis 9. Jahrhundert, fiel diese Reglementierung hinweg: in freiem Wettbewerb fielen nachgeborene Söhne der Markgenossen wie reichere Grundbesitzer in die schier unerschöpflichen Waldungen der deutschen Mittelgebirge wie der Alpen ein und bauten sich an, wo es ihnen beliebte. Aber es war eine verhältnismäßig kurze Periode. Die großen Wälder wurden, schon stetig in einem wenig beachteten Obereigen des Königs oder der sonst herrschenden obrigkeitlichen Gewalten, nun einer Betonung dieses Obereigens unterworfen, wurden „eingeforstet"; und der spätere Ausbau — wie auch ihm folgend die ganze Kolonisation des Ostens — fand der Regel nach durchaus in der Gemeinschaft ganzer Siedlungsgruppen statt. Genossenschaft und Herrschaft beteiligten sich in gleicher Weise an der Entwicklung gebundener Formen. Nicht anders auf dem Gebiete der Stoffveredlung. Wie lange ist nicht die Stoffveredlung als eine Nebenbeschäftigung der Hausgemeinschaft, von deren Lebensformen abhängig, betrieben worden! Dann folgte eine kurze Periode der Emanzipation zu voller Freiheit: wir müssen sie fast überall annehmen, ehe die gebundene Lebensweise der Zünfte emporkam.

Die Unternehmung hat sich nicht anders entwickelt. Auch sie hat lange ihre wilden, ungeordneten und ihre reglementierten Zeiten gehabt: die Zeiten der spätmittelalterlichen Stadtwirtschaft und des territorialen Absolutismus. Dann wurde sie frei, und rapid entfalteten sich ihre Erscheinungen unter der anstachelnden Wirkung des freien Wettbewerbs. Aber auch

diese Periode wird verhältnismäßig kurz sein, und Zeiten der Gebundenheit werden vermutlich folgen.

Man wird kaum anders annehmen können, als daß diesen parallelen Entwicklungen gleichartig verlaufende Motive zu Grunde liegen. Was ist natürlicher, als daß eine anfangs schwach auftretende Ausbeutung neuer Wirtschaftskräfte, sei es die Ausnutzung jungfräulichen Bodens, sei es stoffveredelnde Handarbeit, sei es auf Grund neu okkupierter Naturkräfte rechnende Kopfarbeit, sich zunächst den bestehenden Formen des Wirtschaftslebens unterwirft und unterwerfen muß! Jetzt aber wächst diese Ausbeutung; die Tatkraft neuer Geschlechter wendet sich ihr immer entschiedener zu; sie wird zu einem beherrschenden Motiv der Wirtschaft. Wer will sie in diesem Moment verhindern, ihre ganzen Folgen zu entwickeln ohne Rest und ohne Skrupel? Indes diese neue Zeit, eine Zeit stets rastlosen Wettbewerbs, hegt eben in ihrer schönsten Blüte schon den Wurm, der sie zerstört. Die freie Konkurrenz trägt in ihrer Unersättlichkeit das Element der Antinomie, durch das sie vernichtet wird. Es ist eine Konkurrenz von jener Willkür, die schließlich alle scheuen lernen; und sie wird abgelöst durch eine Konkurrenz von jener Freiheit, die sich selbst begrenzt, von einer gesetzmäßigen Gebundenheit.

Inwiefern dieser Prozeß sich — man möchte fast sagen: in einer Art der Selbstreinigung — vollzieht, so wie man etwa von einer Selbstreinigung der Flüsse spricht, davon ist schon früher die Rede gewesen[1]. Der moderne Handel nimmt, vom einfachen Kommissionsgeschäft ausgehend, Formen an, wie zum Beispiel die des Engrossortimentes, in denen er die Unternehmen, die mit ihm in Verbindung treten, von einem großen Teile des kommerziellen Risikos entlastet. Oder er entwickelt sich aus älteren Formen des Warenhandels zu Spekulations- und Termingeschäften, die ebenfalls in ihrem Kerne Veranstaltungen zur Entlastung der Unternehmen vom kommerziellen Risiko und zur Verteilung desselben auf viele Schultern sind. Und

[1] S. oben S. 61 ff.

ganz allgemein läßt sich sagen, daß alle modernen Formen des Handels, wie sie etwa seit den siebziger Jahren aufkamen und noch immer in rascher Entwicklung begriffen sind, ein Doppeltes bezwecken: einmal zwischen der Unternehmung als vorzugsweise nur noch produzierendem Organe und dem Konsumenten eine direkte Verbindung herzustellen und weiter diese Verbindung derart zu gestalten, daß die in ihr enthaltenen spekulativ-kommerziellen Elemente durch Versicherungsformen allein des Handels gedeckt werden.

Nun ist klar, daß auf diese Weise eine neue Entwicklung eingeleitet wird. Die Unternehmung wird an den Handel gebunden und technisch auf die industrielle Seite beschränkt: würde der hier eingeschlagene Weg konsequent bis zum äußersten Ende verfolgt werden, so würden sich die in der Unternehmung vereinigten kommerziellen und industriellen Elemente wiederum gänzlich trennen, wie sie vor dem Zeitalter der Unternehmung getrennt gewesen sind, — und eine neue Periode des Wirtschaftslebens, ein Komparativ gleichsam zu dem Positiv primitiven Nebeneinanders von Kram und Handwerk im 11.—17. Jahrhundert, würde eintreten.

Ob freilich damit zugleich das seelische Wesen dieser Zeit wiederkehren würde? Es ist die Frage eines unhistorischen Kopfes, eine Frage zudem, die schon jetzt durch die Tatsachen entschieden verneinend beantwortet wird. Da, wo heutzutage modernster Handel und modernste industrielle Unternehmung in der geschilderten Art auseinandertreten, ergeben sich nach dem einstimmigen Urteile derer, die die alte Form der freien Unternehmung an sich erlebt haben und jetzt dieser neuen Form schaffend angehören, psychische Spannungen, die zwar von geringeren Momenten äußeren Hastens begleitet sind, im übrigen aber sich — vornehmlich infolge von Verfeinerung und Verlängerung der Produktions- und Vertriebsmanipulationen — durch eine Intensität auszeichnen, die selbst den Spannungen der freien Unternehmung in gleicher Höhe noch nicht eigen war. Und ein weiterer noch augenscheinlicherer Grund für diese Erscheinung wird von denen, die sie in und an sich erleben, zumeist

darin gefunden, daß diese modernsten Formen des Geschäftslebens, auf minimalen Nutzen an Produktion und Vertrieb des Einzelstückes zugeschnitten, eine Schärfe der Kalkulation erfordern, welche die Breite des gangbaren Weges zwischen Gewinn und Verlust überaus beschränkt hat.

Wie dem nun auch sei: sicher ist, daß der Entwicklung all dieser Formen ein tiefstes Moment gegenseitiger Versicherungsgewähr der wirtschaftlich Handelnden und damit innerlicher Bindung der Volkswirtschaft innewohnt.

Aber neben diesen Vorgängen, die mehr intim fesseln und gängeln, sind auch starke Elemente äußerer wirtschaftlicher Bindung aufgetreten und immer mehr entwickelt worden.

Der Elemente, die eine solche neue wirtschaftliche Gebundenheit herbeiführen helfen und gewährleisten, sind auf deutschem Boden von jeher zwei gewesen: Genossenschaft und Herrschaft; und von jeher fast war das stärker bindende von beiden die Genossenschaft. So ist die freie Landkonkurrenz der Urzeit der Gebundenheit in Siedlungsgenossenschaft und herrschaftlichem Oberlandeseigentum unterlegen, so die freie Stoffveredlungskonkurrenz des 11. und 12. Jahrhunderts der Handwerkergenossenschaft und der städtischen Verkehrshoheit des späteren Mittelalters; und so wird der freie Wettbewerb des 19. Jahrhunderts vielleicht dem modernen Genossenschaftswesen unterliegen und der Wirtschaftshoheit des modernen Staates.

Und wie sich in früheren Zeiten, sobald der Staat als ein Lebewesen von starken und stetigen Energieäußerungen entwickelt war, die Überlegenheit des genossenschaftlichen Momentes, als des zunächst in der Tiefe des Volkslebens begründeten, darin gezeigt hat, daß der Staat in den Zeiten des Aufkommens neuer Wirtschaftsgebundenheit mehr genossenschaftlichen Charakter annahm, so erleben wir auch heute wieder, daß man dem Staatsleben genossenschaftliche Daseinsmotive zuschreibt: es ist der Kern alles Lebens des Staatssozialismus.

Verstärkt aber werden diese Anfänge eines Überganges zu neuen wirtschaftlichen Daseinsformen von jeher und werden sie vornehmlich auch in der Gegenwart durch zwei weitere

Momente, die aus dem seelischen Charakter alles geschichtlichen Lebens und aus der seelischen Einheit jeder Zeit herfließen. Der Wechsel verknüpft sich nämlich einmal mit den Eigenheiten einer seelischen Reaktionserscheinung: indem die innere Entwicklung aus den Formen der Freiheit vorwärtsdrängt in die Formen der Gebundenheit, wird man der ersten Formen zugleich überdrüssig und sehnt sich nach den starken seelischen Wirkungen des Kontrastes. Und indem dies geschieht, erhält der Übergang etwas Beschleunigtes, Schroffes und Accentuiertes; und zu den wirtschaftlichen Erwägungen treten, sie oft weithin überwältigend, die Affekte. Und weiter: bei der organischen Einheit jedes sozialpsychischen Lebens einer Zeit beschränkt sich die Wandlung nicht allein auf das wirtschaftliche und soziale Leben; sie erfaßt vielmehr auch das gesamte sogenannte höhere Geistesleben: ja dieses nimmt, wie wir schon gesehen haben, in unserem hier vorliegenden Falle diese Wirkungen so rasch auf, daß es sie sogar in spontanerer Energie nun schneller fortentwickelt, als dies die Entwicklung auf dem Mutterboden nur des Wirtschaftslebens und der gesellschaftlichen Schichtung an sich zu leisten vermöchte. Und so ergibt sich, in einer natürlichen Rückwirkung, auch aus dem Geistesleben her eine Fülle von Anregungen, welche Wirtschaft und Gesellschaft zur Gebundenheit forttreiben: in unserer neuen Ethik, in den jüngsten Wandlungen unserer Weltanschauung, im Drama, überhaupt in der religiösen und philosophischen Gedankengängen zuneigenden Dichtung, — und selbst jene Wandlung in den Naturwissenschaften, die von den erschöpften mechanischen Anschauungen des 17. bis 19. Jahrhunderts hinwegführt zu den Problemen einer neuen Energetik, arbeitet der Technik eines gebundeneren Wirtschaftslebens vor, um ihr dereinst zu dienen.

Es gibt keinen denkenden Zeitgenossen, der sich dieser Wandlungen nicht in irgend einer Richtung und unter irgend einem Gesichtspunkte bewußt wäre; so wie es wohl kaum einen unter den Männern der Praxis in der Gegenwart geben wird, der nicht schon den zunehmenden Einfluß genossenschaftlicher wie herrschaftlich-staatlicher Elemente — nicht selten auch der

Gemeinschaft beider: so in den Zwangsgenossenschaften — deutlich gespürt hätte.

Hier aber wird es darauf ankommen, von diesen Einflüssen so zu sprechen, daß aus der Erzählung die leise Wandlung der freien Unternehmung in eine künftige gebundene deutlich und in zunehmend scharfen Umrissen hervortritt. Dabei wird denn von dem genossenschaftlichen Gebiete als dem breiteren und einflußreicheren auszugehen sein. Und hier wiederum, in diesem engeren Bereiche, müssen verschiedene Arten genossenschaftlichen Einwirkens unterschieden werden.

Nachdem die freie Unternehmung, an sich jeglicher Art engerer Genossenschaft als einem Hindernis freien Wettbewerbes feindlich, das genossenschaftliche Leben so weit als nur möglich zerstört hatte — man erinnere sich der Schicksale der Markgenossenschaft und der alten handwerklichen Zunft im 19. Jahrhundert —, vollzogen sich neue Genossenschaftsbildungen anfangs nicht mehr in der Meinung, der freien Unternehmung als solcher entgegenzutreten: allzu gewagt und praktisch gänzlich aussichtslos wäre ein solches Beginnen erschienen. Vielmehr war die Absicht, soweit sie zu praktischen Ergebnissen führte, zunächst nur die, Gesellschaftsschichten, die aus irgend einem Grunde, namentlich infolge Kapital- und Kreditmangels, nicht in der Lage waren, an den Wohltaten der freien Unternehmung unmittelbar teilzunehmen, die Aussicht auf eine Beteiligung dadurch zu verschaffen, daß ihnen auf genossenschaftlichem Wege ermöglicht wurde, zu Unternehmern zu werden. Es handelte sich also noch nicht um genossenschaftliche Gegenwirkungen gegen die freie Unternehmung, sondern vielmehr um eine genossenschaftliche Behandlung der unternehmerischen Praxis.

Aber daneben wuchsen allerdings früh Versuche auf, der freien Unternehmung, ja der Unternehmung überhaupt in jeglicher Form feindlich entgegenzutreten und sie wo möglich zu vernichten, — Versuche, die naturgemäß zum größten Teile sehr radikal und sogar utopistisch waren: es ist das Feld vornehmlich der vollendeten sozialdemokratischen Lehre, des ursprünglichen Marxismus.

Und schließlich setzten Neigungen ein, auf dem Boden der freien Unternehmung selbst diese zu begrenzen, — Neigungen, die sich naturgemäß vor allem in den eigentlichsten neuen Berufen der Unternehmung ausbildeten, bei den Arbeitern des vierten Standes und bei den arbeitgebenden Unternehmern: das ist der Boden, auf dem die Gewerkschaft erwuchs und die Erscheinung der Kartelle.

Zunächst also von den Versuchen, die Unternehmung durch das Mittel der Genossenschaft auch solchen wirtschaftlich Tätigen zugänglich zu machen, die das für ein Unternehmen notwendige Kapital nicht besaßen. Hier waren zwei Möglichkeiten gegeben: entweder dem einzelnen wurde durch eine genossenschaftliche Verbindung mit anderen, die in der gleichen Lage waren wie dieser einzelne, eben dadurch, daß diese einzelnen genossenschaftlich zusammentraten, ein Kredit verschafft, auf den hin er das zu seinem Unternehmen nötige Kapital suchen und finden konnte, — oder aber die einzelnen traten zusammen, um auf Grund gemeinsam zusammengeschossenen Kapitals den teilweis oder ganz gemeinsamen Betrieb eines Unternehmens zu eröffnen. Im ersteren Falle entstanden Kreditgenossenschaften, im zweiten Betriebsgenossenschaften.

Nun leuchtet von vornherein ein, daß von diesen beiden Bildungen die Kreditgenossenschaft dem erstrebten Ziele besser entsprach. Denn sie gleicht in sich auf einfachste Weise zwei anscheinend unvereinbare Prinzipien aus, die zusammenzubringen eben das Problem war: die individuelle und persönliche Initiative des einzelnen, der Unternehmer werden will, und die genossenschaftliche Grundlage, aus deren Kredit er seine kapitalistische Kraft saugt. Die Kreditgenossenschaften, sozusagen die Lösung der Zirkelquadratur der Frage, inwiefern freie Unternehmen aus einer gebundenen Grundlage hervorgehen können, sind daher in gewissen Richtungen, von denen bald genauer die Rede sein wird, die weitaus blühendsten Veranstaltungen zur Sozialisierung der Praxis der freien Unternehmung geworden.

Die Betriebsgenossenschaften dagegen binden die freie

Initiative des einzelnen an die Genossenschaft, die hier selbst als Unternehmer auftritt: sie sind also eigentlich nur für solche Kreise recht geeignet, für die zwar die Notwendigkeit besteht, ihre Wirtschaft mehr oder minder auf dem Fuße des Unternehmens einzurichten, die aber anderseits noch alte Gebundenheit, alten Gemeinsinn in so hohem Grade besitzen, daß sie für die ganz oder teilweis vorzunehmende Überführung ihrer Wirtschaft in den Charakter des Unternehmens in der Lage sind die genossenschaftliche Form gutzuheißen und an ihrem Teile zu fördern. Es waren daher wesentlich die Kreise der Landwirte, die an den Betriebsgenossenschaften Gefallen fanden; und sie haben sie vor allem für einzelne Seiten ihres Gesamtbetriebes ausgebildet, etwa den gemeinsamen Bezug von Rohstoffen (Dünger u. s. w.), oder für den gemeinsamen Ankauf von Maschinen oder Werkzeugen, oder für den gemeinschaftlichen Verkauf gewisser Erzeugnisse (z. B. Milch): so sind die Rohstoffvereine, die Werkgenossenschaften, die Absatz- und Magazingenossenschaften entstanden. Aber darüber hinaus haben sich gerade die Landwirte auch der noch stärker bindenden Form der Produktivgenossenschaft bemächtigt, die der Herstellung und zugleich dem Verkauf gewisser, bisweilen der wichtigsten oder gar aller Produkte dient; namentlich in Gestalt der Molkereigenossenschaft ist diese Form auf dem Lande weit verbreitet.

Kredit- und Betriebsgenossenschaften begannen sich auf deutschem Boden ziemlich zu gleicher Zeit, um 1850, und ziemlich gleichmäßig in Stadt und Land zu entwickeln; dabei ist die Kreditgenossenschaft in ihren klassischen Formen recht eigentlich eine deutsche Errungenschaft; ihre Helden waren Schulze-Delitzsch (1808—1883) und Raiffeisen (1818—1888). Im übrigen traten die verschiedenen Formen keineswegs immer rein, sondern vielfach gemischt hervor, namentlich auf dem platten Lande, wo bei den begrenzteren Verhältnissen eine Genossenschaft oft den verschiedensten Zwecken dienen mußte und diente: so daß namentlich die Raiffeisenschen, dem platten Lande zugewandten Pläne von vornherein ihren Zielen nach sehr vielseitig waren. Den ersten Vorschuß- oder Kreditverein

gründete Schulze im Jahre 1850 zu Delitzsch; schon vorher hatte er, 1849, die Errichtung eines Rohstoffvereins für Schuhmacher und Tischler in Delitzsch durchgesetzt, nachdem rheinische Tischler (zu Mainz, Mannheim, Worms, Köln, Frankfurt und Wiesbaden) bereits seit 1841 mit der Begründung von Magazingenossenschaften (sogenannten Gewerbehallen) vorangegangen waren. Gegen Ende der fünfziger Jahre war das von Schulze zunächst für mehr städtische Bedürfnisse gepflegte Genossenschaftswesen schon so gediehen, daß seitens der Vorschußvereine im Jahre 1859 die Begründung eines Zentralbureaus unter Schulzes Leitung beschlossen werden konnte, aus dem dann im Jahre 1864, wiederum unter Schulzes bis zu seinem Tode andauernder Leitung, der Allgemeine Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften hervorging. Inzwischen hatten sich auch die Raiffeisenschen ländlichen Darlehnskassen gut zu entwickeln begonnen: in der Regel als Sparkassen, Kredit- und Betriebsgenossenschaften zugleich und nicht weniger auch mit dem Gedanken, die sittliche Festigkeit der einzelnen Mitglieder wie deren Gemeinsinn zu heben. Der erste Darlehnskassenverein war der von Raiffeisen im Jahre 1849 zu Flammersfeld auf dem Westerwald begründete; später zog sich Raiffeisen in das Neuwieder Becken und begann hier seit den sechziger Jahren eine besonders segensreiche Wirksamkeit. Zugleich aber verbreitete sich sein System über das ganze Reich, vielfach in besonderen, untereinander auch wohl abweichenden territorialen und provinzialen Organisationen.

Über den Einzelgenossenschaften aber erhob sich allmählich zweierlei: eine höhere Verwaltungs- und Vertretungsorganisation und eine den Genossenschaftsgedanken fördernde und regelnde Gesetzgebung. Die frühesten Gesetze waren das preußische vom Jahre 1867 und das Gesetz des Norddeutschen Bundes vom Jahre 1868, das später in der Hauptsache Reichsgesetz wurde. Es war eine Stufe der Gesetzgebung, die erst die Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht aller Genossen kannte und durch eine so ängstliche Einschnürung des genossenschaftlichen Gedankens der Verbreitung desselben manchen Abbruch tat. Daher wurde

es in den siebziger Jahren Zeit, nachdem sich die Form der Genossenschaft in den mannigfachsten Richtungen bewährt hatte, auch Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht zuzulassen. In Österreich ging man in dieser Richtung durch das Gesetz vom Jahre 1873 vor; im Reiche brachte erst ein Gesetz vom Jahre 1889 diese und einige andere, die Ausbreitung des Genossenschaftswesens fördernde Änderungen.

Inzwischen aber hatten die Genossenschaften schon von sich aus, nicht zum geringsten durch Ausbau ihres inneren Zusammenhanges, gewaltig an Boden gewonnen. Es geschah das einmal, indem sie sich immer entschiedener zu Verbänden zusammenfaßten, um gegenseitige Erfahrungen auszutauschen, ihre Angelegenheiten gemeinsam zu fördern, Geschäftsverbindungen anzubahnen und die nötigen Revisionen durch gemeinsame Sachverständige durchführen zu lassen. Weiterhin aber war dafür maßgebend, daß die Genossenschaften den Ab- und Zufluß der bei ihren Kassen zirkulierenden Gelder durch übergeordnete gemeinsame Kassen derart zu regeln suchten, daß ihnen daraus größere Vorteile erwuchsen, als wenn sie private Banken in Anspruch genommen hätten. Dabei erwies sich diese letzte Maßregel als so heilsam, daß sie schließlich in Preußen auch von staatlicher Seite gefördert wurde. Im Jahre 1895 wurde hier, zuerst mit 5, aber schon 1896 mit 20 Millionen Mark ausgestattet, eine Zentralgenossenschaftskasse errichtet, deren Aufgabe es wurde, wie den Landeskommunalverbänden und den ritterschaftlichen Darlehnskassen so auch den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in ihren Verbänden Kredit zu gewähren. Und es versteht sich, daß die Einrichtung dieser Kasse sehr bald auf die Zentralisation der Genossenschaften zurückwirkte und deren Aufgaben beträchtlich zu fördern begann.

Nach Crüger, Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, IV. Jahrg. 1900 (42. Folge des Jahresberichts), Berlin 1901, S. XI, bestanden am 31. März 1900:

| | | |
|---|---|---|
| Kreditgenossenschaften | | 11 477 |
| Betriebsgenossenschaften: | | |
| Rohstoffgenossenschaften, | gewerbliche | 95 |
| | landwirtschaftliche | 1 237 |
| Werkgenossenschaften, | gewerbliche | 53 |
| | landwirtschaftliche | 501 |
| Absatzgenossenschaften, | gewerbliche | 73 |
| | landwirtschaftliche | 127 |
| Produktivgenossenschaften, | gewerbliche | 203 |
| | landwirtschaftliche | 2 186 |
| verschiedene Arten von Genossenschaften | | 310 |
| Baugenossenschaften | | 322 |
| | | 16 584 |

Dazu kommen noch 1404 Konsumvereine.

In Preußen speziell hat die Zunahme im Genossenschaftswesen (eingeschlossen die Konsumvereine und Baugenossenschaften und einiges andere) allein von 1899 auf 1900 sich auf 633 Genossenschaften und 111 139 Genossenschafter belaufen. Mitte 1900 bestanden in Preußen ausschließlich der Zentralgenossenschaftskassen 9456 Genossenschaften mit 1 331 450 Genossen; davon entfielen auf Genossenschaften

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| mit unbeschränkter Haftpflicht | 6 561 | mit | 770 244 | Mitgliedern |
| " " Nachschußpflicht | 108 | " | 15 749 | " |
| " beschränkter Haftung | 2 787 | " | 545 457 | " |

Da die beiden letzten Formen erst seit 1889 hinzugekommen sind, so zeigen sie zugleich einen guten Teil des Wachstums innerhalb des letzten Jahrzehnts. Die Bewegung hat sich, wie man sieht, in dieser Zeit — nach einer Krise übrigens in der Zeit vor Erlaß des Gesetzes von 1889 — mächtig gehoben, und sie schwillt noch immer an; in Preußen entfielen auf 1000 Seelen der Bevölkerung 1898: 35,33, 1899: 38,74, 1900: 42,27 Genossen.

Im ganzen ist nun diese Bewegung, ihrer innersten Natur nach, an erster Stelle den mittleren landwirtschaftlichen Ständen zu gute gekommen. Viel weniger haben von ihr die städtischen mittleren Kreise, die Detailhändler und die Handwerker, gewonnen; denn selbst in den Kreisen der Handwerker und sogar innerhalb der speziell für sie bestimmten Kreditvereine Schulze-Delitzschs ergab sich, daß der handwerkliche Individualismus zu fortgeschritten war, um sich genossenschaftlicher Formen erfolgreich zu bedienen: im Mitgliederbestande der Schulze-Delitzschschen Kreditvereine ist der Anteil der Handwerker von dem Jahre

1871 bis 1894 von 36,8% auf 26,3% herabgegangen. Noch viel weniger haben natürlich in Handwerkerkreisen die Betriebsgenossenschaften Fuß gefaßt, obwohl deren Idee gerade aus ihnen hervorgegangen ist; in ihrer ausgeprägtesten Form, der der Produktivgenossenschaft, bestanden sie um die Wende des Jahrhunderts nur noch in zweieinhalbhundert Exemplaren und gehörten anscheinend vielfach nicht einmal dem eigentlichen Handwerk an: waren zum Beispiel Buchdruckereien, Brennereien, Tabakfabriken.

Dieser Entwicklung entspricht es denn, wenn, bei ziemlich gleichmäßiger Verbreitung, die Genossenschaften doch am besten da emporgeblüht sind, wo ein freies Bauerntum auf kleinerem und mittlerem ererbtem Eigen saß. An solchen Stellen haben sich vor allem auch zahlreichere Betriebsgenossenschaften, Molkereigenossenschaften, Winzervereine, Obstverwertungsvereine, Ackerbau- und Meliorationsgenossenschaften gebildet. Nur sehr wenig ist dagegen die ganze Bewegung dem vierten Stande zustatten gekommen, wie sie denn ja teilweis von vornherein auf den späteren kleinen Unternehmerstand, einen Stand also der Arbeitgeber, berechnet war. Höchstens in den Kreditgenossenschaften hat man ab und zu einen Arbeiter willkommen heißen können; und auf dem Gebiete der Betriebsgenossenschaften ist dem Arbeiter wohl gelegentlich durch das System der Gewinnbeteiligung an dem Unternehmen, dem er angehört, ein klein wenig etwas wie eine genossenschaftliche Stellung gewährt worden: doch ist das System der Gewinnbeteiligung in Deutschland wenig verbreitet.

2. Wir haben bisher genossenschaftliche Bildungen verfolgt, deren Absicht auf die Sozialisierung der Praxis der freien Unternehmung hinauslief. Man könnte ihre Aufgabe auch noch anders bezeichnen. Die ihnen Angehörigen gehen nur gezwungen auf den Geist der freien Unternehmung ein; sie sind ursprünglich in der Welt eines ganz anderen Wirtschaftslebens groß geworden. Die Genossenschaftsform erfüllt für sie nur die Aufgabe, ihnen den Übergang zu einer ganz neuen, ihnen zunächst nicht eigenen Art des Wirtschaftslebens zu er-

leichtern. Insofern ist sie eine Liquidationsform nunmehr veralteten Wirtschaftslebens.

Gegenüber genossenschaftlichen Bildungen dieser Art erheben sich nun aber auch ganz andere, die von vornherein dem neuen Wirtschaftsleben als dessen berechtigte Folgeerscheinungen angehören: legitime Sprossen sozusagen und doch, wie wir bald sehen werden, schlimmste Feinde der freien Unternehmung: die Gewerkvereine des vierten Standes und die Kartelle der Unternehmer.

Gewerkvereine und Kartelle sind Verkörperungen des genossenschaftlichen Bedürfnisses der spezifischen, der neuen Stände der Unternehmung. Wie kommen diese Stände nun zu genossenschaftlichen Bedürfnissen, — Bedürfnissen, welche ihrem Entstehungsprinzip, dem Grundsatze des freien Wettbewerbs, direkt entgegenstehen, Bedürfnissen, die ganz bewußt in der Richtung auf irgend eine Gebundenheit der Unternehmung hin geltend gemacht werden?

Das Prinzip der freien Konkurrenz, logisch der volle Gegensatz zu jeder Art monopolistisch oder sonst irgendwie gebundener Wirtschaftsform, steht den Grundsätzen einer solchen Bildung — und also auch der gebundenen Unternehmung — entwicklungsgeschichtlich doch nur polar gegenüber und geht zu ihnen im Verlaufe jeder Entwicklung des freien Wettbewerbes allmählich über. Inwiefern dies im Verlauf des Wirtschaftszeitalters der Unternehmung der Fall war und ist, das läßt sich an bestimmten Entwicklungstendenzen der Gegenwart genau verfolgen.

Zunächst besteht beim Arbeiter des vierten Standes von vornherein die Neigung, den Grundsatz der freien Konkurrenz, soweit er es ist, der an ihm teilhat, einzuengen, zu „binden". Der Arbeiter hat nur einen Faktor wirtschaftlichen Daseins zur Verfügung, hat nur eine Ware zu verkaufen, die Arbeit; und an dieser Ware — wenn man sie eben darum noch Ware nennen darf — klebt seine ganze Person, sein Schicksal, seine Zukunft nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern in jeder Hinsicht. Unter diesen Umständen muß es ihm, zur Sicherung und dauerhaften Ausgestaltung seiner heiligsten Interessen, darauf an-

kommen, den Verkauf dieser Ware nicht bloß möglichst teuer vorzunehmen, sondern vor allem auch zu regeln. Indem aber so sein Drang nach guter und sicherer Existenz sich mit dem Ausbau der Unternehmung, der er angehört, aufs innigste verquickt, tritt er dem noch heute geltenden Prinzip dieser Unternehmung, der zügellosen Freiheit im Wettbewerb beim Absatze der Produkte, durchaus entgegen. Denn diese Freiheit hat zur Voraussetzung, daß die Arbeit des vierten Standes eben nur als Ware, wie jede andere Ware, behandelt und darum, je nach Lage ihres Angebotes und nach Lage des Absatzes der Unternehmungsprodukte, in ihrem Preise bald erhöht und bald vermindert, bald gefragt und bald beiseite gelassen werde.

Aber auch in dem herrschenden Stande der freien Unternehmung, bei den Unternehmern selbst, stellte sich im Laufe der Zeit das Bedürfnis einer Bindung des freien Wettbewerbes ein. Das freie Unternehmen, durch das in ihm angelegte Kapital ebenso vorwärtsgetrieben wie durch seine eigenste wirtschaftlich-seelische Konstruktion, mußte auf Massenerzeugung und demgemäß auf Massenabsatz sehen. Und dies um so mehr, je stärker beim Fortschreiten des Unternehmungszeitalters die Arbeitsteilung ward, je mehr also in einem Unternehmen nur eine begrenzte Anzahl verschiedener Arten von Artikeln erzeugt wurde. Wie aber diesen Massenabsatz garantieren? Er wies hinaus über den lokalen, den nationalen Markt, über das Wirtschaftsgebiet, das man allenfalls übersah, auf das man sich einrichten konnte, so wie etwa innerhalb der mittelalterlichen Stadtwirtschaft oder der Territorialwirtschaft noch des 16. bis 18. Jahrhunderts die Absatzmöglichkeiten im allgemeinen bekannt und darum reguliert gewesen waren und zu gebundenen Wirtschaftsformen geführt hatten. Er wies um so mehr in alle Welt, als jetzt Eisenbahnen und Telegraphen und Schiffsverbindungen in ganz anderer Weise als je zuvor gestatteten, diese ganze Welt zu besenden. Übersah nun aber der einzelne Unternehmer noch die Absatzmöglichkeiten dieses ganzen ungeheuren Gebietes? Keineswegs. Und so produzierte er

vielfach, vermöge der dem freien Unternehmen eigenen Impulsivität wie infolge ungenügender Kenntnis der Absatzmöglichkeiten, halb blind darauf los, bald mit besonders gutem, bald mit besonders schlechtem Erfolge: Hochkonjunkturen und Krisen jagten sich in hastendem Erwerb und trostlosem Verzichten, und der Beruf wurde teilweis zum Glücksspiel. Da war denn der Unternehmer ungefähr bei den gleichen Empfindungen angelangt wie der Arbeiter: gewiß wollte auch er hohe Preise für seine Ware, vor allem aber ersehnte er Ruhe und Regelmäßigkeit des Absatzes. Und er lebte der Hoffnung, daß eine Assoziation mit gleichgesinnten Unternehmern gleicher Produktion ihm diese verschaffen werde: denn eine Gemeinschaft kann die Absatzbedingungen ganz anders übersehen, da sie die Konkurrenz unter ihren Mitgliedern hemmt oder ausschließt. Aber freilich: je mehr eine solche Assoziation den Absatz beherrscht, um so mehr unterbindet sie auch die zügellose Werbekraft des Kapitals und die psychischen Voraussetzungen der freien Unternehmung: um schließlich von deren Gebieten hinüber in Bereiche einer neuen, entwicklungspsychologisch mindestens zunächst noch höher stehenden Gebundenheit zu führen.

Es ist schon angedeutet und erklärt sich aus den soeben besprochenen Motiven des Übergangs von der Freiheit der Unternehmung zu deren Gebundenheit, daß sich der Assoziationsdrang der Arbeitnehmer früher entwickelt hat als der der Arbeitgeber. Die Arbeitgeber mußten erst die Erfahrungen einer vollentwickelten, immer unerträglicher werdenden Konkurrenz hinter sich haben, ehe sie — von vereinzelten früheren Beispielen abgesehen — zur Assoziierung schritten; für die Arbeitnehmer erschien diese fast von vornherein als Bedingung des neuen Daseins, als Sauerstoff gleichsam des Wirkens in der Unternehmung an untergeordneter Stelle. So versteht es sich auch, daß der Gedanke des Gewerkvereins, der Arbeiterassoziation, überall, wo es freie Unternehmen gab, ziemlich gleichmäßig, wenn auch auf germanischem Boden besonders stark, aufgetaucht ist: in England, in Frankreich, in Deutschland; und daß er auf deutschem Boden sich wiederum an den verschiedensten

Stätten fast zugleich Bahn brach und die abweichendsten Färbungen politischer und kirchlicher Natur annehmen konnte und annahm: so daß die Gesamtbewegung, bei aller Einheit der Grundtendenz, doch schließlich in sehr mannigfaltigen Ausbildungen verlaufen ist, freilich mit einer namentlich neuerdings immer stärker hervortretenden Neigung zu gemeinsamer Fühlung und Stellungnahme.

Die ältesten deutschen Gewerkvereine sind der von Fritzsche begründete Tabakarbeiterverein und der Verband der deutschen Buchdrucker; sie stammen aus den Jahren 1865 und 1866.

Einen starken Anstoß zur weiteren Begründung von Gewerkvereinen gab dann die Kenntnis der viel stärker entwickelten englischen Trade-Unions, welche Max Hirsch auf Grund der Erfahrungen einer englischen Reise im Jahre 1868 den deutschen Kreisen vermittelte. Damit kam es aber auch alsbald zu einer Scheidung in der assoziativen Bewegung. Während Hirsch, begeistert von seinen englischen Erfahrungen, aber, soweit die Angelegenheit politische Färbung hatte, im Sinne etwa der Fortschrittspartei, der er angehörte, Gewerkvereine zu gründen suchte, nahm sich anderseits von Schweitzer, der Nachfolger Lassalles im Präsidium des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins", der Idee an: und so entstanden ziemlich gleichzeitig die Hirsch-Dunckerschen linksliberalen Gewerkvereine und die zunächst völlig sozialdemokratischen Gewerkschaften. Damit kam es aber auch auf lange Zeit zu gewissen Unterschieden in der Auffassung des Assoziationsprinzipes: die Gewerkvereine gingen mehr von der Annahme einer natürlichen Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus und suchten diese auf gütlichem Wege, durch Schiedsgerichte etwa und Einigungsämter, zu sichern; die Gewerkschaften lebten mehr dem Gewinn einer würdigen Stellung der Arbeiter durch Kampf mit den Arbeitgebern und pflegten daher als ultima ratio plebis den Ausstand.

Von diesen beiden ältesten Arten blühten nun anfangs die Gewerkvereine ziemlich rasch empor; nach einjährigem Bestehen gab es Ende 1869 deren schon an 258 Orten mit etwa 30000

Mitgliedern. Darauf kamen freilich Zeiten des Verfalls; Ende 1878 bestanden zwar noch 365 Ortsvereine, aber sie hatten nur 16500 Mitglieder. In den achtziger Jahren, im Zusammenhang mit der Sozialgesetzgebung des Reiches, trat dann eine neue Periode des Aufschwunges ein, in der sich bis Ende 1901 die Zahl der Mitglieder auf etwa 97000 gesteigert hat.

Weit wechselvoller war das Schicksal der sozialistischen Gewerkschaften. Der Anfang war glänzend; auf dem Kongresse des Jahres 1868, der Gründungsversammlung, waren 142000 Arbeiter in 110 Orten durch 206 Delegierte vertreten. Aber schon auf der Delegiertenversammlung vom Jahre 1869 mußte eingestanden werden, daß nur noch 35000 Mitglieder am Verbande festhielten, und 1874 war die erste, von Schweitzer angeregte Bewegung gescheitert. Darauf kamen zwar Jahre einer politischen Konsolidation der sozialdemokratischen Bewegung, die auch den Gewerkschaften hätte zu gute kommen müssen, aber es waren zugleich die Zeiten des Sozialistengesetzes (1878 ff.), und diesem fiel auch das Gewerkvereinswesen — und nicht bloß das der Sozialdemokratie — vielfach zum Opfer. Zwar wurden, nach einem ersten fast völligen Zusammenbruch, seit den achtziger Jahren hier und da neue Organisationen in Anfängen begründet, und sie erhielten sich auch, trotzdem ein Erlaß der preußischen Regierung vom April 1886 es fertig brachte, den Ausstand, das Hauptkampfmittel der Gewerkschaften, unter die in dem Sozialistengesetze bedrohten revolutionären Bestrebungen zu rechnen. Zu voller Blüte kam indes das sozialistische Gewerkschaftswesen erst nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes (Oktober 1890). Nun wurde als inzwischen gut weiterentwickelte Zentralinstanz die „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" zu Hamburg ins Leben gerufen und im Jahre 1892 ein neuer erster Gewerkschaftskongreß zu Halberstadt abgehalten, auf dem 208 Abgeordnete als Vertreter von 306000 Mitgliedern anwesend waren. Seitdem haben Gewerkschaftskongresse 1896 zu Berlin, 1899 zu Frankfurt und 1902 zu Stuttgart stattgefunden; und die Zahl der Mitglieder betrug gegen Ende des Jahres 1901 etwa 687000. Im

übrigen war das letzte Jahrzehnt vornehmlich von Erörterungen über die Stellung der Gewerkschaften zu der politischen Sozial-demokratie erfüllt, mit dem Ergebnis, daß die Gewerkschaften jetzt, obgleich ihre Mitglieder vornehmlich der sozialdemokratischen Partei angehören, doch selbständig neben dieser stehen; sie „wollen hinsichtlich der politischen und religiösen Überzeugungen keinerlei Zwang ausüben und heißen konservative, freisinnige, ultramontane, protestantische und atheistische Mitglieder in ihren Reihen willkommen“.

Inzwischen aber waren auch noch andere Assoziationen als die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die sozialistischen Gewerkschaften entstanden, so vor allem die christlich-sozialen oder christlichen Gewerkvereine, in denen sich vielfach weniger eine positiv-christliche als eine antisozialdemokratische Richtung aus-zuprägen suchte. Von ihnen ist die älteste, wenn man von dem neuerdings durchgeführten teilweise gewerkschaftlichen Aus-bau früher wesentlich nur religiöser christlicher Arbeitervereine absieht, der „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund“ vom Jahre 1894, der sich in-zwischen in den „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter Deutsch-lands“ verwandelt hat; weiter gehören hierher die zahlreichen gewerkschaftlichen Vereinigungen der deutschen Eisenbahnarbeiter und endlich eine Anzahl von Textilarbeiterverbänden, als deren bedeutendster der 1898 gegründete „Niederrheinische Verband christlicher Textilarbeiter“ gelten kann, u. a. m. Die Zahl der in diesen christlichen Gewerkschaften vereinten Mitglieder belief sich im Jahre 1900 auf etwa 160000.

Neben den bisher erwähnten großen Assoziationen, deren jede sich wieder in einem Gesamtverband zentralisiert hat, gibt es aber noch eine Fülle anderer gewerkschaftlicher Vereinigungen von Arbeitern oder von Ständen, die den Arbeiterinteressen analoge Interessen aufweisen, so namentlich von untergeordneten Kopfarbeitern: Post- und Telegraphenunterbeamten, Eisenbahn-beamten, Verkehrsbeamten überhaupt, Handlungsgehilfen, Werk-meistern u. s. w. Rechnet man sie alle mit ein, so mag die Zahl der irgendwie gewerkvereinlich organisierten Personen

gannen: so stehen z. B. die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in engem Zusammenhang mit der „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung".

Im ganzen lebt heute in den verschiedenen Arten der Gewerkvereine eine Kraft und auch schon eine Vielseitigkeit des Tuns und der Interessen, die zu der Hoffnung auf noch weitere bedeutsame Fortschritte berechtigt. Dabei sind einzelne der Vereine, wie z. B. der vielleicht vollendetste von allen, der der Buchdrucker, schon zu einer Sicherheit in der Behandlung ihrer großen wie kleinen Angelegenheiten gelangt, welche zeigt, daß selbst dann eine Entwicklung in immer ruhigere Bahnen erwartet werden kann, wenn es zu einer stärkeren Verschmelzung der verschiedenen Gruppen und dadurch zu einer weit größeren sozialen Machtstellung der Gesamtheit kommen sollte als bisher.

Gegenüber dieser schon ziemlich ausgesprochenen Stufe einer Entfaltung der Arbeiterkoalitionen bieten die Koalitionen der Unternehmer einstweilen noch ein überaus verworrenes Bild: ein so verworrenes, daß es kaum möglich ist, über dies Chaos in kurzem zu berichten, ohne nicht selbst wichtigen Tatsachen Gewalt anzutun.

Freilich: daß größere Unternehmungen nur auf der Grundlage einer Assoziation wenigstens des Kapitals verschiedener Personen bei beschränkter Haftbarkeit durchgeführt werden können, das hatte man schon sehr früh begriffen: daher die Summe primitiver Formen der Aktiengesellschaft schon seit Ausgang des Mittelalters und daher auch völlig klare in diesem Sinne lautende Aussprüche der Praktiker, wie z. B. Savarys in seinem Parfait négociant (1675): il est très difficile de faire le commerce en gros sans joindre plusieurs forces ensemble[1]. Einen wirklichen Aufschwung im modernen Sinne haben die Aktiengesellschaften trotzdem, nachdem man im 17. und 18. Jahrhundert mit ihnen vielfach schlechte Erfahrungen gemacht hatte, erst im 19. Jahrhundert genommen.

[1] Zitiert bei Sombart Bd. 1, S. 377.

Und auch in dieser Zeit sind sie wiederum ihrer ganz überwiegenden Zahl nach Kinder der jüngsten Entwicklung. In dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts ist ihre Zahl in Deutschland nur bis auf 102 gekommen; von 1850 bis 1870 stiegen sie dann, nach Begründung ihres modernen Rechtszustandes im Anfang der sechziger Jahre, auf 295. Accentuiert aber wurde die Entwicklung innerhalb des Reiches erst nach 1870; vom Jahre 1871 bis 1874 wurden allein 562 neue Gesellschaften begründet. Und seitdem hat die weitere Entwicklung nicht nachgelassen, wenngleich sie nicht in dem gleichen reißenden Zeitmaße fortschritt. Indes in dem Zusammenhange, der uns hier beschäftigt, handelte es sich gar nicht an erster Stelle um eine Assoziation bloß (und das heißt zugleich Akkumulation) von Kapitalien, sondern vielmehr um eine Vergesellschaftung der hinter ihnen stehenden Kräfte lebendiger Unternehmung. Und da traten nun sehr verschiedene assoziative Formen auf, von denen vielleicht die folgenden unterschieden werden können.

Zunächst der einfache Ring (Corner), der darauf hinausläuft, daß Kaufleute sich zeitweis in den Besitz des alleinigen Absatzes einer Ware setzen und deren Preis nun monopolistisch erhöhen.

Ferner der Trust, der darauf beruht, daß Unternehmer sich in die alleinige Herrschaft über die Produktion eines bestimmten Gutes — und damit auch über seinen Absatz — setzen und nun wiederum deren Preis monopolistisch steigern.

Versteht man unter Ring und Trust die geschilderten Erscheinungen, so ist klar, daß der Ring schon einer niedrigeren Entwicklungsstufe — der des bloßen Handels — angehören konnte, während der Trust erst dem Zeitalter der Unternehmung eigen ist; für beide ist zudem die außerordentliche Energie monopolistischer Durchbildung charakteristisch. Demgemäß kommen beide Formen nur in Zeiten eines extremen wirtschaftlichen Individualismus vor, und zwar, soweit die deutsche Geschichte in Betracht kommt, die erste am frühesten in dem ausgebildeten Handelsleben vor und nach 1500, die zweite aber, und neben ihr

auch wieder die erste, nicht vor dem Zeitalter der vollendeten freien Unternehmung. Übrigens ist das klassische Land des Trusts der Gegenwart nicht Deutschland, sondern die Union. Was hier der Petroleumring bedeutet, ist jedermann bekannt; und es sind die Namen von amerikanischen Trustbildnern, die eines Carnegie, Rockefeller oder Morgan, die heute durch die Welt mit etwa den Empfindungen genannt werden, welche man etwa vier Jahrhunderte früher den Namen der Hochstetter oder Fugger entgegenbrachte. Schon im Jahre 1899 klagte in dieser Hinsicht eine amerikanische Zeitung so beweglich wie nur ein Pamphlet der Reformationszeit: „Alles, was wir gebrauchen, alles, was wir essen, die Einrichtung unserer Häuser, fast sogar die Luft, die wir atmen, wird durch eine monopolistische Anhäufung von Kapital beherrscht. Jeder Tag bringt einen neuen Trust, und die heute vorhandenen Vereinigungen gebieten bereits über 3000 Millionen Dollar Kapital." Seitdem hat die Trustbewegung in den Vereinigten Staaten noch erhebliche Fortschritte gemacht, wenn sie auch auf Heller und Pfennig nicht kontrolliert werden kann; allein in den ersten Monaten des Jahres 1901 sollten Bahnen in einer Ausdehnung von 109 000 Kilometern (zweiundeinhalbmal so viel, als Deutschland überhaupt an Bahnen aufweist) mit rund 16 Milliarden Mark Anlagekapital vertrustet werden, ebenso Eisen- und Stahlwerke mit etwa 5 Milliarden Mark Anlagekapital, — 2 Milliarden nur weniger als das Anlagekapital sämtlicher deutscher Aktiengesellschaften beträgt.

Dabei darf man solche Erscheinungen nicht für vorübergehend halten. Es ist ein tiefster Zug der modernen Unternehmungswirtschaft, einen endlos anwachsenden Markt für ihre Industrieerzeugnisse zu ersehnen und mit diesem Markte — was nur auf dem Wege des Monopols dauernd möglich ist — gleichsam einen engen Bruderbund zu schließen, um aus den unsicheren Verhältnissen der Spekulation und der Krisen herauszugelangen. Wie durchaus tief er ist, ersieht man am besten an der englischen Volkswirtschaft, die ganz diesem Ziele zusteuert, obgleich sie aus besonderen, in der geographischen Lage und

in der nationalen Wirtschaftskonstellation gegebenen Gründen sich hier zu der Form der Trusts und Corners nur in geringem Grade bedienen kann.

Was die deutsche Entwicklung der jüngsten Vergangenheit betrifft, so hat sie die Ringe, die „eitel Monopolia", gegen die Bauer und Rittersmann der Reformationszeit wetterten, wenig gekannt, und ebenso ist ihr die ausgebildete Form der Truste bisher im allgemeinen fern geblieben. Beide Bildungen können in der Tat in der Luft einer Volkswirtschaft, die staatssozialistisch geschwängert ist, nicht eben besonders gedeihen: sie bedürfen einer Atmosphäre vollster Rücksichtslosigkeit des wirtschaftlichen Individualismus. Statt dessen sind auf deutschem Boden vielmehr gemäßigtere Formen der Eindämmung gegenseitigen Wettbewerbes der Unternehmer aufgetreten, die man insgesamt am besten, trotz noch sehr verschiedener Durchbildung im einzelnen, als Kartelle bezeichnen mag.

Für diese Kartelle kommt dann freilich bei dem Versuche weiterer Einteilung in Untergruppen ein verwandter Gesichtspunkt in Betracht wie der auf Ringe und Trusts angewandte: sie sind innerhalb des allgemeinen Zwecks einer Konkurrenzbegrenzung entweder bloße Absatzkartelle oder Produktionskartelle. Von ersteren wird man dann sprechen, wenn eine Anzahl von Unternehmern zu einer Vereinigung zusammentritt, deren Absicht es ist, bestimmte Preise für ihre Produkte bindend festzusetzen. Die zweiten entstehen dann, wenn eine solche Vereinigung auf Ermäßigung der Produktionskosten ausgeht, sei es, daß sie die Arbeitslöhne drückt, sei es, daß sie eine billigere Beschaffung der Roh- und Hilfsstoffe der Erzeugung durchsetzt oder durch Organisation eines mehr oder minder entwickelten Gesamtproduktionsprozesses, die bis zur Fusion der betreffenden Einzelunternehmen gehen kann, oder auch durch Einschränkung der Produktion Ersparnisse erzielt.

Kartelle, die auf diese und verwandte Weise, auch durch Kombination der verschiedenen im Bereiche der beiden Arten bestehenden Möglichkeiten entstehen können, tauchten in Deutschland in einer gewissen Anzahl seit den sechziger Jahren auf.

Im Jahre 1862 bestand schon das Kölner Weißblechkartell; 1864 wurde die deutsche Schienenvereinigung begründet; die Anfänge der deutschen Salinenkartelle reichen bis zum Jahre 1868, die des Kalisyndikats bis ins Jahr 1870 zurück. Die Bewegung nahm dann noch zu bis etwa 1874, — dann, von den Jahren des Krachs an bis etwa 1879, folgten stillere Zeiten. Eine zweite Periode begann mit dem eintretenden Schutzzollsystem der europäischen Großstaaten, gelangte aber zu stärkerer Durchbildung erst seit Mitte der achtziger Jahre. Die Zeitschrift „Industrie" zählte für das Deutsche Reich 1887: 70, 1888: 75, 1889: 106, 1890: 137 Kartelle auf [1]. Seitdem hat sich, in dem wirtschaftsgeschichtlich so ereignisreichen letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus, die Zahl der Kartelle ganz außerordentlich vermehrt [2]; und heute sind sie um so mehr eine entscheidende Macht des Wirtschaftslebens, als sie innerlich vielfach zusammenhängen und nicht selten wieder größere Verbände mit sehr verschieden abgestuften Organisationen gebildet haben.

Dabei hat sich denn auch der innere Charakter der Kartelle allmählich gewandelt. Zunächst zeigte sich, daß die Form doch vor allem eine solche der ausgesprochenen freien Unternehmung ist; ältere wirtschaftliche und soziale Lebensformen, das Handwerk und die Landwirtschaft, haben sich ihrer nur in Ausnahmefällen und mit Schwierigkeit zu bedienen gelernt. Ganz zu Hause dagegen erschienen auf diesem Gebiete sehr bald die Großindustrie und der Großverkehr, und zwar sowohl der des Transport- wie der des Bankwesens. Innerhalb dieses Bereiches aber ging man aus losen Vereinigungen schließlich zu immer festerer Zusammenfassung über; handelte es sich anfangs meist nur um Preisverabredungen, so wurde immer mehr auch die Erzeugung in den Kreis der Vertragsschließung hineinbezogen, —

[1] Bücher in den Schriften des Ver. f. Sozialpolitik Bd. 60, S. 143.

[2] Nach einer Mitteilung des Staatssekretärs Grafen Posadowsky in der Zolltarifkommission des Reichstages, am 1. Oktober 1902, hatte die Reichsverwaltung um diese Zeit durch Rundfrage bei den Bundesregierungen das Bestehen von etwa 400 Kartellen festgestellt.

und gelegentlich führte die Vereinbarung zwischen den Unternehmern nicht allzu ausgedehnter Industrieen geradezu zur Fusion. Unter diesen Umständen ergab sich dann die Kartellbildung als im allgemeinen um so leichter möglich, je mehr der Großbetrieb auf dem betreffenden Gebiete zugenommen und die Qualitätsreihe der zu erzeugenden Güter beschränkter geworden war: so daß sich Kartellbildung und weitere Fortschritte im und zum Großbetrieb gegenseitig zu stützen begannen.

Indem nun aber die Kartelle in dieser Weise an Zahl und innerer Festigkeit zunahmen, wurde die Frage immer dringlicher, was sie denn eigentlich für die gesamte Entwicklung bedeuteten. Und diese Frage wurde zu einer von öffentlicher Wichtigkeit nicht bloß infolge der überaus großen materiellen Interessen, die hinter der Kartellbildung bereits von Anbeginn standen und jetzt erst recht stehen, sondern vornehmlich auch dadurch, daß sich als ihre vielleicht sicherste Folge schon früh eine bedeutende Störung der freien Preisbildung, und das heißt eines Lebensprinzipes der Volkswirtschaft der freien Unternehmung überhaupt, ergab. Diese Störung, die zunächst allein auf dem inneren Markte beobachtet und für ihn entwickelt wurde, wuchs dann noch beträchtlich seit dem Aufkommen einer neuen Zeit der Schutzzölle. Denn nun begannen die Kartelle in der Absicht, den fremden Wettbewerb auf dem Weltmarkte zu unterbieten, unter dem Schutze der Zölle die Inlandspreise so hoch zu schrauben, daß die Einnahmen aus ihnen oft allein schon hinreichten, um die Generalkosten der Unternehmung zu decken. Und so konnte es kommen, daß z. B. das Kohlensyndikat im Jahre 1897 nicht weniger als 17 Millionen Mark für die Absatzsteigerung im Auslande auf Kosten seiner Inlandsabnehmer verwandte, daß Ende 1902 das westfälische Koksyndikat Hochofenkoks nach Österreich für 8 Mark 10 Pfennig die Tonne verkaufte, während die deutschen Werke gleichzeitig 17 Mark zahlen mußten, und daß weiterhin in der Eisenindustrie für Stabeisen und Walzdraht im Inland 125 Mark, im Ausland 100 Mark, für Träger 110 und 80 Mark, für Platinen 90 und 72 Mark, für Knüppel 95 und 74 Mark gefordert — und gezahlt wurden. Man

sieht: hier liegen Erscheinungen von öffentlichem Interesse vor, die ins Auge zu fassen der Staat nicht umhin können wird, wenn auch nicht mit so massiven — und zugleich unwirksamen — Mitteln der Bekämpfung, wie sie einzelne Staaten der nordamerikanischen Union angewandt haben, sondern eher vielleicht in der grundsätzlichen Richtung österreichischer, zunächst freilich verunglückter Versuche, die Kartelle einer eingehenden Kontrolle oberster staatlicher Verwaltungsbehörden zu unterstellen. Freilich wird man mit staatlichen Maßregeln ganz im allgemeinen zunächst sehr vorsichtig sein müssen. Denn vorläufig ist es noch recht schwer, die Wirkung der Kartelle auf die Volkswirtschaft im einzelnen mit Sicherheit festzustellen: die Anschauungen der Sachverständigen z. B. über eine so wichtige Frage wie die günstige oder ungünstige Einwirkung der Kartelle auf den Verlauf der jüngsten wirtschaftlichen Krise stehen sich noch diametral entgegen.

Vom wirtschaftlichen Standpunkte dagegen lassen sich über den Entwicklungscharakter der Kartelle immerhin schon einige Betrachtungen mit einem gewissen Grade von Berechtigung anstellen. Und da unterliegt es nun zunächst keinem Zweifel: die Kartelle beseitigen schon jetzt mit Erfolg einen gewissen Teil der Wirkung des freien Wettbewerbs; und sie würden, ihrem ganzen Wesen nach allseitig und entschieden durchgeführt, den Geist der freien Unternehmung geradezu vernichten. Damit kann in ihnen, namentlich wenn sie ihrer extrem individualistischen Richtung durch stärkere staatliche Aufsicht und Reglementierung entkleidet würden, das wirksamste Mittel gegeben sein zum Übergang in eine neue Wirtschaftsperiode, eine Periode der gebundenen Unternehmung.

Nehmen wir unter der fingierten Vorstellung einer geschlossenen Volkswirtschaft die Konsequenzen einer solchen Entwicklung als schon vollständig eingetreten an, um den Charakter des Weges zu begreifen, auf dem sich das Wirtschaftsleben der Gegenwart nach gewissen Richtungen hin zu befinden scheint, so würde sich folgendes ergeben. Die Einnahmen der Unternehmer, heute überaus schwankend, würden stetiger werden, sie

würden dem Charakter des Zinses eines Staatspapieres oder Rentenbriefes zuneigen, ja, bei völlig durchgeführter Reglementierung der Kartelle das Wesen einer Art von Gehalt annehmen können. Und dementsprechend würde die Gleichmäßigkeit der Arbeitsverwendung seitens der Unternehmer immer größer werden, — auch der Arbeiter würde daher einen immer festeren Lohn beziehen: bis dieser schließlich ebenfalls etwas vom Wesen eines Gehaltes erhalten würde. Und da gleichzeitig die einzelnen Unternehmungen ein und desselben Zweiges sich immer ähnlicher werden und die aus ihnen zu erzielenden Erträge sich stets gleichmäßiger gestalten würden, so würde ihre Verschmelzung zu noch billiger arbeitenden Riesenunternehmungen nahe liegen. Diese würden dann wohl kaum anders als staatssozialistisch zu denken sein: — und so würde auf einem früher nicht eben erwarteten Wege der sozialistische Staat herbeigekommen sein.

Daß gewisse Elemente einer solchen soeben mit konsequenter Phantasie gezeichneten Entwicklung in der Kartellbewegung mitbeschlossen liegen, läßt sich nicht leugnen. Es ist das auch von denkenden Parteimännern sozialistischer Haltung längst erkannt worden. Nach Lux z. B. sind Truste und Kartelle „nach Organisation und Produktion rein sozialistische Betriebe". Gegen eine solche schroffe Formulierung hat sich dann allerdings Borchardt ausgesprochen; ihm sind Kartelle und Truste nichts als „Versuche zu einer Organisation der Produktion auf rein kapitalistischer Basis". Allein auch nach ihm tragen sie dennoch „den Kern zur Sozialisierung der Produktion in sich".

Nun ist gewißlich nicht anzunehmen, daß sich dieser Keim zu einem beherrschenden Organe innerhalb der Entwicklung der Kartelle oder gar zur Kartellbildung an sich auswachsen werde. Dem widersprechen schon die engen Beziehungen, welche die Kartellbewegung über die nationalen Grenzen hinaus zu den ewig schwankenden, ihrem Endziel nach schwerlich schon zu erkennenden Wandlungen der Weltwirtschaft unterhält. Daß aber eine starke Richtung innerhalb der Entwicklung der Kartelle auf die Bindung der Unternehmung in irgend welchem Sinne und

damit auf ihre teilweise Sozialisierung hinweist, das kann schwerlich bestritten werden.

Und schon zeigen sich auch die ersten psychologischen Folgen dieser Wendung. Es ist kein Zufall, daß die Kartellbewegung sich im Bereich der Aktiengesellschaften besonders rasch und glatt vollzogen hat, ja daß in einzelnen Kartellen die Umwandlung der kartellierten Unternehmungen in die Form der Aktiengesellschaft gern gesehen oder gar gefordert wird. Es ist das unpersönliche Element, das in den kartellierten Unternehmungen hervortritt gegenüber dem extrem subjektiven Charakter der freien Unternehmung. Die Kartelle können allzu starke und allzu freie Unternehmerpersönlichkeiten nicht oder wenigstens nicht in irgendwie größerer Anzahl brauchen; die Individualitäten, die sich in ihnen bewegen, müssen, abgesehen von einigen führenden Köpfen, mehr — um nach beiden Seiten hin zu übertreiben — beamtlichen als freibeuterischen Charakter haben. In der gebundenen Unternehmung wird sich darum der spezifische Charakter des Subjektivismus der früheren Periode, soweit mit diesem überhaupt noch und nicht vielmehr mit einer neuen Art des Subjektivismus[1] zu rechnen ist, mehr ins Breite weiterentwickeln; weit weniger zahlreich als bisher werden sich selbstgemachte Männer emporringen; gebieten wird eine begrenztere Aristokratie von Unternehmergeschlechtern, die zumeist schon aus den Zeiten freien Wettbewerbs herstammen, ein Adel plutokratischen Charakters, und herrschen wird über ihn eine geringe Anzahl besonders begabter und wirklich zur Herrschaft geborener Männer.

Doch es ist hier nicht die Aufgabe, die Zukunft zu malen; ist der Pinsel dazu in einigen Strichen angesetzt worden, so geschah es nur, um Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart in der Vergegenwärtigung ihrer — vielleicht — möglichen Konsequenzen entschiedener zu kennzeichnen. Einstweilen aber tragen die Kartelle der vorwiegenden Absicht ihrer Gründer nach noch durchaus individualistischen Charakter, sind

---

[1] S. oben S. 409 ff.

sie Assoziationen freier Unternehmer zur Förderung der Wirtschaft in ihrem Sinne, in Erzeugung wie Absatz. Wie wenig bisher in den Kartellen ein wirklich sozialistisches Moment als wesentlich bestimmend schon durchgedrungen ist, das ist an nichts besser zu sehen als an der Stellung, die das „Publikum", der Konsument, bisher in der Politik der Kartelle einnimmt. Bei jeder klaren sozialistischen Tendenz der Kartelle müßten die Interessen des Konsumenten in diesen die wichtigste Rolle spielen, müßten vor allem sie die Produktion mitbeherrschen helfen. Davon ist aber bisher auch nicht im allergeringsten die Rede. Im Gegenteil: der Konsument ist, wie man es wohl ausgedrückt hat, der „Prügelknabe" auch noch der jüngsten wirtschaftlichen Entwicklung.

Freilich hat sich inzwischen auch der Konsument gegenüber der freien Unternehmung seiner Haut gewehrt. Aber es ist das nicht in dem Sinne geschehen, daß er, wenn auch nur etwa im Rahmen des Kartells, die freie Unternehmung überhaupt anerkannt hätte. Für ihn ist das Prinzip des modernen Wirtschaftslebens, der freie Wettbewerb, an sich verderblich, in welcher Form es auch auftreten mag. Denn es drängt ihm die Wirtschaftsgüter auf, statt seinem Bedürfnis die Initiative der wirtschaftlichen Entwicklung zu überlassen. Und so konnte es nicht Absicht des Konsumenten sein, den freien Wettbewerb und damit die freie Unternehmung, ja die Unternehmung an sich überhaupt, die ihn depossediert, zu fördern: vielmehr mußte er sie bekriegen, um, wenn er sie auch nicht vernichten konnte, so doch von ihr in begrenztem Maße eine Duldung seiner ehemals viel freieren Initiative zu erringen.

Es sind Vorgänge, die auf ein ganz anderes Gebiet hinüberführen, auf das allgemeine Gebiet grundsätzlicher Gegenwirkungen gegen die Unternehmung überhaupt.

3. Die mittleren wirtschaftlich tätigen Stände der alten sozialen Gliederung hatten sich gegenüber dem Andrängen der freien Unternehmung, soweit sie positiv reagierten, nur retten

können durch Anerkenntnis des neuen Prinzipes, aber praktische Ausgestaltung desselben in einem ihnen günstigen, genossenschaftlich-sozialen Sinne. Und sie waren zu dieser Stellung getrieben worden, weil sie, wollten sie erhalten bleiben und gedeihen, kaum ein anderes Wirtschaftsideal noch als das des Kleinunternehmers anstreben konnten. Anders war die Haltung des wirtschaftlich interessierten Publikums überhaupt, soweit es als Konsument in Betracht kam.

Zwar konnte man sich auch hier natürlich der Anerkennung des Sieges der freien Unternehmung tatsächlich nicht entziehen. Aber man suchte diesen Sieg aufzuheben, indem man die Elemente des Verbrauches und der Erzeugung so zu gestalten unternahm, daß deren neue Formierung die Verbindung, die beide in der Tätigkeit des Unternehmers eingenommen hatten, in hohem Grade veränderte, wenn nicht aufhob. Und dabei zeigte sich denn, daß das auf dem Gebiete des Verbrauches in der Tat bis zu einem gewissen Grade möglich, ja sogar rasch durchführbar war.

Dem Konsumenten war der Unternehmer von vornherein bereit als wirtschaftlicher Vormund entgegenzutreten; es war eine Haltung, die sich aus der Verbindung der Sorge für Produktion und Absatz zugleich aufs natürlichste ergab. Diese Vormundschaft gegenüber dem Konsumenten ist nun heute selbst bis auf die individuellsten und — um es kurz auszudrücken — künstlerischsten Gebiete ausgedehnt: darüber z. B., wie eine Frau sich heute kleiden „will", bestimmt nicht sie selbst mehr und auch nicht etwa die Mode im Sinne einer Schöpfung besonders dafür geeigneter Konsumentinnen, sondern vielmehr eine Mode, die auf dem Wege über Schauspielerinnen und große Kokotten von den Unternehmern gemacht wird; und ebenso leben wir zum großen Teile nicht mehr persönlichem Kunstgenuß, sondern dem Genuß, den uns Konzerte und Theater, Ausstellungen und Reisegesellschaften gegen Zahlung einer einmaligen Summe, zum großen Teile sogar gegen Zahlung eines wiederum noch besonders unpersönlichen Abonnements, zugänglich machen. Unser Genußleben ist also ein Leben im Geiste der Unternehmung, und

daher hat es auch die Formen ästhetischen Großbetriebes: fünfstündige Theaterabende, achttägige Musikfeste mit Hunderten von Aufführenden, Gemäldeausstellungen mit Tausenden von „Kunstwerken", ästhetischer Naturgenuß vom Nordkap bis zum Libanon, wenn nicht gar bis zum Nationalpark und den meerumflossenen Landschaften Japans.

Diese Vormundschaft, auf ästhetischem Gebiete jedem feineren Empfinden ein Greuel, wurde auf wirtschaftlichem insbesondere dadurch unleidlich, daß sich zwischen den Unternehmer als Lenker des Absatzes — also ersten Kaufmann — und den Konsumenten noch weitere Vermittler einschoben — zweite, dritte, vierte u. s. w. Kaufleute; die Skala kann bis zu weit mehr als einem halben Dutzend steigen. Dies war der Punkt, gegen den die Konsumenten zunächst Sturm liefen, und hier zumeist unter Zustimmung des Unternehmers: es ist ein Zusammenhang, der an anderer Stelle schon angedeutet worden ist[1].

Allein die Konsumenten gingen darüber hinaus noch weiter. Indem sie bis zum Unternehmer selbst als Produzenten vordrangen, konnten sie versuchen, seine Produktion so zu beeinflussen, wie dies der Kunde gegenüber dem Handwerksmeister früher regelmäßig tat. Und sie konnten noch unheimlichere Pläne fassen. Sie konnten sich geradezu in die Produktion einmischen, Werkstätten von sich aus begründen und in ihnen auf eigene Rechnung und ausschließlich für eigenen Gebrauch arbeiten lassen.

Natürlich aber war das alles für die Konsumenten nur viribus unitis möglich: und so bot sich ihnen von selbst die Form der Genossenschaft. Dabei mußte sich ein solches Bedürfnis da am ersten ergeben, wo viele Konsumenten von verhältnismäßig gleichartigen Bedürfnissen zusammenstanden oder auch wenige Konsumenten verwandten Charakters besonders großen Verbrauch hatten. Das war der Grund, warum die Konsumentenbewegung besonders stark beim vierten Stande,

[1] S. oben S. 338 f.

überhaupt bei den unteren, sehr gleichmäßig konsumierenden Ständen und bei den mittleren wirtschaftlichen Ständen einsetzte, insofern diese größerer Posten von Rohstoffen oder Halbfabrikaten für ihre Erzeugung bedurften; später ist sie dann auch zu den Lebenskreisen der Kopfarbeiter uniformen Bedarfes, zu Offizieren und Beamten gedrungen.

Die klassische Form dieser ganzen Bewegung aber wurde der Konsumverein; und jene Entwicklung wiederum ist am raschesten und ausgedehntesten in dem klassischen Lande frühester Entwicklung der Unternehmung, in England, verlaufen. Hier begründete ein Häuflein armer Flanellweber, die Rochdale equitable pioneers, im Jahre 1844 einen ersten Konsumverein, dessen hauptsächlichste Grundsätze sich dann in aller Welt verbreitet und immer wieder als richtig erwiesen haben: Einkauf im großen, Verkauf im kleinen nur gegen bar und zu Marktpreisen, Verteilung des Geschäftsgewinnes an die Mitglieder nach Maßgabe der Einkäufe u. s. w. Zum Abschluß gelangte das Rochdaler System in den sechziger Jahren durch Gründung von Fabriken aus Vereinsmitteln und Errichtung von Großeinkaufsstellen in Manchester und Glasgow.

In Deutschland sind die ältesten wichtigeren Formen der Konsumtionsgenossenschaft wohl die Konsumanstalten des Personals großer Fabriken, die zumeist mit Unterstützung der Fabrikherren begründet wurden; sie wirken noch heute segensreich und haben teilweis eine außerordentliche Ausdehnung erreicht. So gehörten z. B. zu der Kruppschen Konsumanstalt gegen Ende des 19. Jahrhunderts 73 Verkaufsstellen für Kolonial-, Manufaktur-, Kurz-, Schuh- und Eisenwaren, Hausgeräte, Fleisch, Brot, Kohlen, Stroh u. s. w.; ferner zwei Schlächtereien, eine Mühle, zwei Bäckereien, eine Eisfabrik, eine Tütenfabrik, zwei Schneiderwerkstätten, eine Schuhmacherwerkstatt, ein Hotel, ein Kasino, sieben Restaurationen, zwei Kaffeeschenken, eine Plättanstalt, eine Industrieschule für Erwachsene, drei Industrieschulen für schulpflichtige Kinder und eine Haushaltungsschule. Neben die Konsumanstalten traten dann aber früh freie Konsumvereine, zunächst und noch heute vornehmlich des vierten Standes, der

Fabrik- und Bergarbeiter, der Gesellen, doch auch der kleinen selbständigen Handwerker, des Unterpersonals in großen Unternehmungen u. s. w. Es sind außerordentliche Massen, die an diesen Vereinen, deren es in Deutschland im Jahre 1898 1396 gab, teilnehmen[1]; im genannten Jahre hatten 489 von den 1396 Vereinen 404000 Mitglieder und einen Verkaufserlös von 96,7 Millionen Mark. Bald aber, schon seit den achtziger Jahren, kamen auch Konsumtionsgenossenschaften solcher höherer Schichten auf, die sich durch besonders gleichmäßige Bedürfnisse und Genüsse auszeichnen, mit am frühesten der Offizierverein, aus dem sich das Warenhaus für Armee und Marine entwickelte, dann auch die zahlreichen Beamten- und Lehrervereine u. s. w. Besonders stark ist neuerdings die Bewegung der Konsumenten auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewesen, wo sich der Bedarf zum großen Teile auf die agrarische Erzeugung bezieht — künstlicher Dünger, Kraftfuttermittel, Salz, Maschinen, Saatgetreide u. dgl. —: und damit der Gedanke des Konsumvereins mit der Idee der Rohstoff- und Werkgenossenschaft verschmelzen läßt.

Überblickt man die von den Konsumenten eingeleitete Bewegung als Ganzes, so muß sie für den Kleinhandel als wichtig anerkannt werden, so wenig sich schon mit Sicherheit sagen läßt, was sie für die Zukunft bedeutet. Denn wenn man aus den bisher aufgetretenen Erscheinungen hat folgern wollen, sie sei dazu bestimmt, den Kleinzwischenhandel gänzlich beseitigen und die Produktion in dem Sinne zu reformieren, daß diese der Hauptsache nach wiederum Kundenproduktion vornehmlich für Konsumtionsgenossenschaften werde, so ist das nach Lage der heute bestehenden Verhältnisse sicherlich zu weit gegangen. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, was verstandesdürre Phantasie grade in Wirtschaftsfragen zu leisten vermag, sobald diese auf so einfache und konträre Faktoren, wie Verbrauch und Erzeugung zurückgeführt werden können. Es liegt da eine Erfahrung vor, die uns noch längere Zeit begleiten muß, wenn

[1] Die Ziffer für 1900 s. oben S. 477.

wir jetzt das Gebiet jener höchst eigentümlichen Entwicklung betreten, die auf Versuche hinauslief, neben der Konsumtion vor allem auch die Produktion der Unternehmung gerade derart umzugestalten, daß nicht bloß die freie Unternehmung, sondern die Unternehmung überhaupt im Wirtschaftsleben hinwegfiele.

Die Bewegung, die sich hier vollzog, verbarg sich lange Zeit hindurch ganz in kleinen Kreisen und im Bereiche der Kopfarbeiter. Dabei knüpfte sie im Sinne des Gegensatzes an das Denken der klassischen Nationalökonomie an, das sehr früh schon im Grunde auf nichts anderes als die Ausarbeitung eines Systems des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung hinausgelaufen war.

Dieses System ist in seinen Grundzügen bekanntlich bereits von Adam Smith aufgestellt worden. Smith, von den Kreisen der schottischen Ethiker ausgehend, predigte als praktischer Moralphilosoph die Herrschaft der drei Tugenden der Wohltätigkeit, der Gerechtigkeit und der Klugheit. Von ihnen will nun sein Wealth of nations speziell eine Theorie der wirtschaftlichen Tugend, der Klugheit, geben. Dabei wird die Klugheit fundamental darin gefunden, daß der Mensch auf die Selbstliebe seiner Genossen am besten durch den Tausch einwirke: „dadurch, daß er ihnen einen hinreichenden Anreiz einflößt, ihm zu überlassen, wessen er bedarf“. So ist es der Hang zum Tausche, der den Menschen vom Tier unterscheidet: und die Tauschwirtschaft ist die vollendete Form der menschlichen Wirtschaft. Aus dem Tausch aber ergibt sich das Prinzip der Arbeitsteilung und damit die wirtschaftliche — und auch soziale — Entwicklung und Motivierung der freien Unternehmung.

Diese Lehren, in ihrer Durchbildung bei Smith erst embryonal vorhanden, sind dann in England durch eine weitere Generation von Nationalökonomen, durch Ricardo und Malthus vornehmlich, erst recht in alle Konsequenzen hinein entwickelt und zugleich den Bedürfnissen der englischen Volkswirtschaft angepaßt worden, und noch eine zweite Generation der eng-

lischen Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, Mac Culloch, J. Stuart Mill, E. Elliot, Cairnes, blieb ihnen im allgemeinen getreu. Inzwischen waren sie längst auch nach Frankreich gelangt, wo sie, unter geringen Abwandlungen, noch länger als in England, nämlich bis in die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein blühten. Aber auch des deutschen Geistes hatten sich diese Theorieen schon früh bemächtigt: die großen Praktiker im Beginn des 19. Jahrhunderts, Hardenberg und eine etwas spätere Generation von Staatsmännern, Nebenius, Motz u. a., haben ihnen ebenso gehuldigt wie die bedeutendsten Theoretiker der zwanziger bis vierziger Jahre, Karl Heinrich Rau und Wilhelm Hermann. Und noch heute ist in der theoretischen Nationalökonomie, trotz der inzwischen entwickelten historischen und ethischen Richtung, gar manches aus dem Smithianismus erhalten geblieben, so vor allem die Vorliebe für rein logische entwicklungslose Zusammenhänge und zeitlose begriffliche Operationen, letzte Reste einer alten rationalistischen Zeit; und nur mühsam erkämpft sich das Verständnis für eine konsequente psychologische und geschichtliche Entwicklung der wirtschaftlichen Begriffe vollere Lebensluft.

Indem nun so auf lange Zeit und in Überlebseln bis zur Gegenwart eine auf den tatsächlichen Bestand und den fortschreitenden Triumph der freien Unternehmung im Wirtschaftsleben aufgebaute ökonomische Lehre als die wirtschaftliche Lehre schlechthin in Geltung war, lag es in der Natur der Dinge, daß Kopfarbeiter, denen sich das Einseitige der wirtschaftlichen Lage aufdrängte, dieser Theorie vor allem eine andere entgegenzusetzen suchten. Und indem sie hierbei vom Begriffe des Tausches rückwärts in der Richtung größerer Tiefe fortschritten zu dem Begriffe der Güterverteilung und vor allem der Produktion, sowie der Produktionsmittel als der Voraussetzung jeder Produktion der freien Unternehmung, wurden sie zu ersten, zunächst sehr phantastischen Vertretern einer gegen die Unternehmung gerichteten, wie man zu sagen pflegt, antikapitalistischen Wirtschaftslehre.

Die allgemein bei einer solchen Richtung des Denkens auftauchenden Probleme und ihre wichtigsten Lösungen lassen sich nun in aller Kürze in folgenden Sätzen umschreiben:

Erstens: Allen Richtungen des dem Smithianismus entgegengesetzten Denkens erschien es als notwendig, daß in dem bestehenden Wesen der wirtschaftlichen Produktion und vor allem der Mittel dieser Produktion, des Kapitals, des Grundes und Bodens und der sonstigen Naturkräfte, soweit sie im Eigentum der privaten freien Unternehmung wären, Änderungen einträten.

Zweitens: Diese Änderungen wurden zunächst sehr radikal gedacht: es sollte kein Sondereigentum an den Produktionsmitteln mehr geben, diese sollten vielmehr im Besitze des Staates sein und von diesem den einzelnen nach vollster Gerechtigkeit in planmäßiger Leitung zur Benutzung übergeben werden. Dabei machte sich aber für die Feststellung dessen, was vollste Gerechtigkeit sei, wieder eine doppelte Auffassung geltend.

Nämlich einmal die durchaus radikale des Kommunismus: absolute Gleichheit der Verteilung der Produktionsmittel wie des wirtschaftlichen Ertrages: also Gleichheit der Arbeit und des Genusses.

Und weiter die gemäßigtere des Sozialismus. Der Sozialismus will eine absolut gleiche Verteilung nicht: wie die Verteilung der Produktionsmittel so soll auch der Genuß des Ertrages abgestuft werden nach Begabung und Neigung: und so soll die Produktion arbeitsteilig sein, aber allerdings in ganz anderer Art als bisher und nach staatlicher Regelung. Die Folge einer solchen Änderung werde dann eine Bindung der nationalen Gesellschaft nach ganz anderen Grundsätzen sein als bisher[1].

Drittens: In späterer Zeit hat sich neben den Kommunismus und Sozialismus der moderne Staatssozialismus gestellt.

[1] Als praktisch wohl durchführbar hat ein solches System zu erweisen gesucht Schäffle in seiner Quintessenz des Sozialismus (1874).

Grundsätzlich verschieden von Kommunismus und Sozialismus ist er dadurch, daß er überhaupt keine prinzipielle Änderung will; er geht nicht darauf aus, einen einfachen bestimmten wirtschaftlichen Gedanken zu Ungunsten aller anderen einseitig zu verfolgen. Aber er eignet sich aus dem System des Sozialismus die praktische Forderung an, die schreiendsten Auswüchse auf dem Gebiete der Produktion, wie sie wesentlich mit dem jetzigen Rechtssystem der Produktionsmittel zusammenhängen, den sogenannten Kapitalismus par excellence, tunlichst einzuschränken, wenn nicht zu beseitigen.

Nun sind die Ideale des Kommunismus und Sozialismus, wie sie zunächst und auf längere Zeit — bis etwa in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein — allein auftraten, keineswegs eine einzigartige Reaktionserscheinung gegenüber dem Aufkommen der neuen Wirtschaftsform der freien Unternehmung. Im Gegenteil: sie finden sich jedesmal ein, wenn in der rechtlichen oder wirtschaftlichen Wertung der Produktionsmittel eine starke Verschiebung eintritt. So bildete sich im Bereiche der deutschen Geschichte während des 9. Jahrhunderts der Bund der Stellinga, als die Einverleibung des Grundes und Bodens in den Machtbereich des Adels — die gefährlichste Verschiebung der Produktionsmittel in naturalwirtschaftlicher Zeit — bedrohlich wurde; so hat das 14. Jahrhundert die kommunistischen Lehren der Geißelfahrer und das 15. und 16. Jahrhundert die revolutionäre Gärung der Bauern gesehen, als neben den Grund und Boden zum ersten Male stärkere Kapitalbildung trat und dadurch die bisherige Monopolstellung der landwirtschaftlichen Erzeugung und ihrer Produktionsmittel beseitigt ward.

Neu ist innerhalb der deutschen — wie im ganzen innerhalb der europäischen — Geschichte in den Zeiten der aufkommenden freien Unternehmung und der mit ihr verbundenen Art der Behandlung der Produktionsmittel nur die besondere Weise der Formulierung der sozialistischen oder kommunistischen Wünsche. In den früheren Jahrhunderten waren die Stände, die von den Umwälzungen betroffen wurden, im wesentlichen nur die proletarischen, landarbeitenden gewesen, die Stände

begrenzten geistigen Horizontes. Und so hatten sie die Grunderscheinungen der wirtschaftlichen Wandlungen, deren Wirkung sie unterlagen, nur wenig sicher durchschaut; nicht die Gütererzeugung, nur die Güterverteilung machten sie für ihr Unglück verantwortlich; und nur dumpf, unartikuliert gleichsam und von brutaler Gewalt getragen gestaltete sich darum die Theorie ihrer Gegenwirkung: in den Begriffen „Teilen“ und „dem Reichen die Kasten pochen“ erschöpfte sich ihr praktisches, in wunderlichen Phantasieen einer kommunistischen Zukunft ihr theoretisches Denken: und erst der Schluß der Bauernbewegung hat auf deutschem Boden etwas wie Programme eines klareren Sozialismus gesehen. Ganz anders in dem Zeitalter der freien Unternehmung. Jetzt waren einerseits die kopfarbeitenden Gesellschaftsschichten ganz anders entwickelt als früher; und anderseits waren sie, infolge des alle menschliche Tätigkeit umfassenden Wirtschaftsbegriffs der Unternehmung, ganz anders und weit unmittelbarer in die wirtschaftliche Bewegung hineingezogen als bisher[1]. Und so wandten nicht wenige großherzige und gerechtdenkende wie neidische und hämische Naturen aus dem Kreise der Kopfarbeiter ihr Denken der Lösung wirtschaftlicher Probleme zu. Dieses ist somit weit mehr als in jeder früheren sozialistischen Bewegung ein wesentliches Moment des modernen Sozialismus: und bald richtet es sich auf das Problem der Gütererzeugung, so abenteuerlich und von diesem Probleme noch abgewandt auch seine ersten Forderungen sein mochten.

Diese Forderungen wurden zuerst in Frankreich formuliert, im Anschluß an die Ideenwelt der großen Revolution, deren Wesentliches die Verkündigung der allgemeinen politischen und rechtlichen Gleichheit als eines obersten Prinzips des öffentlichen Daseins gewesen war. Baboeuf stand dabei noch ganz unter den Nachwirkungen Rousseaus; er wollte keine Regierung, keine Kirche, keinen Staat, keine Wissenschaft, kein Eigentum: der Mensch soll nur materieller Bedürfnisbefriedigung auf dem

---

[1] S. oben S. 263 ff.

platten Lande leben. Es ist der stärkste Ausdruck jener reaktionären Lebensauffassung, die jugendlichen sozialistischen Strömungen eigen zu sein pflegt: noch unfähig, ein Reformprogramm für die Gegenwart zu bilden, strebt man in alte Zeiten zurück, die man sich als Paradiese der Verwirklichung eigener Tendenzen vorstellt. In Deutschland ist diese Periode der Reaktion gegen den Geist der freien Unternehmung schon viel ruhiger und in gewissem Sinne vernünftiger durch ein Rückgreifen auf den Feudalismus des Mittelalters, durch Adam Müller und Karl Ludwig von Hallers „Restauration der Staatswissenschaft“ (1816 ff.) vertreten.

Baboeuf wurde 1796 hingerichtet. Seinen voreiligen und wüsten Lehren folgten in Frankreich schon feiner durchdachte und fruchtbarere Systeme des Sozialismus. Der St.-Simonismus will jedem die Genußmittel nach dem Maße der Befähigung, den Lohn nach dem Maße des Verdienstes zuführen. Die neue Welt soll beginnen mit der Aufhebung des Erbrechts und sich vollenden unter dem Regiment einer weisen Priesterschaft, der die gerechteste Regelung der Produktion obliegt. Fourier geht dann von dem in Frankreich besonders gern gehörten und gepflegten Gedanken aus, daß die Menschen, von Natur gut, im Grunde mit harmonischen wirtschaftlichen Trieben ausgestattet seien. Darum seien sie leicht in großen Genossenschaften zu gemeinschaftlicher Produktion zu vereinigen: wobei das Produktionskapital Besitz der Mitglieder sein soll zu ungleichen, aber unauslösbaren, also ideellen Anteilen. In dieser Genossenschaft erzeuge nun der einzelne, soviel ihn seine natürliche Neigung zu produzieren antreibt. Bei der Verteilung erhält dann jeder zunächst den vollen Bedarf seines Unterhalts. Der Rest aber wird unter besonders hervorragende Arbeiter und Talente, sowie unter die Genossen verteilt, die stärker mit Anteilen an den Produktionsmitteln ausgestattet sind — denn es gibt ein Erbrecht an ihnen —, und zwar nach einem Verhältnis, das durch gemeinsame Abstimmung festgestellt wird.

Wir verfolgen nicht, wie diese Lehren bei ihrem ersten Auftreten als harmlose Spielereien betrachtet und in den vor-

nehmen Zirkeln Frankreichs als Kuriositäten besprochen wurden, auch nicht, wie sie nach manchen törichten Versuchen, sie zu verwirklichen, in der Februarrevolution des Jahres 1848 praktisch und dann alsbald kommunistisch hervortraten: ihre eigentliche Wirkung haben sie, seit den vierziger Jahren, doch im Reiche der Ideen gehabt. Die späteren sozialpolitischen Theorieen Frankreichs aber hatten an Originalität nicht mehr so viel aufzuweisen; Proudhon insbesondere war nur ein blendender Phrasenmacher, so sehr er auch auf Rodbertus gewirkt hat; und schließlich hat man sich gar auf die bloße Forderung des droit au travail zurückgezogen: ein Recht, das auf germanischem Boden in den praktisch denkbaren Grenzen zu allen Zeiten anerkannt und geübt worden ist.

Ähnlich verlief die Entwicklung der sozialistischen Lehren in England. Zwar hat hier Owen, auf lange der beherrschende Geist, durchaus praktisch begonnen. Anfang des 19. Jahrhunderts Direktor einer großen Baumwollenspinnerei am Ufer des Clyde, hat er als erster die moderne Fabrikliebestätigkeit in weiten Grenzen geübt und ist damit vorbildlich nicht bloß für England geworden. Allein aus dieser praktischen Tätigkeit heraus zog er schon im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in den New views of society und in der Adresse an die auf dem Aachener Kongreß versammelten Mächte der Heiligen Allianz allgemein sozialreformatorische Folgerungen: durch bessere Erziehung und gleiche wirtschaftliche Lage soll der menschliche Charakter umgestaltet und seinem Glücke entgegengeführt werden; Gütergemeinschaft insbesondere werde die bisherigen Interessengegensätze beseitigen, die Unfreiheit der menschlichen Handlungen aufheben und an ihre Stelle das Naturgesetz der Liebe setzen. Freilich: indem Owen diese Anschauungen in öffentlicher Agitation vertrat, wurde er in seiner Heimat unpopulär; und sein Versuch, in Amerika eine Kolonie nach seinen Lebensprinzipien, die New Harmony, zu begründen, scheiterte. So blieb seine ideologische Welt einstweilen unwirksam, so stark die Folgen seines praktischen Handelns in den Bestrebungen der christlichen Philanthropen Englands, eines Lord Shaftesbury

u. a., wie in der allgemeinen englischen Fabrikliebestätigkeit fortwährten; und erst in dem Denken des nach England verschlagenen deutschen Juden Karl Marx erlebte die grundsätzliche Seite seiner Lehren teilweis die Auferstehung.

Die Deutschen haben im 19. Jahrhundert eine Entwicklung des sozialistischen Denkens durchgemacht, die von der Entwicklung der Theorieen bei den großen westeuropäischen Völkern vielfach abweicht. Bei Franzosen und Engländern erschöpft sich die abstrakt-philosophische Betrachtung der neuen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse früh; in einer schon ziemlich fortgeschrittenen tatsächlichen Entwicklung der freien Unternehmung befindlich, ergriffen sie die großen auftauchenden Probleme bald nur praktisch. Und indem dies schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts geschah, gewannen beide Völker zeitig Raum für die Entfaltung einer praktischen und bald auch historischen Wissenschaft von der Gesellschaft: so in England unter Spencer und so früh auch in Frankreich, wo man deren Anfänge unmittelbar bis in den sozialistischen Doktrinarismus zurückverfolgen kann; Comte war ein Schüler St. Simons. Und so kam es, daß sich die neue, immer wichtiger werdende Geisteswissenschaft der Soziologie vornehmlich auf englischem und französischem Boden gebildet hat und — jetzt auch unter Hinzutritt Italiens — bildet; erst ganz neuerdings beginnen die Deutschen regeren Anteil an ihr zu nehmen.

In Deutschland dagegen vermochten sozialistische Lehren, wenn sie um die Mitte des Jahrhunderts auftreten sollten, noch einen ganz anders charakterisierten Nährboden zu finden: es war der der romantischen Philosophie und des zum Realismus abgedämpften alten aufklärerischen Rationalismus. In der romantischen Philosophie hatte schon Fichte Lehren eines gänzlich abstrakten Sozialismus vorgetragen; wichtiger war, daß Hegel zum Beweise seiner Gedankendichtungen eine Dialektik durchgebildet hatte, deren blendende Formen noch lange nach der Aufdeckung ihrer logischen Fehler durch Trendelenburg fortwirkten. Der Realismus aber, der seit den dreißiger Jahren der Romantik gefolgt war unter starker Wiederbelebung alter

rationaler Elemente, versuchte noch einmal, logisch die Welt zu umspannen; daher seine gewaltigen Erfolge auf naturwissenschaftlichem Gebiete, daher aber auch seine geringe Fruchtbarkeit in den Geisteswissenschaften, deren Problemen er ebenfalls nur mit rein logischer Behandlung nahetrat. Im ganzen aber vermochten Romantik und Realismus, in einem scharfdenkenden Kopfe vereint, formal noch dahin fortzuwirken, daß eine Lösung geisteswissenschaftlicher Fragen rein logisch, und zwar in der Form dialektischer Schlüsse, versucht ward.

Inhaltlich kam zu alledem noch ein Element, das auch schon bei Hegel in philosophischer Hülle vorliegt, und das, in einigem Betracht ein Erbe schon des 18. Jahrhunderts, doch erst das Denken des 19. Jahrhunderts aufs gewaltigste befruchtet hat und noch befruchtet: das Element der Entwicklung. Und es war bis zu einem gewissen Grade geeignet, das abstrakt logische Denken grade in seiner Beziehung auf menschliche Schicksale abzuschwächen und der Wirklichkeit anzunähern: denn da, wo der Verstand absolute und unvereinbare Gegensätze sieht, pflegt eine evolutionistische Betrachtung an ihre Stelle eine völlig erklärbare Abwandlung von einem polaren Kontraste zum andern zu setzen.

In diesen Zusammenhängen liegt die Konstellation vor, aus der das Denken des größten deutschen und des mächtigsten europäischen sozialistischen Denkers des 19. Jahrhunderts überhaupt, Karl Marxens, hervorgegangen ist. Marx ist der erste gewesen, der das Unternehmerkapital klar als das bewegende Element der modernen Volkswirtschaft erfaßte; und praktisch griff er in die Entwicklung auf stärkste ein, indem er auf diese Erkenntnis hin in seinem Buche „Das Kapital" (1867—1894) eine sozialistisch-evolutionistische Lehre von den Produktionsmitteln und der Produktion vortrug. Die Hauptsätze dieser Lehre sind etwa die folgenden: Das Kapital entsteht, verzinst und mehrt sich nur durch Aufsaugung eines Teils des Arbeitsertrages, der eigentlich dem Arbeiter selbst gehört. Dieser Vorgang ist nun in der Gegenwart besonders evident und bedauerlich: die kapitalistischen Unternehmer drücken den Lohn, ja, sie lassen den

Arbeiter in Überarbeitung früh zu Grunde gehen, um ihr Kapital zu mehren. Die Folge dieses Aufsaugungsprozesses, der seit dem 18. Jahrhundert immer beschleunigter verläuft, wird sein, daß die stärkeren Kapitalisten immer mehr die schwächeren tot machen: daß sich also die Produktionsmittel und damit die Herrschaft über die Produktion in immer weniger Händen konzentrieren. Dann aber, wenn diese letzten Konsequenzen der kapitalistischen Wirtschaftsform eingetreten sein werden, wird es zum Kampfe der geknechteten Arbeiter gegen die Unternehmer kommen: diejenigen, welche bisher die anderen expropriiert haben, werden nun selbst expropriiert werden, die Produktionsmittel werden an die Gesamtheit übergehen, und eine kommunistische oder sozialistische Betriebsform — welcher Art diese sein wird, stellt Marx nicht genauer fest — wird eintreten.

Da aber die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, internationale, mindestens solche der europäisch-amerikanischen Kulturwelt sind, so wird auch der Kampf international sein, und wer ihn vorbereitet, hat internationale Verbindungen der Enterbten des Kapitalismus zu schaffen.

Man sieht, was diese Lehre von den früheren sozialistischen Lehren unterscheidet: sie geht nicht von sittlichen Forderungen aus und sie erstrebt nicht von ihnen her und auf sie in irgend einer Weise gestützt in bewußter Willensrichtung eine sozialistische Zukunft, sondern sie bewegt sich rein auf dem Gebiete logisch-dialektischer Betrachtung der wirtschaftlichen und speziell der jüngsten wirtschaftlichen Entwicklung, um aus ihr in rein logischen Schlüssen eine sozialistische Zukunft zu folgern. Dabei ist diese Lehre in den tiefsten geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts und auch noch der Gegenwart verankert: und darum ist sie weit davon entfernt geblieben, nur als Kuriosität aufgenommen zu werden; vielmehr hat sie alsbald nach ihrer Aufstellung geistig zu wirken begonnen und Kreise gezogen, deren Peripherie auch heute noch keineswegs voll zu ermessen ist. Und sie hat weiter, indem sie von der Kritik eines Kernpunktes des modernen Wirtschaftslebens ausging, eben diesen

Kernpunkt und nicht etwa das Wesen irgend eines Annexes oder Zubehörs bloß zur Erörterung gestellt. Darum hat sie praktisch nicht zur Entwicklung irgend welcher kleinen Reformvereine ad hoc oder zur Entfaltung irgend welcher partikularen gesellschaftlichen Bewegung geführt, sondern zur Begründung eines umfassenden politischen Glaubensbekenntnisses für die ganze Breite der wirtschaftlichen und sozialen Fragen: und hiermit zur Bildung politischer Parteien und einer großen politischen Partei vornehmlich im Lande ihres geistigen Ursprungs, in Deutschland. Endlich aber hat diese Lehre, indem sie die sozialistische Gesellschaft und den sozialistischen Staat zwar mit logischen Gründen als unweigerlich kommend zu erweisen suchte, ihn aber in den Einzelheiten seines zukünftigen Wesens auszumalen vermied, die Hoffnungen all der Tausende und Hunderttausende und Millionen entflammt, die der Beweisgrundlage trauten und, auf ihrer Basis gläubig verharrend, in phantasievoller Erregung der Zeiten harrten, die da kommen sollten. Und so ist sie recht eigentlich geschaffen gewesen zu einem Evangelium des niederen Volkes, bei dem der Affekt noch dicht neben dem Verstande wohnt, ihn nur zu häufig überragend, der Massen, die da noch immer besonders gläubig und begeisterungsfähig begabten Führern gefolgt sind, Depositare einer urzeitlichen Gabe schlechthin vertrauender Lenksamkeit.

Aber auch darüber hinaus darf man ihre Kraft nicht verkennen. Unzweifelhaft ist sie die scharfsinnigste Lösung der Frage, inwiefern auf dem Wege der Produktionsänderung das Wesen des modernen Wirtschaftslebens, der modernen Unternehmung grundsätzlich vernichtet werden könne. Und damit bietet sie nicht bloß starke, von der Wissenschaft und der Praxis längst ausgenutzte Möglichkeiten, das Wesen eben dieses Wirtschaftslebens tiefer zu erkennen: sie gibt auch zugleich indirekt Anleitung, dies Wesen da zu modeln, wo es vom Standpunkte der modernen Sittlichkeit und des modernen Staates bedenkliche Auswüchse zeigt. Es ist der Punkt, wo der Marxismus mit dem Staatssozialismus der jüngsten Vergangenheit und

der Gegenwart zusammenhängt; und wer will die positiven Anregungen voll ermessen, die in dieser Richtung von dem Radikalismus des Marxschen „Kapitales“ zu den Problemen einer in mäßigen Grenzen gehaltenen Sozialreform hinübergesponnen worden sind?

Wir haben jetzt gesehen, inwiefern sich durch die Entwicklung der freien Unternehmung Probleme der Gütererzeugung ergaben, die schließlich bis zu einem Abbau der tiefsten Gründe des nationalökonomischen Verständnisses führten und von da aus radikale Gegenlösungen zu den bestehenden Anschauungen der nationalökonomischen Wissenschaft zuließen. Und dabei stellte sich zugleich heraus, wie außerordentlich eng das Produktionsproblem denn doch wiederum mit dem Verteilungsproblem verquickt war: sehr natürlich in einem Zeitalter hoher Kultur, in dem die Gütererzeugung auf dem Grunde reichster Ersparnisse und Okkupationen einer uralten Entwicklung erfolgt, mithin in die Fragen der Erzeugung neben dem Element der Arbeit sofort der so überaus verwickelte Faktor eines in großer Stärke vorhandenen Kapitales eingreift.

Indem sich nun aber das Problem der Verteilung auf diese Weise alsbald neben dem Problem der Produktion aufdrängt, erhalten die wirtschaftlichen und sozialen Fragen in hohem Grade auch einen moralischen und politischen Charakter: denn die Frage der Verteilung ist tatsächlich eine Frage der Macht, und der Forderung nach eine Frage der Gerechtigkeit, ein Problem also ebensosehr der sittlichen wie der politischen Haltung der Gesellschaft. Es ist der Punkt, von dem her die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gegenwart ohne weiteres in die Sitten- und Verfassungsgeschichte einmündet; von dem aus, neben der autonomen Entwicklung der ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte, sich auch das Verhalten der größten sittlichen und öffentlichen Gemeinschaften, der Gemeinde und des Staates, vielfach zu entscheidender Bedeutung entwickelt.

Gewiß sind die Probleme einer gerechten Verteilung, insofern sie aus der oft recht schwierigen Lage der unteren

Schichten, so namentlich des vierten Standes, hervordrängten, auch von einzelnen hervorragenden Volksgenossen, insbesondere großen Unternehmern, beachtet und zum Anlaß in ihrer Art großartiger und entschiedener Maßregeln genommen worden; von Owen an, dem ersten großen englischen Wohltäter des vierten Standes, haben die warmherzigen Förderer der Lage der Arbeiter bis in die Gegenwart herein nicht aufgehört, und unter ihnen befinden sich so erlauchte Namen wie der Alfred Krupps, dem sich aus seinen eigenen Lebenserfahrungen heraus die Notwendigkeit besonders aufgedrängt hatte, in der Fürsorge für die Tausende seiner Arbeiter niemals nachzulassen: längst vor der staatlichen Gesetzgebung in diesen Materien waren in der Essener Gußstahlfabrik die Ziele des Krankenkassen-, Unfall- und Altersversicherungsgesetzes durch Eingreifen des Arbeitgebers ins Auge gefaßt und teilweis erreicht worden. Auch hat in der Frage der Güterverteilung die selbständige Organisation der wirtschaftlichen Stände und Klassen vornehmlich auf dem Wege der Assoziation Großes erreicht, wie wir gesehen haben, und schon konnte gelegentlich die Befürchtung ausgesprochen werden, der freie assoziative Trieb, freilich noch mehr die Wucht der staatlichen Zwangsgenossenschaften[1], könne einmal die gemeindliche Selbstverwaltung überwuchern.

Aber gleichwohl kann man sich das daneben herlaufende Eingreifen des Staates und der Gemeinde in die sozialen Probleme und namentlich in das der Verteilung und seine Unterfragen nicht leicht zu groß vorstellen: erst in ihm erreicht die Tendenz auf öffentliche und sittliche Durchbildung der freien Unternehmung und die leise Übergangsentwicklung zu den Formen eines gebundeneren Wirtschaftslebens schon jetzt einen gewissen Höhepunkt und einen vollendeteren Ausdruck. Denn erst diese Gewalten fassen in ihren Einwirkungen die verschiedenen Seiten des wirtschaftlichen und sozialen Geschehens energischer und einheitlicher zusammen: die Ausdehnung der großen und dem

[1] Über diese wird in dem Bande über Politik eingehend gehandelt werden.

öffentlichen Wesen angenäherten Wirtschaftsformen an Stelle des kleinen Privatbetriebes, von den Monopolstellungen gewaltiger Wirtschaftsgenossenschaften und Kartelle an bis zum reinen Kommunal- und Staatsbetrieb; die stetig fortschreitende Arbeitsteilung und die daraus entspringende immer stärkere Abhängigkeit der Einzelwirtschaften voneinander; das erwachende Pflichtgefühl der wirtschaftlich und sozial führenden gegenüber den besitzarmen und gesellschaftlich zurücktretenden Klassen.

Freilich kann hier nur in Andeutungen geschildert werden, was von den beiden Gewalten zunächst die Gemeinden in dieser Hinsicht getan haben. Genug, daß man heute von einem vornehmlich doch erst seit einem Menschenalter entwickelten ganzen System kommunaler Wirtschafts- und Sozialpolitik sprechen kann, nach welchem teils Erscheinungen der freien Unternehmung ins Soziale hinein gefördert und umgebildet, teils unmittelbare Eingriffe in die Auswirkung der freien Unternehmung versucht werden. Und was für eine Unsumme von Einzelerscheinungen gehört nicht schon diesem Systeme an: so, um nur eine sinnlich ins Auge fallende Reihe zu nennen, die städtischen Bauanlagen von den Wärmstuben, chemischen und hygienischen Laboratorien, Bädern, Sportplätzen, Wasserwerken, Turnhallen, Schulhäusern, Lesezimmern, Volksbibliotheken an bis hin zu den Verkaufshallen, Straßenbahnen, Beleuchtungsanlagen — und bis zu den großen Plänen öffentlich wohlgeregelter Stadtverschönerung und Stadtbebauung überhaupt!

Und noch weniger lassen sich die staatlichen Maßregeln auf diesem Gebiete mit einigen Worten erschöpfen, — schon deshalb nicht, weil das zunächst Charakteristische eben darin besteht, daß sich seit etwa einem Menschenalter das Staatsleben überhaupt mit starken sozialistischen Idealen erfüllt hat. Während die Zeit nach 1806 in Deutschland lange Jahrzehnte hindurch mehr in der Liquidation alter sozialer und wirtschaftlicher Lebensformen, ja in dem Einreißen alter Bauten noch über das Notwendige hinaus aufgegangen war, um Platz zu gewinnen für die freie Unternehmung und ein auch öffentliches Geistesleben des Subjektivismus, begann sich der Staat seit den fünf-

ziger Jahren langsam und schwach; stark und rasch seit den siebziger und achtziger mit dem Bedürfnis zu erfüllen, nun die neu entfesselten Kräfte auf politischem Wege zu kluger Selbstbeschränkung und damit geordneter Selbstherrschaft zu erziehen und den sozialen Schäden, die die bisher wenig gegängelte Bewegung zahlreich, und namentlich in den unteren Ständen gezeitigt hatte, durch positive Abhilfe entgegenzutreten. Überall wurde, namentlich auch in der letzteren, besonders augenscheinlichen Richtung, die Erörterung aufgenommen; schon Ende der fünfziger Jahre konnte man über das endlose soziale Frage- und Antwortspiel klagen, das sich bis zum Überdrusse durch die Presse hinziehe, und schließlich machte sich eine starke Vereinigung nationalökonomischer Denker, die kathedersozialistische, zum klarer bewußten Träger der neuen Bewegung. Es waren die Schönberg und Schmoller, Rößler, Gneist, Boehmert und Brentano, in etwas loserem Zusammenhange mit ihnen auch Schäffle und Wagner, die in dieser Richtung literarisch tätig wurden; ihren Anregungen verdankte der 1872 in Eisenach begründete Verein für Sozialpolitik seine Entstehung.

Man weiß, bis zu welch hohem Grade inzwischen das Programm dieser Denker in einzelnen Punkten, wie z. B. der Arbeiterversicherung, noch weit über die kühnsten Anfangsforderungen hinaus im Staatsleben verwirklicht worden ist: Schutzzölle und Währungsgesetzgebung, Arbeitsgesetzgebung und Arbeiterversicherung, Verstaatlichung und öffentliche Beaufsichtigung der Verkehrsanstalten und des Bankwesens, wachsende staatliche Tätigkeit in der Unternehmung überhaupt und tausend andere gesetzgeberische Maßregeln der letzten fünfundzwanzig Jahre lassen sich auf Strömungen der öffentlichen Meinung zurückführen, die mit dem Kathedersozialismus zusammenfielen oder ihm parallel gingen. Und diese große Bewegung, welche eine schon vorher im Anfange vorhandene staatliche Sozialgesetzgebung so reich befruchtete, ist keineswegs, wie es einige Zeit den Anschein haben konnte, im Sande verlaufen oder durch andere staatliche Interessen dauernd zurückgedrängt worden. Eben seit einigen Jahren etwa hat, nach einer Pause, eine

neue stattliche Tätigkeit in dieser Richtung begonnen; und noch bleibt die Verwirklichung großer Ideale der Zukunft überlassen.

Nun versteht sich aber, daß die Maßregeln auf diesem Gebiete zum größten Teile ihrem Kerne nach dem Gebiete einer weit gefaßten iustitia distributiva angehören: eben die Güter- und damit die Produktionsmittelverteilung ist durch sie gewissen Modifikationen, im ganzen zu Gunsten der unteren Klassen und namentlich des vierten Standes, unterworfen worden. Und geschah das zunächst unter prinzipiellem Festhalten an der Grundlage des modernen Wirtschaftslebens, der freien Unternehmung, so ist doch nicht zu verkennen, daß schließlich auch immer stärkere Motive eines Wirtschaftslebens der gebundenen Unternehmung auftauchten. Allein schon die Tatsache, daß der Staat zur Verwirklichung seiner sozialen Ziele neben den freien Assoziationen unzählige Exemplare und ganze große Reihen von Zwangsgenossenschaften schuf, ist hierfür von durchschlagender Beweiskraft. Ja unter diesen Umständen hätte sogar die staatliche Einwirkung längst in eine vollendete Zeit gebundener Unternehmung hineinführen müssen, wenn es überhaupt möglich wäre, auf tiefe soziale und wirtschaftliche Strömungen selbst mit den stärksten staatlichen Zwangsmitteln entscheidend zu wirken. Denn dies ist ein Punkt, der bei keiner auch nur flüchtigen Betrachtung der neueren Sozialgesetzgebung unerwähnt bleiben darf: gering und unbedeutend nur ist, was Menschen und selbst größte Staatsmänner bewußt vermögen gegenüber jenem elementaren und unbewußten Handeln der Massen, das sich in dem allgemeinen Verlaufe des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens zu geschichtlicher Erscheinung emporringt.

Wie sehr eben dieses Leben, die Aktion der „viel zu vielen", auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete die entscheidende ist, dafür gibt es wohl keinen besseren Beweis als die Tatsache, daß die ungeheuren Wandlungen des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens vom 18. zum 19. Jahrhundert sogar die Grundlagen des Rechtes, des wichtigsten Gebietes staatlicher Lebenserscheinungen, gänzlich verschoben haben. Noch die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts war geneigt, öffentliche Rechte

unter privatem Gesichtspunkte zu betrachten, — weit hinaus über die bekannte Erscheinung, daß die Rezeption des römischen Rechtes, die sich wesentlich auf Stoffe des Privatrechtes bezog, dazu geneigt gemacht hatte, auch solche Rechtsmaterien, die noch als öffentlich-rechtliche begriffen wurden, in den Formen des Privatrechtes zur Darstellung zu bringen. Was charakteristischer erscheint, war die Tatsache, daß man selbst die grundlegendsten Funktionen der Monarchie immer mehr von privatrechtlichem Standpunkte aus zu betrachten begann: daß sich der Absolutismus um 1700 bis 1740 in ein Landesvatertum in des Wortes verwegenster Bedeutung auflöste.

Dieser Auffassung trat dann schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vollendeter freilich erst im 19. Jahrhundert, eine ganz andere entgegen, die immer mehr geneigt war, alles Recht als im Grunde öffentliches Recht anzusehen und das subjektive Recht des Einzelnen nur deshalb als Recht zu betrachten, weil es von dem allgemeinen Rechtswillen als Recht anerkannt und geschützt wird. Es ist die Auffassung, die in Frankreich zum ersten Male von Rousseau in vollendeter Klarheit vorgetragen wurde und, in die Sprache dieser Klarheit gegossen, so unendlich auf die Zeitgenossen gewirkt hat. Und sie wurde zum Leitstern schon der letzten Phase des Absolutismus. Noch mehr aber wurde sie zur Auffassung jener Menschenalter des 19. Jahrhunderts, die, eben von ihr aus, die größten Sätze des natürlichen Rechtes der Aufklärung, die Ideale von Freiheit und Gleichheit, die allgemeinen Menschenrechte als öffentliches Recht der Verfassungen urkundlich glaubten festlegen zu müssen, der Menschenalter der frühen konstitutionellen Zeit und der Charten. Es ist, im vollendetsten Sinne, die Auffassung der Gegenwart, die jedes Recht des Einzelnen im Sinne einer staatlichen Pflichterfüllung und darum als öffentlich anzusehen geneigt ist.

Wie ist es nun zu jenem Umschwung der Rechtsauffassung gekommen? Auf welchem Wege sonst als dadurch, daß sich in der Entwicklung eines Zeitalters ungeahnten Verkehrs und freier Unternehmung die Tätigkeiten der einzelnen Volksgenossen

derart miteinander verquickten und unauflöslich verbanden, daß der Eine nicht bloß auf die Arbeit einiger, sondern unter allen Umständen aller anderen Staatsgenossen und Landsleute angewiesen war? Es ist klar, daß einer solchen Zeit die Arbeit nunmehr als staatliche und sittliche Pflicht erscheinen mußte, daß sie den Begriff gewisser unehrlicher Arbeiten verlor, dagegen den des Rechts auf Arbeit wieder schärfer hervorkehrte: daß ihr jedes Problem der Arbeit im Sinne eines Problemes öffentlichen Rechtes erschien. Bis zu welchem Grade das heute der Fall ist, beweist kaum etwas besser als die Behandlung des Arbeitsvertrages in unserer Einzelgesetzgebung seit 1870 wie in dem Bürgerlichen Gesetzbuch vom Jahre 1900: denn offenbar ist es im Verlaufe der durch diese beiden Daten umschriebenen Entwicklung das freilich noch nicht durch volles Gelingen gekrönte Bestreben, den Arbeitsvertrag aus dem Geltungsbereiche des nachgiebigen Rechtes auszusondern und überzuführen in das Herrschaftsgebiet des zwingenden Rechtes.

Das Arbeitsrecht aber: sollte das heute nicht der Kern alles Rechtes sein? Klebt an ihm nicht die Ordnung der Eigentumsfragen wie der Fragen des Vertrages überhaupt? Darum kann von diesem Punkte aus allein in Zeiten der freien Unternehmung schon eine Umgestaltung der gesamten Rechtsgrundlage in eine solche öffentlichen Rechtes ausgehen.

Indem wir uns auf dem Wege zu einer solchen Umgestaltung befinden und einen Teil der zu durchwandernden Strecke schon durchmessen haben, siegte da nicht eben mit dem steigenden Einfluß des Staates als der größten aller Genossenschaften — und schon tritt eben auch der genossenschaftliche Begriff des Staates wieder stärker hervor — der Zug zur Gebundenheit? Kein Zweifel, daß es sich auf dem soeben besprochenen Gebiete und innerhalb der Grenzen desselben so verhält: und damit zeigt es sich hier wiederum durch das Medium gewaltiger staatlicher Beziehungen hindurch: der Entwicklung der freien Unternehmung, der Zeit des freien Wettbewerbes wohnt im Innersten ein antagonistisches Element, ein Keim polaren Gegensatzes inne, ein Moment, das mächtig und um so mächtiger,

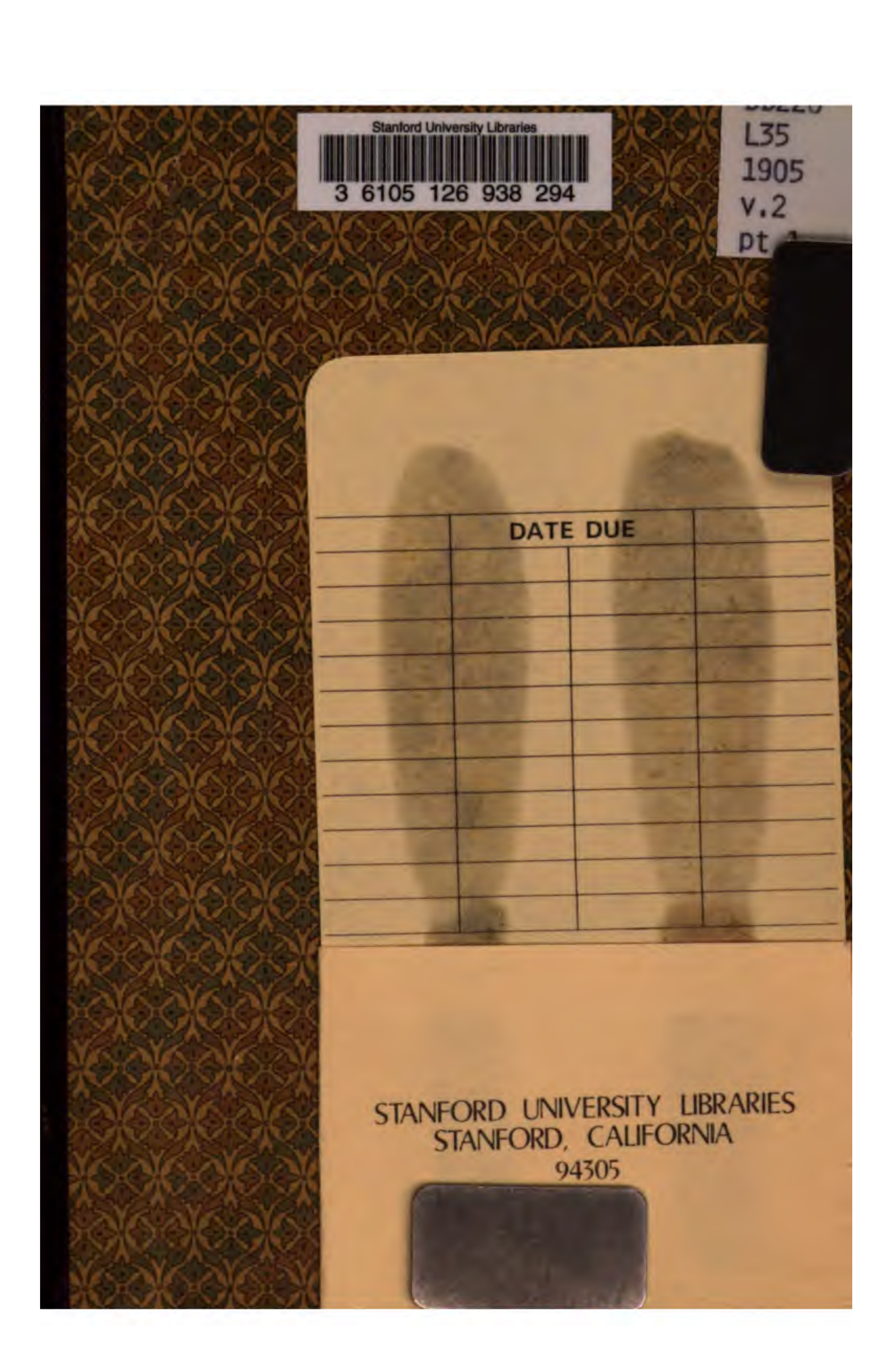
weil instinktiv, hintreibt in Zustände einer neuen, den kommenden Formen nach freilich noch nie auf deutschem und europäischem Boden erhörten Gebundenheit.

Indem aber diese Fragen auftauchen: die Fragen des Zwanges, der gegenseitigen Ineinanderordnung der nationalen Elemente in ihren allgemeinsten Beziehungen: führt die Darstellung unmittelbar zur Geschichte des modernen Staatslebens über.

---

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





Stanford University Libraries
3 6105 126 938 294
L35
1905
v.2
pt
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

